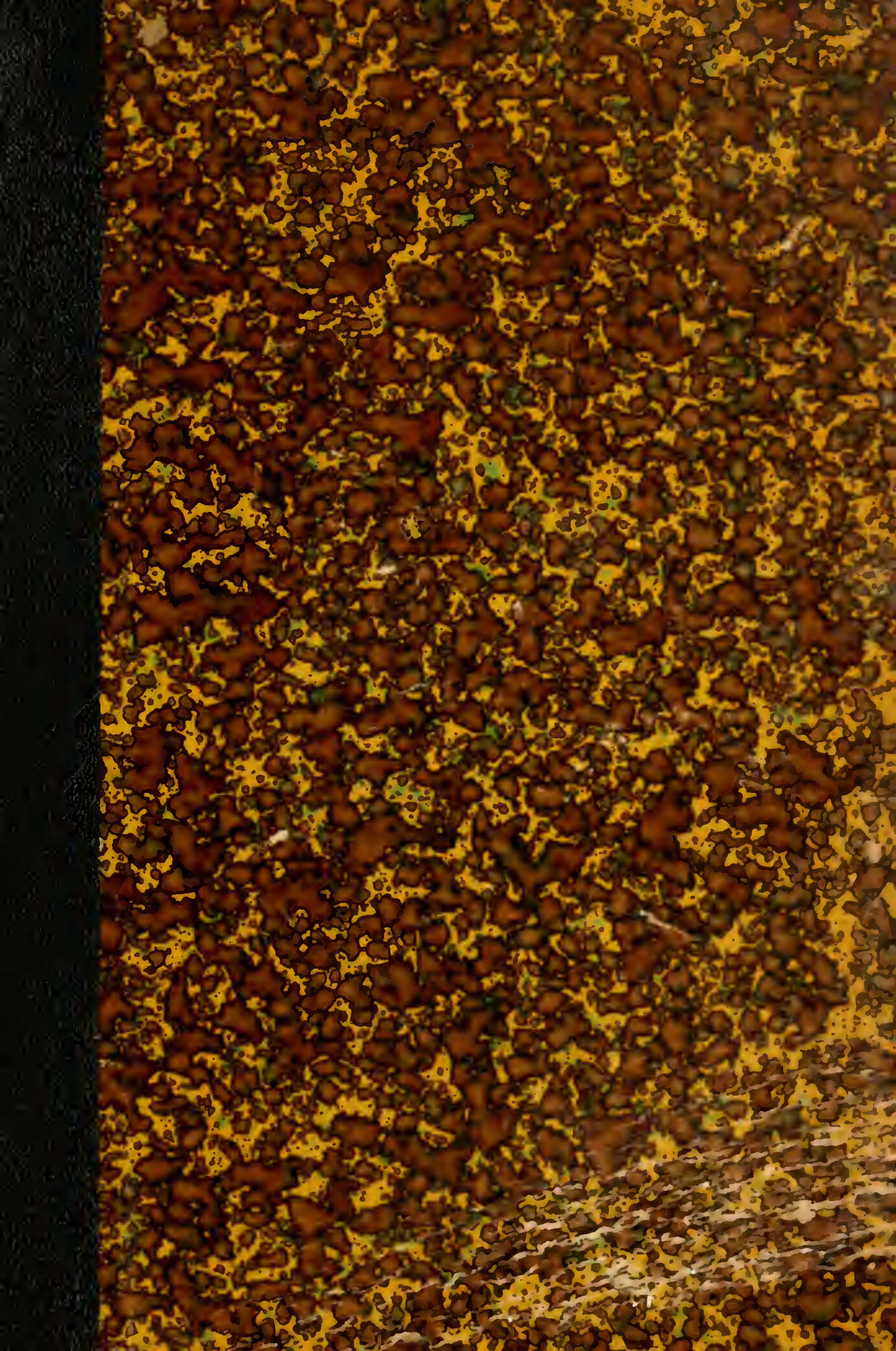
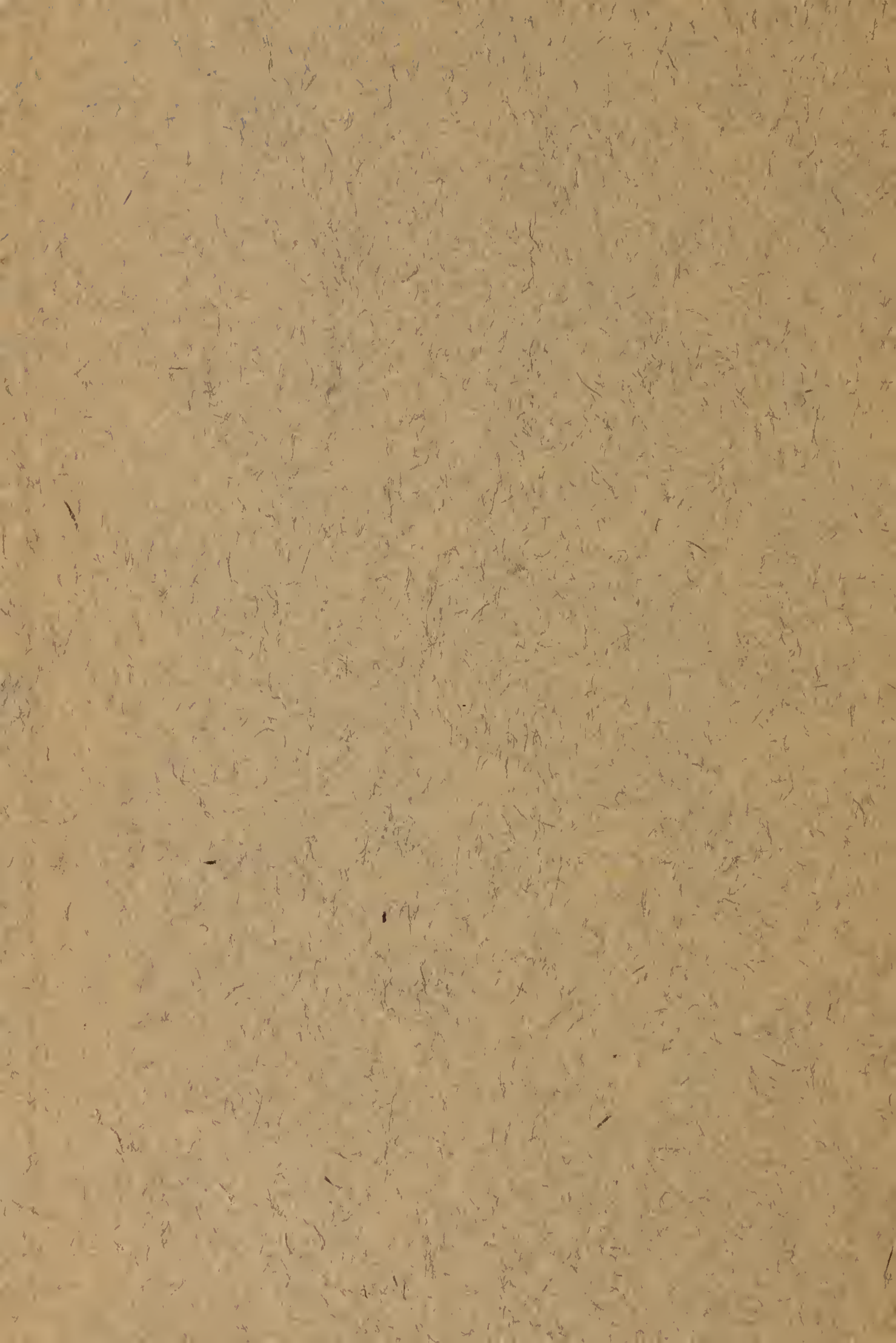
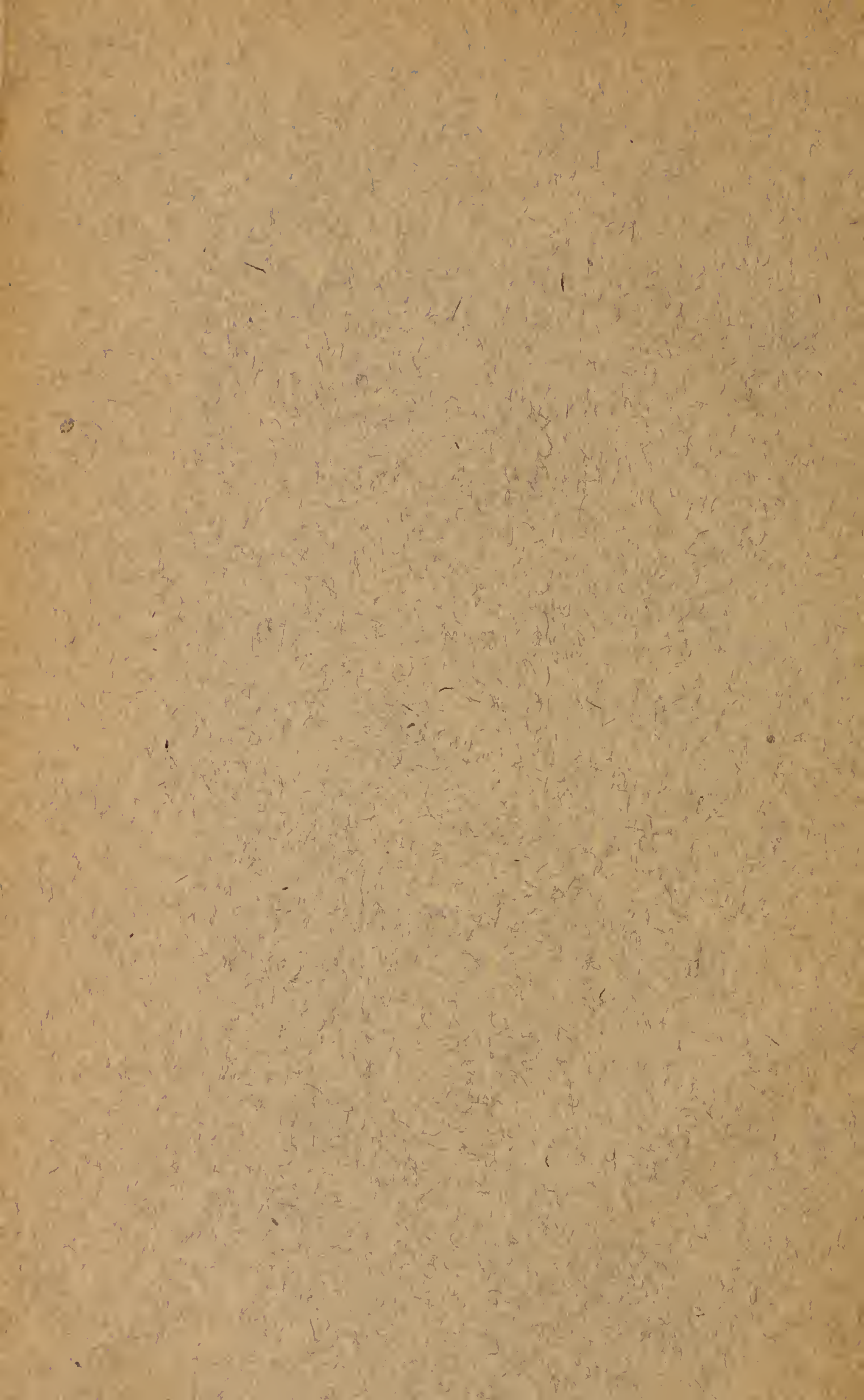
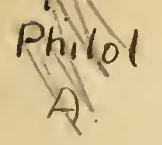










ARCHIV

FÜR DAS STUDIUM DER NEUEREN SPRACHEN UND LITERATUREN

BEGRÜNDET VON LUDWIG HERRIG

HERAUSGEGEBEN VON

ALOIS BRANDL UND OSKAR SCHULTZ-GORA



69. JAHRGANG, 133. BAND
DER NEUEN SERIE 33. BAND

BRAUNSCHWEIG UND BERLIN
DRUCK UND VERLAG VON GEORGE WESTERMANN
1915

Inhalts-Verzeichnis des 133. Bandes

der neuen Serie 33. Bandes

Beurteilungen und kurze Anzeigen

Verzeichnis der bei der Redaktion eingelaufenen Druckschriften, mit folgenden kurzen Anzeigen:

Allgemeines

Seite

Neuere Sprachen

Germanisch

Skandinavisch

Deutsch

Englisch

(Germanischer und englischer Teil von R. Röhmer.)

Französisch



Da bei der hohen Zahl der Bände, zu denen es das Archiv gebracht, die römischen Ziffern immer ungefüger werden, gehen wir jetzt zu arabischen über, wie es bereits viele, die das Archiv zitieren, von selbst getan haben.

1. Januar 1915. Verlag und Schriftleitung.

Zum Stil der Elisabethanischen Madrigale.

Das Verhältnis von Poesie und Musik bietet noch ein weites Forschungsgebiet für den Literarhistoriker bzw. Philologen, den Musikhistoriker und Ästhetiker. Es zerfällt in zwei verschiedene Zweige:

1. Wortsprache und Tonsprache, ganz allgemein in ihren wesentlichen Beziehungen und Unterschieden — Untersuchungen, die zum großen Teil psychologischer und physiologischer Natur sind.
2. Das vertonte Lied als Kunstwerk betrachtet, die Stellung des Wortes im Gesang, die Gliederung der Komposition im Vergleich zu der des Textes.

Die Beantwortung der ersten Frage bildet die Grundlage der zweiten. Sie behandelt den ursächlichen Zusammenhang der beiden, ihr gemeinsames Arbeiten mit Ton und Rhythmus. Dem heutigen Stand der Forschung nach ist dieser Zusammenhang weit loser, als man früher angenommen hatte: zwei getrennte Grunderscheinungen, das Reinmusikalische und das Sprachliche, laufen parallel, zeigen sich in ganz bestimmter Weise verwandt und sind bei ihrer Vereinigung zum Lied von großem, gegenseitigem Einfluß aufeinander. Sie gehören als Ausdrucksmittel gemeinsam einer höheren Gattung an. (Vgl. Rietsch, Deutsche Liedweise 193 f.; auch die Literatur darüber im Anhang.)

Im Kunstwerk selbst, dem vertonten Lied, sind nun beide Faktoren tätig, sie wirken aufeinander ein, aber es gibt sehr verschiedene Grade der Vorherrschaft eines der beiden Elemente. Nachdem es sich beim Lied um die Vertonung eines bestehenden Textes handelt (Unterlegung eines Textes unter vorhandene Melodien kommt hier nicht in Betracht), so kann die Frage auch so gestellt werden: Wieweit und in welcher Weise wird das Reinsprachliche vom Komponisten berücksichtigt?

Die verschiedenen Zeiten der Kunstübung haben sich hier ganz verschieden verhalten. Epochen wie die des Minnegesanges, in der der Bau des Textes so bestimmend für die Komposition war, daß wir jetzt imstande sind, nach dem Metrum die rhyth-

mische Struktur der Lieder bis ins einzelne zu rekonstruieren, wechseln mit solchen wie die der Blütezeit der Polyphonie, dem vollkommenen Untertauchen des Wortes, und der poetischen Form überhaupt, im Gewebe der Stimmen.

Selbst in der hier zu besprechenden verhältnismäßig kurzen Epoche des englischen Kunstliedes — sie umfaßt im ganzen 20 Jahre — läßt sich ein Wandel im Verhalten des Komponisten zu seinem Text feststellen. Ein noch unter dem Einfluß niederländischer Kompositionstechnik stehender WILLIAM BIRD, irgendein beliebiger Madrigalist der Blütezeit, wie WEELKES oder WILBYE, oder ein DOWLAND oder ROBERT JONES in ihren Ayres bieten die größten Verschiedenheiten. Selbstverständlich ist das nichts Äußerliches, sondern es erwächst aus dem innersten Leben und Entstehen des Kunstwerkes.

Sieht man von in dieser Hinsicht so extremen Zeiten wie die der eben genannten Blüte der Mehrstimmigkeit ab, so ist der Einfluß der Textvorlage immer ein ganz bedeutender, er kann mehr oder minder unbewußt, z. B. im Volkslied, oder auch ganz bewußt vom Musiker empfunden werden.

Dieses bewußte Angleichen an das Wort ist mit ein Charakteristikum der einzelnen Perioden — ich nenne nur die Florentiner um 1600, RICHARD WAGNER — und kann strenggenommen auf zweierlei gerichtet sein — Wahrung der Form, Illustration des Inhalts. — In der Praxis treffen diese Bestrebungen meist zusammen, es wird aber doch auf das Hervortreten einer vor der anderen hinzuweisen sein.

Das Madrigal steht an der Grenze zweier scharf getrennter Epochen der musikalischen Entwicklung. Die alte Polyphonie wird vom begleiteten Einzelgesang abgelöst; mit ihm kommt die Geltung der Dichtung, das Ringen nach individuellem Ausdruck, die Herrschaft des Wortes in der bewußtesten Anwendung. CLAUDIO MONTEVERDI kann 1606 in seiner Verteidigungsschrift ARTUSI vorwerfen, in seiner Anklage Noten ohne Text — wie den Körper ohne Seele — gebracht zu haben, und fährt fort, es sei ein Fundamentalfehler der alten Kunst, daß man den musikalischen Ausdruck den Textworten nicht habe unterordnen können. Hinfort herrsche aber der Grundsatz: Das Wort sei die Gebieterin der Harmonie, nicht die Sklavin, „l'oratione sia padrona dell'armonia e non serva“ (vgl. E. VOGELS Claudio Monteverdi. Vierteljahrsschrift für Musikwissenschaft, III. Bd., S. 337).

Das Madrigal nun durchläuft mit die ganze Skala dieser Entwicklung von ORLANDO LASSO und WILLAERT bis zu den monodischen und konzertierenden Stücken seiner Gattung aus der Mitte des 17. Jahrhunderts und seinem Übergang zur Kantate. (SCHMITZ, Sammelbände der Intern. Musikgesellschaft 1909/10.)

Es war das eigentliche Versuchsfeld für die neue Kunst, bevor sie auf der Bühne ihre glänzende Auferstehung feierte.

Die ganze Bewegung ging von Italien aus. Italien war zu dieser Zeit, wie kaum zu einer anderen, das Vorbild für das übrige Europa, und wenn nun ein knappes Bild der englischen Kunst gegeben werden soll, so muß vor allem das Abhängigkeitsverhältnis zu Italien betont werden. Dies läßt sich bis in die einzelnen Glieder verfolgen.

Die Einführung des italienischen Madrigals geschah 1588 mit NICHOLAS JOUNGES Sammlung Musica Transalpina. Fast mit einem Schlage wurde die Gattung populär. Nachahmer erstanden überall, die Zahl der in nicht viel mehr als zwei Jahrzehnten verfaßten Madrigale ist Legion. Es wurde Gesellschaftslied katexochen; man lese darüber die betreffenden Stellen in zeitgenössischen Autoren, vor allem HENRY PEACHAM, The complete gentleman 1622.

Im italienischen Madrigal herrschten von Anfang an zwei Richtungen. Die eine mit WILLAERT als Ausgangspunkt wurzelt in der niederländischen Polyphonie, die zweite ist volkstümlichen Ursprungs, sie entstammt der Frottole. Wie diese ist es Ausdruck persönlichen Empfindens — magis corde quam organo steht als Druckerzeichen auf der großen Sammlung von PETRUCCI 1508 —, und ihm verdankt es vor allem die Grundlage seiner Form. Wie der strophische Charakter der Frottole, so ist auch ihre musikalische Struktur. Die poetische Form des Gedichtes ist nachgeschaffen, den einzelnen Versen entsprechen kurze musikalische Perioden, die sich aneinanderreihen, nicht ineinander verschlingen. (RUDOLF SCHWARZ, Die Frottole-Vierteljahrsschr. f. M. II.) Damit ist trotz aller späteren Entwicklung das Wesentliche im Stil des Madrigals festgelegt. Die große Masse der Madrigale ist dadurch gekennzeichnet, nicht nur im Mutterland, sondern eben überall, wohin es verfrachtet wird. Auch in England kann nur BIRD, der als weltlicher Komponist doch nur halb zählt, zur ersten Gruppe gerechnet werden. WILBYE, WEELKES, BENNET, KIRBYE usw. usw., die besten Meister der Zeit, gehören zur zweiten und zeigen mit nur vereinzelten individuellen Zügen einen ziemlich einheitlichen Durchschnitt. Die fremde Gattung hat auf englischem Boden sehr bald eine ganz ausgesprochene nationale Färbung erhalten, und es wäre auch eine Frage, ob und wieweit sie bodenständige volkstümliche Elemente aufgenommen hat.

Zweifellos vorhanden sind diese in einer anderen Art, die neben dem Madrigal einige Jahre später aufkommt, wenn sie auch nie zu seiner Bedeutung gelangt: das Ayre. Es ist im Gegensatz zu erstgenannten erstens ein Strophenlied, zweitens homophon gehalten, natürlich mit relativer Selbständigkeit der Stimmen und mit Instrumentalbegleitung. Das erste „Book of Ayres“ von JOHN DOWLAND 1597 trägt den Untertitel: Song to the lute, orpherian or viol de gambo. Von Einzelheiten in Stil und Aufbau wird später die Rede sein.

Noch eine dritte Gattung, die dann in den Kreis der Betrachtung gehört, soll hier erwähnt werden. Es ist das eigentliche Tanzlied. In MORLEYs Plaine and easy introduction to practicall musicke 1597 heißt es darüber: „There is a kind of Ballets commonly called Fa las: the first set of that kind which I have seen was made by Gastoldi, if others have labored in the same field, I know not, but a slight kind of musick it is and as I take it devised to be danced to voices.“

Es ist wie das Ayre strophisch komponiert, die Strophe besteht aus homophoner Vertonung der Gedichtworte und einem polyphonen, oft recht umfangreichen Fa la Refrain. Die erste und bedeutendste Sammlung ist die von MORLEY selbst 1595, sie wird noch näher zu besprechen sein. Das Ballet hat in England wenig Verbreitung gefunden, außer MORLEY hat nur noch THOS. WEELKES „Ballets and Madrigals for five voices 1598“ — und JOHN HILTON „Ayres or Fa las for three voices 1627“ geschrieben.

Wie verhält es sich nun mit den Texten dieser Kompositionen? Das Interesse für diesen Zweig der Elisabethanischen Lyrik ist verhältnismäßig jung, von sehr wenigen unbedeutenden älteren Versuchen abgesehen, ist es EDWARD ARBER und besonders A. H. BULLEN, der in seinen zahlreichen Ausgaben (siehe Cambridge History of Engl. Literature IV, 466) die poetischen Schätze der Gesangbücher der Zeit ans Licht gebracht und literarhistorisch gesichtet hat.

So verschieden Madrigal und Ayre in ihrer musikalischen Struktur sind, so sind sie auch in ihren Texten.

Die der Madrigale gehören der typischen pastoralen Renaissancepoesie an.

Corydon wirbt um Phillis, klagt über ihre Unerbittlichkeit, sendet der Fernen sehnsüchtige Grüße, jubelt über ihre Rückkehr. Er ruft die Tiere des Waldes und die Vögel zu Zeugen seiner unerschütterlichen Liebe und Treue an; die Bienen, der rauschende Quell sollen ihn hören und seine Vermittler sein. Und so lebt ihm die Natur; Hyaden und Dryaden, Satyre und Nymphen tanzen ihren Reigen, necken die Sterblichen und krönen die Geliebte. Und diese arkadische Schäferlandschaft dient dem ganzen antiken Götterhimmel zum Hintergrund. Vor allem natürlich Amor und Venus, mitunter bilden aber auch Mars, Juno, Jupiter die Staffage. Von diesen antikisierenden Gedichten heben sich einige ab, die realistisch das Volksleben schildern. Will und Kate necken einander auf ihrem Wege durch die Felder, tanzen miteinander beim Volksfest unter dem Maibaum, spielen mit beim Morris-daunce- und Barley-breake-Spiel. Der kleinere Teil der Gedichte ist erzählend, das meiste monologisch gehalten (leidenschaftliche Anrufe an die Geliebte), dann kommt auch richtiger Dialog vor, wie denn das dramatische Element überhaupt einen breiten Raum in der Darstellung einnimmt.

Was nun die Form anbelangt, so gab es schon im Italienischen neben Vertonungen jeder Art von Lyrik im Madrigalstil, besonders aber auch von Teilen einzelner Strophen von Sonetten und Kanzonetten — die größte Menge liefert PETRARCA — eine besondere zur Komposition bestimmte Gattung. BEMBO definiert: „rime libere che non hanno alcuna legge o nel numero de versi o nella maniera del remargli, ma ciascuno siccome ad esso piace cosi la forma e queste universalmente sono tutte madriale chiamante.“ Sie finden sich als „vers libres“ in Frankreich. (Pg. l. BECKER, „Zur Geschichte des vers libres“, Straßburg 1588.)

Und in Deutschland kann noch 1653 KASPAR ZIEGLER in seinem Buch von den Madrigalen sagen: „diese seien eine schöne und zur Musik geeignete Art Verse, die so kein Zwang leiden können, daß sie oft einer schlechten Rede ähnlicher seien als einem poemati.“

Das gilt im großen Ganzen auch für die englischen Texte, nur kommen vertonte Sonette, Sonettenteile oder andere Arten höherer Lyrik gar nicht vor. Von der Freiheit im Strophenbau kann man sich einen Begriff machen, wenn man bedenkt, daß W. BOLLE a. a. O. in seiner Untersuchung über die Texte MORLEYS in dessen 139 Liedern aller Sammlungen 117 verschiedene Strophenarten feststellen konnte. Alle Madrigale sind einstrophig ungleichteilig. Während Reimanordnung und Satzbau häufig eine Drei- bzw. Zweiteiligkeit zulassen würden, wird dies unmöglich durch die verschiedene Länge der Verse; diese schwanken von zwei bis sieben Hebungen. BOLLE hat das für MORLEY bis ins einzelne statistisch festgelegt. So wie der Bau überhaupt, ist auch die Behandlung des Versrhythmus im besonderen, was Rhythmuswechsel, fehlende und überzählige Hebungen usw. anbelangt. Sorgfältige Behandlung zeigt nur der Reim; paarweise, gekreuzt, hier und da verschlungen, ist er es, der dem Versbau Festigkeit verleiht, die Versabschlüsse energisch abgrenzt. Reimlose Strophen, wie hier und da in den italienischen Vorlagen, kommen niemals vor, allenfalls, aber auch verhältnismäßig selten, einzelne reimlose Verse; besonders auffallende Unregelmäßigkeiten zeigen in dieser Hinsicht die Texte der „Triumphs“.

Über die Rolle, die gerade der Reim in der Gliederung der Vertonung spielt, wird noch zu sprechen sein.

Das Ballet schließt sich inhaltlich und stilistisch dem Madrigal an.

Metrisch ist es strophisch abgefaßt, in der Regel zwei-, seltener dreistrophig.

Charakteristisch sind die kurzen zwei- oder dreihebigen Verse

Sing' we and chaunt it
While love doth graunt it.

Schon durch die Nötigung der Wiederholung in der folgenden Strophe sind hier die Freiheiten auf ein gewisses Maß beschränkt.

Und fragt man endlich nach den Autoren, so muß man die ganze Gesellschaft der gebildeten Stände dafür ansehen. Wiederholt wurden die Komponisten selbst für die Verfasser ihrer Texte gehalten, wie es in Deutschland Hans Leo Hassler und Johann Hermann Schein waren. Sicher ist dies aber nur bei Thos. Campion, in dem übrigens der Dichter den Musiker weit überragt. In der Regel übergaben mehr oder weniger hochgestellte, ungenannte Gönner ihre Verse den Musikern zur Komposition (vgl. Robert Jones' Vorrede zu seinen Songs of fowr parts 1600), oder diese fanden sie selbst in der massenhaften Dilettantenpoesie der Zeit, zu der auch die vielfachen mehr oder minder freien Nachdichtungen italienischer Vorbilder zu rechnen sind, oder sie entnahmen sie oft auch schon bestehenden Liederbüchern. Die verschiedenen Vertonungen besonders beliebter Texte lassen sich durch die Sammlungen hindurch verfolgen, sogar im Verlauf einer einzigen Sammlung „Triumphs" sind zwei Texte je zweimal gebracht: No. 4, Ellis Gibbons, No. 1 und Thomas Hunt, „Hark did ye ever hear" (Gibbons setzt als Einleitungssatz „Long live fair Oriana" voraus). Morley vertont noch einmal für sich No. XXIV den Text zu Croces „Hard by a cristal fountain", das übrigens wieder Jounges Musica Transalpina von 1597 entnommen ist. Auf diese Weise werden eine große Anzahl Texte Gemeingut der Musiker; ein festliegender Vorrat, aus dem im Bedarfsfalle geschöpft wird.

Die Texte der Ayres reihen sich in Stil und Metrik an die Lyrik der höfischen Sonettisten. Sie sind wie die der Madrigale zum größten Teil anonym; aber auch die Namen, die von Zeit zu Zeit auftauchen, weisen auf diesen Kreis hin. Walter Raleigh (u. a. „My thoughts are winged with hope", in Dowland I, 3), Fulke Greville, Lord Brooke, ebd. No. 2 „Whoever thinks or hopes of Love", No. 21 „Away with these selfloving lads". In derselben Sammlung ist noch No. 18 His golden locks time has to silver turned! von George Peele, in anderen noch J. Wotton, Henry Howard, Sir Philip Sidney usw. vertreten.

Inhaltlich sind sie weit weniger naiv als die Madrigaltexte. Der Preis der leichten sinnlichen Liebe, der Schönheit der Geliebten, das tanzende Bauernpaar mit den einfachsten, ja alltäglichen Worten geschildert, sind geschwunden. Statt mit Pastoralpoesie haben wir es hier mit höfischer Kunstdichtung zu tun.

Ein einziges Mal erscheint bei Dowland noch der trauernde Schäfer in No. 8, „Kind tender lambes lament loves scant relief" (auch einmal unter dem Titel „To my flocks" abgedruckt).

Ein reflektierendes Element überwiegt. Grübelndes Sinnen über Liebe und Liebesschmerz — in einer gewählten Sprache, die in ihrer zu bewußten Anwendung von Antithesen und Gegenüberstellungen der reichlich verwendeten, weit hergeholten Bilder oft gesucht wirkt.

No. 1. DOWLAND I kennzeichnet ganz gut die Art:

Unquiet thoughts! your civil slaughter stint,
And wrap your wrongs within a pensive heart,
And you my tongue that make my mouth a mint
And stamp my thoughts to coin them words by art,
Be still! For if you ever do the like
I'll cut the string, that makes the hammer strike usw.

Einzelne im Ton einfachere gehören zu den schönsten der damaligen Lyrik. Z. B. DOWLAND I:

Come away, come sweet love
The golden morning brakes.

Die Form ist viel geschlossener und sorgfältiger als bei den Madrigaltexten. Es sind meist zwei- bis dreistrophige Gedichte, selten mehr, wie z. B. das sechsstrophige No. 17 bei DOWLAND I. Die Strophen sind verschieden gebaut, doch überwiegt die sechszeilige mit vier kreuzenden Reimzeilen und den beiden letzten paarig gereimten.

Auch die großen Differenzen in bezug auf die Länge der Verse fallen hier fort, vier bis fünf Hebungen bilden meistens die Zeile. Auch rhythmische Freiheiten finden sich nicht öfter als in der übrigen Lyrik der Zeit, die hierin viel weniger streng war als spätere Epochen.

Nachdem nun das Notwendige über den Stil der Kompositionen und ihrer Texte gesagt worden ist, sollen der eigentlichen Untersuchung noch die Vorschriften vorausgeschickt werden, die der einzige bedeutende englische Theoretiker der Zeit, MORLEY, in seinem Lehrbuch „Plaine and easy introduction" dem Kompositionsschüler über das Verhalten zu seiner Textvorlage gibt. Sie lauten im Original:[1]

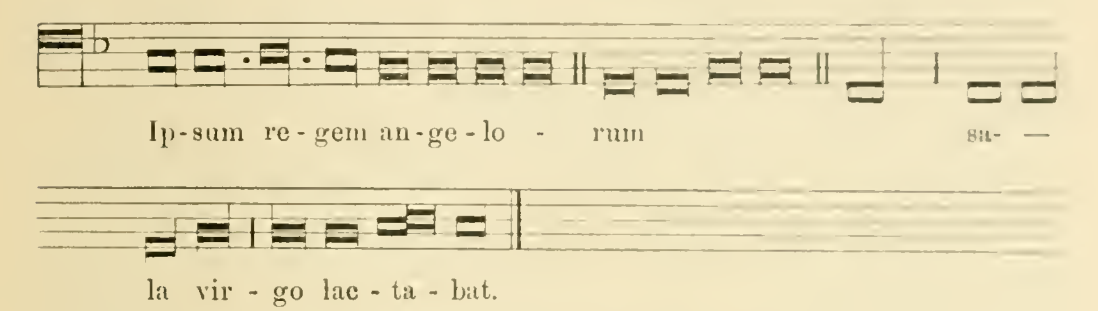
„It followeth to shew you now how to dispose your musicke according to the nature of the words which you are therein to expresse: as whatsoever matter it bee which you have in hand such a kinde of musicke must you frame to it. You must therefore, if you have a grave matter, apply a grave kinde of musicke to it, if a merry subject, you must make your musicke also merrie. For, it will bee a great absurditie to use a sad harmonie to a merrie matter or a merrie harmonie to a sad lamentable or tragicall Dittie. You must then when you would expresse any word signifying hardnesse, cruelty, bitternesse and other such like, make the harmonie like unto it, that is somewhat harsh and hard, but yet so that it offend not. Likewise when any of your words shall expresse complaint, dolor, repentence sighs, tears and such like, let your harmonie be sad and doletull, so that if you would have your musicke to signifie hardnesse, cruelty or

[1] Die Orthographie der zitierten Texte folgt hier und bei MORLEYS „Ballets" den Originalen, sonst der modernisierten Schreibung der Partiturausgaben.

other affects, you must cause the parts to proceed in their motions without the half note. That is, you cause them to proceede by whole notes, sharpe thirdes, sharpe sixes and such like (when I spake of sharpe or flat thirds and sixes you must understand that they ought to be so to the base) you may also use Cadences, bound with the fourth or seventh, wich being in long notes vill exasperate the harmonie; but when you would expresse a lamentable passion, then must you use motions proceeding by halfe notes. Flat thirds and flat sixes, which of their nature are sweet, specially being taken in the true tune and naturall aire with discretion and iudgement: but those cords so taken as I have said before are not the sole and onely cause to express those passions, but also the motions which the parts make in singing doe greatly helpe, which motions are either naturall or accidental. The naturall motions are those which are naturally made betwixt the keyes, without the mixture of any accidentall signe or cord, bee it either flat or sharpe: and these motions be more masculine, causing in the song more virilitie their those accident all cordes which are marked with these signes ♮ or ♭ which be indeede accidentall and make the song as it where more effeminate and languishing their the other motions, which make the song rude and sounding: so that those naturall motions may serve to expresse those effects, of cruelty tyrannie, bitternesse, and such others: and those accidentall motions fully expresse the passions of griefe, weeping, sighes, sorrowes, sobs and such like.

Also, if the subject be light you must cause your musick to go in motions, which carry with them a celeritie or quicknes of time as minims, crotchets and quavers, if it be lamentable the note must goe in slow and heavy motions as semibriefs, briefs and such like, and of all this you shall finde examples every where in the workes of the good musicians, there over you must have a care that when your matter signifieth ascending, high, heaven and such like you make your musick ascend; and by the contrarie where your dittie speaketh of descending lowenes, depth, hell and other such. You must make your musick descend. For as it will be thought a great absurditie to talke of heaven and point downward to the earth, so it will be counted great incongruity if a musician upon the words, he ascended into heaven should cause his musick to descend, or by the contrarie upon the descension should cause his musick to ascend we must also have a care so to applie the notes to the wordes as in singing there be no barbarisme committed: that is, that we cause no syllable, which is by nature short, be expressed by manie notes, or one long note, nor no long syllable bee expressed with a short note, but in this fault do the practicioners erre more grossely then in any other, for you shall find few songs wherein

the penult syllables of these words. Dominus angelus, gloria, filius and such like are note expressed with a long note, yea manie times with a whole dossen of notes, and so one should speak of fortie, he should not say much amisse: which is a grosse barbarisme and yet might be easily amended. We must also take heed of separating any part of a word from another by a rest, as some dunces have not slackt to do; yea one whose name is JOHANNES DUNSTAPLE (an ancient english author) hath not only devided the sentence, but in the verie middle of a word hath made two long rests thus, in a song of foure parts upon these words. Nesciens virgo mater virum.



For these be his own notes and words, which is one of the greatest absurdities which I have seen committed in the dittying of musick: but to shew you in a word the use of the rest in the dittie, you may set a crotchet or minime rest above a comma or colon, but a longer rest then that of a minime you may not make till the sentence be perfect and then at a full point you may set what number of rests you will. Also when you would expresse sighs, you may use the crotchet or minim rest at the most, but a longer then a minime rest you may not use, because it will rather seen a breath taking than a sigh, an example whereof you see in a verie good song of Stephano Venturi upon this dittie „Quel aura che spirando a l'aura mia?" For comming to the word sospire (that is sighs) he giveth it such a nature of grace by breaking the minime into a crotchet rest and a crotchet that the excellency of his iudgement in expressing and gracing his dittie doth therein manifestly appeare.

Lastly, you must not make a close (especially a full close) til the full sense of the words be perfect, so, that keeping these rules you shall have a perfect agreement and as it vere an harmonical consent betwixt the matter and the musick, and likewise you shall be perfectly understood of the auditor what you sing, which is one of the highest degrees of praise, which a musician in dittying can attain unto or wish for.

Many other petty observations there be, which of force must be left out in this place, and remitted to the discretion and good iudgement of the skilful composer . . ."

Das zeigt nur wieder, wie bewußt die Zeit ein Nachleben des Wortes in der Komposition verlangte (vgl. auch die Vorreden zu den einzelnen Sammlungen, die immer wieder den Einklang von Wort und Weise betonen, z. B. R. JONES: „My chiefest care was to hit the Note to the Word“ usw.), ein Nachleben, das bis zum äußerlichen Nachmalen in feststehenden Formeln und zur Manier führte.

Die Werke, die ich insbesondere einbezogen habe, sind vor allem:

JOHN WILBYES sämtliche Werke, als des anerkannt ersten Madrigalisten der Blütezeit, dessen Kompositionen alle Merkmale der Kunstrichtung erkennen lassen. Es sind:

The first set of English madrigals to 3, 4, 5 and 6 voices. 1598.

The second set of madrigals to 3, 4, 5 and 6 voices. 1609. Samt Wilbyes Beiträgen zu Leightons Teares or Lamentacions. 1614. Herausgegeben von der Musical Antiquarian Society.

The Triumphs of Oriana. 1601. Die bedeutendste Madrigalsammlung englischer Komponisten. Ausgabe von Wm. Hawes, London 1814.

TH. MORLEY. Ballets to 5 voyces. 1595. Als den klassischen Vertreter des englischen Tanzliedes.

J. DOWLAND. The first booke of songes and ayres of fowre parts. 1597. Für das Ayre. Die beiden letzteren in der Ausgabe der Mus. Antiqu. Society.

Textabdrücke gibt von WILBYE: Arber, English Garner 1883. VII, 325.

Von MORLEY: Bolle, Die gedruckten englischen Liederbücher bis 1600. 108.

Von DOWLAND: Arber, English Garner. IV, 28. Einzelne Texte verstreut in den verschiedenen Sammlungen von Bullen, Carpenter usw.

Außerdem wurde herangezogen:

WILLIAM BIRD. Songs of sundrie nature. 1589. G. E. P. Arkwright. Old Engl. Edition 6—9.

THOS. WEELKES. Madrigals. 1597. Music. Antiqu. Soc.

GEORGE KIRBYE. Madrigals. 1597. G. E. Arkwright. O. E. E. 3—5.

JOHN BENNETT. Madrigals. 1599. Mus. Ant. Soc.

THOS. BATESON. Madrigals. 1604. Mus. Ant. Soc.

Die Neudrucke einzelner Lieder in

W. BARCLAY-SQUIRE. Madrigals and Part Songs of the 16th and 17th centuries.

THOS. OLIPHANT. La musa madrigalesca. London 1837.

Die übrige Literatur im Auszug:

BECKER, J. Englische Madrigalisten. Bonn 1901.

BOLLE, WILHELM. Die gedruckten englischen Liederbücher bis 1600. Berlin 1903.

BURNEY. History of Music.

CARPE, A. Der Rhythmus. Leipzig 1900.

The Cambridge History of English Literature.

GUEST, E. History of English Rhythms. Neuausgabe von W. Skeat. London 1882.

LEICHTENTRITT, H. Claudio Monteverdi als Madrigalist. Sammelbände der J. M. G. 1909—1910.

LILIENCRON, R. v. Die Horazischen Metren in den deutschen Kompositionen des 16. Jahrhunderts. Vierteljahrsschr. f. Mus. III. 1881.

NAGEL, W. Geschichte der Musik in England.

The Oxford History of Music.
PRÜFER, A. J. H. Schein und das weltliche Lied des 17. Jahrhunderts. Leipzig 1908.
RIEMANN, H. Musikalische Rhythmik und Metrik. Leipzig 1903.
RIMBAULT, E. F. Bibliotheca Madrigaliana. London 1847.
RIETSCH, H. Die deutsche Liedweise. Wien und Leipzig 1904.
SARAN. Deutsche Verslehre. München 1908. Rhythmik des franz. Verses. 1908.
SCHIPPER, S. Neuenglische Metrik. Bonn 1888.
SCHWARZ, R. Leo Hassler und die italienischen Madrigalisten. V. f. M. IX.
VOGEL, E. Claudio Monteverdi. V. f. M. VIII.
WAGNER, P. Das Madrigal und Palestrina. V. f. M. VIII.
WAGNER, R. Oper und Drama. Gesammelte Werke III, IV.

Musik und Sprache, d h. vor allem die gebundene Rede, kennen beide, als Bestandteile ihrer selbst, gute und schlechte Taktteile, Hebungen und Senkungen, die sich bei beiden zu Takten, im Sinne von rhythmischen Einheiten (nicht den von Taktstrichen eingeschlossenen Abschnitten) zusammenschließen. Doch besteht zwischen ihnen keine innere Verwandtschaft, nur Analogie; schon dadurch, daß die Musik innerhalb des gleichbleibenden Taktes durch Spaltung und Zusammenziehung der einzelnen Teile differenzieren kann, ergibt sich ein wesentlicher Unterschied. Es fragt sich nun, was für Zusammenwirken dieser beiden Faktoren sich bei der Vertonung ergibt, wieweit das Betonungssystem auf der metrischen Grundlage des Textes ruht, wieweit dieses kraft des musikalischen Eigenrhythmus frei behandelt oder vernachlässigt werden kann. Für den zu behandelnden Zeitabschnitt kommt noch folgendes in Betracht: Wir sind am Ausgang der Blütezeit der Polyphonie und haben es, vor allem im eigentlichen Madrigal, mit Werken zu tun, in denen jede Stimme ihre volle Selbständigkeit gewahrt hat. So können wir den Rhythmus innerhalb des Taktes auch nur bei der einzelnen Stimme verfolgen. Die Komposition in ihrer Gesamtheit ergibt erst in ihren größeren rhythmischen Abschnitten Übereinstimmungen mit der Form des Textes.

Die englische Prosodie ist überwiegend jambischen Charakters (SCHIPPER, Metrik I, 11), und dieser beherrscht auch durchaus die hier in Frage stehenden Texte. Hebung und Senkung in steter Folge, mit den für die Zeit und besonders für die Madrigaldichtung charakteristischen Freiheiten: Taktumstellung, fehlendem Auftakt, mehrfacher Senkung usw. Durchgeführter fallender Rhythmus ist selten, ebenso mehrere fortlaufende, eingeschaltete daktylisch-anapästische Takte. Die einfachste der durch Spaltung und Zusammenziehung unendlich mannigfaltigen Darstellungen des Jambus in der Musik ist im zweizeiligen Takt 𝄀 ♩ ♩. Diesen Ausdruck verwenden die Madrigalisten sogar in mehreren fortlaufenden Sprechtakten im Sinne einer bestimmten Charakteristik.

z. B. in homophonen, akkordisch gesetzten Partien, die gegenüber den vorangehenden und folgenden kontrapunktischen einen Ruhepunkt bilden.

Wilbye I, 1 ♩ | ♩ ♩ ♩ ♩ | . . .
Then sweet-ly sweet-ly [her importune]

ebd. 10 ♩ | ♩ ♩ ♩ ♩ | ♩ ♩
which clad in damask mantles.

Häufig, wenn es sich darum handelt, dabei etwas deutlich und bestimmt vorzutragen.

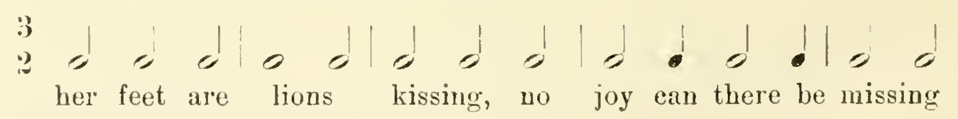
Wilbye I, 11 ♩ | ♩ ♩ ♩ ♩ | ♩
Love is a walking sprite.

Besonders Wilbye liebt diese Verwendung, II, No. 11 usw.

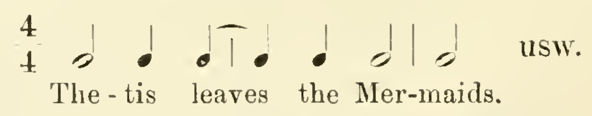
Der Passus erhält dadurch etwas von der Art des Rezitierens, jede Silbe ist scharf gebildet, doch treten immerhin die Hebungen auf den guten Taktteilen hervor. Dieser Charakter wird noch erhöht dadurch, daß an solchen Stellen melodisch größere Intervalle vermieden sind, die Melodie geht höchstens zur Terz, bewegt sich aber lieber nur zur großen oder kleinen Sekund.

Vom frühen Mittelalter her ist aber der dreizeitige Takt für den Jambus gebräuchlich. Nämlich ♩ | 𝅗𝅥. Er entsteht durch Dehnung der Hebung; die Lage der Hauptikten bleibt dabei unberührt.

Bei der Vertonung jambischer Texte werden beide Arten promiscue gebraucht und kommen in den ältesten Volksliedern, im Verlaufe eines und desselben Stückes vor. Auch bei den Madrigalen ist das etwas ganz Geläufiges. Triumphs of Oriana, No. XXI (Kirbye):



S. 161 und das unmittelbar folgende



Und so noch wiederholt. Wilbye II, No. 10; Weelkes I usw. usw.

Eine einfache Vertauschung der Rhythmen, die auf das Betonungssystem im großen keine Wirkung hat.

Mitunter kann man diese plötzlichen Einschaltungen des Tripeltaktes als Stimmungsmalerei oder direkt als Wortillustrationen deuten. Ersteres in Weelkes I, No. 4 „all our merry

jigges" in der lebhafteren Bewegung des Tripeltaktes bildet einen Gegensatz zu dem vorhergehenden langsam im geraden Takt gebrachten elegischen „all is amiss". Das zweite ist in Triumphs No. 6 HILTONS „Fair Oriana, Beauty's Queen", wo vielleicht eine Schilderung des Tanzes darin liegt; „The Fauns and Satyrs . . . skipped and daunced."

Ebenso in derselben Sammlung No. 8: RICHARD CARLTONS „Calm, was the air". „Satyrs and Nymphs dancing to-gether. MORLEY 1595. No. 11: Thirsis and Cloris to gether footed it. —

Ein Beweis für die gleichwertige Verwendung beider Taktarten auf dieselben Textworte ist die Behandlung des folgenden Refrains, mit dem die 29 Madrigale der „Triumphs" schließen: Then (thus) sáng the shépherds and nymphs of Diána, Long live fair Oriana. —

Für die vorletzte Verszeile wird mit Vorliebe das dreizeitige Zeitmaß gebraucht, jedenfalls mit Anlehnung an das daktylische Versmaß. No. 28 (F. PILKINGTON „When Oriana walked"):

— Then sang the shepherds and nymphs of Di - an - a

Dasselbe bei MARSTONS „The nymphs and shepherds daunced Lavolios"; HUNTS „Hark did ye ever hear" usw.

Ebenso oft findet sich jedoch der gerade Takt verwendet (CAVENDISH' „Gentle swains"):

— Then sang the shepherds and nymphs of Di - an - a

neben Fällen, wo auf das metrische Gerüst des Textes fast gar nicht Rücksicht genommen wird.

Bei der Frage der Verwertbarkeit des dreizeitigen Versmaßes für jambisch-trochäische Texte wurde von einer Dehnung der Hebungssilbe gesprochen. Wie verhält es sich nun überhaupt mit den in Notenwerten ausgedrückten Dauerverhältnissen der Silben? Schon MORLEY hat in seiner „Introduction to practicall musicke" diesen Gegenstand behandelt. Ich wiederhole der Einfachheit halber aus der Einleitung: „We must also have a care so to applie the notes to the wordes as in singing be no barbarism committed: that is, that we cause no syllable which is by nature short be expressed by manie notes, or one long note, nor no long syllable bee expressed with a short note, but in this fault do the practicioners erre more grossly then in any other, for you shall find songs, wherein the penult syllables of these words, Dominus angelus filius, miraculum, gloria and suchlike, are not expressed with a long note yea manie times with a whole dossen of notes and though one should speak of fortie, he should

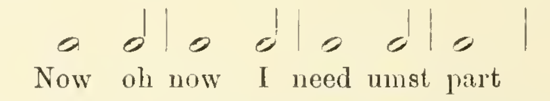
not say much amisse: which is a grosse barbarisme and yet might be easily amended.“

Ein solches Verteilen von musikalischen Längen und Kürzen auf die Silbenquantitäten ist natürlich ganz unmöglich. Morley, der Renaissancekünstler, der eine tiefe humanistische Bildung besaß, der in der Vorrede zu seinem Werk sich fast entschuldigt, „the vulgar tongue“ seines Vaterlandes statt des klassischen Lateins zu gebrauchen, kann hier recht gut von den Bestrebungen des 16. Jahrhunderts beeinflußt sein, die eine Komposition antiker Metren mit strenger Erhaltung der Silbenquantität anstrebten. (Liliencron: „Die Vertonung der Horazischen Metren in deutschen Kompositionen des 16. Jahrhunderts. Vierteljahrsschrift für Musik III, S. 26 ff.)

Als Beweis für eine derartige Auffassung Morleys könnte die Stelle seiner Introduktion S. 211 gelten, in der er den Gaillardenrhythmus a long stroke and a short one, direkt trochäisch nennt: „which the learned man call trochaicam rationem“.

In einer akzentuierenden Sprache ein festes Maß, z. B. Länge = 2 Kürzen festzusetzen, ist ganz willkürlich. Die Musik kennt daneben unzählige Verhältnisse 1:1, 2:1, 3:2 usw. usw., durch Spaltung und Zusammenziehung und Synkopierung ergibt sich eine unabsehbare Reihe von Möglichkeiten, und es wäre müßig, diese in Regeln fassen zu wollen. Dehnung der Hebung überhaupt kann im allgemeinen gerade als Gesetz betrachtet werden; es ist die von Anbeginn der Kunst beobachtete physiologisch begründete Vereinigung von Tonlänge und Tonstärke, zu der als dritter Faktor die größere Tonhöhe kommt.

Die Dehnung hebt einfach die Hebungen hervor, z. B. in Dowland, Gaillarde No. 6:

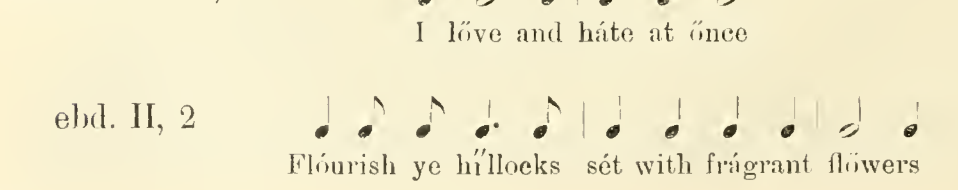


wo sich der vorhin angeführte Gaillardenrhythmus mit dem trochäischen Versmaß derart deckt, daß der Eindruck des Skandierens entsteht.

Oft sind aber auch, besonders bei den Madrigalen, die Dauerverhältnisse der Noten geradezu ein Spiegelbild für die Schwerenverhältnisse der Textsilben.

Wilbye II, 11
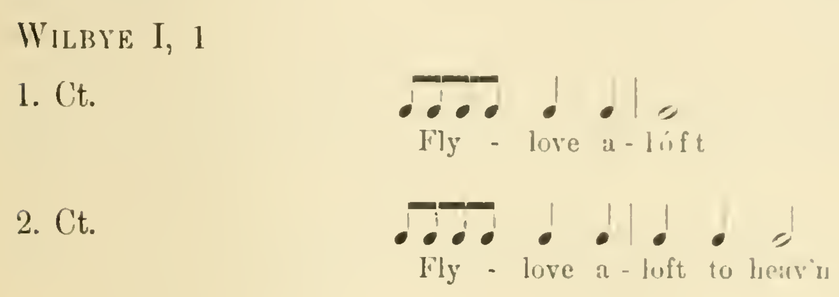
I lóve and háte at ónce



ebd. II, 4

Two feeble doves, hárness din silken twining.

Die Technik der Komposition bringt es mit sich, daß ein derartiges Anpassen an den Text, in bezug auf das Betonungssystem, ein solches Abwägen der Akzente sich meist auf das erste Vorkommen des Themas im polyphonen Satz beschränkt; schon die erste Imitation durch eine zweite Stimme führt andere Höhepunkte ein:



Oder die Harmonie zwingt zu einem Zusammentreten, die Akzentverhältnisse ändern sich und solche Feinheiten werden verwischt.

Auffallend streng ist die Deklamation der antiken Namen, wieder ein Charakteristikum der Renaissance.

Amarillis

Calisto

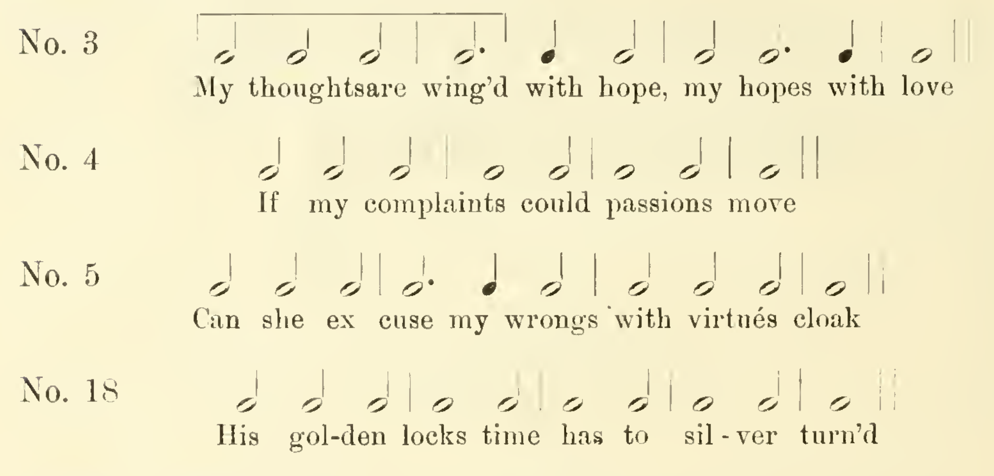
Nigilla

Leonilla

Sind die Stimmen, besonders in rhythmischer Beziehung, selbständig (die Melodie liegt meist schon in der Oberstimme), so steht ihnen doch der Baß in bestimmter Weise gegenüber; er ist bereits die Stütze der Harmonie. Strenge Imitationen übernimmt er nur noch zuweilen, besonders am Anfang der Lieder, gewöhnlich ist aber die Nachahmung rhythmisch vereinfacht und beschränkt sich, wie überhaupt der Gang der Stimme, auf das Einhalten der Hauptikten. Der Baß bildet gern die ruhende Grundlage im Gegensatz zu einer lebhaften Bewegung der Oberstimmen (z. B. Wilbye II, 20 usw.), besonders die Fundamentalschritte am Schluß der einzelnen Abschnitte bringt er in langgehaltenen Werten, in Wilbye II, 20 bildet er vor dem Schluß einen siebentaktigen Orgelpunkt auf der Dominant, vor dem Schritt zur Tonika.

So nimmt die Baßstimme an den besprochenen Betonungsverhältnissen im mehrstimmigen Satz nur geringen Anteil.

Das Ayre bildet in seinem Grundcharakter einen Gegensatz zum Madrigal. Es ist im neuen akkordisch-homophonen Stil gehalten, wenn auch bei einer relativen Selbständigkeit der einzelnen Stimmen; es gibt sogar Ayres, die in ihrer Grundlage an die Art der Madrigale erinnern. Durch die gleichzeitige gemeinsame Bewegung aller Stimmen kommt jetzt das Wort zu einer Bedeutung, die ihm während der ganzen polyphonen Periode fehlte. Stand es dort im Dienst der Mehrstimmigkeit, so gebietet jetzt die Melodie. Nehmen wir die Ayres der ersten Dowlandschen Sammlung, so zeigen sich von den 21 Liedern No. 3, 4, 5, 12, 13, 18, 19 in mancher Hinsicht verwandt und bilden eine Gruppe für sich. Dowland liebt keine heftige Bewegung, bei ihm, ganz besonders, herrscht die melodische Linie und Symmetrie, sogar kleiner Abschnitte, dagegen macht sich eine auffallende Armut an wechselnden Rhythmen bemerkbar. Betrachten wir zunächst die genannte Gruppe von sieben Liedern, so könnte man sie auf ein rhythmisches Schema bringen, das nur wenig Variationen im einzelnen erfährt.



Wie 18 geht 12

Sleep wayward thoughts and rest you with my love.

Die übrigen gehen nach 4, 5. Die Wiederholungen dieser rhythmischen Abschnitte gehen derartig durch die ganzen Stücke, daß die Regelmäßigkeit eines Tanzrhythmus hervorgerufen wird. Die Komposition ist bis auf wenige Stellen Note gegen Note, das Zeitmaß stets dreizeitig.

Die Übereinstimmung musikalischer und sprachmetrischer Ikten ist nicht nur in der Weise festgehalten, daß außer der metrischen Haupthebung des Reimwortes, die selbstverständlich auf einen guten Taktteil fällt, entweder, wie in 3 und 5, nur noch eine Hebung oder, in 4, zwei auch musikalisch hervorgehoben werden. (Die Entsprechung der übrigen Texthebungen ist dem Zufall überlassen.)

Der Vers erfährt dadurch eine Zweiteilung, der Iktus des ersten Teiles korrespondiert mit dem Schluß; einen besonderen Nachdruck erhält er aber dadurch, daß er überhaupt den ersten eigentlichen Akzent des Abschnittes bildet, denn zwischen den stets thetisch einsetzenden musikalischen Themen und dem auftaktischen jambischen Metrum kommt es zu einem Widerstreit, bei dem die erste Hebung untergeht und eine schwebende Betonungsweise entsteht.

No. 12 und 18 markieren anfangs das Versmaß, gehen aber im weiteren Verlaufe auch auf das eben besprochene Schema zurück.

Trotz dessen scheinbarer Starrheit sind hier und da feine Züge von Berücksichtigung des metrischen Rhythmuswechsels. Z. B. No. 5: auf den vorhin zitierten steigenden Vers folgt:

Sháll I cáll her góod when she proves un-kind

Von diesen unterscheiden sich die übrigen Lieder ganz bedeutend. Sie bilden keine einheitliche Gruppe für sich. Die Stimmführung ist selbständiger, der Rhythmus freier, die Symmetrie der einzelnen Teile so weit lockerer gefügt, daß den Einzelheiten der Dichtung mehr Rechnung getragen werden kann. Besonders No. 17: Come again sweet love.

(Die Sequenz und Steigerung: to see, to hear, to touch, to kiss, to die mit dem langgehaltenen verklingenden Ton.)

Ein solches Eingehen auf Einzelheiten in der ersten Strophe wirkt dann bei der Unterlegung der übrigen Strophen mitunter sogar störend.

In dem eben zitierten Beispiel stimmt noch die zweite Strophe: „I sit, I sigh, I weep, I faint, I die“, überein, aber die dritte: „Her smiles, my springs, that make my joys to grow“, bietet gar keine Ursache gerade zu diesem prägnanten musikalischen Ausdruck.

Schlimmer ist folgender Verstoß gegen Form und den Sinn des Textes No. 20:

Come hea - vy sleep!

Mit folgender Pause als Anruf zu Beginn des Liedes gestellt, ergibt mit dem Text der zweiten Strophe

Come shad - ow of — my end

Ein Zerreißen eng verbundener Redeteile, wie es in dieser Weise kaum ein zweites Mal vorkommt!

Wechsel von zwei- und dreizeitigem Versmaß findet man zweimal. In No. 11 ein dreizeitiges Zwischenglied, das eine lebhaftere Bewegung bringt, in No. 18 einen geradzeitigen Schluß; die Textikten bleiben, wie gesagt, davon unberührt.

Morleys Ballets von 1595 zeigen drei verschiedene Typen:

1. Die eigentlichen Tanzlieder, mit Note gegen Note gesetztem Worttext, scharf akzentuiertem Rhythmus und kontrapunktischem Fa la-Refrain. Sie bilden den größten Teil der Sammlung: No. I, II, III, IV, VI, VII, IX, X, XI, XV.

2. Imitierend polyphon gesetzte Texte, bei denen die Akzente des Tanzrhythmus nicht mehr oder nur stellenweise auffallen; der Fa la-Refrain ist beibehalten. Es sind No. V, VIII, XII, XIV, sie bilden den Übergang zu

3. **No. XVI—XX**, die sich in nichts mehr von den eigentlichen Madrigalen unterscheiden; der Refrain ist geschwunden. Den Abschluß No. XXI bildet der siebenstimmige dramatische Dialog zwischen Phillis und Amintas.

Nachdem die beiden letzten Gruppen mit dem eigentlichen Madrigal zusammenfallen, bleibt vor allem die erste zu besprechen.

Das Wesen des Tanzrhythmus besteht im Festhalten eines rhythmischen Motivs, das der stetigen Wiederholung der Tanzschritte entspricht.

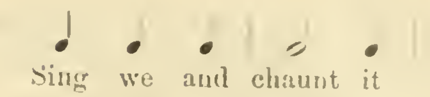
Ob zu den Morleyschen Ballets noch getanzt wurde, ist sehr fraglich. Zum Tanz war damals schon Instrumentalmusik allgemein gebräuchlich. (Vgl. z. B. die betreffenden Kapitel über die Hoffeste in Reyhers, „Les masques anglais".) Morley selbst erklärt, die Gattung als erster eingeführt zu haben, und sagt nur „as I take it devised to be daunced to voyces". Beckers Ansicht, daß erst beim Fa la-Refrain der Tanz eingesetzt habe, hat auch nicht viel Wahrscheinlichkeit für sich.

Bestimmte, damals übliche Tanzformen sind kaum herauszufinden, es spricht auch der plötzlich auftauchende Rhythmuswechsel dagegen, wie er in No. 11 vorkommt, der gar nichts von Vor- und Nachtanz an sich hat, eher wäre an einen ziemlich freien Reigen zu denken.

Es wurde schon in der Einleitung, bei der Besprechung des Versbaues, die den meisten Ballets eigentümliche knappe zwei- bis dreihebige Versform hervorgehoben.

Diese Verse decken sich nun mit dem rhythmischen Motiv, das in seiner Wiederholung den Aufbau des Liedes ausmacht. Übrigens ist die Auswahl der Rhythmen bei Morley nicht so groß; zweitaktige Verse mit fallendem Rhythmus:

No. 4:

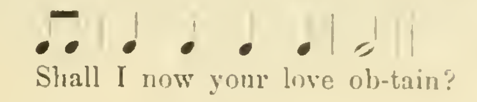


Danach geht auch No. 6:



Dreihebige mit Auftakt (kommt auch ohne Auftakt vor).

No. 9:



mit gespaltenem Auftakt, eine Lieblingsform MORLEYS.

Ebd.:

Shall I now your love ob-tain?

In diese Form werden auch viertaktige Verse mit vernachlässigter erster Hebung gebracht:



Den Hauptakzent hat stets die Schlußhebung des Verses, dadurch erhalten die Verse mit dem rhythmischen Motiv zugleich eine scharfe Abgrenzung voneinander.

Aber auch die übrigen, weit weniger scharf hervortretenden Hebungen sind so verteilt, daß nie der Eindruck entsteht, der Text sei in das regelmäßige Netz des rhythmischen Schemas gewaltsam hineingepreßt. Die Sorgfalt, mit der metrische und musikalische Akzente zusammengestimmt sind, läßt annehmen, daß MORLEY selbst seine größtenteils GASTOLDI entnommenen Texte nach der italienischen Vorlage meist sehr frei bearbeitet hat. HILTONS Fa las z. B. zeigen einen ganz anderen Charakter.

Bildet so das Hebungssystem das feste Gerüst des Aufbaues, so wäre noch einiges von den Senkungen zu sagen.

Eine besondere Stellung unter ihnen nimmt der Auftakt ein.

Die Behandlung des Auftaktes ist charakteristisch für die Dichtungen der Madrigalisten dieser Zeit. Für sich gesondert steht wieder die erste Verszeile der einzelnen Gedichte, hier könnte fast von einer Vermeidung einer leichten Anfangssilbe gesprochen werden. Man prüfe WILBYES sämtliche Texte daraufhin. Es sind inhaltlich zum großen Teil heftige Monologe (des Liebhabers) oder leidenschaftliche Anrufungen an die Geliebte, an Amor, an alle unglücklich Liebenden usw. Diese Art bringt es mit sich, daß den Liedanfang entweder ein Verbum im Imperativ bildet: „Flye love; Weep o mine eyes; Dye happless man; Come

shepherds; Love not me; Change me heavens“ usw. oder ein Vokativ: Lady! Crúel! oder Beiwörter, auf denen mindestens ein starker Nebenton liegt: „Dear pity, sweet love, When shall. Ye that do live“ usw.

Ich habe hier zwischen eigentlich fehlendem Auftakt, Taktumstellung und — in den letzten Beispielen — schwerer Senkung keinen besonderen Unterschied gemacht, weil das für die folgende Untersuchung unnötig ist. Tatsächlich kommt echter tonloser Auftakt recht selten vor. In Wilbyes erster Sammlung 1557 zehnmal unter 30 Liedern. In seiner zweiten 1607 nur sechsmal unter 34 Liedern. In den Triumphs of Oriana unter 23 nur achtmal. Wie stellt sich nun die Vertonung dazu? Die Lieder beginnen entweder akkordisch oder imitierend, ein echter musikalischer Auftakt, Einsatz auf den schlechten Taktteil kommt im eigentlichen Madrigal im Liedanfang so gut wie gar nicht vor. Abgesehen von Fällen, die sich streng dem Text anschließen, z. B. Wilbye I, 8:

Lá dy when Í be-hold,

ist eine den Takt füllende Dehnung der Eingangssilbe Regel, wo nicht aller Stimmen, doch stets der einsetzenden.

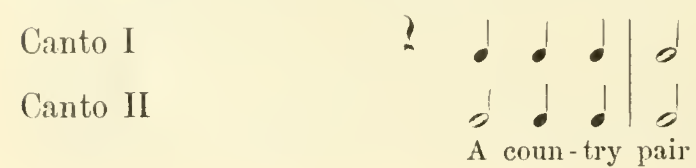
Diese Dehnung legt oft einen Nachdruck auf eine sinngemäß, eventuell auch metrisch akzentuierte Silbe. Das bezieht sich auf die meisten der das Stück eröffnenden Imperative und Vokative, von denen schon die Rede war. Oder Wilbye II, 4:

Só light is love

Nach einer strengen Imitation in den beiden übrigen Stimmen (das Lied ist dreistimmig) bringt die Wiederholung

So líght is love

Die Dehnung trifft aber auch echte metrische Auftakte, denen auch ihrer Bedeutung nach keine Betonung zukommt. Hier dehnt aber meist nur eine Stimme, die übrigen beginnen mit gekürztem Wert, entsprechend dem Wortakzent. Z. B. Weelkes 1597, No. 5:



WILBYE II, 1609, No. 26:

Ct. 1, 2, Alt Ten.

Baß

A sil - ly . . . . (Silvan)

Beispiele dafür sind sehr zahlreich.

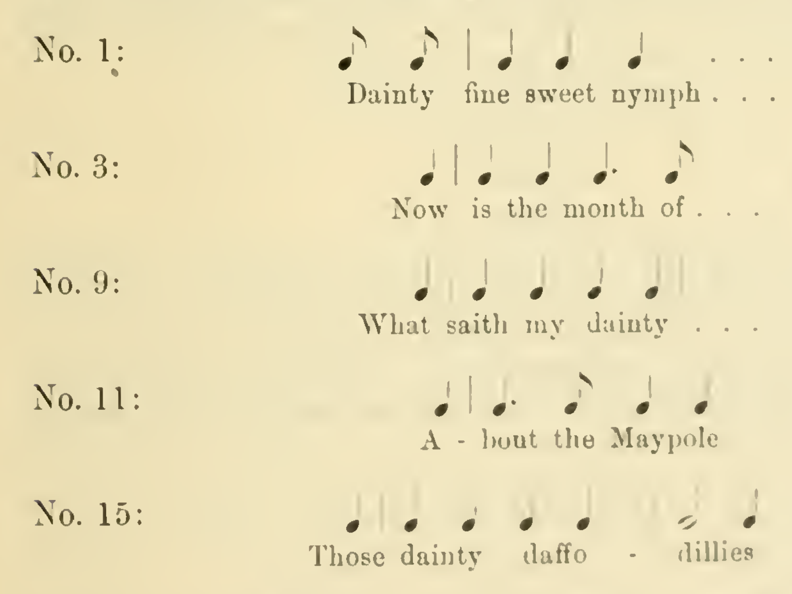
Auch das Ayre bevorzugt den lang ausgehaltenen Anfangston, aber daneben findet sich auch echter Auftakt. JOHN DOWLAND

No. 12: Rest a-while | No. 21: A - way with these

Selbst das Tanzlied liebt gedehnten Auftakt. MORLEYS Ballet

No. 12: My lovely (wanton jewell)

Trotzdem von alters her dem Tanzcharakter eigen, verwendet MORLEY den Auftakt nur fünfmal in seinen 21 Ballets von 1595.



Im ersten Beispiel folgt das Wort dem Rhythmus, der das ganze Lied beherrscht, ohne Rücksicht auf den Eigenrhythmus.

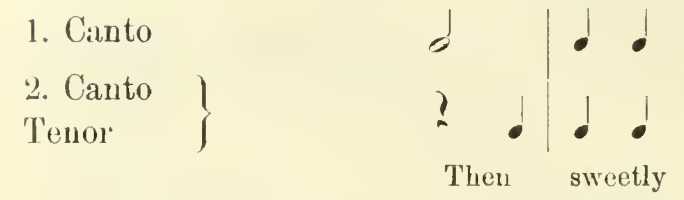
Dieses Halten des Eingangstones ist dem Stil der alten Gesangsmusik eigentümlich. Seine Verwendung in weltlichen und geistlichen Kompositionen, die bisweilen schon zur Manier wird, reicht bis ins 17. Jahrhundert. Im Madrigal bleibt die Dehnung meist auf den Liedanfang beschränkt, im Ballet und Ayre auf den Strophenbeginn, sie verleiht ihm einen gewissen Nachdruck, während die übrigen Zeilen in der Regel den wortmetrischen Auftakt nachbilden.

Wilbye I, 13:

That I from

als ein Beispiel für die Unzahl von Fällen.
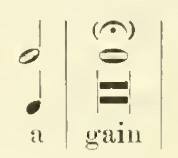
Aber auch bei späteren Versanfängen wird der gedehnte Auftakt gebraucht. Der nächste Vers des vorher zitierten Liedes hat:



Und so noch oft. Eine symmetrische Anordnung der einzelnen Versanfänge mit und ohne Auftaktdehnung besteht nicht.

Dehnungen im Innern der Verse hängen sehr oft mit der Vorhaltstechnik zusammen, die für die Kompositionen der Zeit so charakteristisch ist.

Eine besondere Aufmerksamkeit beanspruchen auch noch die Schlußbildungen. Der Text bringt stumpfe und klingende Versschlüsse. Gleitende kommen äußerst selten vor. Stumpfe und klingende halten sich der Zahl nach das Gleichgewicht; für die ersteren besteht nur eine musikalische Formel:



d. h.: die Schlußhebung füllt gedehnt den letzten Takt, die vorhergehende Senkung kann auf einen guten oder schlechten Taktteil fallen, steht aber im Dauerwert stets proportional gegen die Hebung zurück. Anders die klingenden. Im Innern der Strophe fällt meist der letzte Sprechtakt mit dem musikalischen zusammen:

re - vi - ved

oder mit quantitativer Hervorhebung der Tonsilbe:

of may - ing

(ständige Form bei Morleys Ballets; im dreizeitigen Maß).

Sehr selten tritt dabei die Senkung durch Dehnung hervor:
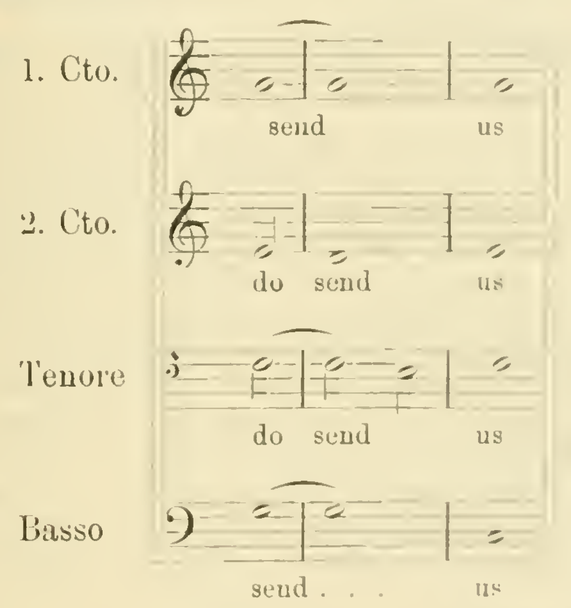
dis dain me

Note gegen Note gesetzt. Das wäre damit zu erklären, daß hier ein scharfer Einschnitt zwischen den beiden Teilen des Madrigals

markiert werden soll. Für den eigentlichen Schluß gilt nämlich die Regel, daß die Senkung gedehnt den Schlußtakt füllt, daß aber auch gleichzeitig die vorausgehende Hebung zumindest einen gleich starken Taktakzent aufweist, z. B.:

wret-ched Ori an a

Gewöhnlich erhält aber die Tonsilbe durch Längung einen ganz besonderen Nachdruck, und zwar in mehrstimmigen wenigstens in einer Stimme (oft Baßvorhalt), häufiger in den beiden Außenstimmen. Der typische Schluß der Madrigale dehnt bis auf eine, im 5- und 6stimmigen Satz auch zwei miteinander fortschreitende Mittelstimmen:



So ergibt sich bis auf sehr wenige Ausnahmen die Befolgung der Hauptregel, die Schlußsenkung darf keinen stärkeren musikalischen Nachdruck tragen als die vorhergehende Hebung. Besonders wirkt noch eine Auszeichnung der Tonsilbe durch Tonhöhe.

Eine eigene Schlußbildung verwendet Dowland in seinen Ayres, bei klingenden Ausgängen, die allerdings nicht oft vorkommen.

Sie bedeuteten bei ihm eine Teilung des letzten Taktes ohne Änderung der Harmonie (die Kadenz geht voraus) oder der Tonfolge:

e - ver

Im dreizeitigen Maß: (glo - ry) oder carry

Dadurch ist zwar die Hervorhebung der Tonsilbe durch ihre Stellung gesichert, aber durch die harmonischen und tonalen Verhältnisse und die Qualität der Senkung selbst erhält man den Eindruck, diese sei ein zufälliges Anhängsel, wie sie es in No. 1 wirklich ist. Dort ist nämlich nach der ersten Strophe mit stumpfem Ausgang vertont, und die Unterlegung der zweiten mit klingendem Versschluß erfolgt eben durch Unterbringung der Senkung in der beschriebenen Weise. Sonst liegen aber von Natur aus klingende Endungen in allen, auch den ersten Strophen vor. Das Verklingen des Schlusses, wie es beim Madrigal so schön zur Stimmungsmalerei verwendet wird, geht dadurch verloren.

Das Ballet bringt nichts Neues. Die Versschlüsse im Innern der Strophen wurden schon kurz berührt, die Strophenschlüsse bildet stets der Fa la-Refrain.

Bei Betrachtung der größeren rhythmischen Abschnitte erscheint als nächste Einheit **der Vers** mit seinen Unterteilungen, die entweder die Zäsur oder im freien Bau der Satzakzent bestimmt. Die Verse untereinander schließen sich wieder zu Gruppen zusammen, die die Gliederung der Strophe bedingen. Das wichtigste Mittel dazu ist der Reim. Er ist das eminent Musikalische der gebundenen Rede, er gibt eine Gleichheit von Klängen, wo im übrigen Vers nur eine Gleichheit von Rhythmen besteht. Zwischen zwei reimenden Verszeilen besteht der denkbar innigste Kontakt, und es wird nun zu untersuchen sein, wie weit sich dieses Verhältnis, von bloß entfernter Verwandtschaft angefangen bis zur melodischen Identität der Reimzeilen, in der Vertonung zeigt. Hier liegen nun tiefgreifende Unterschiede zwischen den drei Gattungen, Ballet, Ayre, Madrigal, und es wird streng unter ihnen zu scheiden sein.

1. Das Ayre.

Jede Verszeile bildet in ihrer Vertonung einen melodischen Abschnitt für sich, der durch eine Kadenz abgeschlossen ist. Die taktfüllende gedehnte Schlußhebung der meist stumpfen Versschlüsse verschärft die Abgrenzung, auch Pausen finden sich zwischen den Zeilen. Vereinigung von Versen ohne trennende Kadenz sind selten, sie gehören dem Madrigalstil an und erscheinen nur ausnahmsweise z. B. in No. 1, wo der erste Teil des Liedes in dessen Art die Verse durchkomponiert und untereinander verschlingt. Es ist auch eines der wenigen Lieder der Sammlung, das durchaus kontrapunktisch mit Ansätzen zu Imitation gehalten ist.

Über die eigentliche Gliederung der Lieder und die Beziehungen ihrer einzelnen Teile zueinander werden nun die folgenden Schemata der Ayres Aufschluß geben.

I. Unquiet thoughts.

Reimschema	Tonfolge
a	a
b	b
a	c
b	d
c	e
c	f
	e
	f

Die beiden Schlußzeilen werden wiederholt, eine Einheit der Thematik geht durch, hat aber zur Textgliederung wenig Beziehung. Das Ganze erscheint in zwei symmetrische Teile zerlegt: 4 + 4.

II. Whoever thinks or hopes of love.

Reim	Tonfolge	
a	a	$(\alpha + \alpha')$
b	b	$(\beta + \gamma)$
a	a′	$\left(\begin{matrix}\delta + \delta' \\ \alpha\end{matrix}\right)$
b	e	$(\varepsilon + \eta)$
c	d	$\Big\vert\, .(\xi + \iota) \quad .$
c	e	$\Big\vert\, \cdot(\varkappa + \varkappa + \lambda)\cdot \Big\vert$

Die Melodik ist auf den Tetrachord aufgebaut, der in der Umkehrung und verschiedener rhythmischer Umgestaltung erscheint. Näher verwandt sind nur a, a′, die den Reimzeilen a a entsprechen. Charakteristisch für das Lied ist die Teilung der Zeile, die einer Zäsur nach dem zweiten Worttakt entspricht. Musikalisch ist dadurch die 4 taktige Melodiezeile in 2 + 2 Takte geteilt. Die Wiederholung der Schlußzeilen und damit die Gliederung des Ganzen ist wie bei I.

III. My thought are wing'd.

Reim	Tonfolge
a	a
b	a′
a	b
b	a′
c	‖ . b′ . ‖
c	‖ · c · ‖

IV. If my complaints.

Reim	Tonfolge
a	a $(\alpha + \beta)$
b	a′ $(\alpha' + \beta')$
a	a=a
b	a′=a′
c	a $(\alpha + \beta)$
d	a″ $(\alpha'' + \beta'')$
c	a=a
d	a″=a″
e	b $(\gamma + \delta)$
f	b′ $(\gamma' + \delta')$
e	b=b
f	b′=b′
f	

Die Zweiteilung der Zeile ist hier ohne die Grundlage der metrischen Zäsur durchgeführt. Es ist zum erstenmal vollkommene Identität der Reimzeilen in der Vertonung; die Strophe ist dadurch metrisch wie musikalisch dreigeteilt $4 + 4 + \underline{4}$. Stollen und Abgesang nach der musikalischen Gliederung.

V. Can she excuse.

Reim	Tonfolge
a	a
b	b
a	a
b	b
c	c
d	d
c	c
d	d
e	e
f	e′

Vollkommene Entsprechung in der Komposition.

VI. Now o now I need must part.

Reim	Tonfolge
a	a
b	b
a	a
b	b

Reim	Tonfolge
c	a
d	b
c	a
d	b
e	c
e	a′
e	c
e	a′

Das Lied ist die schon erwähnte Gaillarde.

Die beiden Abschnitte a, b wiederholen sich durch die ersten acht Zeilen, die letzten vier sind davon etwas verschieden. Die Dreiteilung ist durch scharfe Einschnitte festgehalten.

VII. Ist in der Struktur mit II verwandt.

Die metrische Zäsur fällt mit der musikalischen zusammen.

VIII. Burst forth my tears.

Reim	Tonfolge
a	a
b	b
a	c
b	d
c	e
	e

Die Art der Durchführung erinnert an I, die Schlußzeile wird wiederholt.

IX. Goe, Cristal tears = I.

X. Thinkst thou then.

Reim	Tonfolge
a	a
a	b
b	a
b	b
c	c
c	d
d	c
e	c
e	d
d	e

Die Komposition nimmt auf die Reimstellung des Textes keine Rücksicht, sie behandelt die Reimpaare wie kreuzende und vernachlässigt die umschlungenen d e e d. Sie vermeidet aber auch die scharfe Trennung der Verse, so daß das Enjambement:

Thinkst thou by thy feigning
Sleep with a proud disdaining

sehr glücklich wiedergegeben wird.

XI. Come away, come sweet love.

Reim	Tonfolge
x	a
a	b
y	a
a	b
b	c
c	d
e	e
b	c
d	d
d	e

Hier ist die Entsprechung im ersten Teil genau, auch die Gliederung 4 + 6 ist eingehalten.

XII. Rest awhile you cruel cares.

Reim	Tonfolge
a	a $(\alpha + \beta)$
b	a' $(\alpha' + \beta')$
a	a' $(\alpha' + \beta'')$
b	b
c	c
e	d
d	e
d	f
d	e g
	f

Die letzte Zeile wird repetiert, die ersten drei bilden eine Gruppe für sich, mit ihrer Unterteilung, die dann im Verlaufe nicht mehr vorkommt.

XIII. Sleep wayward thoughts.

Reim	Tonfolge
a	a $(\alpha + \beta)$
b	b $(\gamma + \delta)$
a	a =
b	b =
c	$\|\!:$ c $(\varepsilon + \eta)$:$\|$
c	$\|\!:$ d $(\vartheta + \zeta)$:$\|$

Es ist das Schema von I bzw. II mit strenger Zäsur, nur sind die kreuzenden Reime auch in der Vertonung gebunden.

XIV. All. ye whom love = I.

XV. Wilt thou unkind.

Hat drei ungleiche Strophen, die im einzelnen zu besprechen sein werden.

XVI. Would my concert.

Reim	Tonfolge
a	a $(\alpha + \beta)$
b	a' $(\alpha' + \gamma)$
a	b $(\delta + \varepsilon)$
b	c $(\eta + \vartheta)$
c	d $(\zeta + \iota)$
c	d' $(\zeta' + \varkappa)$

Wieder nach II bis auf die Verwandtschaft der beiden Anfangsverse und Schlußverse.

XVII. Come again sweet love.

Reim	Tonfolge
a	a $(\underline{\alpha} + \beta)$
b	b $= \underline{\alpha}$
a	c
c	d
c	e

Die Strophe ist ungleich metrisch 5a 3b 3a 5c 5c, a ist geteilt 2 + 3:

Come a g a i n ! / sweet love doth now invite
Thy graces that r e f r a i n
To do me due delight.
To see to hear to kiss to die
With thee again in sweetest sympathy.

Der Reim again : refrain, der noch in der zweiten Strophe : again : disdain vorkommt, ist in der musikalischen Gliederung

nachgebildet, die übrigen Strophen stimmen allerdings dann schlechter damit überein.

XVIII. His golden locks = I.

XIX. Awake sweet love.

Reim	Tonfolge
a	a
a	a'
b	b
c	a
c	a'
b	b
e	c
f	d
e	c'
f	e
g	c
h	d
g	c
h	d

XX. Come heavy sleep = I.

XXI. Away with these selfloving lads.

Reim	Tonfolge
a	a
a	b
b	a
b	b
c	c
c	d

Auch hier ist nur die Gliederung im großen gewahrt, die Reimstellung nicht berücksichtigt.

Diese Schemata zeigen wieder die beiden Typen der Dowlandschen Lieder, von denen schon gesprochen wurde, den einen aus der steten Wiederholung gleicher oder ähnlicher Abschnitte aufgebauten, und den zweiten, freieren, der mehr im großen eine thematische und rhythmische Einheit festhält. Zu den einzelnen Fällen wäre noch einiges nachzutragen.

Die genaue Hälfte der Texte, die No. I, II, III, VII, IX, XIII, XIV, XVI, XVIII, XX gehen nach der Formel a b a b c c. Die Behandlung in der Vertonung ist verschieden. No. III und XII

gehören dem ersten Typus an. Aber während III melodisch von einem Motiv beherrscht wird, zeigt sich bei XIII eine

Korrespondenz der Reimzeilen . . a b a b c c
Musikalisch . . . . a b a b c d c d;
A B

der einzige Fall einer so symmetrischen Form unter den Liedern, die bei den Ballets so häufig verwendet wird. Die übrigen unter dieses Schema fallenden verhalten sich verschieden. Meist zeigt die Melodik eine ausgesprochene Verwandtschaft, aber wenig Beziehung zwischen den metrisch korrespondierenden Versen. Allen diesen Vertonungen gemeinsam ist die Wiederholung der beiden Schlußzeilen. Dieses Prinzip ist von der Frottole ins Madrigal übernommen worden und spielt bei den italienischen Madrigalisten eine große Rolle, die der Ausführung des Schlusses besondere Aufmerksamkeit schenken. In der englischen Komposition erscheint die Repetition vor allem bei DOWLAND, merkwürdigerweise im eigentlichen Madrigal viel seltener.

Von den übrigen Liedern gehen No. IV, V, VI, XIX in zwölfzeiligen Strophen, X, XI in zehnzeiligen. Die metrische Struktur von IV, V, XI, XIX ist die denkbar einfachste, je vier kreuzweise reimende Verse schließen sich zusammen, das ergibt ungezwungen eine Dreiteilung. Den kreuzweis gebundenen Reimzeilen entsprechen gleiche Melodieabschnitte. (Der Nachsatz ist z. B. in No. IV die Umkehrung des Vordersatzes, so daß man hier die primitivste Form der Melodie, Aufsteigen und Absteigen der Tonfolge vom Grundton aus und zu ihm zurück, vor sich hat.) Die Dreiteilung No. IV wird noch gestützt durch die Anordnung der Kadenzen, die die Reimworte auszeichnen.

Dominant, Tonika, Dom. Ton./kl. Terz. Dom. kl. Terz. Dom. Dom. Ton. Dom. Ton. No. V wechseln diese nur zwischen Tonika und Dominant a, d, a, d//a, a, a, a//a, d, a, d.

No. XIX ist 14zeilig, die Teilung (2 + 4) + 4 + 4, dem entspricht aufs genaueste das musikalische Schema. Die ersten sechs Zeilen bilden einen Absatz für sich, die vier folgenden wiederholen sich.

Zehnzeilig ist No. X, XI (2 + 2) (3 + 3) = /:A: :B: .

No. XII teilt die neunzeilige Strophe 4 + 2 + 3 mit Wiederholung der zwei Schlußverse, so daß Anfang und Ende sich um ein Mittelstück schließen.

So bleiben nur noch drei Stücke zu besprechen, die einen etwas komplizierteren Charakter zeigen. Es sind dies No. VIII, XV, XVII. No. VIII ist in fünfzeiligen gleichmetrischen Strophen abgefaßt, die fünfte Zeile bildet den Refrain (das einzige Mal innerhalb der Sammlung), der wiederholt wird. Gegen diesen sind die vier ersten Zeilen abgegrenzt, ohne daß eine Repetition stattfände; die Entsprechungen sind hier weniger deutlich. In

dem freien Rhythmus, der selbständigen Stimmführung erinnert die ganze Struktur an das Madrigal.

No. XVII, wieder fünfzeilig ungleichmetrisch, zeigt in die fünfhebigen zwei dreihebige Reimpaare eingeschlossen:

5 a / 3 b 3 b / 5 c 5 c.

Die Vertonung trennt die erste Zeile von den übrigen, stellt die zweite und dritte streng parallel und wiederholt die vierte und fünfte. Das ergibt eine Zweiteilung 3:4. Die Reimordnung wird von der Kadenzierung gestützt.

Und nun No. XV.

Drei Strophen, eine jede von der anderen verschieden.

1. Wilt thóu unkínd thus' réave me
Of mý héart and so léave me
Farewell!
But yét or ére I párt O crúel
Kíss (me swéet) kíss me swéet my jéwell
Farewell!

2. Hópe by disdáin grows chéerless
Féar dóth love béauty péerless
Farewell!
Yet bé thou míndful ever (o cruel)
Héat from fíre, fíre from héat nóne can séver
Farewell!

3. If nó delays can móve thee
Life shall dié, deáth shall líve
Stíl to lóve thee.
Farewell!
True lóve can nót be chánged
Thou delight from desert
Bé estránged
Farewell!

Die metrische Form ist hier so lose gefügt, wie in keinem zweiten Strophenlied überhaupt. Die beiden ersten Strophen zeigen sich deutlich vierzeilig, ungleichmetrisch, die ersten zwei Verse sind bei beiden dreihebig, darauf folgen im ersten zwei vierhebige, im zweiten ein drei-, ein sechshebiger Vers. Die Reime sind a b a b, jede zweite Zeile von — Farewell! — begleitet. Die dritte Strophe bildet nun einen auffallenden Gegensatz. Nach je zwei diesmal durchaus dreihebigen Zeilen erscheint eine zweihebige Kurzzeile eingeschoben, von denen die erstere mit der ersten Verszeile, die letzte mit der vierten reimt. Zwei und fünf bleiben reimlos. Das Farewell! begleitet diesmal die Kurzzeilen.

Um nun das Verhältnis zur Komposition feststellen zu können, muß man von dieser letzten Strophe ausgehen, sie scheint von Dowland zuerst vertont worden zu sein. Die Komposition ist streng zweiteilig //:A://:B://, jeder Teil wiederholt, „Farewell!" wird zwischen beiden Teilen und am Schluß refrainartig ein einziges Mal gebracht und nur vom 1. Cantus wiederholt.

Ich nehme die Stimme des 1. Cantus, es ergeben sich dabei keine großen Differenzen gegenüber den anderen Stimmen:

3. If no de - lays can move the life shall live, death shall die
1. Wilt thou un-kind thus' reave me of my heart, of my heart
2. Hope by dis-dain grows cheerless fear doth love fear doth love

3. Still to love thee still to love thee.
1. And so leave me and so leave me.
2. beauty peer - less beau - ty peer - less.

3. True love can not be changed be changed. Thou delight from de-
1. But yet or ere I part (o cruel). Kiss me sweet kiss me
2. Jet be thou mindful ever (o cruel). Heat from fire, fire from

3. sert be e - stranged.
1. sweet my jewell.
2. heat none can sever.

Man sieht ganz deutlich, wie nach der dritten Strophe gruppiert ist. Die erste Zeile für sich, die zweite, durch Zäsur geteilte, gibt zwei ganz symmetrische Teile, die dritte steht für sich (nur im 1. Cantus wiederholt). Das ergibt für die erste Strophenhälfte a b ($\beta + \beta'$) c.

Die andere ist zweiteilig, die letzten zwei Zeilen zusammengezogen, die erste durch Wiederholung des Reimwortes auf die notwendige Taktzahl ergänzt. Um die übrigen Strophen auf diese Form zu bringen, brauchte es Füllungen durch Wiederholung. Besonders die Parallelstellung „life shall die — death shall live“ verliert durch das doppelt gebrachte „of my heart“ und „fear doth love“ viel von ihrer Wirkung.

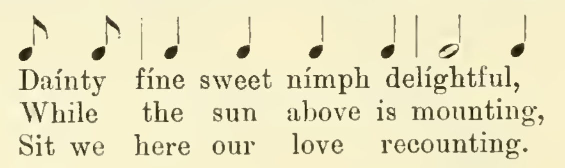
Faßt man kurz zusammen, so ergeben sich bei der Vertonung der Strophenform durch Dowland ganz bestimmte Typen, die eine ganz regelmäßige Handhabung erkennen lassen. Die sechszeilige Strophe wird durch Wiederholung der beiden Schlußverse zweiteilig, A B. Sie bildet bei weitem die Überzahl. Die Entsprechungen der einzelnen Abschnitte sind verschieden, neben Liedern mit melodisch identischen Zeilen solche, in denen zeilenweise neue Motive gebracht werden, auch wenn diese meist in einem Verwandtschaftsverhältnis stehen. Die nächsthäufige zwölfzeilige Strophe erscheint immer dreiteilig, A B C oder A B B' oder A A' B. Je umfangreicher die Strophe, desto mehr häufen sich die melodischen Wiederholungen, die gleichen Tonfolgen; man sieht das ausnahmslos an No. IV, V, VI, X, XI, XIX. Die fünfzeiligen allein ließen keine gemeinsame Art der Behandlung erkennen

2. Das Ballet.

I. Dainty fine sweet nymph.

Reim	Tonfolge
a	‖: a
b	a′ :‖
b	‖: a″ :‖
	Fa la ‖
c	‖: b
c	b
	Fa la :‖

Im Gedicht wie in der Komposition folgt auf drei formell gleiche oder nahezu gleiche eng zusammengehörige Verse ein zweizeiliger Nachsatz, der ganz verschieden gebildet ist.



With súgred gló - ses
A - mong the ro - ses

II. Shoot false love.

Reim	Tonfolge
a	‖: a
a	b
	Fa la :‖
b	a′
b	b′
c	a″
c	b″
d	a‴
d	b‴
	Fa la

(a′ bis Fa la: Wiederholung)

III. Now is the month of Maying.

Reim	Tonfolge
a	‖: a
a	a′
	Fa la :‖
b	b
b	b′
	Fa la

(b bis Fa la: Wiederholung)

IV. Sing we and chaunt it.

Reim	Tonfolge
a	a
a	‖: b
b	Fa la :‖
b	a′
	b′
c	‖: a″
c	b″ :‖
	Fa la

V. Singing alone.

Reim	Tonfolge
a	a
	‖: Fa la :‖
b	b
b	‖: c
	Fa la :‖

Mit den strengen Imitationen in allen Stimmen und dem freien Rhythmus im einzelnen gehört es dem Madrigalstil an, doch ist die Gliederung die der Fa las.

VI. No Nigella.

Reim	Tonfolge
x	x
a	‖: a
a	b :‖
	Fa la
b	a
b	b
c	‖: c :‖
c	d
	Fa la

VII. My bonny lass.

Reim	Tonfolge
a	a
a	‖: a′
	Fa la :‖
b	b
b	‖: b′
	Fa la :‖

VIII. I saw my Phillis.

Reim	Tonfolge
a	‖: a
a	b
	Fa la :‖
b	‖: c
b	d
	Fa la :‖

Gehört dem Typus von No. V an.

IX. What saith my dainty darling.

Reim	Tonfolge
x	‖: a
a	b
	Fa la :‖
b	‖: c
c	d
b	b′
c	e
	Fa la :‖

Ist das einzige einstrophige Ballet, es gehört zu V und VIII und zeigt wie diese den Madrigalcharakter.

X. Thus saith my Galathea.

Reim	Tonfolge
x	x
a	‖: a
a	a′
	Fa la :‖

XI. About the Maypoole.

Reim	Tonfolge
a	‖: a
b	a
b	b
	Fa la :‖
a	‖: a′
c	c
c	b′
	Fa la :‖

b und b′ bilden einen ähnlichen Nachsatz, wie wir es bei I gesehen haben.

XII und XV gehen nach III bzw. VII.

XIII. You that wont.

Reim	Tonfolge
4 a	a
4 a	a′
4 b	a″
	lirum lirum
3 c	b
3 c	b′
3 x	b″
3 y	c
	lirum lirum

No. XIV. Imitiert ganz naturalistisch den Feuerruf und besteht eigentlich nur aus einander jagenden Ausrufen, in einer meisterhaften polyphonen Durchführung:

> Fire! Fire!
> My heart! My heart!
> Oh help! Alas! Ah me!
> I sit and cry me
> And call for help but none comes nigh me,

beschlossen durch einen äußerst lebhaft gesetzten Fa la-Refrain, der den Hilferuf noch weiter malt und steigert.

Die übrigen sind, wie schon bei Besprechung ihres Taktrhythmus erwähnt wurde, echte Madrigale.

Beim Ballet gibt es keine direkte Wiederholung der Melodie auf der korrespondierenden Reimzeile, wie beim Ayre, es bildet aber in der Regel der zweite Vers des Reimpaares die Ergänzung des ersten, und das Thema dieses ersten beherrscht mit geringen Wandlungen wenigstens einen Hauptteil des Liedes, so wie der Rhythmus in der früher besprochenen Weise den Grundcharakter des ganzen Stückes ausmacht. Dem Netzgitter des Rhythmus entspricht auch der der Melodie. Alle Ballets sind zweiteilig. Jeder Teil wird für sich mit dem ihn beschließenden Fa la-Refrain wiederholt: /: A :// : B :/. Nur der Nachsatz in No. I steht für sich.

Für die Anordnung der Teile ist meist die Struktur des Gedichtes maßgebend. Vierzeilige a b a b teilen 2 + 2. Reimlose Verse werden auch in der Vertonung gesondert, besonders wenn sie den Eingang bilden, z. B. No. VI: „No, no, no, no-Nigella.“ X: „Thus sayth my Galathea“ oder der Schluß von XIII: „The lovely god come greet“. In No. X z. B. wird der Anfangsvers übrigens auch noch nicht mit wiederholt.

In längeren Strophen II, IV, VIII wurden ohne besondere Rücksicht auf den metrischen Bau die beiden ersten Zeilen den übrigen gegenübergestellt. Selbständig ist Morley in seinen Formen kaum, er bleibt bei einer, wenn auch mitunter recht freien Nachbildung Gastoldis.

3. Das Madrigal.

Auch dieses schließt sich eng an die Struktur des Gedichtes an, aber in anderer Weise. Im Ayre fanden wir starke Entsprechungen der vertonten Reimzeilen, wenn nicht Identität, so jedenfalls rhythmische Gleichheit, nahe thematische Verwandtschaft, symmetrische Kadenzenbildung, im großen strenge Zwei- oder Dreiteiligkeit wieder durch das metrische Schema bedingt. — Im Ballet das Netzgitter des stetig wiederholten rhythmischen Motivs und melodischen Themas, das je einem der scharf voneinander geschiedenen Verse zugeteilt war; die Gliederung durchaus //: A ://: B :// mit Wiederholung beider Teile.

Nun ist es anders. Aus den Verszeilen werden 3- bis 6- oder 4- bis 8taktige musikalisch selbständige Perioden gebildet, so daß sich das Versende jedesmal mit einer Kadenz deckt; aber nur bei schärferen Einschnitten kadenzieren alle Stimmen, sonst nur ein Teil, so daß ein Verweben der Perioden eintritt. Jedenfalls sind diese und auch ihre Unterteilungen einander vollkommen koordiniert. Die meisten Madrigale stellen dieses Nebeneinander von Melodieabschnitten dar, von denen jeder einen neuen musikalischen Gedanken bringt.

Fragt man nun, ob innerhalb dieser Form doch Beziehungen der einzelnen Teile zueinander bestehen, so muß man vor allem in Betracht ziehen, daß damals, wie wohl zu keiner anderen Zeit, das Streben nach Wortillustration ging, und gegenüber der Schilderung des Wortsinnes häufig die Beachtung der äußeren Form zurücktrat. So erhielt jede der Perioden womöglich eine individuelle Färbung und kann auch außerhalb jeder Beziehung zu den übrigen stehen. Eine große Anzahl von Madrigalen entspricht einfach dieser Form.

„Triumphs“ No. II, Daniel Norcome	Tonfolge
With angel's face and brightness	a
And Orient hue fair Oriana shining	b
With nimble foot was tripping Over hill and mountains }	c
At last in dale she rested	d
Hard by Diana's fountains	e
This is the maiden queen of Fairy-land	f
With scepter in her hand	g
The Pans and Satyrs daintily	h
Did show their nimble lightness	i
Fair Nais and the Nymphs did leave their bowers . .	k
And brought their baskets full of herbs and flowers .	l
Refrain:	
Then sang the shepherds and Nymphs of Diana . . .	m
Long live fair Oriana	n

Allerdings kann ein derartig locker gefügter metrischer Aufbau nicht für eine feste musikalische Form maßgebend sein. Es ist dies eines der krassesten Beispiele unter den Textvorlagen der Madrigale, das sich selbst unter denen des Triumphs, die sich durch besondere Formlosigkeit auszeichnen, nicht oft wiederholt. Aber davon ganz abgesehen, liegt diese Art der Textbehandlung im Stil der Gattung, und wir finden auch metrisch strengere Gedichte in dieser Weise vertont. Trotzdem lassen sich beim Madrigal gewisse Beziehungen zwischen den einzelnen Abschnitten feststellen, auch wenn sie sich nicht in Regeln fassen lassen und nur die Hervorhebung und eventuelle Gruppierung der einzelnen Fälle möglich ist. Melodische Identität der Reimzeile besteht nirgend, wohl aber thematische Verwandtschaft. Ihr Grad ist verschieden: einfache Versetzung auf eine andere Tonstufe, Vergrößerung des Themas, Umkehrung oder auch nur irgendeine Umformung, die nur die charakteristischen Intervalle wiederbringt. Mitunter werden auch die Reimwörter mit gleichen Schlüssen versehen. Selten führen diese Entsprechungen so weit, daß die Struktur der ganzen Strophe sich in der Gliederung der Vertonung spiegelt. Aber auch das kommt vor, z. B. Triumphs I, MICHAEL ESTE:

Hence Stars! you dazzle but the sight
You teach to grope by night
See here the shepherds star.
Excelling you so far
Then Phoebus wip'd his eyes.
And Zephir clear'd the skies.
In sweet accented cries
Then sang the Nymphs and shepherds of Diana
Long live fair Oriana!

Hier ist das

Reimschema	Tonfolge
a	a
a	
b	b
b	b
c	c
c	c
c	d
Refrain	—

Der Komponist hat die beiden Eingangsverse in einen gefaßt, was übrigens auch dem Sinn gut entspricht. Beim zweiten Reimpaar wird der zweite Vers von den drei Unterstimmen den drei Oberstimmen in der unteren Oktave nachgebracht, während jedesmal die andere Stimmgruppe pausiert. Der Satz ist Note gegen Note und hebt diesen Abschnitt aus der Umgebung noch besonders hervor. Zeile 5 und 6 führen, ohne dazwischenliegende

scharfe Abgrenzung, ein und dasselbe Thema durch. Der letzte Vers, der mit den vorhergehenden reimt, ist in der Vertonung dem Wortsinn folgend, abgesondert und bildet den Übergang zum Refrain, der hier metrisch und musikalisch als selbständiger Anhang sich erweist. Das ist er übrigens in der Mehrzahl der Stücke der Triumphs, auch in denen der italienischen Vorlage, den Triumfi di Dori. Vgl. z. B. PALESTRINAS „Quando dal terzo cielo".

Einen anderen Typus der Übereinstimmung zeigt WILBYE II, No. I:

Come shepherd swains, that wont to hear me sing,
Now sight and groan.
Dead is my love, my joy, my hope, my spring,
Dead, dead and gone.
Oh she that was your summer's queen,
Your days delight,
Is gone and will, no more be seen.
Oh cruel spite!
Break all your pipes, that wont to sound
With pleasant cheer,
And cast yourself upon the ground,
To wail my dear.

Come shepherd swains and nymphs and all arow
To help me cry.
Dead is my love and seeing she is so
Lo now I die —.

Es ist hier ein regelmäßiger Wechsel von Lang- und Kurzzeilen, die kreuzweise untereinander reimen. Inhaltlich und syntaktisch hängt jede Kurzzeile mit der vorhergehenden Langzeile zusammen; und so setzt auch der Komponist die schärferen Abschnitte von zwei zu zwei Versen an und markiert die Reimwörter durch die korrespondierenden Kadenzen.

Jede Langzeile enthält einen neuen Gedanken bis zur variierten Rückkehr zum Beginn. „Come shepherd swains" nimmt wieder den Anfangsgedanken auf, verläßt ihn dem Wortsinn entsprechend mit dem nächsten Abschnitt, trotzdem ist aber eine Symmetrie nicht zu leugnen.

Während im erstbesprochenen Lied eine Gliederung schwer zu bestimmen war, kann man hier eine Dreiteilung ansetzen:

Zwei Ecksätze schließen sich um ein Mittelstück:

$$4 + 8 + 4$$
$$A + B + A'$$

Dieses Zurückkehren zum Beginn, hier allerdings mit einer textlichen und musikalischen Variation, ist in den italienischen Madrigalen öfter als in den englischen verwendet, es ist, wie vieles, altes Erbgut der „Frottole", z. B. PALESTRINA II, 18: „La cruda mia nemica". (Darüber vgl. R. SCHWARZ, HASSLER und die italienischen Madrigalisten a. O.)

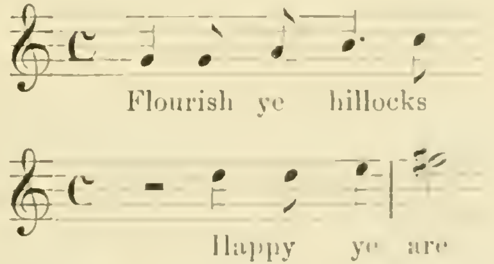
Ein dritter Typus hebt die Hauptabschnitte durch gleiche oder verwandte Melodieteile hervor; das führt zu einer klaren, übersichtlichen Gliederung mit Betonung des textlichen Aufbaues. WILBYE II, 2:

> Flourish ye hillocks set with fragrant flowers
> So graced with her deity,
> Whose eyes bedew you with their pearled showers
> Bewailing love's impiety.
>
> Happy ye are be prodigal dispos'd
> Disdain not live's lamenting,
> Let me but kiss those steps where she repos'ed
> To ease my heart's tormenting.
>
> While she flies me; here I lie and languish
> Sounding my sorrows tun'd in notes of anguish.

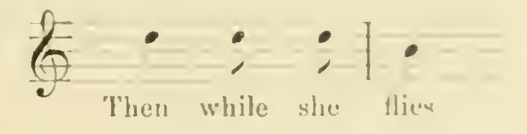
Das Schema ist

5	a	4	b
5	a	4	b
5	c	3	d
5	c	3	d
5	e	5	e

Der Komponist markiert nun diese drei Hauptteile durch das gleiche Motiv:



In der Umkehrung:



Der letzte Vers

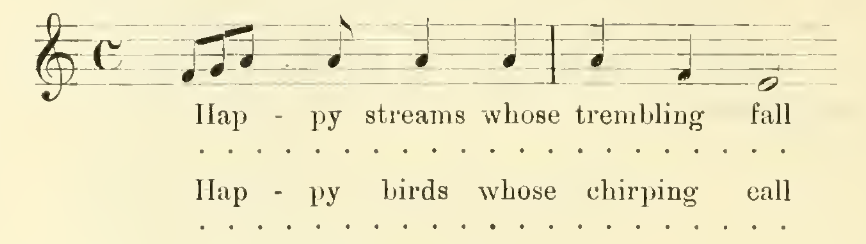
sounding my sorrow

zeigt sich durch diesen Beginn mit dem ihm metrisch zugehörigen vorletzten eng verbunden, beide bilden sprachlich und musikalisch den Schlußabsatz.

Diese Parallelbehandlung der Schlußverse, ihr Zusammenschließen zu einem Nachsatz ist sehr beliebt, mag nun das Stück vorher in sich gegliedert sein oder sich einheitlich als Vordersatz dagegen abgrenzen. Ein Beispiel für diese durchaus nicht seltene Erscheinung ist auch WILBYE I, 13:

Those smiling eyes usw.
With clouded frowns usw.

Melodische Übereinstimmung trifft aber auch gern irgend zwei einander metrisch nahestehende Zeilen in einem sonst ganz freien Madrigal. WILBYE II, 10:



Hier ist allerdings der Parallelismus so genau, daß er schwer vernachlässigt werden konnte, aber auch ohne ihn werden Reimpaare auf diese Weise gebunden. WILBYE I, 13:

Take thou thy strongest arrow
That will through bone and marrow.

WILBYE II, 3.

To hear the accents of a doleful ditty
To triumph still without remorse or pity,

mit ganz besonderer Berücksichtigung des Endreims.

Blieb bei allen diesen Beispielen die Gliederung des Textes Vers für Vers gewahrt, so ist dagegen für die Teilung einer großen Anzahl von Madrigalen vor allem der Satzakzent maßgebend. Besonders werden natürlich bei Enjambement die syntaktisch zusammengehörigen Redeteile verbunden und in neue, dem Vers nicht entsprechende gefaßt. Eines von den vielen Beispielen ist WILBYE II, 17 (der Teilstrich gibt die musikalische Gliederung):

Sweet honeysucking bee // why do you still
Surfeit on roses, pinks and violets //

Für die Gliederung des einzelnen Verses kommt fast stets der Wortsinn vor der Zäsur in Betracht, vor allem werden die immer wiederkehrenden Anrufe und Ausrufe regelmäßig vom Komponisten, von ihrer Umgebung getrennt, hervorgehoben:

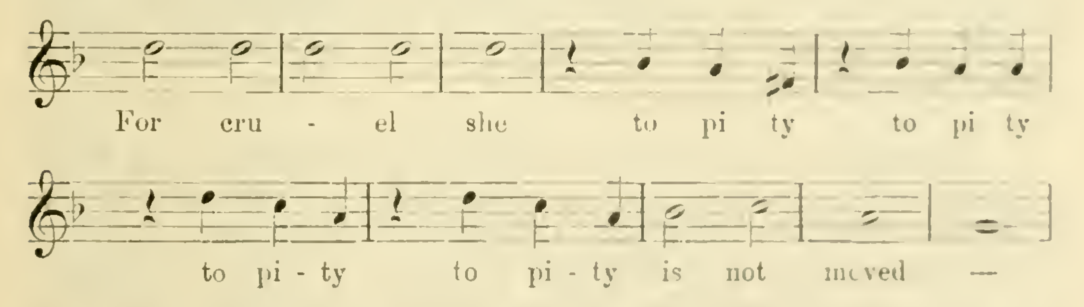
Draw on sweet night! Hence stars!
Change me oh Heavens! I love alas!

usw. usw.

Darin äußert sich schon ein Betonen des dramatischen Elementes, das dem ganzen Madrigal eigen ist. Besonders schön tritt das in den erzählenden Gedichten mit eingeschobenen Dialogen hervor. Der Komponist tut alles, um die Sprechenden zu charakterisieren.

Meisterhaft sind darin WEELKES No. 5 und No. 10. Das erste beginnt mit einer schlicht erzählenden Einleitung: „A country pair was walking all alone". 1. und 2. Cantus eröffnen dann mit der Rede der Liebhaberin das neckische Liebesgeplänkel. Der Liebhaber antwortet im Tenor und alle Stimmen verschlingen sich und steigern bis zum Schluß: „Then kiss me!" — Noch mehr äußere Gelegenheit zur Situationsmalerei gibt No. 13. „Three virgin nymphs" sind durch einen dreifachen Cantus dargestellt, der plötzlich in ihr Spiel hereinstürzende Satyr durch den bis dahin pausierenden Baß. Köstlich wird seine polternde Liebeserklärung, seine plumpen Sprünge „he leapt" gemalt, immer durch die Baßstimme, während die Nymphen mit kleinen schrillen Angstrufen zu enteilen suchen.

Hier gilt nur die Illustration des Inhalts, die äußere poetische Form ist dagegen ganz zurückgetreten. Und die ist auch weit öfter als die Zäsur für die Teilung der einzelnen Verse maßgebend, wo der Inhalt nur irgendeinen Anhaltspunkt dafür bietet, z. B. WILBYE II, 14:



Dabei ist hier nur aus den Worten herausgeholt, was wirklich in ihnen liegt. Ein jeder gute Rezitator würde die drei ersten Worte dehnen, und zögern, den Schluß auszusprechen. Dieses Zögern wird durch das wiederholte, immer wieder unterbrochene Ansetzen sehr glücklich dargestellt.

Wie diesmal, so ist auch sonst im Madrigal die Wortwiederholung mit ein Mittel der Charakteristik, in sehr vielen Fällen allerdings dient sie vor allem der Ausfüllung der Taktzahl, oder die Worte sind im mehrstimmigen Satz, den einzelnen Wiederholungen der Motive in der Durchführung so untergelegt, daß das Wort überhaupt im Gewebe der Stimmen verklingt. Das trifft eigentlich mehr die Madrigalisten der ersten Zeit, die die Kunst des Kontrapunktes auch um ihrer selbst willen zeigen. Später wird der Satz einfacher, von akkordischen, Note gegen Note gehaltenen Partien durchsetzt, die die einzelnen Verse aus-

den übrigen hervorheben; angeführte Reden überhaupt („Then sweetly her importune“ in WILBYE I, 1), dem Sinne nach bedeutende Verse erhalten dadurch einen besonderen Nachdruck. Besonders WILBYE verwendet dieses Mittel mit großer Vorliebe. Überhaupt ist sein Satz einfacher als der der anderen, der Gebrauch der Imitation eingeschränkt, die homophonen Sätze treten in kurzen Zwischenräumen auf; wie fast keiner der übrigen nimmt er so auf das Wort Bedacht.

Zum Schluß wären noch eine Anzahl Formeln anzuführen, die ursprünglich von einzelnen italienischen Madrigalisten zur Illustration bestimmter Worte aufgebracht, schließlich zu festen Bestandteilen der Madrigale wurden.

Dazu gehört der Gebrauch der Interjektionen ah me! im Halbtonschritt nach abwärts zur Stimmungsmalerei verwertet, auch wo es nicht im Text vorhanden ist. Das Dehnen von „long“, umgekehrt von „short“, die Verwendung einer Solostimme bei „alone“. Häufiger und deutlicher sind ganz bestimmte Tonbilder für gewisse Ausdrücke. So kommt kaum ein einziges Mal „fly, flying“ usw. anders wie als Lauf nach aufwärts, meist nur in vier Tönen, sicher aber kein einziges Mal „sigh“ vor, ohne durch Pausen abgetrennt zu sein.

Schon MORLEY hatte diese Eigenheit der italienischen Madrigale hervorgehoben und zur Nachahmung empfohlen. Sie findet in England auch erst bei den jüngeren Komponisten öftere Verwendung, artet aber nie in Spielerei aus, wie bei manchen italienischen Zeitgenossen.

Überblicken wir nun noch einmal das Verhältnis von Komposition und Text im englischen Kunstlied der besprochenen Zeit, so sehen wir vor allem das verschiedene Verhalten der drei Gattungen: Ayre, Ballet, Madrigal. Alle drei in starker Abhängigkeit von der Struktur des Textes, sind es vor allem Ayre und Ballet, besonders das erstere, die seine Gliederung oft bis zur genauesten Angleichung in die Vertonung herübernehmen, während im Madrigal vor dem Streben nach Verdeutlichung des Wortinhaltes die Rücksicht auf die äußere Form zurücktrat; dagegen ist das Betonungssystem der Worte an sich, hier, ohne den Zwang der Melodie, wie beim Ayre, oder des Tanzrhythmus beim Ballet genauer beachtet. Alles in allem fanden wir das bewußte Streben, die Form des Textes zu wahren und seinen Inhalt auszuschöpfen, in Produkten einer Zeit, die nach einer Periode mit entgegengesetzten Zielen wieder zur Erkenntnis der Bedeutung des Wortes im Liede gelangt war.

Prag. Dr. Marianne Fischer.

Die deutschen Kaiser in der Dichtung Conrad Ferdinand Meyers.

Der C. F. Meyer so eigentümlich kennzeichnende *deutsche Patriotismus* findet zum Teil dichterische Gestaltung in der Darstellung *deutschen Kaisertums*.[1] Die ganze Reihe bedeutender Repräsentanten mittelalterlichen Kaisertums stellt sich innerhalb der Dichtungen des Schweizer Meisters dar. Doch hat ein wunderlich-tragisches Geschick ihn gerade dies höchste Ziel seines künstlerischen Strebens: eine Kaiserdichtung großen Stils, nicht erreichen lassen.

Wir haben es daher bei Untersuchung dieses Elementes seiner Dichtung nicht mit abgeschlossenen großen Dichtungen zu tun; es handelt sich vielmehr:

1. um einzelne, in fertige Novellen eingestreute *Kaiser-Episoden*;
2. eine Reihe novellistischer und dramatischer *Fragmente*;
3. eine Anzahl abgeschlossener kleiner *Gedichte*.

Diese Bruchstücke gewinnen an Bedeutung durch ihren Zusammenhang: sie setzen bei dem Dichter *gewaltige Stoffmassen* voraus, die er teils vergebens in eine Form zu zwängen strebte (die *Fragmente* legen Zeugnis von diesem stets erneuten Ringen ab), aus denen anderseits manches in stofflich fremdartige Novellen einsickerte (*Episoden*), und von denen endlich einzelne Teile, die sich mehr zufällig von dem Ganzen loslösten, in kleinen, festgefügten Kunstwerken endgültige Gestalt gewannen (*Gedichte*).

Die Reihe der Kaiser beginnt, wie in der Geschichte so in der Dichtung C. F. Meyers, mit Karl dem Großen, zu dem der Dichter von früh auf ein ganz persönliches Verhältnis gewann.

In der Charakterisierung *Karls des Großen*[2] als obersten Richters zeigt sich maßgebend vor allem die nachhaltige Wirkung eines in Kinderzeit empfangenen *bildlichen* Eindrucks. Es handelt sich bekanntlich um das ehrwürdige Steinbild in der Nische des Groß-Münster-Turms zu Zürich, das den Kaiser, hoch über der alten Richtstätte thronend, mit dem Richtschwert über den Knien darstellt.[3] Auf drei verschiedenen, zeitlich in Steigerungsverhältnis zueinander stehenden Dichtungsstufen findet sich die Nachwirkung dieses alten Denkmals; nachdem es im

[1] Das Problem des deutschen Patriotismus C. F. Meyers soll in einem besonderen Aufsatz behandelt werden, hier nur insofern, als es sich mit der Darstellung deutscher Kaiser berührt.

[2] Für die besondere Vorliebe des jugendlichen C. F. Meyer gerade für diesen Kaiser vgl. Betsy Meyer, 'Erinnerungen' p. 57 ff.

[3] Vgl. Betsy Meyer p. 173 ff.

'Heiligen' genau gezeichnet ist, tritt in der 'Richterin'-Novelle Karl der Große als ziemlich passiver Repräsentant einer gerechten Weltordnung auf[1] und wird endlich in 'Angela Borgia' zum drohenden Verkünder eines rächenden Schicksals, ja, unter dröhnendem Posaunenschall zum Vorboten des Jüngsten Gerichts.[2]

Wie sich mit diesem durch das Leben festgehaltenen Bildeindruck die Anregungen der Schule sowie literarische Einflüsse späterer Zeit verbanden, wurde an früherer Stelle erörtert.[3] Hier sei daran erinnert, daß für die stoffliche Entlehnung und nachträgliche Einfügung der Alcuin-Szenen in die 'Richterin'-Novelle ein französischer Historiker: Guizot,[4] für die stark idealisierende Auffassung deutschen Kaisertums das Werk eines deutschen Historikers: Giesebrechts 'Geschichte der deutschen Kaiserzeit', grundlegend gewesen sind.

Die in der Giesebrechtschen Quelle schon vorgezeichnete, vom Dichter festgehaltene Betonung des Pathetischen, die, in Übereinstimmung mit dieser Quelle, dem Kaiser Karl innerhalb der Dichtung zugewiesene Rolle der Staffage mehr denn der Persönlichkeit, kehrt in der Darstellung *Ottos des Großen* wieder, wie sie uns in dem Gedicht 'Der gleitende Purpur' vorliegt. Hier tritt der stärkere Einfluß Giesebrechts in der Entlehnung der von Kraeger[5] aufgedeckten Stelle aufs deutlichste zutage.

Neben dieser die Erzählung von der Versöhnung Ottos I. mit seinem Bruder Heinrich am Weihnachtsfeste 941 enthaltenden Stelle lieferte noch eine andere, bisher übersehene Stelle bei Giesebrecht[6] das eigentlich poetisch Reizvolle des Gedichtes: das Bettler- oder Mantelmotiv.

Es ist die Erzählung[7] von der übergroßen Mildtätigkeit Edithas, Gemahlin Ottos des Großen: dieser verbietet Editha, ihrer

[1] Genau genommen, richtet Karl der Große gar nicht in der 'Richterin'-Novelle, er lehnt das Richteramt ab; ein Gottesurteil entscheidet. Es handelt sich hier mehr um eine über den Personen stehende neutrale Autorität.

[2] Vgl. auch die schärfere Zeichnung des Steinbildes in 'Angela Borgia': der 'Heilige': 'Das Schwert quer über die Knie gelegt, wie euer Carolus Magnus hier am Münsterturm.' — 'Angela Borgia': 'In der Mitte saß, grau und streng, wie aus Stein gehauen, Carolus Magnus, sein großes Richtschwert auf die Knie gelegt.' .

[3] Vgl. 'Archiv', Bd. CXXVIII, Heft 3/4: '*Zur Entstehungsgeschichte von C. F. Meyers "Richterin".*'

[4] Guizot, 'Histoire de la Civilisation en France' II.

[5] H. Kraeger: '*C. F. Meyer. Quellen und Wandlungen seiner Gedichte*'. p. 87 ff.; hier die ganze Quellenstelle abgedruckt.

[6] Diese Stelle nicht von Kraeger erwähnt. In der von ihm angeführten Stelle wird erzählt, Heinrich sei als Büßender im üblichen 'härenen Gewande' und mit bloßen Füßen erschienen. [7] Giesebrecht I. p. 317 f.

allzu großen Freigebigkeit halber, Arme ferner zu beschenken. Um ihren Gehorsam zu prüfen, tritt er selbst '*als Bettler vermummt*' an einem Feiertage '*an die Kirchentür*'; er bittet Editha dringend um ein Almosen und hält sie, da sie sich weigert, '*am Mantel zurück*'. 'Nur ein Fetzen hiervon', so sagt er, 'würde mir Armen helfen.' Sie, der Rührung nicht mehr gebietend, erlaubt ihm endlich, '*einen Ärmel des kostbaren Gewandes zu nehmen*'.

Aus dieser Erzählung erwuchs das so wirksame Bild des niedergleitenden Purpurs, das in der zweiten Fassung[1] des Gedichtes in den Titel aufgenommen wurde, sowie die Gestalt des zudringlich am Purpurmantel zerrenden fürstlichen Bettlers.

Dieser Erzählung gegenüber zeigt C. F. Meyer eine originellere Verarbeitungsweise als gegenüber der bei Kraeger zitierten Stelle: indem er das Gesetz des Personentausches anwendet (an Stelle Edithas tritt der Kaiser selbst), gewinnt er die Möglichkeit der Glorifizierung seines Kaisers;[2] durch Symbolisierung des Vorgangs — der Mantel wird zum Symbol der Versöhnung — leiht er diesem tiefere Bedeutung.

Die hier beobachtete Verschmelzung zweier, derselben Quelle entlehnten Stellen ist ein für die Arbeitsweise des Dichters charakteristischer Zug.

Die Übereinstimmung der Quellen und Motive innerhalb verschiedener, demselben Stoffkreise entnommener Dichtungen wird durch das andere, ebenfalls dem Zeitalter der sächsischen Herrscher angehörende Gedicht 'Das Goldtuch' schlagend belegt. Im Mittelpunkte steht Mathilde, die Gemahlin *Heinrichs I.* Hier wiederum Giesebrecht die Quelle, wiederum symbolische Verwendung eines Gewandstückes und Hervorhebung des Gewandmotivs in Inhalt und Titel der zweiten Fassung.[3]

Unter den Problemen, welche die Geschichte mittelalterlichen Kaisertums dem Dichter darbot, interessierte ihn vor allem der oft wiederkehrende Zwiespalt zwischen Vater und Sohn,[4] das

[1] In der ersten Fassung hieß das Gedicht 'Kaiser Ottos Weihnachten'. Also gerade das *Mantelmotiv* wird in der zweiten Fassung in Inhalt und Titel gegenüber der ursprünglichen Fassung stark hervorgehoben.

[2] Undenkbar wäre bei C. F. Meyer das Auftreten eines Kaisers in einer so niedrigen Rolle wie der eines Bettlers; seiner *Verherrlichungstendenz* entspricht es, daß der Kaiser stets Mittelpunkt und Gipfel der Dichtung bildet, falls er nicht übergroß im Hintergrunde einer solchen aufragt. S. unten.

[3] In erster Fassung hieß das Gedicht 'Königin Mathilde'. Für Quelle und Entlehnung vgl. Kraeger p. 93 ff.

[4] Dieses Thema kehrt mehrfach in C. F. Meyers Dichtung wieder; vgl im 'Heiligen' das Verhältnis König Heinrichs zu Richard Löwenherz 'ein roter Vaterzorn hat ihn wie der Strahl getötet'; auch die heiße Vaterliebe Thomas Beckets. Zuletzt in den 'Vinea-Fragmenten' die König Heinrich-Szenen, und in dem Gedicht 'Das Kaiserliche Schreiben' Empörung Heinrichs gegen seinen Vater Friedrich II., den Staufer; s. unten.

große Thema des undankbaren, gegen den Kaiser sich empörenden Sohnes, wie es die Geschichte Heinrichs IV. und Heinrichs V. lehrt. Die Darstellung dieses Konflikts gehörte im letzten Schaffens-Jahrzehnt des Dichters zu den unter anderen Entwürfen stets von neuem auftauchenden und wieder zurückgestellten, nie zur Vollendung gelangenden Stoffen. Er versuchte sich in dramatischer wie novellistischer Behandlung des Stoffes,[1] ein Drama, 'Der Sohn des Büßers von Kanossa', beschäftigte seine Phantasie[2]; ja, überwältigt von der Fülle seiner Pläne, dachte er noch in der letzten kurzen, ihm nach Vollendung der 'Angela Borgia' vergönnten Frist an zwei getrennte Dramen: einen *Heinrich IV.* und *Heinrich V.*[3]

Von all diesen Entwürfen und Plänen ist uns nur ein kleines, dürftiges Fragment mit dem Titel 'Pseudo-Isidor' erhalten (veröffentlicht von Aug. Langmesser, p. 482 ff.). Hierin wird in seltsamem Anachronismus die Geschichte des urkundenfälschenden Pseudo-Isidors[4] mit der des letzten Saliers, Heinrichs V., verknüpft; der letzte Zug des todkranken Kaisers wird durch den Mund zweier Mönche geschildert. Zwei traurig-quälerische Themata, die auf späte Entstehung des Entwurfs hinweisen.

Als Quelle zu dem Salierstoffe deutet C. F. Meyer selbst in einem Briefe an Luise von François[5] Gregorovius, 'Geschichte der Stadt Rom im Mittelalter' an; doch läßt sich für das kurze Fragment keinerlei Entlehnung nachweisen.[6] Gesichert ist die Benutzung Giesebrechts als Grundlage auch für diesen Kaiserstoff durch das eigene Zeugnis des Dichters in den nunmehr vorliegenden, an seinen Vetter Dr. Fritz Meyer gerichteten Postkarten und Briefen.[7] Diesen ihm als Sekretär und Bücher-

In diesem Problem liegt die Analogie zwischen Hohenstaufen-Tragödie und Salier-Tragödie, die beide zu den letzten Plänen des Dichters gehörten.

[1] Vgl. Frey, Biographie, p. 341; auch p. 337.

[2] Vgl. Brief an Haessel: Br. II, 107: 'Die Dramasache nehme ich ungeheuer ernsthaft' usw., und Brief an Luise von François, 4. Mai 1883.

[3] Bei Betsy Meyer p. 214 der Ausruf des Dichters: 'Du siehst, es ist zu viel! In einen einzigen dramatischen Rahmen läßt sich das alles nicht fassen. Ich muß zwei Dramen schreiben: einen Heinrich IV. und einen Heinrich V.' usw.

[4] Dieser gehört bekanntlich in das neunte Jahrhundert. Bei Giesebrecht finden sich mannigfache Hinweise auf ihn.

[5] In dem oben zitierten Briefe.

[6] Gregorovius IV, p. 386 erwähnt nur sehr kurz den 'kinderlosen Tod' Heinrichs V., kann also unmöglich als Quelle für dieses Fragment 'Pseudo-Isidor' gedient haben.

[7] Durch gütige Erlaubnis der *Stadtbibliothek in Zürich* wurde mir die Einsicht in die nicht veröffentlichte und bisher nicht benutzte Korrespondenz gestattet. Dr. Fritz Meyer besorgte regelmäßig für den in Kilchberg lebenden Dichter die für seine Arbeit nötigen Bücher in der Stadtbibliothek zu Zürich.

besorger dienenden Verwandten bittet er zweimal, am 3. Oktober 1883 und 12. November 1885, um Besorgung 'Heinrichs IV. und Heinrichs V. von Giesebrecht'. In der Tat scheint für das Fragment 'Pseudo-Isidor' die Schilderung Giesebrechts als Vorlage unverkennbar. — Seltsam nehmen sich in diesem Fragmente übrigens die auf den finster-verschlossenen Heinrich V. wenig passenden Worte 'Armer, lieber Kaiser' aus. — Mit Heinrich V. endet naturgemäß der Einfluß der Giesebrechtschen Quelle[1] innerhalb der Kaiserdichtung C. F. Meyers.

Mit Eintritt in die Hohenstaufenzeit umfängt uns, der Geschichte analog, auch in der Dichtung eine neue Atmosphäre, neue Quellen tun sich auf.

Die *Hohenstaufendichtung* war, wie keine andere, Lieblingsidee des Dichters. Stets von anderen Plänen zurückgedrängt, begleitete sie ihn durch das Leben und steigerte sich ihm in den letzten Dichterjahren zu dem letzten, höchsten, noch zu erstrebenden Ziel.[2] Zu spät! Zu lange hinausgeschoben! Frühzeitig, wie es scheint, die tragische Nichtvollendung ahnend, sprach schon der jugendliche Dichter seine Gedanken darüber in dem Gedicht 'Das Münster' allegorisch aus.[3]

Keine Kaisergestalt weist in der Dichtung C. F. Meyers eine so bedeutsame Entwicklung auf wie die des Staufers *Friedrich II.* Über dessen komplizierte Entwicklungsgeschichte sei hier so viel gesagt:

Zunächst inmitten der übrigen Kaisergestalten zu den poetischen Jugendträumen des Dichters gehörend,[4] trug Friedrich II. ursprünglich wohl die allgemeinen Züge romantischer Verherrlichung, wie wir sie bereits an einem Otto dem Großen und einem Karl dem Großen feststellen konnten. Die älteste uns erhaltene Staufendichtung, das auf eine ältere Ballade zurückgehende Gedicht 'Kaiser Friedrich II.', zeigt noch einen Rest jener, feinerer Charakterisierung entbehrenden Tendenz, weist auch mit Verwendung der sizilianischen Form der Barbarossasage rückwärts in die Jugendzeit des Dichters.[5] In diesem typischen Sinne taucht — die stete Beschäftigung mit dem Stoffe gleichsam hinter den Kulissen verratend — der 'Staufer' in '*Engelberg*'[6] und in

[1] Das Werk Giesebrechts reicht nur bis zum Ausgang der salischen Zeit.

[2] Vgl. Betsy Meyer p. 213, p. 78: nur in feierlichem Tone sprach er von dem Hohenstaufenplan, Betsy Meyer p. 208.

[3] Das Gedicht 'Das Münster' erscheint schon unter den '*Balladen*' C. F. Meyers 1864; vgl. auch Betsy Meyer p. 154.

[4] Betsy Meyer p. 153.

[5] Vgl. '*C. F. Meyers Petrus Vinea*' von *Ad. Frey*, 'Deutsche Rundschau' 190[illegible].

[6] Die bekannte Stelle 'Engelberg' V: 'Ein *Staufer* hat es hingesetzt' usw. Man vergleiche mit dieser Stelle das inhaltlich nahestehende Gedicht 'Der Kaiser und das Fräulein', und man wird hier deutlich die typische

'Hutten' auf.[1] Das Jahr 1870/71 brachte nicht die von dem 'Ghibellinen' C. F. Meyer zu erwartende große Hohenstaufendichtung, vielmehr eine Dichtung der Reformationszeit: 'Huttens letzte Tage'. Ein Schwanken zwischen 'Staufen'- oder 'Hutten'-Dichtung scheint zunächst stattgefunden zu haben,[2] das sich nur in einer einzigen, später veränderten Zeile des 'Hutten' verrät, da der Dichter, den künftigen Träger der Kaiserkrone erflehend, spricht:

'Sei *Stauf* er oder Zoller, gilt uns gleich'.

Hier entschlüpfte ihm wider Willen seine Staufen-Begeisterung. Daß er damit an die Begeisterung seiner Jugendtage anknüpft, bezeugt ausdrücklich die Schwester.[3] Wahre Gestaltung empfing Friedrich II. erst durch das Eintauchen in eine ganz neue Sphäre: die der Renaissance.

Das erneute und vertiefte Studium Jakob Burckhardts, besonders seiner 'Kultur der Renaissance', und, durch ihn angeregt, das Studium italienischer Quellen[4] führte bei dem Dichter

Auffassung der mittelalterlichen Kaiser, gleichsam en masse, finden; besonders am Schlusse: 'War es einer der Ottonen oder war's ein Heinrich oder war's ein Friedrich, der die wehrlos Schwebende geküßt hat?'

[1] Eigentlich in einer *Vorstufe* des *'Hutten'*, da der oben zitierte Vers: 'Sei Stauf er oder Zollern, gilt uns gleich' schon in der ersten Auflage 1872 umgewandelt erscheint zu 'Welf, Wittelsbacher, Zollern gilt uns gleich'. Bei der Umarbeitung des 'Hutten' wurde die ganze Stelle in den Gesang 'Die Schmiede' aufgenommen, hier aber statt des fehlenden Staufen eine andere, zu wenig beachtete Stelle eingesetzt: 'Du sollst für unsre deutsche Krone sein, Die unser protestantisch Kaiserhaupt Dereinst mit Hohenstaufenpracht umlaubt'. In der endgültigen Fassung wurden beide Stellen herausgeworfen, und es heißt im Gesang 'Der Schmied' kurz und bündig: 'Schmiede, dritter, du die Treu Und unsre alte Kaiserkrone neu!'

[2] So möchte ich die Darlegung Betsy Meyers p. 152, 153 auffassen, da sie die Gründe für die Wahl eines Reformationshelden an Stelle eines Staufen angibt; p. 78 sagt sie von ihrem Bruder: 'Wie er mit "Hutten" begonnen, so dachte er mit Kaiser Friedrich II. ... seine Lebensarbeit abzuschließen.' In der Tat gibt es eine Analogie zwischen Ritter Hutten und Kaiser Friedrich II., nämlich die Sehnsucht nach dem Sterben im Morgenlichte. Diese ist bereits in einer Vorstufe des 'Hutten', dem 1866 datierten Gedicht 'Sterben im Frühlichte' (Frey, Biogr., p. 217), ausgesprochen, beginnend: 'Kommt mir die Stunde, zu sterben, Sei es die nächtliche nicht', wurde dann durch Umwandlung des Gedichtes zu dem Gesang 'Scheiden im Licht' in die 'Hutten'-Dichtung eingeführt: 'Doch soll ich sterben, muß es Morgen sein'; analog spricht der sterbende Kaiser im Gedicht 'Kaiser Friedrich II.': 'Fahr entgegen ich dem Morgen und dem neugebornen Strahl'. Hier berühren sich also schon in den Anfangsstadien Hutten- und Staufen-Stoff; mögen ja die genannte Vorstufe zu 'Hutten' wie jene ältere Ballade, die Vorstufe zu 'Kaiser Friedrich II.', beide zu Anfang der sechziger Jahre entstanden sein.

[3] Betsy Meyer p. 157: '... daß er die Kaiserkrone seiner Jugend vor sich sah ...'

[4] Über die Verwendung eines Machiavell, Dante, Manzoni usw. in der Dichtung C. F. Meyers sowie auch den Einfluß Burckhardts vgl. besonders *E. Kalischer, 'C. F. Meyer in seinem Verhältnis zur italienischen Renaissance'.*

zu Anfang der achtziger Jahre eine neue Kunstepoche herauf.[1]
Der Niederschlag Burckhardtscher Auffassung zeigt sich:

1. in den beiden Fragmenten 'Die Richterin' und 'Eine große Sünderin',[2]
2. in der 'Hochzeit des Mönchs' (im Hintergrunde dieser Novelle ragt bekanntlich Friedrich II. auf).

In diesen Dichtungen zeigt sich einerseits Burckhardtsche Auffassung in der Darstellung des geistvoll-spöttischen, mit diplomatischer Gewandtheit seine Untertanen überlistenden Ketzer-Kaisers, anderseits die Einführung eines rein persönlichen Elements, indem dieser elastische, noch im Vollgefühl seiner Kraft sich wiegende Gewaltherrscher doch schon als ein leicht vom Alter Gezeichneter, von Melancholie Gestreifter, über die Rätsel seines Daseins in hamletartigem Dialoge Grübelnder dargestellt wird.

Die Verstärkung des grüblerisch-quälenden Elements in der Charakterzeichnung Friedrichs II. zeigt sich nach langer Pause — die Renaissance-Staufen-Dichtung kam nicht zur Vollendung[3] — in der letzter Schaffensperiode angehörenden Vinea-Dichtung, welche uns das traurige Bild eines mißtrauischen, gealterten, selbst kleinlicher Züge nicht entbehrenden Herrschers vor Augen stellt, ein nur allzu getreues Abbild des seiner Krankheit sich nahefühlenden Dichters.[4]

Es handelt sich um die Vinea-Fragmente:

1. die aus dem Nachlaß des Dichters, von Langmesser,[5]
2. die von dem Biographen Ad. Frey in der 'Deutschen Rundschau' veröffentlichten Fragmente;[6]

---

[1] Man lese z. B. ein Kapitel des 'Heiligen' und gleich darauf eins aus der 'Hochzeit des Mönchs', und man wird den großen Abstand in Inhalt und Form verspüren. Weshalb der Einfluß der Renaissance, insbesondere Burckhardts, den er schon viel früher kennenlernte (Frey, 'Biogr.', p. 235), erst jetzt und gerade jetzt so stark hervortritt, ist schwer zu erklären, muß aber jedenfalls mit der langsamen inneren Entwicklung des Dichters und der vielleicht jetzt erst erklommenen Reifestufe zusammenhängen. Jedenfalls ist die scharfe Wendung zu Anfang der achtziger Jahre und das gleichzeitige Auftreten reicher Renaissancestoffe nicht zufällig. Die etwa bei *Blaser, 'C. F. Meyers Renaissance-Novellen'*, p. 20 f., aufgeführten Renaissancegedichte C. F. Meyers aus früherer Zeit tragen, trotz der stofflichen Entlehnung, noch nicht den echten Stempel der Renaissance.

[2] August Langmesser, 'C. F. Meyer', p. 431 ff. und 441 ff., aus dem Nachlaß veröffentlicht.

[3] Durch die Hinüberbildung der 'Richterin'-Novelle in die Zeit Karls des Großen. Vgl. hierüber wie auch über den Einfluß Jakob Burckhardts auf die Fragmente den schon oben zitierten Aufsatz 'Zur Entstehungsgeschichte von C. F. Meyers "Richterin"' ('Archiv' CXXVIII).

[4] Über Mißtrauen und Stimmung eines Alternden als persönliches Element in der 'Vinea-Dichtung' vgl. Frey, 'Biogr.', p. 350, 351.

[5] Aug. Langmesser p. 501 ff.

[6] 'C. F. Meyers Petrus Vinea' ('Deutsche Rundschau' 1901)

3. die mündlichen Äußerungen des Dichters über die Vinea-Dichtung in der Kögelschen Skizze.[1]

Interessant ist es, wie in allen diesen Staufendichtungen zwischendurch die alte, ehrliche Kaiserverehrung des Dichters wieder aufglüht: '*Ein so herrlicher Herr*', nennt ihn Euphemia; bei Nennung seines Namens entblößt selbst ein Ezzelino das Haupt, er ist der '*gütige*' Kaiser, '*den Gott erhalte*'; die '*hellen, milden Augen*' Friedrichs werden gerühmt, an einer Stelle, an der er sich nichts weniger als milde und edel benimmt, usw. usw.

Außer den bisher genannten Staufendichtungen sonderten sich noch zwei kleine Balladen aus der gewaltigen Stoffmasse ab:

1. das schon genannte Gedicht 'Kaiser Friedrich II.' und
2. das Gedicht 'Das kaiserliche Schreiben'.

Für diese ganze Masse der Hohenstaufen-Entwürfe hat — abgesehen von dem nur für die Renaissance-Fragmente und den 'Mönch' nachweisbaren Einfluß Burckhardts — ein historisches Werk die Grundlage abgegeben: Fr. von Raumers 'Geschichte der Hohenstaufen'.[2] Vom Dichter als Darstellung im Grunde verachtet,[3] wurde dieses Werk als Fabelquelle von ihm in einer Weise ausgeschöpft, wie wir es sonst bei keiner anderen von ihm benutzten Quelle sehen. Die folgende Untersuchung wird dies in noch höherem Maße wie bisher feststellen.[4]

Bekanntlich hat gerade zur Behandlung des Vinea-Problems Raumer Anregung und stoffliche Grundlage hergegeben;[5] daß der Dichter aber auch noch in diesen letzten, zeitlich von den Renaissance-Fragmenten weit abstehenden Entwürfen Raumer wörtlich übernimmt, zeigt folgendes Beispiel:[6]

Die sterbende Kanzlerin sagt zu dem am Lager stehenden Kaiser Friedrich II.: 'Weißt du noch, wie neulich vor uns eine dieser Sarazeninnen auf den zwei goldenen Kugeln tanzte, eine wegstoßend und auf der anderen sie wieder erreichend — du scherztest: so springe ich von Deutschland auf Italien und wieder rückwärts — das arme Kind aber stürzte, und so unglücklich, daß man sie mit gebrochener Hüfte wegtrug' usw.

---

[1] *Dr. Fritz Kögel, 'Bei C. F. Meyer'*, ein Gespräch, die Rheinlande, 'Monatsschrift für deutsche Kunst', 1. Jahrgang, 1900.

[2] *Friedrich von Raumer, 'Geschichte der Hohenstaufen und ihrer Zeit'*, Reutlingen, 1829.

[3] Er nennt ihn einmal den 'geschwätzigen' Raumer und kennzeichnet hierdurch trefflich den Gegensatz von Breite und Knappheit zwischen seiner Quelle und deren Verarbeitung innerhalb seiner eigenen Dichtung.

[4] Vgl. hierfür Blaser, III. Kapitel; Kalischer p. 63 ff.; Frey, 'Biogr.', p. 288; 'Archiv' CXXVIII, 3/4.

[5] Blaser p. 58.

[6] Langmesser p. 514.

Diese Stelle geht auf folgendes, wie Raumer sagt, am Hofe Friedrichs II. beobachtete Spiel zurück:[1]

'In einem glattgetäfelten Zimmer standen zwei sehr schöne sarazenische Mädchen auf vier Kugeln; man besorgte, sie möchten bei der leisesten Bewegung hinabgleiten. Unerwartet aber fingen sie an sich zu bewegen — kühner erhoben sie hierauf die Hände — flohen sich jetzt, suchten sich dann wieder und verschlangen die Arme in vielfachen Stellungen. In diesem Augenblick sah man aber zwei Kugeln fortrollen und fürchtete, die Meisterinnen hätten zuviel gewagt: aber nein, es war täuschender Vorsatz, denn auf der einen Kugel anmutig sich wendend und nachschwebend, erreichten sie leicht die zweite wieder und begannen zu allgemeiner Bewunderung aufs neue den Tanz.'

Eigenartig ist die dichterische Verwendung dieser Stelle Raumers: das anmutige Spiel wird zum Symbol des tragischen Unterganges der Hohenstaufen.

In den Vinea-Fragmenten verbindet sich mit dem Hauptthema des Kaiser-Kanzler-Konfliktes das Nebenthema des in Kerkerhaft entartenden Kaisersohnes Heinrich. Mit diesen König-Heinrich-Szenen[2] berührt sich inhaltlich das Gedicht 'Das kaiserliche Schreiben', das den Tod König Heinrichs bereits voraussetzt. In diesem Gedichte bemerken wir wiederum das Zusammenfließen zweier Quellen: der Dichter entlehnte nicht nur das eigenartige Schreiben Friedrichs II. der bei Blaser angeführten Stelle,[3] eine andere, auf die Renaissance hinweisende Quelle lieferte ihm die Sage von dem Selbstmord Heinrichs.

Boccaccio[4] erzählt in seinem Werke 'De casibus virorum illustrium' von der Kerkerhaft Heinrichs und erwähnt dessen Tod

[1] Raumer III, p. 494.

[2] Bei Langmesser p. 507, 508, in Novellenform p. 509, 510. Die Wiederkehr des gleichen Motivs, als Szenerie der Kerkerturm mit der Wendeltreppe, zeigt auch das oben besprochene Gedicht '*Der gleitende Purpur*'. Man vgl.:

> Durch die Säle, durch die Gänge,
> Auf und ab der Wendeltreppe Stufen ...

'*Das kaiserliche Schreiben*':

> Da ich kam, flog er vorüber,
> Flog empor die Wendelstufen ...

Überschrift der Heinrich-Szenen (Langmesser p. 507): 'Zimmer in einem kalabrischen Kastell; ... in einer Ecke mündet eine Wendeltreppe.' Vgl. auch Gedicht 'Die gezeichnete Stirn' und Gedicht 'Reisephantasie'.

[3] Blaser p. 52 f.

[4] Boccaccio, 'De casibus virorum illustrium', p. 255, 256. In diesem Werke wird auch Enna, das Enna der Proserpina, das im Fragment 'Die Richterin' wie in dem 'Mönch' auftaucht, erwähnt, so daß durch diese Quelle wohl die beiden Dichtungen zusammenhängen.

im Gefängnis: dies sei der offizielle Bericht; die Sage aber erzähle, Friedrich habe die harte Behandlung Heinrichs bereut und befohlen, den Unglücklichen zu sich heraus aus dem Kerker zu führen:

'Quem dum sui incertum, custodes ad patrem traherent, aiunt eum genitoris saevitiam timuisse: et ne in eum coram aliquid ageretur saevius, ut cumque custodiebant vinctum, *sese ex ponte seu ex rupe dedisse praecipitem*: et sic volvente ludum fortuna, ex rege splendido captivum miserrime expirasse.'

'*Et ecce ipsum Fridericum senem flentemque* ... saevitiam in filium.'[1]

C. F. Meyer wahrt sich in dem Gedichte 'Das kaiserliche Schreiben' seine Selbständigkeit gegenüber der Quelle, indem er den Todessturz vom Söller des Turmes sich vollziehen läßt: eine Vereinfachung der Situation.

Außer den genannten Hohenstaufendichtungen C. F. Meyers finden sich noch einige der Quelle und dem Inhalt nach dem Hohenstaufenkreise angehörende Gedichte, die zwar nicht Friedrich II. selbst, aber doch Personen aus seiner Umgebung zum Mittelpunkte haben. Außer den von Blaser aufgeführten: 'Die gezeichnete Stirn'[2] und 'Konradins Knappe',[3] gehört hierher vor allem das Gedicht 'Nicola Pesce'.

Raumer[4] erzählt von dem Taucher Friedrichs II. folgendes: 'Nikola, ein Sizilianer, war so gern im Wasser, daß ihm seine darüber zornige Mutter anwünschte, er möge nur dort Vergnügen finden und auf dem Lande nicht mehr ausdauern können. Auch geschah dies in immer steigendem Maße, er erhielt den Beinamen Fisch, und Kaiser Friedrich hörte von seinen Erzählungen über die Meerestiefen.' Es wird dann berichtet, wie er zweimal auf Geheiß Friedrichs in

[1] In dem kürzlich erschienenen Buche von *R. D'Harcourt, 'C. F. Meyer, sa vie, son œuvre'*, fehlt diese wie so manche andere Quelle bei der Quellenzusammenstellung im Anhang; ein großer Mangel des Buches. Wir sind eben noch gar nicht so weit, daß wir endgültige Tabellen der von C. F. Meyer benutzten Quellen aufstellen können; es ist ein Gebiet, auf dem noch vieles zu tun übrigbleibt. — C. F. Meyer weist übrigens selbst auf die oben zitierte Quelle hin, wenn er an Frey am 27. Oktober 1890 schreibt: 'Lege Ihnen dagegen zwei ebenfalls inedite bei ... eine Art Gemme "Das bittere Trünklein", und etwas aus dem Staufen-Dossier ("Das kaiserliche Schreiben"), wozu zu bemerken, daß der Brief existiert und (neben dem offiziellen Tod König Heinrichs im Gefängnis) der Sage von seinem Selbstmord in Boccaccios vir. illustr. Erwähnung geschieht.'

[2] Blaser p. 51 f. (mit Quellenstelle bei Raumer).

[3] Blaser p. 53; auch ich konnte bisher eine bestimmte Quelle zu diesem Gedichte nicht auffinden.

[4] Raumer III, 491, 492.

die Tiefe taucht, aber beim zweitenmal die Tiefe ihn nicht wieder herausgibt.[1]

Deutlicher noch als das Gedicht 'Nicola Pesce' selbst zeigt folgende Stelle im Fragment 'Die Richterin' Kenntnis und Entlehnung der Raumerschen Stelle: 'Aber der Staufer, der wie sein Nicola Pesce die unheimliche Tiefe besucht, strebte mit dem glücklichen Leichtsinn seiner freudigen Natur wieder an die besonnte Oberfläche, und — klüger als der sizilianische Fischer — ließ er sich an demselben Tage zu keinem zweiten Tauchen verlocken.'

Persönlichstes ist hier wie in dem Gedicht 'Nicola Pesce' gegeben: C. F. Meyer, der kühne, ausdauernde Schwimmer, kannte nur allzu gut die heitere wie die tückische Natur des Wassers. Was ihn dazu trieb, sich stundenlang, oft bis zur Beängstigung der Seinen, dem Wasser anzuvertrauen,[2] war ein tieferes Bedürfnis als das körperliche Wohlbehagen des sizilianischen Fischers; es war das Einsamkeitsbedürfnis. Dies geht deutlich aus dem Zusammenhang der oben zitierten Fragmentstelle hervor, da es von Friedrich II., ehe er von Nicola Pesce zu reden beginnt, heißt: 'Er fühlte sich einsam und verlassen auf seinem Eilande, abgerissen vom Körper der Zeit.' Es erhellt deutlicher noch aus dem Umstande, daß der Dichter im 'Hutten' das Buch 'Einsamkeit' (ursprünglich persönlicher 'Der Einsame' betitelt) mit jenem Gesange beginnt,[3] in dem er mit ähnlichen Worten wie im 'Nicola Pesce' mit Meisterschaft die Poesie des Wassers besingt und sich selbst als kühnen Schwimmer zeichnet.[4] Man weiß zur Genüge, wie es den jugendlich Ringenden von den Menschen forttrieb; doch auch der durch das Leben Gereifte spricht es noch mit Bitternis im 'Nicola Pesce' aus:

> Was machte mich zum Fisch! Ein Mißverständnis
> Mit meinem Weib — Vermehrte Menschenkenntnis.

---

[1] Die Stelle erinnert merkwürdig an *Schillers 'Taucher'*. Raumer fährt fort: 'Um die Wahrheit derselben zu prüfen und noch mehr zu erfahren, warf Friedrich vom Leuchtturm in Messina einen silbernen Becher hinab, und Nikola brachte ihn glücklich aus dem Meeresgrunde zurück. Aber Felsspitzen, Korallenriffe, Strudel und Meerungeheuer hatten ihn so erschreckt, daß er keinen zweiten Versuch wagen wollte, bis der Reiz einer doppelten Belohnung die Furcht überwog. Allein er wurde nicht wiedergesehen.'

[2] Vgl. Frey, Biogr., p. 48.

[3] Gesang XXIII, *'Die Flut'* (erste Fassung 'Das Bad') betitelt. Hier heißt es: 'Die Kunst des Knaben hab' ich nicht verlernt'; ferner: 'Was einst des Knaben Spiel und Freude war ...'

[4] Wie naturgetreu die *Landschaftsschilderungen* im *'Hutten'* und wie genau der Stimmungszauber getroffen ist, der über See und Insel liegt, kann nur der ermessen, der selbst einmal an einem Sommertage, durch das hohe Schilf rudernd, sich der Ufenau genähert hat.

Welche Tiefe der Dichter unter der 'unheimlichen Tiefe', den 'Todestiefen' verstand, zeigt eben jene Stelle des Fragments, welcher der schon erwähnte grüblerische Monolog Friedrichs II. vorhergeht:[1] die Furcht vor der Tiefe der eigenen Brust, ein banges Vorgefühl, daß die finsteren Mächte dieser Tiefe trotz allen Ringens einst Gewalt über ihn erhalten sollten, beschleicht hier den sich mit seinem Lieblingskaiser identifizierenden Dichter.[2] Hat er doch oft genug die unheimliche Macht des Wassers besungen; man vergleiche nur Gedichte wie '*Schwüle*', '*Die Fei*', '*Der schöne Tag*', '*Blanche Nef*', und man wird überall dasselbe persönliche Element erkennen.[3]

Wie verschiedenartiger Natur die Anregungen ein und derselben Quelle sein können, beweist ein anderes, ebenfalls Raumer entlehntes, daher dem Hohenstaufenkreise zugehöriges Gedicht: 'Die drei gemalten Ritter', dessen Reiz auf der Vortäuschung eines Gemäldes beruht. Da irrtümlicherweise bildliche Anregungen für dieses Gedicht vermutet wurden, so sei Quelle und entsprechende Entlehnung nebeneinander gezeigt.[4]

Raumer VI, p. 480.	Gedicht: *Die drei gemalten Ritter.*
Herzog Ludwig I. von Baiern suchte Eingang bei Ludmilla, der Witwe des Grafen Albrecht von Pogen, und ließ sich durch keine Zurückweisung abschrecken.	'Frau Berte, hört: Ihr dürftet nun Mir einmal einen Gefallen tun!'
Als er einst von Neuem in sie	— 'Was denkt Ihr, Graf? Wohin denket Ihr?

[1] Der erwähnte Monolog beginnt: 'Wozu das alles? Traum oder Wahrheit? Willkür oder Notwendigkeit?'

[2] Man beachte einmal das deutlich sich in der Dichtung aussprechende Nachlassen der Kraft der Tiefe gegenüber und Zunehmen des Unheimlichen, der Einsamkeitsschauer:

1. 'Hutten', erste und zweite Fassung:
   Und so ist's recht. Verdoppelt fühlt und lebt,
   Wer ringend über Todestiefen schwebt.
2. 'Hutten', letzte Fassung:
   Er weiß es, wenn er ringt und wenn er strebt,
   Daß er auf einer Todestiefe schwebt.
3. 'Nicola Pesce':
   Die Furcht verlernt ich über Todestiefen,
   Fast bis zum Frieren kühlt ich mir die Brust.
4. Die oben zitierte Fragmentstelle.

[3] Es sei hier besonders auf die *Schönheit der das Wasser besingenden Gedichte* C. F. Meyers aufmerksam gemacht: unter anderen seien genannt: 'Eingelegte Ruder', 'Sonntags', 'Möwenflug', 'Flut und Ebbe', 'Der römische Brunnen' usw., die meisten symbolisch gewendet.

[4] Kraeger, 'Beilage und Anmerkungen' des oben zitierten Werkes, p. 366, vermutet als Vorlage ein Freskengemälde im Schlosse zu Hohen-

drang, zeigte sie auf einen Vorhang, an dem drei Ritter abgemalt waren, und sagte:	Vor den drei gemalten Rittern hier?'
	Drei Ritter prahlen auf der Wand Mit rollenden Augen, am Dolch die Hand.[1]
'gelobt mir vor diesen drei Rittern, daß ihr mich nach Vorschrift der christlichen Kirche zur Ehe nehmen wollt; dann mögt ihr mit mir wohl schaffen nach eurem Willen, sonst aber geschieht es auf keine Weise.'	'Gelobt Ihr, Graf, die Ehe mir Bei den drei gemalten Rittern hier.
	Will ich — Ihr laßt es doch nicht ruhn — Euch einmal einen Gefallen tun.'
Der Herzog achtete nicht des Vorhangs und der gemalten Ritter und tat das Gelübde.	Das Gräflein zwinkert den Rittern zu: Frau Berte, welch eine Gans bist du!
	Das Gräflein hebt die Finger flink: Frau Berte, du bist ein dummes Ding!
	'Trautlieb, ich schwör und beschwör es dir Bei den drei gemalten Rittern hier!'
Da sprach Ludmilla: 'ihr drei frommen Ritter, ihr habt das Gelübde doch wohl gehört?' — und drei Männerstimmen antworteten laut: 'ja, gnädige Frau.'	Jetzt rufen aus einem Mund die drei: 'Es ist geredet und bleibt dabei!'
Als der erstaunte Herzog den Vorhang wegzog, standen	Die Wand versinkt dahin [illegible] stehn

schwangau, das der Dichter wohl nie gesehen hat. Die litterarische Entlehnung ist in diesem Falle zu deutlich, als daß man noch an andere Einflüsse denken könnte.

[1] Hier ist im Gedicht noch eine unbedeutende Strophe eingeschaltet.

drei edle Ritter dahinter, und nachdem der Zorn ob dieser Täuschung vorüber war, heiratete er Ludmillen und lebte mit ihr in Ehren und Freuden.

Drei gült'ge Zeugen. So ist's
geschehn!

Wie prägnant die Verarbeitung dieser Erzählung gegenüber der breiten Raumerschen Darstellung ist, darauf braucht wohl kaum noch hingewiesen zu werden.

Die gegebenen Beispiele werden einen Begriff von der Bedeutung Raumers für den Hohenstaufenstoff C. F. Meyers gegeben haben. Mehrmals — so sahen wir — verbindet sich die Raumersche Quelle mit einer höherwertigen Renaissancequelle (Burckhardt, Boccaccio) in dem Verhältnis, daß diese die eigentliche Auffassung, die Charakterzüge der Persönlichkeit, jene die breite Fülle der Tatsachen, das Rohmaterial, liefert.

Wiederum mit Eintritt in einen neuen Zeitraum und Stoffkreis neue Quellen!

Die landläufig-schulmäßige Auffassung *Rudolf von Habsburgs* als des frommen, ehrfürchtigen Grafen in der Dichtung C. F. Meyers bietet nur insofern Interesse, als jener — zwar nicht als Richter, so doch als Schlichter des Streites in der Idylle 'Engelberg' auftretend — eine Vorstufe Karls des Großen in der 'Richterin' darstellt.

Jedoch scheint die für den Habsburgerkreis ausschlaggebende Quelle: Joh. von Müllers 'Geschichte der Schweizer Eidgenossenschaft', auch hier schon für einige Züge, besonders für die Stelle, da von dem Schutz die Rede ist, den der Graf der Stadt Zürich gegen die Herren von Regensburg angedeihen läßt, vorbildlich gewesen zu sein.[1]

Durchaus maßgebend als Quelle ist das genannte Werk für die von der Gestalt Albrechts I. überschatteten Dichtungen: das Gedicht 'Frau Agnes und ihre Nonnen' und die drei Fragmente: 'Die sanfte Kloster-Aufhebung'.[2] Das Gedicht versetzt uns in die Zeit der Gründung des Klosters 'Königsfelden' durch die Tochter Albrechts I., die Fragmente in die Zeit der Aufhebung dieses Klosters während der Reformationszeit.

Diese Auflösung des Klosters findet sich bei Joh. von Müller beschrieben.[3] Er spricht von den reformatorischen Maßnahmen.

---

[1] Bei *Joh. von Müller* sind es die Herren von 'Regensberg', welche die Stadt Zürich bedrängen. Man vergleiche besonders *'Engelberg'* IX u. XI mit *Joh. von Müllers 'Geschichte der Schweizer Eidgenossenschaft'* I. p. 492 und 504. Für Charakterisierung Rudolf von Habsburgs: I, p. 479 (Leipziger Ausgabe).

[2] Langmesser p. 454 ff. [3] Joh. von Müller VI, p. 392, 393.

über die in Bern verhandelt worden, und die viele Feinde, manches Für und Wider gefunden haben, und fährt fort: '... und obwohl in der Verfügung, daß ausschließend das göttliche Wort zu predigen sei ... noch beide Parteien des großen Rates zusammentrafen, obwohl die geistlichen Schwestern zu Königsfelden und ihre vornehmen Freier die Öffnung des Klosters zu erhalten wußten, so erschien dennoch im nämlichen Jahr eine Verordnung ...' usw. usw.

Zu dieser Stelle findet sich nun folgende Anmerkung bei Joh. von Müller: 'Anerbotene Erleichterungen waren fruchtlos geblieben. Die Nonnen, auf die evangelische Freiheit sich stützend, beharrten auf Öffnung des Klosters, widrigenfalls sie diese selbst aussprechen würden. Ungern, und wie es in dem an sie erlassenen Rescript ... heißt: nur um unter zweien bösen das besser nachzulassen, wurde diese bewilligt. Wieviel oder wenig Anteil an dem Benehmen der Nonnen das Verlangen nach einem irdischen Bräutigam haben mochte, lassen wir aus Mangel an authentischen Belegen billig unentschieden. Zuverlässig aber kam dasselbe mit in das Spiel: denn unmittelbar nach Öffnung des Klosters ... heiratete die Seckelmeisterin desselben, Katharina von Bonstetten, Wilhelmen von Dießbach und später Agnes von Mülinen den von der Regierung freilich nicht zu diesem Zwecke dahin abgeordneten Guardian der Barfüßer, Heinrich Sinner, sowie denn auch die Äbtissin selbst und zwei von Wattenwyl sich vermählten.'

Dieser umständliche, den Humor herausfordernde Bericht gab dem Dichter das Motiv der heiratslustigen Nonnen und veranlaßte ihn, in Fragment I und II den '*schamlosen Heiratsmarkt*' im Klosterhof zu Königsfelden vorzuführen. Die '*vornehmen Freier*' stellen sich ein, die Nonnen, nicht zum wenigsten die Äbtissin, haben es sehr eilig, und wir hören deutlich die Quelle heraus, wenn der Prädikant Knopfle von seiner Heiratsliste die 'Gelfingerin', die 'Lutscherin', die 'Luisin' und die 'Wäscherin' als 'heute erledigt' bezeichnet.

Dieses in den Fragmenten mit derben, noch unfertigen Strichen gezeichnete Thema ist nun in dem Gedicht 'Frau Agnes und ihre Nonnen' aufs zarteste, an die Worte Pauli sich anlehnend, gewendet.[1] Das eigentlich der Reformationszeit entlehnte Nonnen-

[1] Es kommt vor allem darauf an, die des Dichters Phantasie anreizenden Stellen aufzufinden. Auch im Erfassen einer Quellenstelle liegt Intuition! Es klingt doch allzu schulmeisterlich, wenn Kraeger, um die im Seufzer sich luftmachenden Gefühle der Nonnen zu erklären, p. 106 sagt: 'Die Worte Pauli bilden nicht mehr den hohen Abschluß des Gedichts, sondern sie werden noch von den Nonnen beantwortet. [illegible]

motiv verbindet sich hier — durch die Klostergründung vermittelt — mit dem anderen Motiv: der Charakterdarstellung der gestrengen 'Frau Agnes', das der Dichter ja auch einer Stelle Joh. von Müllers entnahm.[1] Der Duft eines Frühlingstages liegt über dem anmutigen Gedicht.[2]

Der Einfluß Joh. von Müllers als Dichterquelle reicht über die Habsburgische Zeit hinaus in die Zeit der Vorreformation.

C. F. Meyer zeigt den sterbenden *Kaiser Sigismund* in dem Gedicht 'Kaiser Sigmunds Ende'.

Joh. von Müller[3] erzählt von Sterben und Tod dieses Kaisers wie folgt: Als Sigismund die Annäherung seines Todes merkte, habe er, nachdem er seine Anordnungen getroffen, befohlen, 'daß den folgenden Morgen, wenn sein graues Haar und sein langer Bart mit bestem Anstand in Locken gelegt, sein Haupt mit einem Lorbeer gekrönt, er mit seinem kaiserlichen Ornat bekleidet und auf einen offenen Tragsessel gebracht worden, alle mit ihm, als zu einer Luftänderung, aus der Stadt ziehen sollten. Er zog durch die Gassen, zwischen der Menge weinender Bürger, alle nach seiner Sitte liebreich, doch diesmal ohne Worte, nur mit Kopfneigen grüßend. Zu Znaym in Mähren übernahm ihn die Schwäche ..., ermattet von der Mühe und vom Genuß des Lebens, entschlief er sanft.'

Die hier gegebene heiter-friedliche Auffassung des Todes regte den Dichter zur Produktion an.

Den übrigens historisch nicht ganz getreuen Bericht Joh. von Müllers[4] bildete er um, indem er die beiden zeitlich und örtlich auseinanderliegenden Momente des Abschiednehmens in der Sänfte und des friedlichen Sterbens zusammenzog und hierdurch das Motiv des Sterbens im Freien gewann. Es ist dasselbe Thema, das er in dem oben zitierten Gedicht 'Kaiser Friedrich II.' behandelte, mit der Wendung, daß Friedrich II. dem Morgenrot, dem 'neugebornen Strahl', Sigismund der sinkenden Sonne ent-

---

ihnen, die früher allen Worten der Oberin stillschweigend und durchaus "beschaulich" beistimmten, regt sich jetzt das Leben und die Kritik: sie haben einen eignen Willen und sind *anderer Ansicht als ihre Lehrerin*: "Da hebt ein Seufzer manche Brust".' — Besser könnte man nicht Poesie und Schalkhaftigkeit, aus denen das Gedicht geboren ist, zerstören.

[1] Vgl. Kraeger p. 100 ff.; hier die Stelle vollständig zitiert.

[2] Die beiden ersten Fragmente wie das Gedicht beginnen mit Schilderung des Frühlingstages und Lindenduftes.

[3] Joh. von Müller IV, p. 226 f.

[4] In der Tat zog Sigismund zum Abschied in einer Sänfte durch Prag, begab sich aber dann nach Znaim, traf hier seine letzten Anordnungen und starb, auf seinem Thronsessel sitzend. Vgl. Aschbach, 'Geschichte Kaiser Sigmunds' IV, p. 396 ff.

gegenfährt.[1] In die weiche Stimmung eines Frühlingsabends[2] ist das Gedicht getaucht.

Wie C. F. Meyer es selbst ausspricht, ist das Gedicht 'Kaiser Sigmunds Ende' der großen Stoffmasse eines Romans entnommen,[3] in dem ein echt schweizerischer Stoff (der sogenannte 'Zürichkrieg', Streit Zürichs und Schwyz' um das Toggenburger Erbe), durch das Eingreifen Kaiser Sigismunds mit der deutschen Reichsgeschichte verknüpft, behandelt werden sollte.

Von den vielen schon sehr weit gediehenen Entwürfen haben sich nur die beiden Fragmente 'Der letzte Toggenburger' und 'Der Dynast' nebst einer kurzen 'Inhaltsangabe' zweier Entwürfe erhalten.[4]

Der enge Zusammenhang dieser Fragmente mit dem besprochenen Gedicht durch die gemeinsame Quelle wird durch die Schilderung von Kaiser Sigismunds Einzug auf der 'Schattenburg' belegt, da es von dem Kaiser heißt:

Fragment I, 1. cap.	Gedicht: *Kaiser Sigmunds Ende*.
'den sie dann auch mit großen Ehrenbezeugungen einbrachten, rechts und links an seiner Sänfte schreitend, deren zwei schneeweiße Rößlein von Kindervolk umjubelt wurden.'	'Holt mir eine Sänfte, macht es mir zu Dank: Vorn ein Rößlein, hinten eins und beide blank!'

Zu der Charakterisierung des Kaisers in den Fragmenten hat jedenfalls Joh. von Müllers Werk Züge geliehen. Die schöne Gestalt des silberlockigen Herrn, seine Leutseligkeit dem Volke gegenüber, seine Neigung zu Festlichkeiten werden an mehr als

[1] Man vergleiche:

Kaiser Friedrich II.	*Kaiser Sigmunds Ende.*
'Zwischen Kloster und Rotunde Schlagen wir das Zelt im Freien, Selig atm' ich Meer und Himmel Bis mich Schlummer übermannt.'	Als er vor dem Tore blaches Feld gewann, Pries er Erd und Himmel: 'O ich sel'ger Mann!' ... Wie die wandermüde Sonne niedersank, Öffnet er die Lippen als zum Abendtrank, Dann ist er entschlummert in der dunklen Flur ...

[2] Dies nach mündlicher Mitteilung des Biographen Ad. Frey.

[3] Vgl. Brief an Lingg, 20. Oktober 1885, Briefe B II, [illegible]. Hier [illegible] Hinweis auf die Quelle, da unter dem 'Ballädchen', wie schon Ad. Frey vermutete, nichts anderes als das Gedicht 'Kaiser Sigmunds Ende' [illegible] sein kann.

[4] Langmesser p. 443 ff., p. 450 ff., p. [illegible]

einer Stelle der Schweizer Geschichte lebendig dargestellt. Seine oft erwähnte Geldnot und Tanzlust mögen dem Dichter Anlaß zu der lustigen, wenn auch wenig glaubhaften Pantoffelszene des ersten Fragments gegeben haben.[1] Auch die Sprachfärbung übertrug sich von der Quelle auf die Dichtung, wenn es in jener von Sigismund heißt, daß er ein 'grundbiderb (biederer) Herzmann (ein sehr schöner, ihm ziemender alter Ausdruck) und Fürste' war; oder an einer anderen Stelle: 'er war ein vielkennender, weiser Herr'; ähnlich charakterisiert der Appenzeller Uli den Kaiser in der Landessprache (Fragment I, Kap. 2): ihr seid 'herzlich gemein und ein niederträchtiger Herr' (was so viel wie leutselig, herablassend bezeichnen soll).[2]

Jedenfalls muß man die Darstellung des alten, jovialen, weinlaunigen Kaisers in den Fragmenten als eine überaus glückliche, der Quelle gegenüber gesteigerte, erkennen.

Führte die Darstellung Kaiser Sigismunds in die Zeit der Vorreformation, so versetzt diejenige *Karls V.* in die Zeit der Reformation selbst. Es ist das einzige Mal in C. F. Meyers Dichtung, daß wir einer ablehnenden, selbst feindseligen Beurteilung des Trägers der deutschen Kaiserkrone begegnen.

Betsy Meyer berichtet von dem mächtigen Eindruck, den die Lektüre von Rankes deutscher Reformationsgeschichte auf den Dichter übte. Bei der Stelle, da vor der Wahl Karls V. von dem möglichen Übergang der Krone auf Kurfürst Friedrich den Weisen die Rede ist, habe der Dichter leidenschaftlich ausgerufen: 'Was hätte das Großes werden können! Ein deutscher Kaiser wie der Kurfürst Friedrich! ... Ein

[1] Joh. von Müller IV, 205 f. heißt es: 'Wo er hinkam, waren ihm die meisten Leute hold; denn es war ihm niemand zu arm, er bot ihm freundlich die Hand. ... das Geld hatte aber keine Ruhe bei ihm; er war freigebig, oft solchen, welchen er nichts schuldig war ... Er führte kein großes Gefolge; dennoch hatte er, wenn er von der Herberge fuhr, nicht immer Geld genug, die Wirte zu bezahlen ...' usw. Sehr ähnlich die Stelle Fragment I, da von der Herberge bei der 'Gräfin' auf 'Riesenstein' die Rede ist.

[2] In bezug auf die Quellen für den schweizerischen Teil der Dichtung: das Problem der Toggenburger Erbschaft, Zürichkrieg usw., verweise ich auf die bei Langmesser p. 443, Anmerkung angeführten Werke. Doch fehlt eine genaue Untersuchung und Vergleichung bis jetzt. C. F. Meyer selbst gibt an, der Roman sei aus den Worten der 'Chronik Edlibachs' erwachsen (Langmesser p. 119): 'es gehe die Rede, der Graf von Toggenburg habe den Schweizern 'die Haare zusammengebunden'; so hat er allerdings die Stelle formuliert, wenn er von den feindlichen Parteien, Fragment I, sagt: 'sie waren hinten an den Haaren unauflöslich zusammengeknüpft'; die Stelle lautet aber in der Chronik Edlibachs derber: Graf Friedrich habe den von Schwitz und den von Zürich 'die Schwänz zusammengeknüpft': Chronik Edlibachs (Ausgabe Zürich 1847) p. 2.

Kaiserreich, geeinigt durch eine geistdurchdrungene kirchliche Reform deutscher Art!'[1] Es sind dies ähnliche Worte, wie sie der Dichter im 'Hutten', poetisch umgebildet, als Gebet emporgerufen, ausspricht:

> Verleih uns, Herr, ein evangelisch Haupt,
> Von unsrer alten Kaiserzier umlaubt!

Hier bricht die deutsch-protestantische Gesinnung des Dichters hervor! Sie kommt zur Geltung, wenn Karl V. im Hintergrunde der Dichtung 'Pescara'[2] als der kleinlich-frömmelnde, reformationsfeindliche, im 'Hutten' als der feine Diplomat und Anhänger einer überlebten Weltordnung,[3] im 'Lutherliede' und dem Gedicht 'Der Landgraf' als der treubrüchige, Liebe und Pflicht nicht kennende Herrscher gezeichnet wird.[4] In dem zuletzt genannten Gedichte können wir den Einfluß Rankes deutlich nachweisen.

Dem Gedicht liegt der Abschnitt aus Rankes Werk, betitelt 'Unterhandlungen mit Landgraf Philipp', zugrunde.[5] Es wird die hinterlistige Art der Gefangennehmung des Landgrafen beschrieben, und Ranke urteilt über diese, daß der Landgraf, 'wenn nicht durch Betrug, so doch durch Täuschung in die Hände des Kaisers gefallen' sei; und von diesem sagt er: 'Mit dem Gefühl eines glücklichen Jägers sah er den Landgrafen in das Netz gehen'; ähnlich heißt es im Gedicht:

> Ich wurde hinterrücks gefällt,
> Ein Netz gestellt
> War mir mit falschen Schriften, usw.

Bei Schilderung der Qualen, die der Landgraf im Gefängnis zu erdulden hatte, sagt

Ranke.	Gedicht: *Der Landgraf.*
'Das hinderte jedoch nicht, daß er sich nicht zuweilen die unwürdigste Behandlung hätte gefallen lassen müssen. Man hat dem Schreiber, dem er einen Brief dictierte, das Blatt aus der Hand gerissen, einen Bettler.	'Jüngst warf ich auf den Festungsrain

[1] Betsy Meyer p. 152.

[2] '*Versuchung des Pescara*', besonders p. 59 und p. 48.

[3] Vgl. '*Hutten*' XV. Gesang 'Das Hütlein', in erster Fassung 'Karl V.' betitelt, Schluß: 'Das wird nicht gut, Sein erster Ruf gilt nach dem alten Hut.'

[4] 'Lutherlied':

> Herr Kaiser Karl, du warst zu fein,
> Den Luther fandest du gemein —
> Gemein wie Lieb und Zorn und Pflicht ... usw.

[5] Ranke, '*Geschichte der deutschen Reformation*' V, p. 158.

dem er, als er ihn von seinem Fenster aus ansichtig ward, ein paar Stüber hinunterschickte, nicht ohne Züchtigung weggetrieben.'[1]

Ein Stüberlein
Dem Bettler hin, dem lahmen:
Den schlug der Spanier bis
aufs Blut —
Mich fraß die Wut' — — —

Auch die Todessehnsucht, mit festem Gottvertrauen wechselnd, findet sich in Quelle wie Gedicht. Merkwürdig bleibt es, daß selbst in der Zeichnung eines Karls V. die kaisertreue, deutsches Kaisertum verherrlichende Richtung des Dichters zuweilen durchschlüpft; muß es doch als wenig mit dem im 'Hutten' dargebotenen Bilde des Kaisers übereinstimmend bezeichnet werden, wenn es bei Darbringung der drei Trünke heißt:

Den zweiten meinem Kaiser! Möcht' er sein,
Der fünfte Karl, so echt wie dieser Wein.[2]

Hier ist der Dichter aus der Rolle gefallen. Und es ist nicht nur aus der Dichtung gesprochen, sondern innerstes Bekenntnis des Dichters C. F. Meyer, wenn Pescara spricht: '*Wäre ich von meinem Kaiser abgefallen, so würde ich an mir selbst zugrunde gehen und sterben an gebrochener Treue.*'

Mit Karl V. bricht die Reihe der deutschen Kaiser in der Dichtung C. F. Meyers ab; wohl aus dem sehr natürlichen Grunde, weil die der Reformationszeit folgenden Träger deutscher Kaiserkrone sich wenig zur poetischen Verherrlichung, besonders durch einen protestantisch gesinnten Dichter, eignen.

C. F. Meyer selbst will die Ursache in seinem Schweizer Republikanertum sehen, wenn er an Haessel im Dezember 1887 schreibt: 'Sagen Sie ihm [es handelt sich um einen patriotischen Bekannten], daß ich — loyaler Weise — nur bis zum Austritt der Schweiz aus dem Reich (Schwabenkrieg, Anfang des 16. Jahrhunderts) mittun kann, daß mir aber die Ottone, die Salier und die Staufen bleiben, die auch meine Kaiser sind, d. h. die meiner Vorfahren.'

So loyal schweizerisch diese Äußerung klingen mag, so sei demgegenüber doch daran erinnert, daß drei seiner besten Dichtungen unter dem unmittelbaren Eindruck politischer, mit dem deutschen Kaisertum eng zusammenhängender Ereignisse entstanden sind: 'Hutten' während des Deutsch-Französischen Krieges, 'Pescara' während der Krankheit Kaiser Friedrichs, die 'Vinea'-Dichtung unter dem Eindruck des Konfliktes zwischen Kaiser Wilhelm II. und Bismarck.

---

[1] Ranke V, p. 194 ff.

[2] Gesang XXIX: 'Der letzte Humpen'; die auf Karl V. sich beziehenden Worte erst in die zweite Fassung 1881 eingesetzt.

Sehen wir uns auch in der Dichtung C. F. Meyers vergebens nach der Verherrlichung des gegenwärtigen deutschen Kaisers um, so liegt die Ursache dieser Erscheinung vornehmlich in seiner starken Abneigung gegen eine zeitgenössische Dichtung überhaupt; die Gegenwart erschien ihm, dem Feinfühligen, zu nahe, zu brutal, deshalb zu dichterischer Gestaltung ungeeignet. Sind uns doch eine Fülle mündlicher und brieflicher Äußerungen C. F. Meyers überliefert, in denen er dem jungen deutschen *Kaiser Wilhelm* begeistert zujubelt, und die zur Genüge die völlige Übereinstimmung von Dichtung und Leben in der Auffassung deutschen Kaisertums beweisen.[1]

Ein einziges, einem deutschen Kaiser der Gegenwart gewidmetes Gedicht fand sich im Nachlaß: das Gedicht 'Trost'.[2] Es zeigt den bei der Nachricht vom Tode des alten Kaisers Wilhelm aus San Remo herbeieilenden, dem Tode bereits verfallenen *Kaiser Friedrich*. Die Schlußstrophe verrät das dem Hohenstaufenstoffe verwandte Motiv eines vorzeitigen, tragischen Unterliegens:[3]

> Das geringre Los vergessend, schau ich an ein groß Geschick:
> Unentrinnbares Erliegen nach dem Herrscher-
> augenblick —
> Durch das wilde Schneegestöber jagt ein Zug dem Norden zu —
> Auch Patroklus ist gestorben und war herrlicher als du!

Jedenfalls wird man angesichts der Darstellungen deutschen Kaisertums in den Werken C. F. Meyers dieses als ein starkes Element seiner Dichtung ansprechen müssen.

Bekennen muß man ferner: seinen Ursprung hat dieses Element in der tiefen Begeisterung des Schweizer Dichters für jenes echte Heldentum, wie es uns die Geschichte, im Träger der deutschen Kaiserkrone verkörpert, in Vergangenheit und Gegenwart so lebendig vor Augen stellt.

---

[1] Vgl. hierfür besonders das oben zitierte Gespräch von Kögel; hier bezeichnet C. F. Meyer *Wilhelm II.* sehr ähnlich wie seinen Staufenkaiser Friedrich II. als eine 'nur halbverhüllte Rätselgestalt'.

[2] Bei Langmesser veröffentlicht p. 523 f. Hier auch das Gedicht 'Phaeton', das nach einer Vorlage aus *Rankes 'Preußischer Geschichte'* König Friedrich II. nach der Schlacht bei Kollin verherrlicht.

[3] Dieses Dem-Tode-verfallen-sein, dieses Allein um sich wissen war es auch, was der Dichter seinem 'Pescara' leihen wollte und wovon auch der Staufe Friedrich II. entschiedene Züge trägt. Man sieht die Stoffzusammenhänge: Friedrich II. — Pescara — Kaiser Friedrich III.

Zürich. Constanze Elisabeth Speyer.

Father Parsons in Shakespeare.

In Act IV Scene 2 of *Love's Labour's Lost*, in the midst of a dialogue of nimble word-foolery between Holophernes the Pedant, and Nathaniel the Parson, at a point when the stage is completely given over to the comedy personages of the play, and the audience has been brought into a mellow mood, enter Jaquenetta and Costard, the Clown, bearing a letter which Jaquenetta presents to the Parson. Thereupon follows a short colloquy between the Pedant and the Fool, having every appearance of a by-play to the audience, aside from the context, but of a purport so obscure as to be unintelligible to modern ears, and entirely failing of the spirit of humor which it purports to convey:

Jaq. God giue you good morrow M. *Person.*

Hol. Master Person, *quasi* Person? And if one should be perst, Which is the one?

Cost. Marry M. Schoolemaster, hee that is likest to a hogshead.

Hol. Of persing a Hogshead, a good luster of conceit in a turph of Earth; Fire enough for a Flint, Pearle enough for a Swine: 'tis prettie, it is well.

Jaq. Good Master Parson, be so good as read me this letter, etc.

And, after the exit of Jacquenetta and Costard, these lines:

Nath. Sir, you haue done this in the feare of God very religiously: and as a certaine Father saith

Hol. Sir tell not me of the Father, I do feare colourable colours.

In connection with these excerpts, we notice that when Jaquenetta finds the King and delivers the letter, the word 'treason' is introduced without justification from the context and she says of the letter: 'Our person misdoubts it; it was treason he said' (Act IV, Sc. 3).

Although allusions seem clearly pointed in these passages, no one has given them application to any known character or event. Indeed, there is a great silence of the learned commentators except on matters that are obvious. The pun on 'person' is made clear by the Elizabethan pronunciation of pierce as 'perse' and one as 'on'. We also know that, historically, person is an older form and pronunciation of parson. But, merely as a pun, it does not commend itself, and the Clown's witticism on 'hogshead' does not deserve the rapturous praise accorded it by the Pedant. These lines are so forced that Pope, in his edition relegates them to the margin, and standard acting editions omit them entirely. No explanation has as yet been given us as to who was that 'certaine Father', and what was the meaning conveyed by reference to his 'colourable colours', which Dr. Johnson explains as 'specious appearances',

and Mr. Mabie as 'specious pretexts', but which, in Elizabethan English, may mean specious or deceitful arguments. We reasonably expect to find, here, allusions, hitherto unnoticed, to contemporary events, interesting and humorous at the time, but whose satire becomes dry and lifeless when the memory of these events has passed away.

If we find that such allusions give life and humor to the lines, were readily understood by the audiences of the day, and are borne out by known facts of history, the spirit and temper of the times, the date of the play and circumstances of its production; and if, in addition, these allusions are attested by the internal evidence of the early editions; we may fairly claim to have raised from the dead this long buried joke, and if not actually revivified the mummy, at least reverently unwound its mouldy shroud and discovered its identity. If in so doing we do tardy justice to the great dramatist's wit, no one will begrudge him the pains of this musty and meticulous post mortem inquest upon his humor. There will also incidentally be produced important evidence bearing upon the date when *Love's Labour's Lost* was written — a matter never definitely ascertained.

It is amply shown in what follows that Shakespeare alluded to Father Persons, also known as Father Parsons (1546—1610), a celebrated Jesuit, who was in prominent disfavor before the English public for many years, especially in 1594—1595, at which date, according to the opinion of eminent scholars, this play was written.

Although Robert Persons is well known to students of history, having been one of the most important personages in the religious and political agitations of his time, it will be necessary to collate here some of the features of his career and writings that bear on this issue, with a view to deciding whether or not his prominence was such that an allusion would have been appreciated by the public, and whether he was sufficiently detested by the English Court and public for an uncomplimentary gibe about him to be relished.

At no time in his career was Father Persons an obscure individual, from the date (1574) of his forced resignation from Baliol College, Oxford, until his death in 1610. At college his abilities were well known. As tutor he instructed the largest contingent of scholars. He held the offices of Dean and Bursar, from which positions he retired under a cloud, involving, as his enemies claim, charges of embezzlement, licentious conduct and illegitimate birth; but demonstrations of leanings toward the Roman Church were probably the origin of the difficulty. His expulsion was accompanied with public indignities which made him the laughing-stock

of the University, and he soon vented his revenge by publishing a defamatory sheet concerning Dr. Squire, the master of the College. He left England the same year (1574) for Rome, cherishing, perhaps, in his aggressive and violent nature, a smoldering feeling of resentment toward all English Reformists. In Rome he embraced the Roman Catholic Church and, after the required preparation, became a priest and a member of the Society of Jesus.

His first leap into national fame was in 1580, when, in company with another English Jesuit, Edmund Campion, he undertook his celebrated mission to England with the purpose, which afterwards became the ambition of his life, of converting England to the Roman Church. They carried with them special letters from the Pope granting them authority to exempt Catholics from the operation of the Bull of Excommunication published by Pius V against Elizabeth and her adherents, which Bull had been followed by retaliatory laws of increased severity against the Catholics.

The secrecy, danger and romance of this enterprise tended to rivet popular interest on these adventurers. English spies had forewarned the Government of their purpose, the details of their departure and the date of their expected arrival; but by travelling in the disguise of soldiers supposedly returning from the Low Countries, they landed in Dover and reached London without discovery. There, and in the neighboring counties, in concealment, they vigorously persisted in their mission of reconversion, alarming the Government by their successes. Persons set up a secret press in violation of law, and flooded the city and country with tracts and pamphlets, which seemed to fall mysteriously from the heavens. Popular curiosity and interest were further aroused by finding these publications unexpectedly distributed in shops, public places, on the pews of churches, and even in the Court itself.

So profound an impression did these missionaries make that a special Parliament was convened (Jan. 16—March 18, 1581) 'to find a remedy for the poison of the Jesuits', where Persons was pictured in debate as 'a lurking wolf', and an act (23 Eliz. Ch. I) was passed 'to retain the Queen's Majesty's subjects in their due obedience', extending the law of treason to cover the very activities in which Persons and Campion were engaged. They were hunted down as traitors under this Act. Campion was discovered and (16 July 1581) captured, and, after trial and torture, convicted of high treason and (1st December, 1581) executed at Tyburn with several other Catholics. Having been subjected to the insults of the mob before execution, the bodies were afterwards barbarously mutilated. Persons escaped and fled to the Continent, never to return to his native country, whose bitter and active enemy he ever remained.

The Government published early in 1582 the six interrogatories which had been propounded to the prisoners concerning the Pope's temporal power, and the signed answers of the several accused, attested by Popham, Queen's Attorney, Edgerton, Queen's solicitor, and others. (I. Howell's State Trials, 1071; III. Tierney's Dodd, IV.) A copy of this document was at once sent by a friend to Persons, who published at Rouen (1582) a treatise 'De Persecutione Anglicana', making the martyrdom of the Catholics who had been executed for their religious faith the subject of a strong appeal against the Government. This treatise called forth an official defence of the executions in a paper published in London in 1583, under the immediate sanction of Elizabeth (I. Somers Tracts 189), in order to prove that the parties were executed for treason in denying the Queen's authority, and not for their religious doctrines. A copy of the Pope's instructions which had been found on one of the 'complyces' was therein quoted as clear proof of the treason of 'the two notable jesuits - one named Robert Persons (who yet hideth himself in corners to continue his traitorous practice), and Edmond Campion (who was found out, being disguised as a roister, and suffered for his treasons)'. Another paper written by Lord Burleigh the same year (Ibid. p. 217) was a labored defence of the torture applied to the prisoners; the best he could say being that special instructions had been given to the attendants to apply the instruments of torture 'in as charitable a manner as such a thing might be'.

The furtherance of his cherished dream for the reconversion of England now became Persons' life work. His three chief means were: the founding of Jesuit Seminaries on the Continent for the education of English Catholics; the promotion of Catholic aspirants to the English Throne; and the instigation of the wars of Philip II of Spain against England. Ultimately his definite aim became the deposition of Elizabeth, whether by argument, diplomacy or violence, either by external war or internal upheaval.

Persons now threw his influence with the Scottish and French parties who were promoting the claims of Mary Stuart, and he endeavored to enlist the King of Spain in the cause; Philip, however, declined to embark, for the sake of the Scots, on a war with England. On the tragic death of the Catholic Mary in 1586, the religious views of James, the next in legal succession, became a paramount question. When his steadfast Protestant inclinations precluded hope of his adopting Catholicism, the supporters of Mary divided; the Scotch and French Catholics adhering to James; and Persons, the Jesuits and Spaniards conjuring up a remote and doubtful claim of title in Isabella, Infanta of Spain.

Persons obtained great influence with both the Pope and

Philip II, and largely through his persistent effort the latter undertook the war with England. The great Armada may be said to have been the work of four men — Persons, Cardinal Allen, the Pope and Philip.

The Armada being ready to crush and catholicise England, Persons and Allen published (1588) 'A Declaration of the Sentence and Disposition of Elizabeth the Usurper and Pretended Queen of England', wherein it was announced that the King of Spain was about 'to employe those forces which Almighty God hath given him, to the disposition of this woman and her complices, so wicked and noysome to the world' — a threat soon reduced to a pompous boast by the defeat of the Armada.

Elizabeth was much disturbed by Persons' activities, both in the war, and in the agitation of the Catholic claims to the Throne. The controversy which ensued became a personal one between them. Her aversion to any discussion of the succession was well known, resulting, perhaps, from its inseparable association with the ever recurring subject of her marriage. She could not but feel the sting of the insults emanating from his bitter pen. On November 29th, 1591, she issued a 'Proclamation against the Jesuits and Seminarians' asserting that the troubles of England, both at home and abroad, were the work of the Jesuits, and of the activities of a 'schoolman named Parsons, arrogating to himself the name of the King Catholic's Confessor'. (Strype, Ann. 78, 85.) Her dignified reference to him may be contrasted with the scurrilous epithets regarding her in which his works abound. In his 'Admonition to the People of England' (Antwerp, 1588), he had called her 'the offspring of adultery and incest, a heretic and maintainer of heretics, a lascivious tyrant and unholy perjurer; a woman odious alike to God and man, whose reign over the bodies and souls of men for thirty years had extinguished all chaste living and honesty'.

Persons took the Proclamation as a personal challenge, and answered it in his 'Responsio ad Edictum Elizabethae', (Rome 1593), under the pseudonym 'Philopater'. He retorts by charging all the ills of England to the Queen and her 'odious and diabolical counsellors', recounting all the scandal and gossip then current — much of it true — concerning the Queen and the politicians of the day. He likens Elizabeth's hatred of himself to the hatred of the Scribes and Pharisees toward Christ, and claims that his sedition was only that of St. Paul and the Apostles. The Oath of Allegiance, which declared that 'the Queen is supreme magistrate and judge in eccleastical causes', he calls 'a formula of perjury and blasphemy which seemed impious even to the originators of it' ... 'the fount from which sprang all that host of treasons and

crimes of *lèse-majesté* with which the Catholics of England were afterwards accused and are today so oppressed, that nothing may be advanced, affirmed, or exercised in matter of religion, that does not savor of criminality under some form of treason'. He complains that 'one is condemned because he made a visit to Rome; another, because he was ordained priest by the Pontifical authority; some, because they were educated in foreign seminaries; others, because they were alleged, at certain times and places, to have conspired together, when they had never seen one another, nor had ever been in those places'.

When 'the pleasant conceited comedie' of *Love's Labour's Lost* 'was presented before her Highness', as we know from the title page of the Quarto of 1598, 'this last Christmas', and when, after some irrelevant badinage about the word 'treason', Jaquenetta presents the King a harmless love-letter with the solemn intelligence that 'our person misdoubts it; it was treason, he said', we feel certain that Elizabeth, whose attention had already been directed to Father Persons by the preceding references in the play, could have recognized this covert burlesque of the complaints of her arch-enemy concerning her laws of treason.

Indeed, Sir Edward Coke, in the trial of Father Garnet, (2 Howell's State Trials, 224), speaks of the 'Philopater' as appearing in 1592 contemporaneously with the treasonable attempt of Patrick Cullen and others on the Queen's life, charging that it was 'written for the abetting and warranting of such a devilish act in general'. Sir Edward Phillips, in his speech for the Crown in the Gunpowder Plot Trial (2 Howell's State Trials, 174) quotes from a 'Philopater' by Cresswell, but which is no other than Persons', who was given as the author of 'Philopater' in private advices to the Government in 1594 (Cal. St. Papers). It is highly improbable that Persons and Cresswell would have put out separate works under the same pseudonym. An English edition evidently appeared in 1592.

The 'Responsio', which contained serious reflections on Sir Nicholas Bacon, was answered by Sir Francis Bacon (1593) in a paper called 'Certain Observations upon a Libel', apparently from the English edition (Spedding's Letters and Life of Bacon Vol. I). It seems that Sir Francis Englefield undertook to 'translate and augment' the 'Responsio' and incidentally to mitigate the virulence of the orginal respecting the Queen (Cal. Dom. Pap. July 1594).

Having failed to depose Elizabeth by force of foreign arms, Persons resorted to cunning in his scheme to undermine English loyalty and lay the groundwork of a revolution. Early in 1594 he put forth his most sensational and famous work, the 'Conference about the next Succession to the Crown of England'—

a book which shook the very foundations of Britain, and made Persons probably the most conspicuous, and certainly the most hated, man of the time. The ostensible object of this work was to prove the title of the Infanta to the succesion; but by adroit argument, in the seductive form of a dialogue between a Civil Doctor and a Common Lawyer, he expounded his real thesis. This thesis contains the startling and revolutionary doctrine that the people of England have the inherent right to forcibly depose a sovereign who violates the conditions upon which the power is invested by the people. He charges Elizabeth with violation of her coronation oath and subversion of the Constitution, and leads to the conclusion that it is the duty of loyal Englishmen to forcibly depose Elizabeth to make way for a Catholic ruler, the Infanta. The style is calm and argumentative, carefully concealing all bias, and the deductions are put forth as the mature and candid legal opinions of the interlocutors. Voluminous citations from Scripture, and precedents from biblical, classic and modern history, are adduced in persuasive and logical succession, and fortified by Civil, Canon and Common Law principles. To the learned and careful student the numerous subtleties, falsities and non-sequitur may be apparent, but the unsuspecting and ordinary reader is swept along, unresistingly, to the desired conclusion, by a clever and learned writer, whose style Swift has commended as a model of English. (Tatler No. 230.)

The doctrine that a heretic sovereign *ipso facto* forfeited the right of sovereignty had been long maintained as a purely Catholic doctrine. But here a book, probably for the first time in the history of modern nations, announced, as a legal and constitutional axiom of government, that the Sovereign derived his or her powers from an original compact with the people, who had the right to depose their ruler for the breach of that compact, and that merely one phase of that compact was the obligation to maintain the religion of their ancestors.

The book was dangerous, not only by reason of its extreme anti-monarchical doctrine, but also from the wily manner of its presentation and publication. It was put out under the name of 'R. Doleman', an inoffensive secular priest, hated by Persons, the latter being well aware that if the author were known as a Jesuit, the work would at once be discredited. Persons is reported by Father Fisher, in his 'Preface to the Nine Points of Controversy', to have 'denied with oath' that he wrote it. But his authorship was instantly suspected, universally accepted, and is positively established. It was maliciously dedicated to the Earl of Essex, in the belief, it is supposed, that it would compromise his standing with the Queen, Essex having been mentioned as one of the

numerous eligibles for the succession. (Camden Eliz. 182.) As soon as a copy was placed in Elizabeth's hands, she sent for Essex and only after a stormy interview, accepted his denial of any knowledge of, or complicity in it. Yet the preface of the book contained the disingenuous statement that it was written 'without offense of anyone, and with particular affection and devotion to Queen Elizabeth, and special care of her safety'. Even so judicious and modern a writer as Hallam refers to the 'Doleman' of Father Persons or Parsons 'a subtile and lying Jesuit', as a work 'full of mendacity' and 'ingeniously contrived to ensnare the ignorant'. (Const Hist. of Eng. p. 166 n.)

Indeed, the danger of the book to the English monarchy was real and not fanciful, as subsequent history showed. Containing the germ of the doctrine of revolution, it became the storehouse of argument in subsequent anti-royalist movements, and by a bitter irony contributed to the downfall of two Catholic monarchs. Milton quoted it in his 'Defensio Populi Anglicani', and the regicides used it in justification of the execution of Charles I. In 1681 the Puritans republished it in favor of the Bill of Exclusion, and it was printed by Robert Ibbattson with 'Several Speeches delivered at a Conference concerning the power of Parliaments to proceed against their Kings for Misgovernment'. The Catholic supporters of James II at Oxford University expressed their disapproval of it by publicly burning a copy in 1683 (Dodd's Ch. Hist.), and in the same year republished Sir John Hayward's answer to 'Doleman', (London 1603) 'for the satisfaction of the zealous promoters of the Bill of Exclusion'. The essential doctrines of the 'Doleman' were embodied in the resolution of the Convention of 28 January, 1688 (3 Dodd Ch. Hist. 136), announcing the throne vacant by reason of the King 'having endeavored to subvert the constitution of the Kingdom breaking the original contract between king and people, and by the advice of the Jesuits and other wicked people having violated the fundamental laws.' The revival of interest in Persons' writings was further attested by the publication by Dr. Wm. Gee in 1690, for the first time, of Persons' 'Jesuits Mission' from a manuscript copy presented to James II.

The 'Doleman', sometimes styled the 'Book of Succession', or the 'Book of Titles', destined to play its part in deposing and beheading English sovereigns, was indeed a body blow aimed at English monarchy in the person of Elizabeth, and we may well imagine from the consternation it created, that it was one of the paramount events of the year 1594. Camden, the contemporaneous chronicler, who had known Persons at college, devotes an important space of his concise record to the 'Doleman' — more, for example,

than to the disastrous and fatal plague of 1593. Nor was the interest in it confined to that period; it continued for years to be the subject of agitation.

In January 1594 the Government was aroused by the report of a mysterious congress of leading Jesuits, including Persons, Cresswell, Holt and others, coming from various points of the Continent to the Low countries; and that means were being sought to land a number of Jesuits and Portugese in England for some desperate purpose. A design on the Queen's life was at once suspected. All ports of probable entry were watched, no person was allowed in the vicinity of the Court without license, and all access to the Queen's apartments strongly guarded. (Cal. State Papers.) No violence having been attempted, an old and confidential physician to the Queen, Dr. Lopez, a Portugese Jew, was seized and made the scapegoat for popular clamor. He was charged with conspiring to poison the Queen, and through the usual flimsy testimony and tortured confessions was condemned . The reported protest of the aged Jew on the scaffold that he loved his Queen as he loved Jesus Christ, 'moved no small laughter in the standers-by' (Camden). But popular excitement was directed against the Jesuits and Catholics, and the sudden revival of the 'priest-hunting' excesses at this time, points directly to some renewed activity of those persons, which had aroused the ire of the nation. By this time the 'Doleman' had been printed and report of it had reached the Government.

Shortly before Easter, a Proclamation was issued for a rigorous enforcement of the statute against Jesuits and recusants, and a commission of twenty was appointed to search for 'coiners, priests, and lurking Papists' and 'to use toward them all forcible means for the disclosing of their dangerous practices'. In the excited condition of the public temper many outrages were committed under this broad warrant, culminating, the Friday night before Passion Sunday, in a riot such as was not equalled in Wat Tyler's time (Garnet to Persons III Tierney's Dodd 115) wherein the mob, led by chief citizens and magistrates, raided the house of a tailor in Golden End Lane, looting his shop, and carrying the family to the Tower, merely on suspicion that they were Catholics.

Meanwhile, Henry Walpole, a Jesuit, and other prisoners confined in the Tower, were put through searching examinations by Lord Coke and others during March—July 1594, regarding the movements of the Jesuits, especially regarding Persons and his writings; and his authorship of the 'Doleman', which had been foreshadowed by spies and prisoners in 1593, was now recognized by the Government. The summer passed without notable events, perhaps because of a general exodus from the city in recollection

of the fearful plague of the preceding summer. In the autumn the search for priests and Jesuits was renewed with unabated bitterness.

The 'Doleman' is dated 'my chambers at Amsterdam this last of December, 1593'. It was not written at Amsterdam, but more probably at Valladolid, where Persons was busy with his seminary in 1593. It was, however, printed at Antwerp and probably early in 1594. It is uncertain just when it was made public. In bringing a book of known treasonable character to England many precautions were necessary. Dr. Giffard got a copy from Spain about June 1594 (Cal. St. Papers.) and sent an abstract to the Nuncio and the Rector of the Jesuits. The same month Lord Coke notes the confession of Nicholas Williamson and the fact that he confessed as to his possession of a copy of the book; and Lord Coke prepares an indictment on this as an overt act of treason; on which indictment Williamson was condemned in February 1595. September 30. 1594 the confessions of Richard Williams and Edward Yorke were obtained (ibid.), which led Lord Coke to associate their treason with the appearance of the 'Doleman' in England:

'Anno '94, came Williams and Yorke to the same end, viz. to kill the Queen; being wrought to undertake so vile and detestable a fact by father Holt, the Jesuit, and other his complices; and thereupon the said Williams and Yorke in the Jesuits college received the Sacrament together of father Holt, and other Jesuits, to execute the same. And that treason likewise was accompanyed with a book written by the legier Jesuit and rector of Rome, Parsons, under the name of Doleman, concerning titles, or rather tittles; a leud and a lying book, full of falsehood, forgery and malediction'. (2 Howell's State Trials 224; Coke's speech in Garnet's trial.)

Dr. Giffard wrote Aug. 8, 1596 that Parsons and Holt had 2000 copies printed and sent into England (III. Tierney's Dodd XCVI) apparently by regular merchants. According to a story, circulated by Persons on the Continent, the merchants were arrested and the matter investigated by the Lord Chief Justice who found nothing seditious or treasonable in it, and so dismissed the merchants. (II. Birch's Mem. of Eliz. 308.)

But, while the Book was doubtless in England during 1594 and people were condemned after confessing that they had read it, and the book itself was known, it seems that the authorities were unable to actually procure a copy until late in 1595, and certainly there was no decision in favor of its innocence of treason. Robert Beale, clerk of the Council, writes to Sir Robert Sydney 25 September, 1595, that he has lately heard of 'a verye vile

Booke' printed in Antwerp touching the Succession to the Crown, and is anxious to see a copy, and asks whether Sydney can procure one for him. (Sydney Pap. Vol. I, p. 350). J. Cecil, a spy under the names of Snowden and Father Cecil, had seen the book in Spain and procured extracts from it which he had subsequently lost (Cal. St. P. Dec. 1595). Meanwhile on Monday, November 3rd, 1595, a copy had been procured and placed in the hands of the Queen. The preface, containing a dedication to Essex and high praise of his virtues and lineage, gave the impression that the book was in favor of the right of Essex to the Succession. The Queen was furious, and as the result of an interview with Essex, the latter returned, ill, to his chamber, where he remained until November 12th. Meanwhile, on second thought and fuller reading of the work, it appeared that the dedication was a malicious trick to put Essex out of favor with the Queen, who in a few days relented and bestowed her accustomed confidence on the Earl. (Sydney Papers, Vol. I, p. 357—360.)

The book was read and discussed in the Council, at least in the presence of Essex and Burghley (I. Howell's St. Trials 1351), and no doubt by the other advisors, including Coke. It was thought treason to possess the book, and even dangerous to write about it (Sydney Pap. Vol. I, p. 358), and there was a tradition that the printer was hung, drawn and quartered. The book was clearly treasonable under the existing Statute of Elizabeth, making it high treason to deny the title of the Queen to the Crown, and it is said that Parliament in 1593 (*sic*) had declared anyone having this book in his house guilty of high treason. (Dodd's Ch. Hist. II, 405.) On the trial of Essex for treason the reading of the book in the Queen's Council was made the occasion of mutual recriminations of treason between Essex and Cecil (I. Howell's St. Tr. 1351); and no doubt, after all, Persons had perpetrated a lasting injury upon the Earl.

The 'Doleman' was intended as a flank movement in the Spanish invasion of England, then being worked up on the Continent, and to create a party in England ready to revolt and aid the invaders. Nor was the Government wrong in fearing that desperate adventurers would, for money or glory, or from fanatical enthusiasm, attempt the life of the Queen. No doubt the witnesses who claimed that the Jesuits had personally incited the assassins, — as for example, that father Holt had administered the Sacrament to Jaques and approved his design, — were exaggerating or falsifying, in order to curry favor with the authorities. But that the book had a distinct tendency to encourage such acts, even if such were not its intention, is undeniable. Hence, the unparalleled commotion it caused is comprehensible.

Persons claimed that he had received (1596) over 300 letters from England applauding the book, and that the Catholics, investigating the records in the Tower, had found evidences of the invalidity of the line of succession by Catherine Swynford, through whom the Queen held title. (Birch Mem. Eliz. Vol. I. p. 307.) He was now engaged in translating the book into Latin for the Pope (Sept., 1596 — Spanish Papers 633). But it was against the tenets of the Jesuit Order, and against the wishes of the Pope, that members should engage in matters of State; and Persons found himself reprimanded by the Order, which passed strict resolutions against members taking part in political matters. (Cal. St. Pap. Dec. 30, 1595.)

Meanwhile, Persons was still urging the Spanish Council to declare in favor of the Infanta's title to the Succession (Spanish Pap.. 633), a project not definitely abandoned until 1600. (Ibid p. 660.) And, to counteract the hostility which he had caused in England by the 'Doleman', he makes a characteristically subtle suggestion that some Englishman write a book as a declaration of the King's intention (Ibid 629), that he should not annex England to Spain, but leave it autonymous, and allow the choice of the Infanta to a free election of Parliament! (Birch Mem. Eliz. Vol. I. p. 307—8.)

Whether our aspiring dramatist wrote this play to be performed at Court for the Christmas festivities of 1595—96, as it was afterwards accepted and performed 1597—98, or publicly at his own theatre, he would have found the Court and the public in a frame of mind to appreciate richly any allusion to Persons. The delicacy of the situation would require that the references be veiled in that mysterious indirection which so delighted the subtle wit of the times. The designs on the Queen's life, the capture of the book, the quarrel with Essex, the trials of Williams and Yorke, the prominence of the book as evidence of the treasons, and the then known authorship of Persons, made up a chapter which could not fail to have been among the leading sensations of the Christmas season 1595—96.

But the book made enemies for its author in various other unexpected quarters. The increased hostility against the Catholics in England which it caused, was deplored by all elements of that faith. The Nuncio in Flanders declared that Persons 'could not have done anything more disgusting to the Pope'; and Dr. Giffard, afterward Archbishop of Rheims, wrote that the book was 'the most pestilent ever made — never anything was written that hath made such a broil as hath this book'. (II. Tierney's Dodd XCVI.)

Many English Catholics, finding the issue thus abruptly made, took the Oath of Allegiance to testify their loyalty. The English

priests and seculars bitterly charged Persons with deserting the mission like a dastardly soldier, and from his safe retreat angering the Government by his writings and machinations, leaving the brunt of its vengeance to fall upon the innocent. (Law's Conflicts of the Jesuits.)

The dissensions among the Jesuits themselves, which broke out in 1594 over matters of ecclesiastical discipline, were greatly intensified by this book; and the death of Cardinal Allen 16 Oct. 1594, for whose place Persons was suspected to be ambitious, added another element of discord. By April 1596 the schism was bitter, and the Jesuits 'spake often and spitefully against the Book of Succession, and its author,—Parsons, as they suppose, whose name they cannot endure'. (III. Tierney's Dodd. 74.) In May 1598 the anti-Persons faction, who had appealed to the Pope. supplicated the Pontiff to prohibit the introduction of political works into England, having special reference to this Book. (III. Tierney's Dodd. 50.) In 1601 the appellant faction presented, by a deputation, a petition to Elizabeth, protesting the fidelity of the priests and Catholics in general, and praying (needlessly, to be sure) for the suppression of Persons' Book of the Succession and similar writings, (Laws' Conflict of the Jesuits XCVIII). The Queen made a bitter verbal reply, and later granted some concessions to this faction in her proclamation of 5 November, 1602 commanding all Jesuits to abjure the realm.

In 1603 Sir John Hayward published an answer to 'Doleman', and the same year Persons, in a letter, undertakes with manifest lack of candor to apologise to James I. (III. Tierney's Dodd. LXXIII.)

The Scotch and French Catholic factions bore such bitter hatred against Persons for his desertion of the Scotch Title, that Sir Francis Englefield wrote to the King of Spain, 8 September, 1596, asking for a safe escort for Persons for fear of violence from those parties, who regarded him as the leader of the Spanish King's cause 'in consequence of his Reply to the Queen's Edict and his Book written on the Succession'. (III. Tierney's Dodd, LI.)

Finally, the book having reacted even against the King's cause, the Duke of Feria writes from Barcelona 3 January, 1597, to the King, that many Jesuits, irritated by the Book of Succession, speak openly in favor of the Scotch King and denounce the obnoxious work as written in favor of the Infanta, and so discredit the Spanish King's cause and promote that of the Scotch King. (Ibid III, LIII.)

So that, between 1594 and 1597, when Shakespeare was probably writing, or certainly revising, *Love's Labour's Lost*, Father Persons was a most conspicuous object of notoriety, and of hatred

from every party, political and religious, except the Spanish faction and his own personal following — a nonexistent factor in England. Although the license of political allusion on the stage had been recently checked as tending to promote factional discord, no one would have cared to protest against ridicule of such an unpopular character, nor have dared to object, for fear of seeming to be in sympathy with his treason.

If Shakespeare wished to take occasion to attest his loyalty to the Queen before whom this play was presented at Court in 1597, and to amuse and gratify that clever and imperious sovereign, he could do no better than ridicule this Father and his pernicious book, to counteract its force upon the ignorant, and warn his hearers of its deceitful arguments and 'colourable colours'. To comply with the letter of the law, he makes the allusion sufficiently covert to constitute a ludicrous enigma. He makes an amusing feint when he represents a Protestant curate with some quotation from this treasonable book on his tongue's end: 'And as a certaine Father saith' — The audience is saved the shock of hearing the treasonable words, by the pious interruption of the Pedant (whom we may picture with a gesture of horror adequate to convey the allusion) — 'Sir, tell not me of the Father, I doe feare colourable colours!'

There was no work of the time to which the term 'colourable' could be more aptly or popularly applied than the 'Doleman', and we find the word frequently used to characterize the conduct of the Jesuits. The word 'colourable' is still good English for plausible or specious, with a suggestion of deceit, as 'colourable fraud', 'colourable imitation'. In the State Paper of 1583 above cited we find, with direct reference to Persons and the Jesuits: 'manifest and dangerous colourable practices and works of sedition and rebellion.' 'Color' in Elizabethan English was often used in the sense of ground, reason, argument, in a bad sense: 'By reason or color of any such sentence' (Recusant's Oath, Act. 3 & 4 Jac. I ch. IV, sec. 9) 'No man shall, by colour of duty omitted etc.' (Elizabeth's Injunctions to the Laity, 1559—1 Somers's Tracts 67). 'Colourable colours' is a Shakespearean pleonasm.

Approaching now the text for evidence of the allusion, the first significant fact is the coincidence of two sets of double forms which afford an excellent opportunity for, and probably suggested, the word-play. The two forms of Persons' name were both commonly used at the time and he is still known indifferently in history as Parsons or Persons. Commentators and grammarians have sufficiently explained for us the two forms, person and parson. Even in Shakespeare's day person was obsolescent and pedantic. It would seem that Parsons was the more popular form

of the name, but that he himself invariably used Persons. This may have lent an additional touch of ridicule to the satire in the mouth of Holophernes, the Pedant.

So, when Jaquenetta uses the archaic form, the audience at once is on the alert for a quibble. The Pedant's surprise, his reiteration of the word, and drawling emphasis, give full opportunity for the point to be taken by an audience already being entertained by a 'feast of languages'. Jaquenetta's use, a few lines further on, of the ordinary and colloquial 'Master Parson' shows that it was no dialectic peculiarity, and her use of 'person' in the next scene instructs us that the strange form was not used for the sake of the pun alone. In fact, in no other place in Shakespeare's writings is 'Master Person' used for the common salutation 'Master Parson', which latter occurs in three other places in his plays. (Merry Wives, I, 1, 9; I, 4; III, 1-38-45-50-75; Twelfth Night IV, 2-13-17-31-Folio of 1623.)

The lines themselves suggest a reference to an individual. In the 'person' jest someone is to be 'persed' and is being compared to a hogshead, and we are only left to supply the one at whose expense the fun is made. So, the reference to a 'certaine Father' demands a mental application of the allusion to some individual.

The First Folio gives us additional evidence by its typography. As in Sonnets 135 and 136, where Shakespeare plays on his own name, we find '*Will*' printed in italics, and in Sonnet 20 where '*Hews*' is in italics as a play upon one *Hughes*; so in the Folio of 1623, we find here the word '*Person*' printed in italics with capital. The capital has slight significance, but the italics are proof that the word was there printed as a proper name. The typographical custom of that date was to use italics for proper names, and this custom is uniformly adhered to in the Folio, as by a casual inspection will appear. The word did not appear in italics in the Quarto of 1598, but the Folio was a carefully printed work and made many corrections from the Quarto. The italicising of this word in the Folio could only have been done designedly by Heming and Condell, its editors, who were friends and fellow-actors of Shakespeare, and were thoroughly familiar with the allusions and localisms in his plays. The later folios preserved the italics but changed the word to *Parson*, showing that the allusion was lost at that early date in the onrushing events of a new generation.

The word 'to perse' is employed in two senses here, both also found in the French 'percer': one, to thrust through with a weapon, as when Falstaff says with a similar pun: 'Well, if Percy be alive, I'll pierce him'; (Hen. IV—V—3); the other, to tap a cask of wine, as with the same pun, Ben Johnson, in his 'New Inn', says:

'Sir Pierce, anon, will pierce us a new hogshead'. Of course Holophernes and the Fool are at cross-purposes, each with a different meaning. So too, the Fool unintentionally suggests to the other to play on the word Hogshead, as a personal epithet. This was a favorite ale-house witticism. Thomas Dekker, in the 'Gull's Horn Book' (1609) makes the same joke: 'Into a tavern then let us march, where the brains of one hogshead must be beaten out to make up another'.

The allusion to Persons clears up the obscurity of the word 'of' in the strange exclamation: 'Of piercing a Hogshead', which has baffled the commentators. The 'of' has been generally considered a corruption, and editors have been ingenious in 'emending' it out of the text, as by making it an interjection, 'O!' or reading it with the speaker's name as: 'Holof', or by dropping it entirely. Dr. Furness suggests that it is in imitation of the common style of the day of entitling chapters of discourses, and jestingly offers it as consolation to the 'Baconians'. (Variorum Ed. loco.)

While it might have been applicable to Bacon's works, it is equally so to Persons', and not only with more propriety, but with true wit. The burlesque of a controversial style, to express the impaling of the head of the controversialist, for treasons contained in his controversies, needs no emendation nor apology for its humor. The picture of the 'piercing' of this arch-traitor would be richly enjoyed by an audience accustomed to mock and ridicule the heads of traitors exposed on pikes for public contempt, and of whom many were morbid and jeering spectators of the fearful butchery of live bodies which was part of the legal executions of the time.

Why the epithet 'hogshead' was seized upon by the Pedant as so amusing, is less clear. But there are two pertinent facts which serve to explain it as suggestive of a satire on Persons. From the only description we have of him, by a fair, if not partial biographer, he was considered as decidedly homely of face. Says Dodd: 'He was of middle size, his complexion swarthy, which with strong features, made his countenance somewhat forbidding, but the agreeableness of his conversation quickly worked off the aversion.' Now, the English had never been favored by his 'agreeable conversation' but had been betrayed, attacked and slandered by him, an exile and a traitor; and popular hatred might be relied upon to exaggerate his 'forbidding' countenance into grotesque hideousness.

Again Dr. Gee, in his Preface to Persons' 'Jesuits' Mission' (1690) has a curious tale, à propos of the uncertain parentage of Persons and his dual name, that his putative father was one 'Cowback or Cubbock'. There of course is no truth in this statement.

but it is even more important as a tradition, since it reveals a glimpse of some popular scandal, tale or ballad current about the man, which, being sufficiently well known to persist in tradition for a century, was more than probably known to Shakespeare and his audiences. We cannot escape the significant similarity, whether accidental or not, between the two epithets 'Cow-back' and 'Hogshead'. At this point we are left to conjecture, and cannot hope to retouch the scene with every nuance of local color so vividly seen by that contemporary audience, in whose ear alone the jest had its fullest prosperity.

There is ample evidence that Persons was a by-word in London, and the butt of much talk and scandal. The disagreeable stories about his expulsion from Oxford have been alluded to. That his pamphlets were populary known as 'Father Parsons' Green Leaves' attests a general familiarity with his name. The state papers teem with references to him, in letters, confessions and reports, especially during times of excitement and apprehension from Spain, and rumours of attempts on the Queen's life, for which the years 1594 and 1595 were notable. A public reference to him was appreciated by any London assembly. Three years after his death, 1613, Rev. John Hall in a sermon at St. Paul's Cross, alluded casually to 'Doleman' as a synonym for disloyalty, and marvels that even 'that honest Politician (which wanted nothing but a gibbet to make him a saint), Father Parsons' should have admitted any virtues in King James. (Strype, Ann.) We are safe in inferring that the loyal populace of London in their ale-houses, chimney corners and market places would give credence and currency to any coarse or witty tale regarding this despised man. Such anecdotes might readily pass into popular ballads, or be recounted with embellishments by the wits and wags of the 'Mermaid', among Shakespeare's own associates.

This inference is confirmed by the conduct of the people toward Persons' friend Campion while confined in the Tower. He 'was become the subject of the town-talk; scandalous pamphlets and bitter invectives were every day cried about the streets' (II. Dodd. Ch. Hist. 138). If this was the popular treatment of the gentle and scholarly Campion, who, as a baccalaureate of Oxford, had entertained Elizabeth with an extemporaneous disputation in Latin. and whom she personally begged to recant in order to avert his execution, — we may be sure that popular invective was no less bitter toward Persons. than whom, says Dodd. 'perhaps no subject of England ever had a worse character; which centers in this: that he was a pensioner of Spain and a professed enemy to his country and to Queen Elizabeth in particular'. (II. Dodd. 404.)

To imagine that Shakespeare was not familiar with the name,

work and character of Persons would be to charge him with a lack of knowledge and observation of current events which is inconceivable. But we have more direct evidence. The names of the devils invoked by the crazy Edgar of his 'King Lear' (Act III. Scene 4), are those mentioned by the witnesses in the account of the Jesuits' alleged sorceries and improper machinations, in Harsnet's 'Declaration of Popish Impostures' published in 1603, in which Persons is frequently mentioned. Without doubting that Shakespeare read that book, either from curiosity as current literature, or as a study of certain psychic aberrations, his interest in the subject had long before been keenly awakened by a train of events which had brought the results of Persons' and Campion's mission very close to his own home. Their work of proselytism had reached his county of Warwick and they had made many converts, among whom were some of his relatives.

His mother, née Mary Arden, was a third cousin of Edward Arden of Park Hall, Warwickshire, who in 1583, together with his wife, also a Mary Arden, Somerville's wife, and a priest named Hall, had been convicted of complicity in an alleged treasonable design of Arden's son-in-law, Charles Somerville, to assassinate the Queen. Somerville had recently been converted by the Jesuits and was evidently a rash fanatic, if not actually insane. The charge was the utterance, in a public place near Warwick, of a violent and treasonable threat against the Queen's life. The instigation of the crime by the Jesuits was established to the satisfaction of the Government by the confession of Hall, who was pardoned.

But there existed a counter opinion, that the whole conspiracy was a scheme of the Earl of Leicester to avenge himself on Arden, who had openly denounced the licentious and immoral conduct of the Earl. (Camden Eliz.) Persons, in his powerful diatribe against the Earl ('Leicester's Commonwealth', 1584), also charges him with attempting, by forged letters and spies, to implicate Sir Christopher Hatton in this affair.

The arrest and arraignment at Warwick of a wealthy member of one of the oldest families of the county on such a heinous charge; the inquiries and sessions of the commission for taking testimony at Charlecote, and in the vicinity of Stratford, if not in Stratford itself; the search of houses; the transportation of the four prisoners, and numerous witnesses, to London; the execution of Mr. Arden; the inquisition upon the sanity of Somerville; his suicide on the eve of his intended execution; the sorrowful return of Mrs. Arden, after being pardoned, to her desolate home, — all made of this affair a local tragedy. Every detail of the evidence pro and con, and every name remotely connected with it, must

have furnished a frequent topic of conversation. It takes no flight of the imagination to find the name of Father Parsons, — no doubt by some called Persons, as he is often called to this day. — a familiar and household word in the Shakespeare family during those times. (Cal. St. P. 1583. See examination of Somerville's servants, Thacker and Bell, and others, as to their knowledge of priests and Jesuits, and especially of Parsons. Ibid, Dec. 11, 1583.)

While the immediate family of Shakespeare was not involved, the treason was dangerously near, and must have reflected discredit upon the entire Arden connection. Shakespeare, not long after, having become enrolled as one of the Earl of Leicester's Players, would not be averse to giving a plain intimation that he had no sympathy with Persons. The Lopez and Williams and Yorke cases of 1594—95 revived the history of the Somerville plot, as the Jesuits were again accused of directly abetting the crimes. Elizabeth indeed, in 1594, formally demanded from the King of Spain the extradition of several important Jesuits (Camden Eliz.), including Father Holt, a trusted coadjutor of Persons, and who was accredited with the actual work of publishing the 'Doleman'.

The name of Persons was constantly associated with these plots on the Queen's life, which association derived some color from his violent writings against her; but he was never directly implicated. Lord Coke may have been impressed with the statement of the Jesuit Walpole (Cal. St. Pap. June 13, 1594) that Persons was strongly opposed to any violence upon the Queen.

Every known hypothesis regarding the date when Shakespeare wrote this play accords with the hypothesis that it was written when the excitement caused by the 'Doleman' was at its height. Malone, a weighty authority, who originally supposed '*Love's Labour's Lost*' to have been written in 1591, ultimately decided that it was written in 1594. By unanimous consensus it was written between 1589 and 1596 (Halliwell is for the latter date), and the majority place it from 1591 to 1594. The title page of the Quarto of 1598 informs us that it was 'newly corrected and augmented', which opens the question as to whether the poet interpolated these allusions during his revision. Mr. Alfred W. Pollard ('Shakespeare's Folios and Quartos', London 1909, p. 70) thinks the title page does not imply any additions by the poet, but only correction of errors in some previous edition. But there is no reason for doubting that these passages were in the original text, and every reason for believing that they would have been written when events alluded to were at the climax of public interest.

If a definite occasion could be assigned as fixing the time when Shakespeare would have been most likely to refer to Persons, it would probably have been after November 1595, when his book

brought about a critical situation at Court and was the 'society gossip' of the hour. Camden, however, places the whole appearance of the 'Doleman' in 1594. Every evidence shows that it was well known in 1594, and the allusions may well have been timely during that year.

In this connection it may be noticed that shortly after his misunderstanding with the Queen, and subsequent reconciliation, Essex wrote an elaborate 'Device' or allegory, which was presented before her Majesty in November. The rôle of a certain soldier therein was enacted by the same person who had lately played the part of the 'Pedant' at Cambridge (Birch Mem. I, 314; Sydney Pap. I, 362). No further hint is given as to the play in which the Pedant or 'Pedantique' appeared, and it was not an unusual comedy character of the times. The early editions of *Love's Labour's Lost* give the stage direction 'Pedant' in many places instead of the name Holophernes,[1] and it is quite possible that *Love's Labour's Lost* had been recently performed at Cambridge in its original form, where the Pedant and his extravagant burlesque would be especially enjoyed, and perhaps bring the play into the favor which caused it later to be performed before the Queen herself. Nor could it be doubted that an allusion to Persons, if in the original play, would be readily appreciated by the university men.

Finally, putting ourselves as far as possible in Shakespeare's mental attitude — is it conceivable that, with his marvelously acute word-sense, he should have made this pun on the double form person-parson, without instantly calling to mind the dual name-form Persons-Parsons, a name with which he had been familiar for at least ten years, and which was then one of the most frequently mentioned of the names of public characters? And if we once conceive that the poet thought of the man in connection with what he was writing, we are bound to believe that he wished the allusion to penetrate the lines. And if he has not made the answer to his riddle sufficiently obvious, he shows us later on that he wishes us to think of a certain Father, in connection with something 'very religiously' done, and to remind us of the 'colourable colours' which are to be feared. It would have been impossible to throw out all these hints, so forcedly dragged into the text, without conveying his point, and making it perfectly clear to those 'across the footlights', that Father Persons was being mildly satirized. Then, if to that we add the undeniable fact that the joke without the allusion is too forced and dull to evoke a smile, but that, given the allusion, it lightens up with human interest, and

[1] This occurs in one of the speeches of the text of the Folio of 1623 as above cited. The names of the speakers have been altered in several places to conform to the reading adopted by all modern editors.

becomes witty, — who will contend that the poet himself did not see the point, and that it is a mere coincidence hit upon by some bookworm of a later generation?

Each of the three places where this allusion is pointed out bears evidence of its correctness. Taken cumulatively the testimony should be convincing. The coincidences are too many and too exact to have been merely accidental. The facts all point in the same direction: the obscurity of the text; the necessity for a personal allusion; the same double forms of the two words; the word *Person* in italics; the evident reference to ecclesiastical matter; the interest of Elizabeth in the man; his treasons; his unpopularity; the 'certaine Father'; the 'colourable colours' of the 'Doleman'; the concurrence of dates; — all —

'— both in time,
Form of the thing, each word made true and good —'

point to Father Parsons with an unanimity that could not accord so perfectly with any other hypothesis. In other words, he is the answer to the riddle, propounded by the Pedant.

The inquest concluded, we may now 'put ourselves upon our country' and leave the case with the Jury. The verdict may not be unanimous, but if a hung jury leaves us to find another allusion more aptly fitting the case, or more completely clarifying the obscurity of these passages, let us hope that three more centuries shall not have rolled around before it is disclosed.

Baltimore. John Phelps.

Zu den ältesten englischen Hexametern.

In seiner *Geschichte und Kritik des englischen Hexameters* (Normannia III, Berlin 1909) trägt Konrad Wölk mit großer Umsicht ein reiches Material zusammen, welches ich für die Zeit von 1500—1650 auf Grund langjähriger eigener Sammlungen als nahezu vollständig bezeichnen möchte.[1] Die früheren, tastenden Versuche hat Wölk mit Recht kurz abgetan, und so wird auch den folgenden Nachträgen keine besondere Bedeutung für die Geschichte des Metrums beizumessen sein; es sind vereinzelte Ansätze, durch deren Veröffentlichung ich nur zeigen möchte, wie bald man es unternahm, das klassische Versmaß für die Muttersprache zu gewinnen.

I. Seit den Forschungen von Thomas Duffus Hardy[2] und Thomas Arnold[3] wissen wir, daß die dem Symeon von Durham zugeschriebene *Historia de regibus Anglorum et Dacorum* in ihrem ersten Teil von einem um 950 zu Chester-le-Street wirkenden Cuthbertiner-Mönch herrührt; hier finden sich (Kap. 25—30) Nachrichten über Beda Venerabilis, von welchen der Chronist mit folgendem Gebete[4] zu seiner eigentlichen Aufgabe, einer Fortsetzung der historischen Werke Bedas, hinüberleitet:

> Spiritus alme veni, sine te non diceris unquam;
> Munera da linguæ qui das in munere linguas.

Dies ist, soweit mir bekannt, die älteste und die einzige fehlerfreie Überlieferung dieser beiden Hexameter, welche Th. Arnold vergeblich in den Werken der altchristlichen Dichter nachzuweisen suchte. Auch mir ist es nicht gelungen, sie in der älteren christlich-lateinischen Lyrik aufzufinden, wohl aber lassen sich die deutlichsten Anklänge an einige zum Teil hochberühmte Gedichte und Hymnen feststellen. So begegnen gleich die Eingangsworte zweimal bei Rabanus Maurus:

> Spiritus alme veni, dulces mihi condere versus,
> Dilecto ut præstes mittere dona patri.
> (Ad Fridericum episcopum; Migne, *Patrol. lat.* 112, 1596.)

[1] Über die S. 32 genannte *Arcadian Rhetorike* des Abraham Fraunce (1588?) hätte sich Wölk leicht aus den Auszügen bei G. Gregory Smith, *Elizabethan Critical Essays* I 303 (1904) unterrichten können. Sie bietet u. a. makaronische Hexameter; vgl. auch Koeppel, *Anglia* 10, 522 ff. Ich vermisse ferner einen Hinweis auf Kap. 28 in Alexander Gills *Logonomia Anglica* (ed. O. L. Jiriczek, QF. 90, S. 118 f.).

[2] *Monumenta historica Britannica*, London 1848, S. 87 ff. und *Descriptive Catalogue* II 174.

[3] *Symeonis Monachi Opera* Bd. II (London 1885), S. XIII ff.

[4] Symeon a. a. O. S. 30; *Monumenta historica* S. 658. Das Voraus gehende, aber nicht das Gebet selbst, könnte nach Arnold der Schreiber der einzigen Handschrift, ein Mönch von Hexham, hinzugefügt haben.

Spiritus alme veni, supera directus ab arce
Ut præstes famulo dona sacrata tuo.
Pectoris arcanum comple, da munera linguæ,
Dilecto ut patri carmina grata canam.
(Ad Otgarium Archiepiscopum; Migne, *Patrol. lat.* 112, 1597.)

Ganz gleichen Beginn zeigen, nebenbei bemerkt, später auch die *Versus de gestis apostolorum* des hl. Petrus Damianus († 1072; Migne 145, 946):

Spiritus alme veni, perflato dindyma nostro,[1]
Ad nostrum votum Spiritus alme veni.

An das zweite Gedicht des Rabanus Maurus erinnern die Hexameter bei Symeon auch durch den Ausdruck *da munera linguæ*, und ähnliche Wendungen kommen in fast allen Gesängen zu Ehren des heiligen Geistes vor, so in dem prachtvollen, meist dem Rabanus Maurus († 856) zugeschriebenen Lobgesang *Veni creator Spiritus*,[2] Strophe 3, 4 als Hinweis auf das Sprachenwunder zu Pfingsten (Apostelgeschichte 2, 4): *sermone ditans guttura*; vgl. auch Str. 7, 2: *da gratiarum munera* und die erheblich jüngere Pfingstsequenz *Veni sancte Spiritus*, Str. 1: *veni dator munerum*. Wenn also die bei Symeon überlieferten lateinischen Zeilen von einem Engländer des 10. Jahrhunderts verfaßt wurden, so kann dieser auf Ursprünglichkeit wenig Anspruch erheben.

Bisher glaubte man übrigens den Verfasser des kurzen Gebetes zu kennen, denn es findet sich auch in jener merkwürdigen Enzyklopädie, die unter dem Namen *Handbōc* des Byrhtferð bekannt ist, und zwar an zwei Stellen, einmal am Ende des zweiten Teils (ed. Kluge, *Anglia* VIII, 321. S. 47 f.) in unvollständiger und fehlerhafter Gestalt, offenbar nach dem Gedächtnis aufgezeichnet: Spiritus alme veni quo non diceris umquam
munera da linguæ;

dann mit der Überschrift *Oratio patris byrhtferdi* auf S. 152 der Handschrift, gleichfalls nicht ohne einen Fehler:[3]

Spiritus alme veni, sine te non diceris unquam.
Munera da linguæ qui das munere linguas.

Schon die Art der Überlieferung im *Handbuch* spricht meines Erachtens entschieden gegen die Verfasserschaft des Byrhtferð.

[1] Richtiger in *Analecta hymnica*, ed. Dreves, Bd. 48, S. 58: *perflando dindima nostra.*

[2] Dieser war natürlich auch in England wohlbekannt und findet sich z. B. in Ms. Cott. Julius A VI, fol. 62, Ms. Cott. Vespasian D XII, fol. 77 und in einer Handschrift zu Durham; vgl. J. Stevenson, *The Latin Hymns of the Anglo-Saxon Church* (Surtees Society Bd. 23. 1851).

[3] Von Kluge S. 325 ausgelassen; gedruckt bei Stubbs, *Memorials of St. Dunstan*, 1874, S. XX und bei Classen, *Über das Leben und die Schriften Byrhtferds*, Diss. Leipzig 1896, S. 37.

Die Handschrift ist höchstwahrscheinlich von ihm selbst angefertigt (Classen S. 19), und es scheint undenkbar, daß er ein Gebet seiner eigenen Mache einmal unvollständig und arg entstellt, ein zweites Mal etwas sorgfältiger, aber noch immer nicht fehlerfrei niedergeschrieben hätte. Durch das Vorkommen der lateinischen Zeilen in der etwa 950 verfaßten Vorlage des Symeon von Durham geht vollends jeder Anspruch des Byrhtferd verloren, denn das Handbuch ist nach Classens einleuchtender Berechnung im Jahre 1011 entstanden.

Dagegen wird Byrhtferđ weiter als Übersetzer des Gebetchens ins Altenglische gelten dürfen, und in dieser Wiedergabe haben wir die ältesten englischen Hexameter zu erblicken. Sie lauten nach Stubbs a. a. O., Bradley im *DNB* VIII 126 und Classen S. 37:

> Cum nu halig gast butan þe ne bise þu gewurdod.
> Gyf þine gyfe þære tungan þe þu gyfst gyfe on gereorde.

In Z. 1 ist *bise* eine Verschreibung für *bist*; bei Einführung dieser Besserung ergibt sich ein ganz leidlicher Hexameter. Weit holpriger ist Z. 2, wo die dreisilbige Senkung in *gyfe þære* sich nicht tilgen läßt, während sie in *gyfe on gereorde* offenbar nach lateinischer Weise durch Verschleifung im Hiatus beseitigt werden soll.

Die Verse sind jedenfalls als akzentuierende Hexameter gemeint, wenn sich auch gelegentlich durch die Quantitätsverhältnisse des Altenglischen regelrechte Entsprechungen für die lateinischen Füße ergeben, wie der Daktylus in *túngan þe*, der Trochäus in *-réorde*. Ich möchte daher die beiden Zeilen so skandieren:

> Cum nu / halig / gast butan / þe ne / bist þu ge/wurdod:
> Gyf þine / gyfe þære / tungan þe / þu gyfst / gyfe on ge/reorde.

Die Einführung des akzentuierenden Prinzips ist ein bemerkenswertes Zeugnis für die Erkenntnis derselben Grundlagen in der heimischen Langzeile, denn von vornherein wäre eher zu erwarten gewesen, daß der gelehrte Mönch im Hinblick auf die genauen Gesetze über den Bau des lateinischen Hexameters, wie sie bei Beda, *De Arte Metrica* oder in Aldhelms *Epistola ad Acircium* ihm leicht zugänglich waren, versucht hätte, in seiner ae. Nachahmung quantitierende Verse zu bauen, was ja seine jüngeren Landsleute im 16.—18. Jahrhundert immer wieder versuchten, freilich im steten Widerstreit mit dem Geist ihrer Sprache und daher ohne bleibenden Erfolg.

Daß sich Byrhtferd namentlich an gehobenen Stellen der metrischen Form nähert und aus dem Material seiner Muttersprache Zeilen baut, die man als Hexameter gelten lassen könnte, hat Classen S. 35 vermutet und Brandl, *Geschichte der ae. Literatur*

S. 1131 bestätigt; aber keine der angeführten Zeilen kommt dem rhythmischen Gang des lateinischen Hexameters so nahe wie die Übersetzung des *Spiritus alme veni.*

II. Dem Verfasser eines lateinischen Gedichts über die Ermordung des Erzbischofs Sudbury ist es gelungen, die Namen der Führer des Bauernaufstandes von 1381 in Hexameter zu zwängen. Wir lesen bei Wright, *Political Poems and Songs* I 230:

Jak Chep, Tronche, Jon Wrau, Thom Myllere, Tyler, Jak Strawe,
Erle of the Plo, Rak to, Deer, et Hob Carter, Rakstrawe:
Isti ductores in plebe fuere priores,
Per quos moerores creverunt atque dolores.[1]

Schon die bescheidene Stelle, an welcher gerade die bekanntesten Bauernführer, Wat Tyler und Jack Straw, hier erscheinen, beweist, daß es dem Verfasser dieses Gedichts darauf ankam, die Namen in der Form von Hexametern aufzuzählen.

Prag. R. Brotanek.

Nachschrift. Herr Geheimrat Brandl macht mich auf eine Schwierigkeit bei der Annahme von Verschleifung im Hiatus (*gyfe on gercorde*) aufmerksam: der feste Einsatz anlautender Vokale wird zu Beginn des elften Jahrhunderts noch gegolten haben, so daß ein auslautendes *e* wie in *gyfe* mit dem explosiv anlautenden *o* in *on* nicht verschleift werden konnte. Ich darf mich den Bedenken des verehrten Herausgebers dieser Zeitschrift nicht verschließen, zumal er eine weit bessere Erklärung der Unebenheiten des zweiten Hexameters vorschlägt, nämlich Verschleifung auf der Hebung, Auflösung nach der Übung des heimischen Alliterationsverses, in welchem ja *gyfe* (kurze betonte + unbetonter Silbe) einer Länge gleichzuhalten war. An unserer Stelle wird es dem Übersetzer allerdings nicht auf die Geltung von *gyfe* als lange Silbe, sondern nur auf die Möglichkeit angekommen sein, ein zweisilbiges Wort im Verse wie ein einsilbiges zu verwenden. Brandls Erklärung kommt auch dem stark überladenen zweiten Fuße der zweiten Zeile zugute (*gyfe þære*), und es läßt sich sehr wohl denken, daß Byrhtferd trotz der genauen Vorschriften Aldhelms und Bedas über '*synaloepha velut conglutinatio*' sich von den Gesetzen des ae. Verses beeinflussen ließ, denen er ja auch durch die Anwendung des akzentuierenden Prinzips Rechnung trug. R. B.

[1] Nach Hs. Dd. 4, 35 der Universitätsbibliothek zu Cambridge; Hs. 59 des Corpus Christi Coll. Cambr. hat folgende Abweichungen: Z. 1 *Schep, Wram*; Z. 2 *Rakestrawe.*

Dictys als Mitquelle von Shakespeares Troilus.

Als Quellen von Shakespeares Troilus sind bisher anerkannt: Chaucers Epos Troilus and Creseyde, das auf Boccaccios Filostrato beruht, Lydgates Troybook und Caxtons Übersetzung von Lefeures Recuyel of the historyes of Troye, die beide auf die Historia belli Trojani von Guido delle Colonne zurückzuführen sind. Dieses letztere Werk ist eine verkürzte lateinische Übertragung des französischen Roman de Troie in Versen von Benoit de Ste-Maure, der den weitaus größeren Teil seines umfangreichen Werkes aus Dares' Belli Trojani geschöpft hat.

Das Troilus-Drama von Dekker und Chettle ist leider nicht erhalten. Was wir davon wissen, beschränkt sich auf wenige Andeutungen; eine davon findet sich in Cawdrie's Treasurie or Store-house of Similies, 1600, p. 380,[1] die anderen in Henslowe's Diary (Payne Collier, London 1845) p. 147, 148, 153.

Inwieweit dieses Stück zu Shakespeares Quellen zu rechnen ist, läßt sich daher nicht bestimmen. Es ist sogar nicht ausgeschlossen, daß Shakespeare manchen Zug, den wir jetzt direkt auf ältere Quellen zurückführen, aus diesem Drama übernommen hat. Zu diesen älteren Quellen dürfte auch Dictys Cretensis zu zählen sein, dessen Ephemeris etwa 150 n. Chr. ins Lateinische übersetzt wurde, und von welcher 1552 und 1559 zwei Ausgaben bei Gryphius in London erschienen waren. Außerdem gibt es eine französische Übersetzung des Dictys Cretensis von de la Lande (Estienne Groulleau, Paris) aus dem Jahre 1556, die Shakespeare ebenfalls vorliegen konnte. Ich glaube in folgendem zeigen zu können, daß sowohl der Inhalt des Dictys, wie ihn de la Lande übernahm, als auch die Zutaten dieses französischen Übersetzers auf Shakespeare abgefärbt haben.

Das erste Ereignis, das man auf Dictys und auf keine andere Quelle zurückführen kann, ist die Weigerung des Achilles, die griechischen Feldherren in seinem Zelt zu empfangen (Akt II. Sz. 3). Dictys (Dictys Cretensis Ephemeridos Belli Trojani. Recognovit Ferdinandus Meister. Lipsiae 1872) beschreibt es in L. II, cap. 34 folgendermaßen: 'Dein venientes ad se duces, aditu prohibere, neque cuiquam amicorum ignoscere, qui se, adversum Agamemnonis contumelias, cum defendere liceret, deseruissent.'

[1] Ein Exemplar von Cawdrie's Treasurie befindet sich im Britischen Museum. In den größeren Bibliotheken Deutschlands läßt sich das Buch nicht nachweisen. Obige Angabe ist Halliwell Phillipps' Outline of the life of Shakespeare (London, Longmann, Green and Co. 1885) entnommen.

Beim nächsten Auftreten wird Achilles von Agamemnon und den übrigen Feldherren zu noch größerem Zorn gereizt dadurch, daß die letzteren auf Anraten des Ulysses an ihm vorübergehen, ohne ihm den gewohnten höflichen Gruß zu entbieten (Akt II, Sz. 3). Hiermit wird ein Motiv mit einigen äußeren Veränderungen wiedergegeben, das auch Dictys an das vorhergehende Ereignis anschließt. Bei Dictys handelt es sich darum, daß Agamemnon bei einer allgemeinen Einladung an die Feldherren den Achilles absichtlich übergeht und ihn dadurch noch mehr erzürnt. II, 36: is (Achilles) namque ob inlatam ab Agamemnone injuriam et abductam Hippodamiam nihil animi remiserat, tamen maxime indignatus, quod reliquis ducibus ad cenam, deductis solus contemptui intermitteretur (ebenso bei de la Lande).

Das folgende Motiv jedoch beruht wieder mehr auf de la Lande als auf Dictys. Shakespeare läßt den über den Tod des Patroklus zornentbrannten Achilles auf die Bühe stürzen mit dem Ausruf:

> Where is Hector?
> Come, come, thou boy-queller. (Akt V, Sz. 5.)

In den bisher bekannten Quellen findet sich keine Angabe, die darauf schließen ließe, daß Patroklus ein Knabe war. Homer bringt sogar das Gegenteil. Der greise Nestor sagt zu Patroklus (XI, 786—7):

> Lieber Sohn, an Geburt zwar ist erhabner Achilleus,
> Älter dafür bist du ... (Voß.)

Den Charakter eines mindestens Gleichaltrigen trägt er auch bei Lydgate und Caxton. Jedoch Dictys berichtet (II, 50) von dem kindlichen Gebahren des Patroklus, um den Achilles zum Kämpfen zu bewegen: 'Interea Phoenix et cum eo Patroclus circumstantes, genas atque omnem vultum juvenis adosculari, manu contingere genua, rediret in gratiam, atque animos remitteret, cum propter praesentes, qui eum oratum venissent, tum praecipue ob bene de se meritum reliquum exercitum.' Ähnliches deutet Dictys an einer anderen Stelle an, wo er das Verhältnis zwischen Achilles und Patroklus schildert, nachdem es letzterem gelungen ist, den König Sarpedon zu töten (III, 9): 'Interim Achilles regressum Patroclum extollere laudibus, dein monere, uti reliquo quoque bello memor rerum, quas gesserat, hostibus vehementius ingrueret. Hoc modo nox consumitur.' Diese Andeutungen sind bei de la Lande erweitert durch folgende Zusätze, die in Dictys' Ephemeris nicht zu finden sind: 'Ilz laissent tous deux couler la nuyt à parler ensemble de ceste grand' iournée, Achille ne pouuant faire fin de l'instruyre, et luy mettre en l'entendement la beauté de la vertu, la valeur de la gloire que les armes donnoient et luy

mettre en volonté de continuer tousiours cest honneur pendant que les guerres dureroient.' Diese Ausführung läßt in viel größerem Maße als der Bericht von Dictys auf ein Verhältnis schließen, wie es zwischen Zögling und Erzieher besteht, und nach welchem Patroklus in verhältnismäßig jugendlichem Alter gewesen sein müßte.

Shakespeares Ausdruck 'boy-queller' deutet ferner auf eine andere Todesart des Patroklus als die, welche bei Homer, Lydgate und Caxton beschrieben wird. Dort stirbt der von Euphorbus verwundete Patroklus durch einen kräftigen Lanzenstoß Hektors. Dictys' Ausdruck an der Stelle läßt vermuten, daß Hektor ihn gewissermaßen erdrückte (III, 10): 'Patroclus ... telo Euphorbi ictus ruit: statimque Hector advolans opprimit.' De la Lande übersetzt nun 'advolans' mit 'court dessus', so daß Hektor auf ihm gestanden haben muß, und 'opprimit' mit 'crève', so daß er den Körper zum Bersten brachte (p. 81a): 'Patrocle ... blessé d'un dard qu'Euphorbe luy auoit lancé: quoy voyant Hector luy court legerement dessus, et le creue soubz luy ...' Diese Beschreibung schließt die Idee des 'Löschens', 'Erstickens', 'quelling' noch mehr in sich, als es der Ausdruck 'opprimit' bei Dictys tut.

An die auf Obiges folgenden Worte bei Dictys 'ac desuper vulneribus multis fodit ...' schließt sich im nächsten Kapitel (XI) die Entrüstung der Griechen über die Verstümmelung der Leiche: 'nec Patrocli tantum mors gemitum illum cunctis incusserat, sed praecipue recordatio vulnerum per loca corporis pudibunda.' De la Lande interpretiert nun 'gemitum' mit 'honte et indignation': 'On n'eust pas seulement pitié, et regret de Patrocle, la mort duquel priuoit les Grecz tout ensemble de grand plaisir et de grand espoir: mais grande honte et indignation contre les Barbares ...' Bei Shakespeare lautet die nächste Zeile:

Know what it is to meet Achilles angry.

Hier ist eine ähnliche Ideenfolge unter veränderten äußeren Umständen zu verzeichnen wie in dem oben angeführten Motiv, wo Achilles, nachdem er sich geweigert hatte, die Feldherren in seinem Zelt zu empfangen, nach Dictys' Bericht bei der allgemeinen Einladung übergangen wird, bei Shakespeare ihm der allgemein übliche Gruß vorenthalten wird; beides mit demselben Zwecke und derselben Wirkung. Hier folgt auf die Verstümmelung der Leiche des Patroklus bei de la Lande der Zorn der Griechen, während nur von Achilles' Schmerz die Rede ist, jedoch bei Shakespeare folgt der Zorn des Achilles.

Die Charakterisierung Helenas und Menelaus' ist hauptsächlich auf das zurückzuführen, was de la Lande seiner Übersetzung hinzugefügt hat.

Homer, Lydgate und Caxton schildern in kräftigen Ausdrücken Helenas Zorn und Schmerz darüber, daß sie im fremden Lande bleiben soll, während ihre Sehnsucht nach der Heimat und ihrem ersten Gemahl steht. Bei Shakespeare stimmt Helenas gewandte Liebenswürdigkeit vollauf zu dem leichten Ton, der am Königshof in Troja herrscht, wie es Shakespeare Akt I, Sz. 2 durch Pandarus' Schilderung darstellt. Eine mit diesem Wesen im Gegensatz stehende Seite von Helenas Charakter wird Akt V, Sz. 1 durch Diomedes aufgedeckt, wo er am Ende der Szene von ihr sagt:

... since she could speak
She has not given so many good words breath
As for her Greeks and Trojans suffered death.

Demnach ist es ein unfreundlicher Charakter, unter dem sie in Griechenland bekannt war. Es ist aber derselbe, den man nach Dictys vermuten darf, wenn er berichtet, daß Helena sich weigert, nach Griechenland und zu Menelaus zurückzukehren (I, 10): 'Tunc Priamus inter regulos medius adstans facto silentio optionem Helenae, quae ob id in conspectum popularium venerat, offert, si ei videretur domum ad suos regredi. Quam ferunt dixisse, neque se invitam navigasse neque sibi cum Menelai matrimonio convenire.' De la Lande fügt bei der Übertragung dieser Stelle den Grund der Weigerung hinzu, indem er Helena aussagen läßt, daß sie mit Menelaus in unglücklicher Ehe gelebt habe: 'Elle disoit aussi que trop maigre estoit le plaisir qu'elle auoit en mesnage receu auecq Menelas; pourquoy vouloit qu'on estimast, qu'ilz n'auoient iamais esté bien mariez.' Dieser Grund ist die Erklärung für die obige Aussage des Diomedes; und Helenas dringender Wunsch, in Troja bleiben zu dürfen, von dem Dictys (I, 9) auch berichtet: 'Postquam memoriter cuncta retexuit, ad postremum flens orare (Priamum et Hecubam) ne, quae semel in fidem eorum recepta esset, prodendam putaret', gibt ein Recht zu der Annahme, daß sie sich dort so wohl und glücklich fühlte und so heiter und zufrieden war, wie Shakespeare es in seinem Stücke schildert.

Bei Menelaus' Charakter läßt sich eine vollständige Übereinstimmung zwischen Shakespeare und de la Lande erkennen. Shakespeare läßt Menelaus viermal auftreten und läßt zweimal von ihm berichten. Das einigermaßen Günstige kommt gleich zu Anfang (Akt I. Sz. 1). wo Äneas dem Troilus erzählt, daß Paris von Menelaus im Kampfe leicht verwundet worden sei. Aber Akt III, Sz. 3, wo Menelaus spottend an Achilles vorübergeht. hat dieser für ihn ein verächtliches Schimpfwort. während er über die Geringschätzung der anderen seine Verwunderung und seinen Zorn ausdrückt. Es gelingt (Akt IV. Sz. 5) Menelaus nicht, einen Kuß von Cressida zu erhalten. In derselben Szene weiter hinten

enthält der Gruß Hektors für ihn nur Spott, wenn Hektor sich auch hinterher entschuldigt. Paris trägt (Akt V, Sz. 7) im Zweikampf mit Menelaus den Sieg davon. Thersites drückt (Akt V, Sz. 1) seine größte Verachtung für Menelaus aus. Dieses Schwächliche, Lächerliche, das dem Menelaus bei Shakespeare anhaftet, ist ihm in den bisher bekannten Quellen nicht eigen. Auch Dictys' lateinischer Bericht stimmt dazu nicht. Dieser schreibt (II, 20): 'Igitur reliquis praesentibus Graecorum Menelaus verba facit: secundo iam se ob eandem causam venisse, cum multa alia adversum se domumque suam admissa, tum magno cum gemitu filiae orbitatem per absentiam conjugis conqueri: quae cuncta ab amico quondam et hospite non secundum meritum suum evenisse. Eam seniores lamentationem immodicam cum lacrimis accipientes ad omnia, quae ab eo dicebantur tanquam iniuriae eius participes, adnuere.'

Einen kläglichen Eindruck jedoch erweckt Menelaus bei de la Lande, der obiger Stelle hinzusetzt, wie Menelaus' Liebe zu Helena noch gewachsen sei, trotzdem sie vorher in seinem Beisein vor öffentlicher Versammlung erklärt hatte, daß sie nicht zu ihm zurück wolle, weil sie unglücklich mit ihm gewesen sei. De la Lande schreibt (p. 43a): 'Car l'iniure qui plus que nul autre par raison le solicitoyt le faisoit par la raison mesme plus que nul autre ardent; et puis le desir qu'il auoit de retenir entre ses bras ce que son ame iour et nuict embrasoit, lui faisoit esperer ce qu'il n'esperait pas par la crainte, qui le condannoit à n'y pouuoir parvenir.' Dieser Eindruck wird durch folgende weitere Ausführung noch verstärkt (p. 44b): 'Tous ceux du conseil furent meuz a grand pitié de l'ouyr ainsi non parler, mais en parlant lamenter ... Puis Menelas aioutoit encores (comme ne pouuant taire que par trop pleurer), ie ne l'auoy pas de luy mérité, Messieurs, ie ne l'auoy pas de luy mérité, si les biens faitz ne requerent iniure de celui qui les reçoit.' Eine derartige Veränderung von Menelaus' Charakter war bei einer detaillierten Ausführung von Dictys' Bericht eine Notwendigkeit für de la Lande, wenn er nach der Veränderung, die Helenas Charakter, ihre Gefühle und Wünsche durch Dictys erfahren hatten, noch im Rahmen der ganzen Erzählung bleiben wollte. Und so wie Shakespeare den veränderten Charakter der Helena von Dictys und de la Lande übernommen hat, hat er in Übereinstimmung damit auch den durch de la Lande veränderten Charakter des Menelaus dieser Gestalt in seinem Stücke zugrunde gelegt.

Auch die Reihenfolge der Ereignisse, die bei Shakespeare den Rahmen bilden, der die Liebesgeschichte von Troilus und Cressida einschließt, beruht vollständig auf Dictys. Während Lydgate und Caxton eine wesentlich andere Reihenfolge haben, nach der

z. B. Patroklus schon in der zweiten Schlacht fällt, die Liebesangelegenheit zwischen Achilles und Polixena erst ein Jahr nach Hektors Tode sich abspielt, und während bei Homer einige Ereignisse gar nicht vorkommen, Hektors Tod im XXII. Gesang enthalten ist, der von Chapman erst 1609 mit veröffentlicht wurde, gestaltet sich der Gang der diesbezüglichen Ereignisse bei Dictys und Shakespeare in folgender Weise:

Dictys.	Shakespeare.
II, 19: Achilles' Liebe zu Hippodamia	fällt weg.
Statt dessen: Achilles' Liebe zu Polixena	hat ihren Anfang schon vor Beginn des Stückes genommen.
II, 34: Achilles' Weigerung, zu kämpfen	als bekannt vorausgesetzt.
II, 34: Achilles' Weigerung, die Feldherren zu empfangen	Akt II, Sz. 3.
II, 51: Ulysses' Besuch bei Achilles	Akt III, Sz. 3.
III, 2: Achilles' Liebe zu Polixena	am Ende von Akt III, Sz. 3 zum erstenmal erwähnt.
III, 10: Tod des Patroklus	Akt V, Sz. 5.
III, 15: Achilles tötet Hektor und schleift seinen Leichnam durch den Staub	Akt V, Sz. 8.

Aus dieser Tabelle ist leicht ersichtlich, daß es nur eine Vereinfachung von äußeren Umständen ist, wenn Shakespeare Achilles' Liebe zu Hippodamia fortfallen läßt und an ihre Stelle Achilles' Liebe zu Polixena setzt. Und da an der Stelle, wo Dictys von Achilles' Liebe zu Polixena berichtet, Shakespeare in seinem Stück durch Ulysses' Rede es dem Publikum zum erstenmal zur Kenntnis bringt, daß es Polixena ist, die von Achilles geliebt wird, und um derentwillen er nicht kämpfen will, hat er die Übereinstimmung der Reihenfolge der Ereignisse in seinem Stücke mit der in Dictys' Bericht aufrechterhalten.

Charlottenburg. Anna Thelemann.

Rabelais.

Kritische Darstellung der modernen Rabelais-Forschung und ihrer Probleme.

(Schluß.)

III. Das Problem des V. Buches.

Neun Jahre nach Rabelais' Tod erschien ohne Angabe des Verlegers und des Druckortes eine Publikation unter dem Titel: *L'Isle sonante par M. Françoys Rabelais* in 16 Kapiteln. Eine zweite Ausgabe folgte 1564 unter dem Titel: *Le cinquiesme et dernier livre de faicts et dicts heroiques du bon Pantagruel composé par M. François Rabelais, Docteur en Medecine MDLXIIII.* Diese Ausgabe bringt mit verschiedenen Varianten den Text der 15 ersten Kapitel der *Isle sonante,* unterdrückt aber das 16. Kapitel über die Apedeften. Dagegen sind 32 neue Kapitel und der vollständige Text des Prologes hinzugefügt. Außerdem existiert eine handschriftliche Fassung des V. Buches an der Pariser Nationalbibliothek, die bemerkenswerte Abweichungen zur *Isle sonante* und der Ausgabe von 1564 aufweist. Das Manuskript hat nur einen Teil des Prologes, das Kapitel der Apedeften, welches die *Isle sonante* schließt, fehlt, ebenso die Kapitel über das Turnier der Ausgabe von 1564. Dafür findet sich ein neues Kapitel: *Comment furent les Dames Lanternes servies à souper.*

Der Streit über die Echtheit des V. Buches geht bis in das ausgehende 16. Jahrhundert zurück. Du Verdier spricht in seiner *Prosopographie* von einem *escholier de Valence* als Verfasser. Ebenso behauptet der Arzt Louis Guyon, Sieur de la Nauche, in seinen *Diverses leçons* anläßlich des V. Buches: *Quant au dernier livre qu'on met entre ses œuvres, qui est intitulé l'Isle sonante qui semble à bon escient blasmer et se mocquer des gens officiers de l'Eglise catholique, je proteste quil ne l'a pas composé, car il se fit longtemps après son décès. J'estois à Paris lorsqu'il fut faict, et sçais bien qui en fut l'auteur qui n'estoit médécin.*

Jean Bernier, Arzt in Blois, tritt in seinem *Véritable Rabelais réformé, ou Jugement et nouvelles observations sur les œuvres grecques, latines, toscanes et françoises de maitre François Rabelais,* Paris 1697, für Rabelais ein. Le Duchat und P. Niceron schließen sich ihm an.[1]

[1] Die Quellen zum Studium der Frage sind:
L'Isle sonante, publication de la Société des Études Rabelaisiennes par A. Lefranc et J. Boulenger, Paris, H. Champion, 1905.
Lefranc, *Les Navigations de Pantagruel, étude sur la géographie Rabelaisienne,* Paris, H. Leclerc, 1905.

Von modernen Forschern verwerfen Burgaud des Marets, Birch-Hirschfeld die Autorschaft Rabelais', Moland, Lefranc, Boulenger, Tilley sind für die teilweise Echtheit, Paul Lacroix für die Echtheit des Ganzen.

Die Frage des V. Buches wurde noch verwickelter, als 1900 der Antiquar L. Rosenthal in München ein aus dem Jahre 1549 datiertes Buch: *Le cinquiesme livre de faicts et dictz du noble Pantagruel auquelz sont comprins les grans abus et désordonne vie de Plusieurs estatz de ce monde, composez par M. Françoys Rabellays, Docteur en Medecine et Abstracteur de quinte essence. Imprime en l'an mil cinq cens Quarante neuf*, entdeckte. Die darüber entstandenen Kontroversen wurden durch Lefrancs Konstatierung der Herkunft des Buches entschieden. Er wies nämlich *Rev. Étud. Rab.* I, 29/54, 122/172, *Un prétendu Ve livre de Rabelais,* nach, daß das Buch eine Kompilation der französischen Übersetzung von Seb. Brants *Narrenschiff* und des Buches *Les Regnars traversant les voyes perilleuses des folles fiances du monde* von Jean Bouchet sei.[1] Da Bouchet selbst eine Übersetzung des *Narrenschiffes* begonnen hatte, so wäre es nach Lefranc nicht unmöglich, daß die bei Janot erschienene und vom Kompilator herangezogene Übersetzung auch von Bouchet herrühre. Doch dürfte diese Kompilation ohne sein Wissen veranstaltet worden sein.[2] Vgl. außer Lefranc noch Stein, *Un Rabelais apocryphe de 1549,* Paris, Picardet fils, 1901. Schneegans H.,

---

Paul Lacroix, *Étude Bibliographique sur le Ve livre de Rabelais,* Paris, D. Morgand et Ch. Fatout, 1881.

Arthur Tilley, *The Authorship of the isle Sonnante, Modern Language Review* II.

L. Dorez, *Des origines et de la diffusion du Songe de Poliphile, Revue des Bibliothèques* 1896, p. 339.

Söltoft Jensen, *Le Ve livre de Rabelais et le Songe de Polyphile. Revue d'histoire littéraire de la France* III, p. 608.

W. T. Smith, *Sur le Ve livre, Rev. Étud. Rab.* IV, 235—243.

Birch-Hirschfeld, *Das V.e Buch des Pantagruel und sein Verhältnis zu den authentischen Büchern des Romans. Programm der Universität Leipzig* 1902.

Péladan, *Le Songe de Poliphile, Revue universelle 1905. Modern language Quarterly* April 1899: *Rabelais und der Poliphile.*

[1] So erklärt es sich, daß von den Personen der authentischen Bücher keine hier auftritt, die Erzählung stockt, der Inhalt, die Ideen, der Stil und Wortschatz, die Syntax, die Art der Satire, auch die Orthographie von der Rabelais' völlig verschieden ist, der Geist der französischen Renaissance ganz vermißt wird und die vorgebrachten Anschauungen nicht mit der Zeit Heinrichs II. übereinstimmen.

[2] Die Seltenheit des Buches — es ist nur ein Exemplar erhalten — dürfte sich vielleicht daraus erklären, daß das Buch sich unter den Werken befand, welche nach dem Privileg vom 6. August 1550 zu unterdrücken waren.

Der Münchener Rabelais aus dem Jahre 1549. Ztschr. f. franz. Sprache u. Lit. 24, 262—274.

Das Manuskript ist nach den Untersuchungen Boulengers kein Original, jedoch im 16. Jahrhundert geschrieben. Es ist die Abschrift eines Schreibers, der nicht der Autor war, wie man verschiedentlich ersehen kann. Schon der *Prolog*, hier *fragment du Prologue* genannt, bricht plötzlich in der Mitte eines Satzes ab. *Les meilleurs interprètes d'icelluy bon père exposent le jubilé passant le XXXe estre les années encloses*... Dann fehlen Worte, welche absichtlich ausgelassen wurden und, nach dem Zusammenhang zu schließen, Eigennamen sind. Andere Auslassungen erklären sich aus Unachtsamkeit. Anderseits hat sich der Schreiber bemüht, seine Vorlage so getreu als möglich wiederzugeben, und übernahm daher sorgsam leere Stellen und die Numerierung der Kapitel, so daß man, abgesehen von Schreib- und Lesefehlern, eine getreue Kopie des Originals voraussetzen kann. Dies ist um so glaubwürdiger, da in der Mitte des Kapitels über das Souper der Damen Laternen eine Randbemerkung kopiert ist: *Servato in 4. lib. Panorgum ad nuptias.*

Der Text der *Isle sonante* läßt vermuten, daß der Drucker ein schlecht punktiertes Manuskript vor sich hatte, da er die Sätze nach eigenem Gutdünken ziemlich schlecht abteilte. Den zahlreichen Lesefehlern und Verkehrtheiten nach muß die Vorlage schlecht geschrieben und der Stil nicht ganz ausgefeilt gewesen sein. Doch ist zu bemerken, daß diese Lesefehler hauptsächlich Eigennamen sind, während Verlesungen von geläufigen Worten nicht sehr zahlreich sind. Dies deutet darauf hin, daß die Vorlage der *Isle sonante* kein druckreifer Text war, sondern ein Entwurf, dem die letzte Revision fehlte. Diese Übereinstimmung in den Fehlern der *Isle sonante* und des Manuskriptes lassen die Annahme zu, daß beide auf den gleichen Text zurückgehen, der aber ein unfertiger war. Der Autor hat, wie man voraussetzen kann, sein Werk nicht mehr durchgesehen. Daraus folgert aber nicht, daß er gestorben sein mußte. Denn nimmt man eine Zusammensetzung vorgefundener Materialien aus Rabelais' Nachlaß an, so kann man es leicht verstehen, daß sich der Redaktor nicht auch noch der Mühe der Textrevision unterziehen wollte, da das Werk ja unter Rabelais' Namen ging und er weder Nutzen noch Schaden davon hatte. Auf diese Weise ist es nicht notwendig, mit Tilley zwischen dem Originaltext und der *Isle sonante* und Handschrift noch eine Mittelstufe anzusetzen, um die Druckfehler und Verlesungen zu erklären.

Es erhebt sich nun die Frage, welcher der zwei Texte, die *Isle sonante* oder die Ausgabe von 1564, in der Vorlage früher verfaßt wurde, oder ob nicht das Manuskript die erste Fassung

ist. Ein Vergleich der vollständigen Ausgabe mit dem Manuskript zeigt in Zusätzen, Verbesserungen solche Übereinstimmungen, die nicht auf Zufall beruhen können. Entweder hat die Ausgabe von 1564 die Vorlage der Handschrift gekannt und benutzt, oder letztere geht auf die Ausgabe von 1564 zurück. Diese zweite Annahme ist aber unhaltbar, da die Ausgabe von 1564 Spuren einer späteren Redaktion zeigt, als sie die Handschrift bietet. So sind die Namen der fremdartigen Vögel, welche die *Isle sonante* bewohnen, im Manuskript und der Ausgabe von 1562 noch wenig fest, während sie 1564 in ihrer definitiven Form erscheinen. Hier sind auch einige vorteilhafte Änderungen angebracht, die in der Handschrift und der *Isle sonante* fehlen. Die Ausgabe von 1564 ist daher die letzte Fassung und jünger als der Text, dessen Abschrift das Manuskript ist.

Während die Handschrift den ganzen Text des V. Buches gibt, hat die *Isle sonante* nur die ersten 16 Kapitel, so daß offenbar zur Zeit des Druckes der Rest noch nicht bekannt war. Daraus ergibt sich, daß die Handschrift erst nach der *Isle sonante* geschrieben ist, da sie auch eine Anzahl von Druckfehlern verbessert, ohne jedoch stärkere Abweichungen aufzuweisen. Überhaupt sind die Unterschiede zwischen Manuskript und den beiden Drucken, wie L. Sainéan, *Le chapitre XXXIII du Manuscrit du Ve livre, Rev. Étud. Rab.*, 1910, zeigt, hauptsächlich lexikologischer Natur. Die Fehler des Manuskripts sind auf Rechnung des Schreibers zu setzen, der wenig gelehrte Bildung besessen zu haben scheint, da er gelehrte Worte und Eigennamen oft genug falsch wiedergab. Anderseits scheint er gerade deshalb seine Vorlage so getreu als möglich kopiert zu haben. Die *Isle sonante* ist daher die erste Redaktion des V. Buches, die Handschrift die zweite, die vollständige Ausgabe die dritte.

Wie man also mit Sicherheit vermuten kann, war die Vorlage der erhaltenen drei Fassungen nicht druckreif. Dadurch gewinnt die von jeher vertretene Ansicht, daß das V. Buch aus verschiedenen Notizen Rabelais' zu Ende geführt wurde, starken Halt, da eine genaue Untersuchung der einzelnen Kapitel den Anschein erweckt, daß sie zu verschiedenen Zeiten abgefaßt wurden. Die *Isle sonante* läßt sich nämlich in fünf Episoden zerlegen, von denen die letzten zwei, die *chats fourrés* und *Isle des Apedeftes* zusammenhängen und daher wohl gleichzeitig oder mit der Absicht der Fortsetzung geschrieben wurden. Die drei anderen Episoden, *Isle sonante* (ch. I—VIII), *Isle des Ferremens* (ch. IX), *Isle de Cassade* (ch. X), stehen dagegen weder unter sich noch zu den letzten zwei Episoden in Zusammenhang und dürften daher zu verschiedener Zeit, ohne Absicht der Fortsetzung, geschrieben sein. Hervorzuheben ist ferner zur Stütze dieser Ansicht, daß

Rabelais die Idee seiner Vogelinsel aus Cartiers Reisebeschreibung nehmen konnte, da dieser am Anfang seiner erwähnten Reiseschilderung zwei Kapitel einer Vogelinsel widmet und, wie Rabelais, eine Beschreibung der verschiedenen Vogelarten gibt. Daß Rabelais dann Abstand nahm, diese Kapitel zu veröffentlichen, ist bei der beißenden Art der Satire auf die Kirche leicht verständlich. Endlich scheint die Erwähnung des Robert Valbringue V, ch. III eine Anspielung auf die Rückkehr des Jean François de la Roque, sieur de Roberval, aus Kanada 1543 zu sein, was ebenfalls in Einklang mit obiger Auffassung steht. Nicht unwichtig ist der Umstand, daß im Manuskript nur die ersten zwölf Kapitel numeriert sind, ein Hinweis vielleicht darauf, daß sie, für ein früheres Buch bestimmt, als zu gefährlich beiseitegelegt wurden. So ist es vielleicht auch möglich, die Worte des Prologs: '*N'est ceste gloire en hommes toute consommée; les dames y ont participé, entre lesquelles une, extraicte du sang de France, non allegable sans insigne prefation d'honneurs, tout ce siecle a estonné, tant par ses escrits, inventions transcendantes, que par ornemens de languaige, de style mirifique*, noch vor das Jahr 1549 oder in das Todesjahr der Königin Margarete zu setzen. Letzteres wird durch die Erwähnung Guillaume Bigots gefordert, der 1549 ein Werk über die '*Entelecheia*' des Aristoteles schrieb. Auch die Erwähnung des *feu curé de Jambet* V, ch. XXIX bestätigt die Ansicht, daß das V. Buch noch zu Lebzeiten Rabelais' entstanden war.

Lefranc glaubt, daß Rabelais eine Anzahl Fragmente und Aufzeichnungen in mehr oder weniger ausgeführtem Zustande hinterlassen habe, ohne daß er jedoch den Entwurf selbst endgültig abgeschlossen hätte. Er weist darauf hin, daß das V. Buch in den Details der Schiffahrt, der Marine und Geographie volle Übereinstimmung mit dem von Rabelais vorgezeichneten Plan aufweise. Eine Durchsicht der im V. Buche vorkommenden nautischen Ausdrücke zeigt ganz deutlich, daß der Autor mit dem Seewesen vertraut war und die gleichen Worte und Ausdrücke wie im IV. Buche gebraucht. Ein weiteres Argument für die Echtheit sind nach Lefranc jene Kapitel, in denen sich vielseitiges Wissen offenbart. Eine Durchsicht des ganzen V. Buches über das Wissen des Autors zeigt, daß dieser ein gelehrter Mann war. Er zitiert Hippokrates, erwähnt den arabischen Arzt Avicenna, kennt Horaz, Pythagoras, Plato, Florenz mit den Pandekten des Justinian und Rom mit dem Schweißtuch der Veronika; er verrät auch Kenntnis der ägyptischen Mythologie. Auch das Hebräische, welches vom IV. Buche an hervortritt, ist im V. Buche stark herangezogen, besonders bei den Namen der Offiziere der Quinte Essence, welche nach den Ausführungen von L. Sainéan, *Le Vo-*

cabulaire de Rabelais, Rev. Étud. Rab. VI, Ehrentitel der Rabbiner sind. Besonders wichtig ist der Umstand, daß der Verfasser Kenntnisse der Medizin verrät. So ist V, 21 die *vérole de Rouen* erwähnt: *Là, je vy un jeune Parazon guarir les verolés je dy de la bien fine, comme vous diriez de Rouen.* Auch die Einteilung des hektischen Fiebers in drei Arten weist auf Rabelais, da diese Einteilung bei den Ärzten seiner Zeit gebräuchlich war. (P. Dorveaux, *Notes pour le commentaire, Rev. Étud. Rab.*, 1910) Nicht zu übersehen ist ferner, daß noch syntaktische Eigentümlichkeiten für die Autorschaft Rabelais' sprechen. So ist, wie Huguet, *Études sur la syntaxe de Rabelais,* Paris 1894, hervorhebt, die Ellipse der Präposition *après* eine hervortretende Eigentümlichkeit des Rabelaisischen Stils, die nach ihm aber verschwindet und als veraltet zu betrachten ist. Ein Nachahmer hätte also fürchten müssen, durch den Gebrauch dieser Konstruktion seinen Text unverständlich zu machen. Klar zeigt sich aber Rabelais' Hand in den Anspielungen auf Chinon, die Tourraine. Dann finden sich Namen von Männern, zu denen Rabelais Beziehungen hatte. So erwähnt der *Prolog* Jacques Colin oder Colinet, Sekretär und Lektor Franz' I., Clement Marot, Antoine Heroet, Mellin de Saint-Gelais, Claude Massuau, im Texte Masuel, Übersetzer des lateinischen Werkes über Guillaume du Bellay, Guillaume Bigot, den er beim Kardinal du Bellay kennengelernt hatte. Auf Rabelais weisen dann auch die Entlehnungen aus der Hypnerotomachia hin, da Rabelais den Poliphile schon im *Gargantua* benutzte. Um sein V. Buch zu vollenden, nahm Rabelais wieder den Poliphile her, den er für den Schluß verwertete. Dabei ist hervorzuheben, daß die französische Übersetzung des Poliphile vom Jahre 1554 im V. Buche nicht verwertet wird, sondern daß dieses auf das italienische Original zurückgeht. Von diesen Übersetzungen dürften einige schon verarbeitet und eingefügt gewesen sein, andere noch im Zustande der Übersetzung vorgelegen haben. Der Herausgeber druckte beide Arten ab, um dem Werke einen möglichst breiten Abschluß zu geben. So dürften sich am leichtesten die Verschiedenheiten der einzelnen, aus dem Poliphile entlehnten Stellen erklären, ohne daß man an Einschübe von fremder Hand zu denken brauchte.

Anderseits treten wieder Eigentümlichkeiten hervor, die immer wieder die Ansicht, Rabelais habe mit dem V. Buche nichts zu tun, zu bestätigen scheinen. So ist immer wieder auf das Kapitel XIX hingewiesen, wo Scaliger unter den *entéléchistes* genannt wird, dessen Werk, worin er über die Entelecheia handelt, erst 1557 erschienen ist, daher die Hand des Interpolators klar erkenntlich sei. Schon Le Duchat weist auf die Möglichkeit hin, daß Rabelais durch Bigot, der mit Scaliger in eifrigem Brief-

wechsel stand, von Scaligers Ansicht wissen konnte. Dann sagt P. Niceron XIV, 209, daß Scaliger seine *exercitationes* gegen Cardans Abhandlung *De subtilitate,* 1550, gedruckt in Nürnberg, geschrieben hatte. Man kann daher voraussetzen, daß die ersten Teile, in denen er von der *entéléchie* spricht, bald nach Cardan verfaßt wurden und Rabelais Kunde von den Angriffen, welche Scaliger hier auf ihn losließ *(nouveaux Luciens, Diagores, culinaires)*, erfuhr. Leichter lassen sich die anderen Einwände widerlegen, so der Hinweis, daß gleich der Prolog Reminiszenzen an die früheren Prologe enthalte, deren Archaismen und Latinismen aber verbessere. Dieser Einwand läßt sich entkräften mit Hinweis auf das Fragment des Prologs im Manuskript, das dort *Prologue de M. François Rabelais* genannt wird. Da ein fertiger Prolog zum V. Buch nicht vorlag, so ist es leicht erklärlich, daß der Verleger den etwa vorgefundenen aus den anderen ergänzte. Die weiteren Einwände, das Nachlassen von Schwänken und Anekdoten, das Zurücktreten von Personen, die im IV. Buche eine wichtige Rolle spielen, sind wenig überzeugend, da das V. Buch ja nur fragmentarisch und nicht endgültig revidiert vorlag — Beweis dafür ist die Numerierung der Kapitel im Manuskript, das auf 12 dann 38, 39 folgen läßt, K. 18 ist mit 50, K. 19 mit 51, K. 20 mit 52, K. 21 mit 53 numeriert —, anderseits diese Personen vielleicht noch zu ihrem Rechte gekommen wären. Denn wir können vermuten, daß auf das V. Buch noch die Heimreise folgen sollte, auf welche V, ch. VIII direkt hingewiesen wird: *Aeditue nous fit promettre et jurer par Jupiter Pierre, que nostre retour seroit par son territoire.* Auch Buch IV, ch. 1, *Et suivant ce canonique destour par mesme parallele, l'eussent à dextre, vers le levant, qui au departement leur estoit à senestre,* bekundet deutlich, daß die Seefahrer den gleichen Weg wieder zurücknehmen sollten, wobei wahrscheinlich die früheren Gestalten hervorgetreten wären. Auffälliger ist die Verschiedenheit, welche livre V gegenüber dem IV. Buche in den Zahlwörtern aufweist, da es allein *septante, nonante* setzt.

Als Autor des V. Buches wird von Du Verdier in seiner *Prosopographie* ein *Escholier de Valence* genannt: *L'Isle sonnante faite par un escholier de Valence.* In seiner *Bibliothèque françoise* 1585 sagt er bei des Autelz: *Estant à Valence escholier en l'estude de Droit, il a escrit, à l'imitation de Rabelais en son œuvre de Pantagruel, un livre en prose, non moins facétieux que de gaillarde invention contenant dix-sept chapitres et intitulé Fanfreluche et Gaudichon, Mythistoire Baragouine de la valeur de 10 atomes pour la récréation de tous les bons Fanfreluchistes.* Papillon in seiner *Bibliothèque des Auteurs de Bourgogne in-fol* II. Bd., t. I, 5, weist auf eine heute verlorene Ausgabe aus den

Jahre 1560 hin: *L'Abbé Lenglet, p. 257 de la Bibliothèque des Romans, cite une édition in-16 en 1560.* Völlig unverständlich ist es nun, daß Du Verdier, wenn er an des Autelz dachte, ihn nicht beim Namen nannte. Daß dieser *Escholier de Valence* schon länger als Autor des fünften Buches galt, zeigen die *Bigarrures et touches* des Etienne Tahourot aus dem Jahre 1582, der davon spricht, daß das V. Buch diesem Schüler zugeschrieben werde. Es ist daher wahrscheinlicher, daß Du Verdier diese Äußerung aufgriff und wiedergab, als anzunehmen, er habe die *Fanfréluches* mit der *Isle sonante* verwechselt und mit dem *Escholier de Valence* des Autelz bezeichnet. Woher Tahourot diesen *escholier* hat, ist vollständig dunkel.

Gänzlich haltlos ist das Zeugnis Louis Guyons, der, um 1559 in Dôle geboren, kaum vier Jahre beim Erscheinen der *Isle sonante* zählte. Da sein Buch eine Tendenzschrift zur Rehabilitierung der Ärzte ist, wäre es nur wunderlich, wenn Guyon den Namen des Autors, den er doch kannte, verschwiegen hätte.

Sind also alle Bemühungen, den Autor oder Redaktor des V. Buches zu ermitteln, erfolglos geblieben, so kann man vielleicht aus einigen Einzelheiten im Manuskript einen Schluß auf die Herkunft der Handschrift ziehen. Diese trägt nämlich auf der ersten Seite das Wort Regius und die unaufgeklärte Anschrift Godembo 16. Es ist nun möglich, daß dieses Wort Regius ein latinisierter Name ist, und man könnte ihn in Verbindung bringen mit Antoine le Roy, dem Verfasser der *Elogia Rabelaesiana.* Wie Jean Bernier mitteilt, war dieser Antoine le Roy *arriere neveu d'un Nicolas Regius, domestique du cardinal du Bellay avec Claude Chappuis et François Rabelais.* Vielleicht kann man in diesem Zusammenhang darauf hinweisen, daß erst nach dem Tode Du Bellays 1560 die Ausgaben der *Isle sonante* und des V. Buches erscheinen.

Rabelais und die *Utopia* des Thomas Morus.

Maître François' Roman ist ein Mosaik aus den bedeutendsten Werken der Renaissance. Erasmus, Budé, Tiraqueau sind mit ihren Ideen teils in direkten Entlehnungen, teils durch ihren Einfluß nachweisbar. Um so mehr mußte man daher a priori erwarten, daß ein Werk, welches, wie die *Utopia*, alle Fragen, die von den Humanisten mit solcher Beharrlichkeit aufgeworfen wurden, systematisch behandelt, seine Spuren in Rabelais' Roman hinterließ. Dieser verrät schon am Eingang des *Pantagruel* und der *Pantagrueline Prognostication* Kenntnis der *Utopia*, und nach Lefranc ist es nicht unwahrscheinlich, daß unter der Person des Engländers Thaumaste Morus gemeint wird. Unmöglich ist diese Voraussetzung nicht, denn ein Wortspiel, welches mit dem Epi-

theton ornans Thaumaste eine leicht erkennbare Anspielung auf den Vornamen Moores bringt, entspricht ganz Rabelais' Gewohnheit.

Rabelais hat die *Utopia* in Fragen zu Rate gezogen, die damals allgemein im Flusse waren. Er konnte dadurch, daß er sich durch das unbestrittene Ansehen Moores Deckung verschaffte, auf gleiche Zustimmung hoffen. Daher stehen gerade die Kapitel über Moral und Erziehung, Krieg und Frieden, über die Pflichten und Rechte eines Fürsten seinen Untertanen gegenüber in gewollter Übereinstimmung mit der *Utopia*. Und in Fragen der Lebensphilosophie hatten beide Humanisten den gleichen Gegner, den finsteren Geist mönchischer Aszese. Daher gilt in der *Utopia* die Lust als höchstes Gut, worauf alle Handlungen, selbst die Tugenden des Menschen, bezogen werden. Als tugendhaftes Leben bezeichnen die Utopier: *secundum naturam vivere.* Diese fordert die Menschen auf, sich gegenseitig zu helfen und gut gegeneinander zu sein. Rabelais verficht dieselbe Lehre in seiner *Utopia*, der Abtei Thelème: *Fais ce que vouldras, parceque gens liberes, bien nés, bien instruicts, conservans en compaignies, honnestes, ont par nature un instinct et aiguillon qui tousjours les pousse à faicts vertueux, et retire de vice.* Auch ihm ist die Lust die Grundbedingung eines glücklichen Lebens, und er spricht diese Ansicht gleich am Eingang des *Gargantua* in den Versen aus:

Mieulx est de ris que des larmes escrire
Pour ce que rire est le propre de l'homme.
Vivez joyeux.

So ist auch der Charakter seines Helden nach dieser Voraussetzung gezeichnet, l. III, ch. 2, ebenso die Definition des *Pantagruelisme* als *Gayete d'esprit conficte en mespris des choses fortuites.*

Deutlicher ist der Anschluß Rabelais' an Morus in Fragen der Erziehung. Seine Ansichten über die Erziehung stehen naturgemäß unter dem Einfluß der humanistischen Strömungen seiner Zeit, wie das Übergewicht der klassischen Bildung im Erziehungsprogramm des *Gargantua* beweist, doch hat Morus für manchen charakteristischen Zug das Vorbild abgegeben. Ein Umstand aber scheidet Rabelais wieder von Morus. Die kühle und immer sachgemäße Darstellung in der *Utopia* deutet klar an, daß Moore niemals an eine Verwirklichung seiner Ideen dachte, während Rabelais' Vorschläge die realen Verhältnisse in weit höherem Maße berücksichtigen. Seine Ideen über Erziehung, Verwaltung, die Ratschläge an die Fürsten, seine Ansichten über die Verbesserung der Mißstände in Kirche und Recht sind weniger weltfremd und praktisch durchführbar.

Rabelais hat bei der Komposition seiner Riesengeschichten die Vorteile, welche ihm die *Utopia* als Abenteuer- und Reiseroman gewähren konnte, wohl erfaßt. Man kann in Meden, Uti und Medamothi an eine bewußte Nachbildung des Wortes *Utopia* denken,[1] auch die Beschreibung letzterer Insel erinnert an das Werk des englischen Humanisten: *Au quatrième jour decouvrirent une isle nommée Medamothi, belle a l'œil et plaisante, à cause du grand nombre des phares et haultes tours marbrines desquelles tout le circuit estoit orné. Utopia: die ganze Insel rundet sich zu einem Halbkreis von 500 Meilen im Umfange ab und zeigt die Gestalt eines Mondviertels. ... Dieser ausgehöhlte Teil der Insel gleicht einem einzigen, äußerst geräumigen und von allen Seiten zugänglichen Hafen. ... Aber auch diese Vorsichtsmaßregel würde nicht genügen, befänden sich nicht in gemessenen Entfernungen Leuchttürme an der Küste, um die zu nehmende Richtung vorzuschreiben.* (*Utopia*, deutsch von H. Kothe, 51/52.)

Hauptsächlich hat der äußere Verlauf des *Pantagruel* durch geschickte Benutzung der von Morus gelieferten Voraussetzungen gewonnen. Utopien und seine Hauptstadt wird in den Verlauf der Erzählung hineingezogen, teils bloß erwähnt, anderseits wieder als willkommene Aushilfe zur Weiterführung der Handlung verwendet. So die Erwähnungen der Utopier und ihrer Einrichtungen im chronologisch zuerststehenden *Pantagruel* ch. II: *Gargantua ... engendra son fils Pantagruel, de sa femme, nommée Badebec, fille du roy des Amaurotes en Utopie*; ch. VIII im Briefe des Gargantua an seinen Sohn: *de Utopie, ce dix septiesme jour du mois de mars*; ch. IX: *J'entends, se me semble, dist Pantagruel: car ou c'est langaige de mon pays de Utopie, ou bien luy ressemble quant au son*; ch. XXIII: *Les Dipsodes ... avoient gasté un grand pays de Utopie et tenoient pour lors la grande ville des Amaurotes assiégée*; ch. XXXI: *Et fut aussi gentil crieur de saulce vert qui fust onques veu en Utopie.* Rabelais verlegt also das Reich des Gargantua nach Utopien und läßt Pantagruel in der Hauptstadt der Insel zur Welt kommen, wie sich aus ch. XXIV ergibt: *Et qu'il devoit laisser tous pensemens pour survenir à la ville de sa nativité, qui estoit en dangier.* Von den bei Morus geschilderten Einrichtungen der Insel wird l. II, ch. XXXI der Senat erwähnt: *Mais Pantagruel, tout le senat assemblé, dist*, und ch. XXXII: *et contois aux senateurs.* Rabelais übernimmt ferner die geographische Lage der Insel, welche von Morus bei Cathay liegend gedacht wird, und den Namen der Zwischenstation Tapobrane, allerdings nicht bei der ersten Reise. Der Hafen von Utopien ist das Ende der ersten Meerfahrt Pantagruels, l. II,

[1] Anders Lefranc in den *Navigations de Pantagruel*, p. 293/95.

ch. XXIV: *Finalement arriverent au port de Utopie, distant de la ville des Amaurotes par trois lieues, et quelque davantaige.* Auch in der *Utopia* liegt die Hauptstadt nicht am Meer, sondern weiter im Land. Das erste Kapitel des III. Buches erwähnt die Utopier wieder anläßlich der Kolonisierung der eroberten Gebiete.[1] Alle diese Details verraten eine ziemlich eingehende Beschäftigung mit dem Werke des englischen Humanisten, sie zeigen aber auch, wie Rabelais den Stoff verwertet. Der *Pantagruel*, welcher den *Chroniques* noch am nächsten steht, enthält nur Entlehnungen von Namen und typischen Lokalitäten zur Fortführung der äußeren Handlung, ohne sich allzusehr mit den leitenden Ideen zu befassen. Anders der *Gargantua*, der zwei Jahre später folgt. Hier zeigt der Vergleich, daß das Hauptgewicht auf Abstrakta gelegt ist, der eigentliche Gehalt der *Utopia* erscheint weit mehr erfaßt und verarbeitet.

Mit dem III. Buche und dem hier behandelten Thema tritt die *Utopia* in den Hintergrund. Diese Sonderstellung des III. Buches macht es erklärlich, daß die Ideen der *Utopia* fehlen und auch die Topographie nur einmal im ch. 51 im Namen Taprobane an die alte Vorlage erinnert. Die gleiche Tatsache finden wir im IV. und V. Buche. Es war eigentlich vorauszusetzen, daß Rabelais bei seiner nur aktuelle Themen aufgreifenden Arbeitsweise die *Utopia* aus den Augen verlieren mußte, sobald sie für ihn nicht mehr aktuell war. Anklänge lassen sich wohl herausfinden, doch ist es mehr als fraglich, ob sie der *Utopia* zuzuweisen sind. So müßte man denn annehmen, daß das letzte Kapitel des V. Buches in den Worten: *Ça bas, en ces regions circoncentrales, nous establissons le bien souverain non a prendre et recevoir, ains à eslargir et donner, et heureux nous reputons, non si d'autruy prenons et recevons beaucoup, comme par adventure decretent les sectes de vostre monde, ains si à autruy tousjours eslargissons et donnons beaucoup* wieder auf Morus zurückgreift. Der Einfluß der *Utopia* war nach den ersten beiden Büchern, nach 1534, erschöpft, später lag es nicht mehr im Zug der Ereignisse, weiterhin über utopische Ideen zu sinnen.

Die Textstellen sind für die *Utopia* aus der Ausgabe von Victor Michels und Theobald Ziegler. *Lateinische Literaturdenk-*

[1] Das III. Buch steht zu dem Frauenstreit in engster Beziehung. Nun beginnt die Frage der Verheiratung Panurges erst im 9. K., und die vorhergehenden schließen sich enger an das ursprünglich erste Buch an. Es dürften daher diese Kapitel früher entworfen worden sein als die dem 9. folgenden, da hier der Lauf der Erzählung plötzlich durch andere Interessen beeinflußt wird. Man könnte also voraussetzen, daß Rabelais bald nach Vollendung von l. II oder l. I an die Fortsetzung des Romans dachte und die einleitenden Kapitel des III. Buches im Sinne der vorhergehenden schrieb, ehe der Frauenstreit der Erzählung eine andere Wendung gab.

mäler des 15. und 16. Jahrhunderts, Band 11, genommen. Rabelais ist nach Moland zitiert.

Erziehung.

Rabelais I, XXIII. Ce pendant monsieur l'appetit venoit, et, par bonne opportunité, s'asseoient à table. Au commencement du repas, estoit leue quelque histoire plaisante des anciennes prouesses, jusques à ce qu'il eust prins son vin. Lors, si bon sembloit, on continuoit la lecture ou commenceoient a deviser joyeusement ensemble, parlans, pour les premiers moys, de la vertu ... de ce que leur estoit servy à table.

Ut. p. 60, Z. 23. Omne prandium cenamque ab aliqua lectione auspicantur, quae ad mores faciat, sed brevi tamen, ne fastidio sit. Ab hac seniores honestos sermones, sed neque tristes nec infacetos ingerunt.

I, XXIII. Notez icy que son disner estoit sobre et frugal: car tant seulement mangeoit pour refrener les aboys de l'estomac; mais le souper estoit copieux et large ... aprés graces rendues, s'adonnoient à chanter musicalement, à jouer d'instruments harmonieux.

Ut. p. 60, Z. 31. Prandia breviscula sunt, cenae largiores, quod labor illa, has somnus et nocturna quies excipit ... Nulla cena sine musica transigitur.

I, XXIII. Parachevans leur repas par quelque confection de cotoniat.

Ut. p. 60, Z. 34. Nulla cena ... caret secunda mensa bellariis.

I, XXIII. Ce faict (c. a. d. après le repas) on apportoit des chartes, non pour jouer, mais pour y apprendre mille petites gentillesses et inventions nouvelles, lesquelles touttes issoient de arithmetique. ... Aprés, s'esbaudissoient à chanter musicalement à quatre et cinq parties ou sus un thème, à plaisir de gorge.

Ut. p. 52, Z. 7. Super cenam tum unam horam ludendo producunt ... Aut musicen exercent aut se sermone recreant. Aleam atque id genus ineptos ac perniciosos ludos ne cognoscunt quidem.

Die Arbeitseinteilung der *Utopia* p. 51: *Qui, cum in horas viginti quattuor aequales diem connumerata nocte dividant, sex dumtaxat operi deputant tres ante meridiem, a quibus prandium ineunt; atque a prandio duas postmeridianas horas cum interquierint, tres deinde rursus labori datas cena claudunt,* hat manche Ähnlichkeit mit dem Programm *Gargantuas*. Trotz der Übertreibung kann man noch die charakteristischen Grundzüge der Vorlage erkennen. Auch die drei Stunden Arbeitszeit sind für *Gargantua* geblieben, I 23: *Puis se remettoit à son estude principale par trois heures ou davantaige. Puis, par trois bonnes heures lui estoit faicte lecture.* Die freie Zeit wird nach dem Beispiel der Utopier für nützliche Dinge verwendet, *Ut.* p. 51: *Quidquid inter operis horas ac somni cibique medium esset, id suo cuiusque arbitrio permittitur, non quo per luxum aut segnitiem abutatur, sed quod ab opificio suo liberum ex animi sententia in aliud quippiam studii bene conlocet.* Rabelais übernimmt die Anregung und gibt im ch. XXIII

des *Gargantua* eine genaue Beschreibung der zwischen den Hauptarbeiten liegenden Beschäftigungen.

Die kurze Bemerkung *Ut.* p. 45: *Equos alunt perquam paucos nec nisi ferocientes neque alium in usum quam exercendae rebus equestribus inventuti* dürfte den Anstoß gegeben haben zur Ausführung des Gedankens, wie ihn Rabelais bringt, ch. XXIII: *Montoit sus un coursier, sus un roussin, sus un genet, sus un cheval barbe, cheval legier; et luy donnoit cent quarrieres etc. ... Singulierement estoit apprins à saulter hastirement d'un cheval sus l'autre sans prendre terre ...*

Krieg.

I, XXIX. Ma deliberation n'est de provoquer, ains d'apaiser; d'assaillir, mais de defendre; de conquester, mais de garder mes féaux subjects et terres hereditaires.

I, XXVIII. Je n'entreprendray guerre que je n'aye essayé tous les ars et moyens de paix. Là je me résouls. Vgl. außerdem noch die Rede Grandgousiers I, ch. 46.

Ut. p. 90, Z. 10. Bellum, utpote rem plane beluinam nec ulli tamen beluarum formae in tam assiduo atque homini est usu, summopere abominantur ... Z. 17. (bellum) non temere capessunt tamen, nisi quo aut suos fines tueantur aut amicorum terris infusos hostes propulsent etc.

Kapitel XXXIII des *Gargantua* zeigt in Szenerie und Kolorit starke Übereinstimmung mit den Ausführungen *Ut.* p. 30—32. Auch die Person des Warners ist beibehalten.

I, XXXIII. Là present estoit un vieux gentil homme, esprouvé en divers hazars, et vray routier de guerre, nommé Echephron, lequel, oyant ces propos, dist: J'ay grand peur que toute ceste entreprinse sera semblable à la farce du pot au lait, duquel un cordouanier se faisoit riche par resverie; puis le pot cassé, n'eut de quoy disner. Que pretendez vous par ces belles conquestes? Quelle sera la fin de tant de travaux et traverses? — Ce sera, dist Picrochole, que nous, retournés, reposerons à nos aises.' Dont dist Echephron. 'Et si par cas jamais n'en retournez? Car le voyage est long et perilleux. N'est ce mieulx que des maintenant nous reposons, sans nous mettre en ces hazars?

Voraus gehen die Beratungen, wie man Mailand erhalten, Neapel gewinnen, Venedig vernichten, Italien, Flandern, Brabant, Burgund und die anderen Völker: quarum regnum iam olim animo invasit, unterwerfen könnte. p. 31, Z. 23. In tanto rerum molimine, tot egregiis viris ad bellum sua certatim consilia conferentibus, si ego homuncio surgam ac verti iubeam vela, omittendam Italiam censeam et domi dicam esse manendum, unum Galliae regnum fere maius esse, quam ut commode possit ab uno administrari, ne sibi putet rex de aliis adiciendis esse cogitandum ... hanc orationem quibus auribus, mi More, putas excipiendam? 'Profecto non valde pronis' inquebam. p. 32, Z. 29.

I, XXVI. Adonc, sans ordre et mesure, prindrent les champs les uns parmy les aultres; gastans et dissipans tout par où ilz passoient, sans espargner ny pauvre ny riche, ny lieu sacré ny prophane; emmenoient bœufz, vaches, taureaux, veaux, ge-

Ut. p. 98, Z. 10. Hostilem terram non depopulantur neque segetes exurunt; immo ne hominum equorumve pedibus conterantur, quantum fieri potest, provident rati in ipsorum usus crescere. Inermem neminem laedunt, nisi idem speculator sit ... Im-

nisses, brebis, moutons, chevres et boucs ... C'estoit un desordre incomparable de ce qu'ilz faisoient.

bellem turbam omnem relinquunt intactam:

I, XXVII. Tant firent et tracasserent, pillant et larronant, qu'ils arriverent à Seuillé, et detrousserent hommes et femmes, et prindrent ce qu'ilz peurent: Rien ne leur fut ne trop chauld ne trop pesant.

Ut. p. 98, Z. 10. Hostilem terram non depopulantur neque segetes exurunt; ... Deditas urbes tuentur; at nec expugnatas diripiunt ... Imbellem turbam omnem relinquunt intactam.

I, XXIX. L'exploit sera faict à moindre effusion de sang qu'il sera possible. Et, si possible est, par engins plus expediens, cauteles, et ruses de guerre, nous saulverons toutes les armes, et les envoyerons joyeux à leurs domiciles.

Vergleiche auch die Verse im l. II, ch. XXVII:

Prenez y tous, rois ducs, rocs et pions
Enseignement qu'engin mieulx vault que force.

Ut. p. 91, Z. 33. Cruentae victoriae non piget modo eos, sed pudet quoque reputantes inscitiam esse quamlibet pretiosas merces nimio emisse. arte doloque victos, oppressos hostes impendio gloriantur triumphumque ob eam rem publicitus agunt ...

II, XXVIII. A quoy respondit Pantagruel que sa fin n'estoit de piller ny arrançonner les humains, mais de les enrichir et reformer en liberté totalle.

Ut. p. 34, Z. 18. Si contendam haec consilia omnia regi et inhonesta esse et perniciosa, cuius non honor modo, sed securitas quoque in populi magis opibus sita sit quam suis; quos si ostendam regem sibi deligere sua causa, non regis, videlicet uti eius labore ac studio ipsi commode vivant tutique ab iniuriis.

II, XXXI. Ces diables de rois icy ne sont que veaulx, et ne sçavent ny ne valent rien, sinon à faire des maulx es pauvres subjects, et à troubler le monde par guerre, pour leur unique et detestable plaisir.

Ut. p. 14, Z. 2. Primum enim principes ipsi plerique omnes militaribus studiis ... libentius occupantur quam bonis pacis artibus, maiusque multo studium est, quibus modis per fas ac nefas nova sibi regna pariant quam uti porta bene administrent.

I, XXVIII. Ho, ho, ho. Mes bonnes gens, mes amis, et mes féaux serviteurs, fauldra il que je vous empesche à m'y aider? Las! Ma vieillesse ne requeroit dorenavant que repos, et toute ma vie n'ay rien tant procuré que paix: mais il fault, je le voy bien, que maintenant de harnois je charge mes pauvres espaules lasses et foibles, et en ma main tremblante je prenne la lance et la masse, pour secourir et guarantir mes pauvres subjects. La raison le veult ainsi: car de leur labeur je suis entretenu, et de leur sueur je suis nourry, moy, mes enfans et ma fa-

Ut. p. 34, Z. 18. hic si ... contendam haec consilia omnia regi et inhonnesta esse et perniciosa, cuius non honor modo, sed securitas quoque in populi magis opibus sita sit quam suis; quos si ostendam regem sibi deligere sua causa, non regis, videlicet uti eius labore ac studio ipsi commode vivant tutique ab iniuriis, eoque magis ad principem eam pertinere curam, ut populo bene sit suo quam ut sibi, non aliter ac pastoris officium est oves potius quam semet pascere ... Z. 34. Quodsi rex aliquis adeo aut contemptus esset aut invisus suis, ut aliter eos continere in officio

mille. Ce non obstant, je n'entreprendray guerre que je n'aye essayé tous les ars et moyens de paix. là je me résouls. Und anschließend seien die Worte des III. Buches wiedergegeben:

non possit nisi contumeliis, compilatione et sectione grassetur eosque redigat ad mendicitatem, praestiterit illi profecto regno se abdicare ... neque enim regiae dignitatis est imperium in mendicos exercere, sed in opulentos potius atque felices...

III, I. Noterez donc icy, beuveurs, que la maniere d'entretenir et retenir pays nouvellement conquestés n'est (comme a esté l'opinion erronnée de certains esprits tyrranicques, à leur dam et deshonneur) les peuples pillant, forçant, angariant, ruinant, mal vexant et regissant avec verge de fer; brief, les peuples mangeant et devorant, en la façon que Homere appelle le roy inique Demovore, c. a. d. mangeur de peuple ... Comme enfant nouvellement né, les fault allaicter, bercer, esjouir. Comme arbre nouvellement planté, les fault appuyer, asceurer, defendre de toutes vimeres, injures et calamités. Comme personne sauvée de longue et forte maladie, et venant à convalescence, les fault choyer, espargner, restaurer: de sorte qu'ilz conçoivent en soy ceste opinion n'estre au monde roy ne prince que moins voulsissent ennemy, plus optassent amy.

Ut. p. 32, Z. 20. Praeterea si ostenderem omnes hos conatus bellorum, quibus tot nationes eius causa tumultuarentur, cum thesauros eius exhausissent ac destruxissent populum, aliqua tandem fortuna frusta cessuros tamen, proinde avitum regnum coleret, ornaret, quantum posset, et faceret quam florentissimum, amet suos et ametur a suis, cum his una vivat imperetque suaviter atque alia regna valere sinat, quando id quod nunc ei contigisset satis amplum superque esset...

Rab. I, ch. 31. Si quelque tort eust esté par nous faict en tes subjects et dommaines ... tu debvois premier enquerir de la verité, puis nous en admonester.

Ut. p. 90, Z. 24. (Bellum) faciunt, si re adhuc integra consulantur ipsi et probata causa repetitis ac non redditis rebus belli auctores inferendi sint.

III, I. Ce sont les philtres, iynges et attraictz d'amour, moyennant lesquelz pacifiquement on retient ce que peniblement on avait conquesté. Et plus en heur ne peut le conquerant regner, soit roy, soit prince, ou philosophe, que faisant justice à vertus succeder. Sa vertu est apparue en la victoire et conqueste. Sa justice apparoistra en ce que, par la volunté et bonne affection du peuple, donnera loix, publiera edictz, establira religions, fera droit à un chascun.

II, XXXI. Mais je voy que ceste ville est tant pleine des habitanz, qu'ilz ne peuvent se tourner par les rues. donc je les meneray comme une colonie en Dipsodie.

Ut. p. 56. Z. 14. Si forte per totam insulam plus aequo moles intumuerit, ... coloniam suis ipsorum legibus propagant ascitis una terrae indigenis, si convivere secum velint. Cum volentibus coniuncti in idem vitae institutum eosdemque mores facile coalescunt idque utriusque populi bono . efficiunt enim suis institutis, ut ea terra utrisque abunda sit, quae alteris ante parca ac maligna videbatur.

Ausführlicher sind die gleichen Gedanken noch einmal zu Beginn des III. Buches dargelegt.

III, I. Pantagruel, avoir entierement conquesté le pays de Dipsodie, en iceluy transporta une colonie des Utopiens, en nombre de 9.876,543,210 hommes, sans les femmes et petits enfans: artisans de tous mestiers, et professeurs de toutes sciences liberales, pour ledict pays refraichir, peupler et orner, mal autrement habité et desert en grande partie. Et les transporta ... non tant aussi pour la fertilité du sol, salubrité du ciel et commodité du pays de Dipsodie que pour iceluy contenir en office et obéissance, par nouveau transport de ses antiques et feaulx subjetz. .:. Et non seulement telz seroient eux et les enfans successivement naissans de leur sang, mais aussi en ceste féaulté et obéissance entretiendroient les nations de nouveau adjoinctes à son empire. Ce que veritablement advint, et ne fut aucunement frustré en sa deliberation. Car si les Utopiens, avant cestuy transport, avoient esté féaulx et bien recognoissans, les Dipsodes, avoir peu de jours avec eux conversé, l'estoient encore davantaige.

Varia.

Die Einrichtungen der Abtei Thélème erinnern in manchen Punkten an die *Utopia*. So in der Ehe der die Abtei bewohnenden beiden Geschlechter.

Garg. I, LII. Item ... fut constitué que là honorablement peut estre marié.

Ut. p. 106, Z. 12. Sacerdotibus, ni feminae sint (nam neque ille sexus excluditur, sed rarius et non nisi vidua natuque grandis eligitur) uxores sunt popularium selectissimae.

Das Kapitel über Thélème hat den gleichen Inhalt wie die kurzen Worte Mores. Der charitative Stand hat zwei Klassen, Asketen und Anhänger der Ehe: *Hos Utopiani prudentiores, at illos sanctiores reputant.* Nur ist Rabelais deutlicher und zeigt offen die Richtungen, in der sich seine Vorschläge bewegen.

Die Ausführungen über die Anlage und den Bau der Abtei lassen vermuten, daß Morus durch seine genauen baulichen Angaben möglicherweise auch hier die Anregung gab. Bei Morus ist die Form der Stadt quadratisch, die Abtei wird *en figure exagone* angelegt. In der *Utopia* p. 47 wird die Stadt folgendermaßen geschildert: *Murus altus ac latus oppidum cingit, turribus ac propugnaculis frequens,* und Rabelais' Angaben I 53: *Le bastiment fut en figure exagone, en telle façon qu'à chascun angle estoit*

bastie une grosse tour ronde, weichen von dem Plan der *Utopia* nicht zu sehr ab. Hervorzuheben ist, daß sowohl *Amaurote* als auch *Thélème* an einem Fluß liegen, der hier und dort einen Teil der Mauern umfließt.

Ut. p. 46, Z. 30. Situm est igitur Amaurotum in leni deiectu montis, figura fere quadrata. Nam latitudo eius paulo infra collis incepta verticem milibus passuum duobus ad flumen Anydrum pertinet, secundum ripam aliquanto longior.

I 53. La rivière de Loire descoulloit sus l'aspect de Septentrion.

Der Kampf gegen den Aberglauben und die Astrologie ist von allen bedeutenden Männern der Zeit geführt, und die Anschauungen Mores und Rabelais' sind auch hier dieselben.

L. II, ch. 8. et d'astronomie saiche en tous les canons. Laisse moi l'astrologie divinatrice et l'art de Lullius comme abus et vanités ... Et quant à la cognoissance des faicts de nature, je veux que tu t'y adonnes curieusement qu'il n'y ait mer, riviere, n'y fontaine dont tu ne cognoisse les poissons.

Dazu gesellen sich die Worte der *Pantagrueline, Prognostication* ch. I. Quelque chose que vous disent ces folz astrologues de Lovain, de Nurnberg, de Tubinge et de Lyon, ne croyez, que ceste année y aie aultre gouverneur de l'universel monde que Dieu... Et ne aura Saturne, ne Mars, ne Jupiter, ne aultre planete, certes non les anges ... vertuz, efficace, puissance, ne influence aulcune etc.

ch. V. La plus grande folie du monde est penser qu'il y ait des astres pour les Roys, Papes et gros seigneurs ..., comme si nouvelles estoilles avoient estez créés depuis le temps du Deluge, ou de Romulus... Tenant doncques pour certain que les astres se soucient aussi peu des Roys comme des gueux ... je laisserai ces aultres folz Prognosticqueurs à parler des Roys et riches, et parleray des gens de bas estat.

Ut. p. 68, Z. 34. ceterum amicitias atque errantium dissidia siderum ac totam denique illam ex astris divinandi imposturam ne somniant quidem. Imbres, ventos ac ceteras tempestatum vicissitudines signis quibusdam longo prospectis usu praesentiunt. Sed de causis earum rerum omnium et de fluxu maris eiusque salsitate et in summa de caeli mundique origine ac natura partim ea quae veteres philosophi nostri disserunt.

Die Frage, worin eigentlich das Glück auf Erden bestehe, wird von beiden Schriftstellern mit den gleichen Worten beantwortet:

Ut. p. 70, Z. 11. Nunc vero non in omni voluptate felicitatem, sed in

I, LVII. Toute leur vie estoit employée, non par lois, statutz ou rei-

bona atque honesta sitam putant. ad eam enim velut ad summum bonum naturam nostram ab ipsa virtute pertrahi, cui soli adversa factio felicitatem tribuit. Nempe virtutem definiunt: secundum naturam vivere, ad id si quidem a Deo institutos esse nos. Eum vero naturae ductum sequi, quisquis in appetendis fugiendisque rebus obtemperat rationi. Rationem porro mortales primum omnium in amorem ac venerationem divinae majestatis incendere, cui debemus et quod sumus et quod compotes esse felicitatis possumus. Secundum id commonet atque excitat nos, ut vitam quam licet minime anxiam ac maxime laetam ducamus ipsi ceterisque omnibus ad idem obtinendum adiutores nos pro naturae societate praebeamus.

gles, mais selon leur vouloir et franc arbitre... En leur reigle n'estoit que ceste clause: Fais ce que Vouldras, parce que gens liberes, bien nés, bien instruicts, conversans en compagnies honnestes, ont par nature un instinct et aiguillon qui tousjours les pousse à faicts vertueux, et retire de vice... Par ceste liberté, entrerent en louable emulation de faire tous ce qu'à un seul voyaient plaire.

Aus diesen Parallelen ersieht man, daß Rabelais aus dem reichen Inhalt der *Utopia* hauptsächlich diejenigen Gedanken entnahm, die eine tatsächliche Verwirklichung ermöglichten; sie beweisen aber auch, wie gründlich maître François das Buch des englischen Humanisten durchstudierte, um es kritisch für seine Zwecke zu sichten. Anderseits darf nicht übersehen werden, daß gerade Morus die Anschauungen des Humanismus in seinem Buche zusammenfaßte, Rabelais daher schon vor der *Utopia* jene in sich aufgenommen hatte. Der direkte Einfluß läßt sich nur für die ersten zwei Bücher nachweisen, spätere Übereinstimmungen sind Gemeingut der nach Besserem drängenden Zeit.

Wien. Stephan Hofer.

Ein zeitgenössisches Manuskript der *Réflexions sur le Bonheur* der Marquise du Châtelet.

Wenn man ein persönliches Verhältnis zur *divine Émilie* haben will, so muß man sich in ihre *Réflexions sur le Bonheur* vertiefen. Nirgend wohl ist die Weltanschauung des 18. Jahrhunderts feiner, unverblümter, persönlicher ausgesprochen wie hier. Ein veredeltes Epikuräertum spricht aus jeder Zeile, und wenn man die Anschauungen der Verfasserin nicht teilt, so kann man ihrer frischen Ehrlichkeit, mit der sie ohne Scheu die inneren Triebfedern ihres Handelns enthüllt, Respekt und Sympathie nicht versagen.

Was wir über die Überlieferung des Werkchens wissen, hat G. Desnoiresterres in *Voltaire au Château de Cirey* (1868) in einer Anmerkung[1] mitgeteilt: *Ce traité est d'un genre étrange, et quelles que fussent l'indépendance et l'audace que l'on mît alors dans la discussion de tous les sujets, on s'étonne de la franchise avec laquelle la marquise, en abordant cette matière, parle d'elle-même et de son hygiène. Saint-Lambert, propriétaire du manuscrit, fit tout ce qu'il put pour en empêcher l'impression: il écrivit en conséquence à Suard pour qu'il ne réunît point à ses autres pièces une esquisse indigne d'elle, pensée librement, et qui, quoique sans indécence, ferait pour plus d'une raison tort à sa mémoire. 'Et puis, monsieur, ajoutait l'auteur des Saisons, ce manuscrit n'a été donné qu'à moi, et si ceux à qui je l'ai prêté avoient été aussi fidèles qu'ils auroient dû l'être, il ne seroit pas entre vos mains ...' Laverdet, Catalogue d'autographes, du 7 décembre 1854, p. 108, N° 811.*

Auch die Überlieferungsgeschichte dieser *Réflexions* ist noch nicht geklärt. Beuchot gibt als von ihm benutzte Ausgabe an: *Lettres inédites de Madame du Châtelet et d'Argental* (Paris, 1806, S. 345). Wenn man aber diese Ausgabe aufschlägt, so findet man die Bemerkung (S. XX): *Le Traité du Bonheur, déjà inséré dans quelques recueils.* Genauer zitiert die *Grande Encyclopédie* als Erstdruck der *Réflexions* die *Opuscules Philosophiques et Littéraires* (1796). Der *Catalogue Général des Livres Imprimés de la Bibl. Nat.* (Bd. 42, Paris 1910) enthält die Ausgabe von 1806 als einzige genannte!

Da unsere Münchener Staatsbibliothek beide Ausgaben besitzt, so lasse ich eine Beschreibung hier folgen: Opuscules || Philosophiques et Littéraires, || La plupart Posthumes ou inédites

[1] S. 237[1].

|| A Paris || De L'Imprimerie de Chevet || 1796. (München, Staatsbibl. P. o. gall. 1603ⁿ.)

Die *Réflexions sur le Bonheur* stehen an erster Stelle. Sie sind in der Vorrede ausdrücklich als Erstdruck bezeichnet: *Madame du Chastelet, dans ses Réflexions sur le Bonheur, imprimés ici pour la première fois, fait un portrait de son amant qui annonce un sentiment sincère.* Diese Angabe kann für authentisch gehalten werden, wenigstens wird nirgend ein älterer Abdruck erwähnt. Nicht ganz ehrlich ist dagegen, was ihrerseits die Ausgabe von 1806 berichtet, das Werkchen sei bereits in *quelques recueils* abgedruckt worden, insofern als diese Ausgabe nicht etwa einen neuen Text bietet, sondern der wörtliche Abdruck der Erstausgabe von 1796 ist. Dies ist vermutlich der Grund, weswegen die Erwartung älteren Vorkommens so allgemein gehalten ist, nämlich um die Spur der Quelle zu verwischen. Es ist nicht wahrscheinlich, daß zwischen 1796 und 1806 ein weiterer Abdruck erfolgte.

Der Titel der Ausgabe von 1806 ist: Lettres Inédites || de Madame la Marquise || Du Chastelet || A M. Le Comte || D'Argental, || Auxquelles on a joint ... || Les Réflexions sur le Bonheur, par le même Auteur, ... || A Paris etc. || MDCCCVI. (München, Staatsbibl., *Epist.* 218.)

Eine andere Frage ist, ob der Abdruck von 1796 treu, zuverlässig gewesen ist. Er ist vermutlich auf Grund einer der Abschriften entstanden, über die St. Lambert sich beklagte. Aber wir wissen, daß philologische Treue nicht die Sache der Herausgeber im 17. und 18. Jahrhundert war, sonderlich wenn es sich um posthume Werke handelte. In der Tat finden sich in beiden Ausgaben unklare Stellen, die Irrtümern, Streichungen oder ungeschickten Korrekturen ihre Entstehung zu verdanken scheinen. Aber erst an der Hand einer älteren Handschrift würde man dies nachprüfen können, zugleich einmal wieder einem Herausgeber der Periode auf die Finger sehen können.

Handschriften des Werkchens kommen vor. Ich nenne die Nummer 4344 der *Bibliothèque Mazarine*, die im Katalog folgendermaßen beschrieben wird: 4344 (3307). — *Recueil de pièces manuscrites et imprimées. 1. Manuscrit. 'Réflexions sur le bonheur, par madame la Marquise "DU CHATELET".' — 22 feuillets! Écriture soignée. — Imprimées à Paris, 1806, in-12, à la suite des Lettres de Mme du Châtelet à d'Argental.*[1] (Also auch hier die falsche Angabe über den ersten Abdruck!)

[1] Ich habe mittlerweile die Pariser Hss. der Marquise durchgesehen und, soweit nötig, durchgearbeitet. Die genannte der Mazarine ist ein wahres Kabinettstück der Schreibkunst des 18. Jahrhunderts. Die Schrift ahmt Druckcharakter nach, so daß der Bibliotheksbeamte, der mir die Hs. über-

Es ist nun nicht meine Absicht, jetzt schon die handschriftliche Überlieferung zu sammeln, sondern an Hand einer Handschrift, die mir bequem zugänglich ist, die Zuverlässigkeit der Drucke nachzuprüfen und zugleich die Notwendigkeit einer Neuausgabe zu erweisen.

Zu den bisher genannten Fassungen kann ich nämlich auch eine Münchener Handschrift stellen, die älter als die Drucke ist und der Schrift nach gewiß in die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts gehört. Wieder entstammt sie unserer Staatsbibliothek.[1] Wo man anfaßt, findet man unter ihren Schätzen Wertvolles, und ich glaube, daß ich für manch einen Arbeit übriglassen werde und manche Textüberlieferung noch geändert und gebessert werden wird auf Grund dieser Handschriften.

Dies ist auch hier der Fall. Ein paar Stichproben ergeben, daß der Druck zwar auf der Handschrift beruht, sich aber stilistisch oft von ihr entfernt, mehrfach die Intentionen der Verfasserin mißversteht und wohl auch hier und da sich Auslassungen und Irrtümer zuschulden kommen läßt, also das nachgelassenen Werken gegenüber übliche Verfahren der älteren Zeit geübt hat. Alle diese Korrekturen sind interessant, sowohl stilistisch wie sachlich sind sie meist durchsichtig.

Es wimmelt aber nicht nur von Korrekturen, auch Fehler und Versehen, wie sie beim Abschreiben vorkommen, sind häufig und lassen sich alle durch die sorgfältige Handschrift verbessern. So enthält diese folgenden Passus (S. 19): *or l'optique ne nous trompe pas quoiqu'elle ne nous fasse pas voir les objets tels qu'ils sont, parce qu'elle nous les fait voir de la maniere qu'il faut que nous les voyons pour notre utilité.* Dagegen hat der Druck: *quoiqu'elle ne nous fasse pas voir de la manière dont il faut que nous les voyons pour notre utilité.* Das Auge des Abschreibers oder Setzers ist vom ersten *voir* zum zweiten geirrt und hat alles Dazwischenstehende ausgelassen. Solcher sinnstörender Bourdons zählte ich fünf in dem kurzen Text. Aber auch Schreib- und Lesefehler sind häufig (S. 23): *Les Sensations désagréables*

brachte, zweifelte, ob dies ein Manuskript sei, zumal das Heftchen mit wirklichen Druckschriften zusammengebunden ist. Auf der ersten Seite ist noch eine saubere Zierleiste und ein Initial zu erwähnen, beide sauber ausgeführt, aber nicht eben künstlerisch. — Andere Hss. der *Réflexions* sind: Dijon, Nr. 1551, *Recueil*, f° 92; Abschrift des 19. Jahrhunderts. Aix, Nr. 814, *Recueil*, Nr. 23; unvollständige Abschrift. Sonst fand ich nichts auf französischen Bibliotheken. Die autographen Hss. der Marquise sind auf der *Bibliothèque Nationale*, wo sie die Nummern 12265—12269 des *fonds français* bilden. Eine Hs. der *Réflexions* ebenda: *Suppl. fr.* Nr. 15331.

[1] Vgl. meinen Aufsatz in der *Frankfurter Zeitung* vom 6. Juli 1913, Nr. 185, Feuilleton.

quoique foibles sont bonnes à éviter. Die Drucke haben *situations* statt *sensations*, was, mit *foibles* kombiniert, unsinnig ist. Von der Liebe sagt die Verfasserin (S. 38): *Si ce goût mutuel qui est un sixième sens ... se trouve rassembler deux âmes ... tout est dit.* Daraus machen die Drucke: *ce goût naturel* (statt *mutuel*) ... *se trouve rassemblé dans deux âmes.* Solcher sinnstörender Fehler stärkerer Art sind etwa zehn in den Drucken zu finden. Immer fast hat die Handschrift die bessere, klare Fassung. Nur an einer Stelle ist sie verderbt und der Druck korrekt:

S. 54: tant que nous nous résolvons a la supporter (sc.: la vieillesse), il faut tâcher de faire *pénétrer le portes* (sic!) qui l'introduisent dans notre âme.	Die Drucke: *pénétrer les plaisirs par toutes les portes.*

Nicht genug mit diesen unbewußten Änderungen, ganz bewußt wird ausgelassen, zugefügt und ersetzt. Auf jeder Seite fast finden sich Korrekturen, um Wortwiederholungen zu vermeiden, denen die Marquise, ein Merkmal ihrer unmittelbaren Art, nicht aus dem Wege ging. Der pedantische Stilbesserer hat dabei nicht immer auf den Sinn geachtet. Auch der Reim, den der strenge Stil in der Prosa verpönt, wird in derselben Weise eliminiert (S. 7): *de songer plutôt à le rendre heureux qu'à en changer.* Hier wird das erste *songer* in *chercher* verwandelt. Auch grammatische Verbesserungen, besonders Änderungen der Wortstellung, kommen vor und interessieren (S. 12): *pour ne nous pas donner*, die Drucke haben *pour ne pas nous*; (S. 14) *personne ne les ignore, du moins de bonne foi*, der Druck schreibt *au moins*; (S. 25) *La Sagesse doit toujours avoir les jettons à la main,* die Drucke stellen um: *avoir toujours*; (S. 39) *ni l'indolence et la tiedeur qui nait de la facilité.* Drucke: *naissent*, usw. Natürlich wird auch manches, wie in letztem Beispiel, präziser gefaßt, manch erläuterndes Wort zugefügt. (Beispiele für beides auf jeder Seite.) Solche Stilkorrekturen gewöhnt man sich ja mit mehr Aufmerksamkeit zu studieren, seit man eingesehen hat, daß sie über den Stil einer Zeit trefflich unterrichten.

Aber die Änderungen sind nicht nur stilistischer Natur! Mehrfach tritt *nous* statt *vous* ein, in den letzten Seiten in der offenbaren Absicht, dem ganzen eine persönlichere, dadurch pikantere Färbung zu geben. Umgekehrt wird aus den *préjugés de la religion*: *préjugés de la superstition,* eine Änderung, die in der Revolutionsperiode besonders seltsam anmutet, die aber vielleicht schon vorher der ängstliche Abschreiber des zugrunde liegenden Manuskripts gemacht hatte.

So sind die bisherigen Ausgaben der *Réflexions sur le Bonheur* das Werk der Marquise und sind es doch nicht. Der Eigenart

ihres unmittelbaren, natürlich ungepflegten Stils ist allerorts Gewalt angetan, ihre Gedanken sind durch Änderungen und Auslassungen verwässert, allgemeine Ideen durch eine kleine Retusche persönlich zugespitzt worden. Nicht genug damit, wurde dem Ganzen eine nur sehr geringe Sorgfalt gewidmet, Lese- und Abschreibefehler, Druckfehler und Bourdons waren auf allen Seiten die Folge. Die zuverlässige Redaktion schlummert wiederum seit über 150 Jahren den Dornröschentraum auf den Bibliotheken. Erst nach ihrer kritischen Bearbeitung wird man das Werk ehrlich beurteilen können.

Die Münchener Handschrift entstammt, wie die schon besprochene von Werken der Gräfin de La Fayette, aus der Bibliothek des Orientalisten *Étienne Quatremère*. Sie ist ganz in *Maroquin* gebunden, rot mit Goldschnitt, auf dem schmalen Rücken der Länge nach in Goldbuchstaben: *Reflexions sur le Bonheur*. Ein einliegender Zettel berichtet über die Quotierung des ursprünglichen Besitzers: *Reflexions sur le bonheur, par Mad^e^ la M^ise^ du Chatelet Pet. i 4 mar[oquin] rou[ge] ... tr[anches] dor[ées] manuscrit de 56 pages relie par derome.*[1] Der Katalog der Münchener Staatsbibliothek beschreibt ihn: 1158 (Gall. 769). Cod. chart., XVIII s., 56 p. in 8°. Réflexions sur le bonheur, par la Marquise Du Chatelet.

Zu den 56 gezählten Seiten kommen noch drei ungezählte Blätter am Anfang und fünf am Ende.

Es hat seinen eigenen Reiz, der Beichte einer geistvollen Frau in einem so eleganten Bändchen nachzugehen, wie es das rote Maroquinheft der Handschrift ist.

Aber auch auf die Verfasserin fällt, glaube ich, ein neues Licht aus dem wiederhergestellten Texte. Man ist ja schon zu gern geneigt, sie als Blaustrumpf, als gelehrtes Frauenzimmer anzusehen, wie es der boshafte Palissot in seinem *Cercle* tat, wenn er auch die Absicht, die Tote zu treffen, in einem Briefe an den Polizeileutnant von Nancy in Abrede stellte: *Ce n'était pas dans une Province, où la mémoire de cette femme célèbre est si justement en vénération* (der *Cercle* war vor dem Hofe in Nancy am 26. November 1755 aufgeführt worden), *que j'aurais essayé de la peindre sous de si fausses couleurs.* Die Kenntnis ihrer *Réflexions* wird viel dazu beitragen, diese Färbung zu berichtigen.

München. Leo Jordan.

[1] Derome, Buchbinder des 18. Jahrhunderts. Mitteilung von Professor K. Voll.

Frz. *curée* und Verwandtes.

Nach altem Jägerbrauch wurden — und werden vielfach noch heute[1] — gewisse Teile des erlegten Wildes den Hunden überlassen, die an der Jagd teilgenommen haben, sowohl um sie für ihren Eifer zu belohnen als auch um sie für die Zukunft um so eifriger und jagdgieriger zu machen. Dieser Anteil hieß in Frankreich *le droit des chiens*, zum Unterschiede von denjenigen Teilen, die dem Herkommen gemäß dem Jagdherrn (*le droit du seigneur*) und den Jägern (*le droit des veneurs*) zukamen. Den Hunden den Beuteteil geben hieß: *faire le droit aux chiens*.[2] Die einfachste Form, in der dies geschah, und die namentlich dort Anwendung fand, wo die Anzahl der Hunde gering war, war die, daß man denselben Stücke vom Eingeweide zu fressen gab oder sie auch ohne weiteres von dem geöffneten Wilde fressen ließ. Ein weit umständlicheres Verfahren griff dort Platz, wo, wie bei der Parforcejagd, mit großer Meute gejagt wurde und dieser im weidmännischen Schauspiel die Hauptrolle zufiel, indem sie das Wild müdezuhetzen, zu stellen und niederzuwerfen hatte. Hier wurden die für die Hunde bestimmten Teile kleingeschnitten, mit dem Blute des Tieres Brotstücke getränkt, oft auch Käse hinzugetan, und, nachdem alles gut durcheinandergemengt worden war, dieses Futter der Meute vorgelegt, wobei als Unterlage bald die 'Haut' des Tieres, bald eine Streu, bald auch sauberer Rasen diente. Das so hergerichtete Futter hieß in Frankreich *la curée*, und diese Benennung kam mit der Parforcejagd, deren Heimat das alte Frankreich ist, auch nach Deutschland ('die Curée') und England (*the quarry*); das Zubereiten der Curée hieß *faire la curée aux chiens* (deutsch 'Curée machen'), die Fütterung *donner la curée aux chiens, mettre les chiens en curée*.

Für die Herstellung der Curée, die je nach Art des Wildes, der Zahl und Beschaffenheit der Meute usw. verschieden war, geben die alten französischen Jagdbücher, unter denen *Le Livre du roi Modus*, dessen unbekannter Verfasser in der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts lebte, Gaston Phœbus' *Livre de la chasse* (1387) und Dufouilloux' *Vénerie* (1561)[3] den ersten Rang ein-

---

[1] Heutzutage gilt es, von der Parforcejagd abgesehen (s. o.), als unstatthaft, die Hunde von der Beute genießen zu lassen, wodurch sie in der Folge leicht zum Aufressen des von ihnen niedergerissenen Tieres verleitet werden können. Doch halten alte Jäger noch immer an dieser Unsitte fest.

[2] Die entsprechenden deutschen Ausdrücke sind: 'den Hunden das Jägerrecht' oder kurz 'das Recht, den Genuß, das Genieß geben, sie genießen lassen, sie genossen machen'.

[3] Ich zitiere diese Werke nach folgenden Ausgaben: *Le livre du roy Modus et de la royne Racio*, Paris 1839; *La chasse de Gaston Phœbus comte de Foix*, Paris 1854; *La vénerie de Jacques du Fouilloux*, Angers 1844.

nehmen,[1] eingehende und im großen ganzen ziemlich übereinstimmende Vorschriften, aus denen wir entnehmen können, was zu jener Zeit in dieser Hinsicht Brauch war. So wurde, um nur das für die folgende Untersuchung Wichtigste anzuführen, bei der Curée des Hirsches nach Modus (fol. 23[b]) wie folgt verfahren: Lunge, Luftröhre, Herz und Magen des Tieres, letzterer nachdem er gereinigt und gewaschen worden, sowie Brot wurden auf der abgezogenen Haut des Hirsches in kleine Stücke geschnitten und mit dem Blute vermengt, wodann die Meute zum Fraße zugelassen wurde. Die Gedärme wurden nicht dazugetan, sondern einen Steinwurf weit von der Stelle, wo die Haut lag, fortgetragen und dort von einem Hundeknecht in den Händen oder auf einer Stange hochgehalten. Dann wurden die Hunde, sobald sie die Curée zum größten Teil verzehrt hatten, durch lautes Rufen herbeigelockt und, wenn ihre Gier aufs höchste gestiegen war, die Gedärme mitten unter sie geworfen. Der Leithund bekam zuerst den Kopf des Hirsches abzufressen und dann auch einen Teil der Curée. Vom Reh wurde nach Phœbus (S. 203) nicht nur das Eingeweide, sondern das gesamte von den Knochen abgelöste Fleisch zur Curée verschnitten, wofern die Jäger nicht einiges für sich behielten, und die Curée nicht auf der Haut, die dazu zu klein war, sondern auf einer Streu angerichtet. Vom Wildschwein kamen nach Modus (fol. 37[b]) und Phœbus (S. 168) zum Futter für die Hunde sämtliche Eingeweide zur Verwendung. Magen und Gedärme wurden gereinigt und alles auf offenem Feuer gebraten — weshalb dieses Futter *fouail* hieß[2] — und kleingeschnitten. Dazu kam mit dem Blute getränktes und geröstetes Brot. Das Ganze wurde auf einem Mantel durcheinandergemengt und auf den Rasen geschüttet. Auch beim Hasen wurde nach Phœbus (S. 210) und Dufouilloux (fol. 69[b]) die Curée, die aus Herz, Nieren, Lunge und Blut des Tieres sowie Brot und Käse bestand, nicht auf der Haut (nach Dufouilloux: '*de peur que les chiens en mangent*'), sondern auf einer Streu oder auf dem Rasen ausgebreitet. Dagegen wurde die Curée des Fuchses nach Dufouilloux (fol. 107[a]) auf der Haut angerichtet gegeben.

---

[1] Das älteste Werk dieser Gattung, das etwa um die Mitte des 13. Jahrhunderts entstandene Lehrgedicht *La chace dou serf*, von dem wir eine unter dem Titel *La chasse au serf en rime françoise* (Paris 1840) von Jérôme Pichon besorgte Liebhaberausgabe besitzen, widmet der Curée nur 16, zum Teil recht dunkle Verse (S. 25 der Separatausgabe).

[2] Neben dieser speziellen Benennung war aber auch die allgemeine üblich, wie folgende Notiz vom 3. September 1378 in den von Bernard Prost herausgegebenen *Inventaires Mobiliers et Extraits des Comptes des Ducs de Bourgogne* etc., Paris 1902 ff., lehrt: '*2 pors, par le commandement de Mgr, pour donner mengier asses chiens, avecques la cuirie d'un saingler que Mgr prinst ce jour*' (Bd. II, Nr. 218).

Die Jagdbücher sind jedoch weder die einzigen noch die ältesten Quellen für das, was ehemals bei der Fütterung der Hunde zu geschehen pflegte. In dem am Anfang des 13. Jahrhunderts gedichteten *Tristan* Gottfrieds von Straßburg finden wir nämlich eine ausführliche Schilderung des Verfahrens, das beim Zerlegen und Verteilen eines erbeuteten Hirsches beobachtet wurde. Danach bestand die 'curîe' aus Herz, Milz, Lunge, Magen und 'pas' (Gedärme?), die alle kleingeschnitten und den Hunden auf der 'hût' zu fressen gegeben wurden (Vers 2993 ff.). Neben der Sitte, die Haut als Unterlage für die Curée zu verwenden, von der noch im 18. Jahrhundert berichtet wird,[1] bestand eine andere, die jene mit der Zeit verdrängt hat, nämlich die, die Haut über die auf einem Tuche oder auf dem Rasen angerichtete Curée auszubreiten und in dem Augenblicke, wo letztere den Hunden preisgegeben werden sollte, wegzuziehen. Sie wird schon in Twetys um 1420 geschriebener *Venery* erwähnt (s. u.) und ist in neuerer Zeit die alleingültige.[2]

Im Altfranzösischen tritt uns *curée* regelmäßig in der Gestalt *cuirée* (geschrieben *cuiree* oder *cuyree*) entgegen, woneben nach bekannter Regel (siehe z. B. Nyrop, *Gramm. hist. de la langue fr.*, Bd. I, § 192 ff.) auch die Schreibungen *cuiriee*, *cuirie* vorkommen. Die Aussprache mit *ui* wird zum Überfluß auch durch die altenglischen Schreibungen *quirre*, *quyrre*, *kirre*, *kyrre* usw. (Murray s. v. *quarry*) gesichert. Erst im 15. Jahrhundert gelangt die Form *curée* zur Alleinherrschaft.

Die beiden Tatsachen, daß die Curée auf bzw. unter der Haut (franz. *cuir*) des Tieres angerichtet zu werden pflegte, und daß

[1] Joan. Guil. de Gœbel, *De jure venandi diatriba*, Helmstadii 1740, S. 199: 'Dann öffnen die Knechte, wann das Genuß auf die Haut und grünen Platz ausgeschüttet, den Stall auf einmahl, lassen die Hunde nach dem Genuß herauslauffen.'

[2] Vgl. H. W. Döbel, *Neueröffnete Jäger-Practica*, 3. Aufl., Leipzig 1783 (die erste Auflage erschien 1746), Bd. II, S. 106: 'Wenn nun der Hirsch zerwirckt [d. h. zerlegt] ist; so wird erst die Haut darüber geschlagen, und da die Meute etliche Schritte davon weg lieget, so nimmt alsdenn einer den Kopff mit dem Gehörne, zeiget solchen den Hunden, drehet und wincket damit hin und her, die Hunde werden allart und laut, doch aber noch etwas zurücke gehalten, bis sie recht feurig thun, so werden sie auf einmal hinan gelassen, die Haut aber so gleich weggezogen, und fressen sie denn in Geschwindigkeit den Hirsch auf.' Damit stimmen die Angaben neuerer Gewährsmänner überein; siehe z. B. für Frankreich *La grande Encyclopédie* s. v. *chasse*, für Deutschland Fr. v. Kobell, *Wildanger*, Stuttgart 1859, S. 35, O. v. Riesenthal, *Das Waidwerk*, Berlin 1880, S. 54, und G. Fr. Dietrich aus dem Winckell, *Handbuch für Jäger*, 3. Aufl., Neudamm [1898], Bd. I, S. 166.
Bei den Sauhatzen, die der deutsche Kaiser zeitweilig im Potsdamer Forst abhält, wird, nach gefälliger Mitteilung des Königlichen Hofjagdamts, in der Weise 'Curée gemacht', daß Herz, Leber und Lunge in kleine Bissen zerschnitten und auf dem nächstgelegenen Rasen ausgestreut werden. Die Haut findet dabei keine Verwendung.

im Altfranzösischen *cuirée* gesprochen wurde, haben früh dazu geführt, daß man in diesem Worte eine Ableitung von *cuir* sah. Das galt schon um die Wende des 12. Jahrhunderts als ausgemacht, wie folgende Stelle in dem bereits erwähnten *Tristan* Gottfrieds von Straßburg bezeugt, in der der Dichter seinen Helden die Herkunft des Wortes wie folgt erklären läßt (Vers 3016 bis 3026):

'Seht,' sprach der wortwîse,
'diz heizent si curîe
dâ heime in Parmenîe,
und wil iu sagen umbe waz:
ez heizet curîe umbe daz,
durch daz ez ûf der cuire lît,
swaz man den hunden danne gît;
als hât diu jägerîe
den selben namen curîe
von cuire funden unde genomen.
von cuire sô ist curîe komen.'

Die nämliche Erklärung gibt Mestre Guillaume Twici in seinem um die Mitte des 14. Jahrhunderts geschriebenen Werke *Le art de venereye* (nach G. de Marolles, *Langage et termes de vénerie*. Paris 1906/8. S. 362): '*Il [le cerf] serra menjié sur le quir: e pur ceo est-il appelé quyrreye.*' — '*E pur quey,*' lautet eine andere Stelle, '*nest il [le senglier] mie appele quyrreye si come del cerf: pur ceo qil n'est pas menjié sur le quyir.*' Und ebenso, wahrscheinlich auf Twici fußend, äußert sich Phœbus (S. 167): '*Et devez savoir que fouaill doit*[1] *l'en apeller de senglier einsi que on doit apeller cuyrée de cerf. Pour ce qu'il se fet sus le feu; et curyée sus le cuyr du cerf.*'

Als weitere Belege für diese Auffassung mögen folgende zwei Stellen aus englischen Texten dienen (nach Murray s. v. *quarry*):

'*The houndes shal be rewarded with the nekke and with the bowellis ... and thei shal be etyn under* [!] *the skyn, and therfore it is clepid* [= *called*] *the quarre.*' *Venery de Twety* (um 1420).

'*That callid is Iwis* [= *certainly*] *The quyrre, a bone the skyn for it etyn is.*' Bk. St. Albans (1486).

Diese allerdings so naheliegende Ableitung des Wortes von *cuir* hat denn auch die Zustimmung der meisten neueren Sprachforscher gefunden, die sich mit der Frage zu befassen Veranlassung hatten, wie Littré, Scheler, die Verfasser des *Dictionnaire général*, und zuletzt Meyer-Lübke im *Rom. etym. Wörterbuch*, Nr. 2233.[2] Es könnte daher fast als Vermessenheit er-

[1] Das '*doit*' lehrt, daß man in Wirklichkeit auch von einer '*curée de senglier*' sprach; vgl. oben S. 121, Anm. 2.

[2] Diez und Körting führen weder *curée* noch die weiter unten zu besprechenden Wörter an.

scheinen, die Richtigkeit der Etymologie noch weiter anzuzweifeln. Und doch stehen derselben so manche Bedenken entgegen, die eine nähere Untersuchung des Sachverhalts geboten erscheinen lassen.

Schon der Umstand, daß, wie vorstehend gezeigt wurde, das Hundefutter auch dann *curée* genannt wurde, wenn es n i c h t auf oder unter der Haut angerichtet wurde, ist dazu angetan, uns stutzig zu machen. Haben wir es hier mit einem Fall von Begriffserweiterung zu tun? Schwerlich. Es will mir vielmehr scheinen, daß *curée*, wie nach heutigem Sprachgebrauch, so schon von vornherein die a l l g e m e i n e Benennung für die Sache war, ohne jede Rücksicht auf die Art und Weise, wie sich der Vorgang abspielte. Wenn z. B. im *Roman de Renart* den Hunden Lunge und Eingeweide als ihr '*droit*' gegeben werden [1] und im *Yvain* des Chrestien de Troyes von der '*cuiriee*' die Rede ist, auf die sich die Hunde stürzen,[2] so läßt der Wortlaut der ersteren Stelle kaum einen Zweifel daran, daß der Dichter die im Eingang dieser Untersuchung beschriebene schlichte, ursprüngliche Form der Fütterung im Auge hat, bei der den Hunden die herausgenommenen Eingeweidestücke ohne weiteres vorgeworfen werden, und ich kann mir nicht denken, daß Chrestien im *Yvain* etwas anderes gemeint haben sollte. Wie hinkend wäre auch sonst der Vergleich zwischen den Zuschauern, die, sobald sie den Riesen fallen sehen, hineilen, um sich an seinem Anblicke zu weiden, und der Meute, die sich auf eine umständlich hergerichtete, ihr also erst längere Zeit nach dem Erlegen des Wildes zugängliche Curée

[1]
Li veneres prist un cotel
A un manche d'argent molt bel,
Si en a le sengler overt
Que tot estoit de sanc covert.
Tost l'out afaitié a son droit,
As levres a doné lor droit,
E le pomon et la coraille.
Il n'i a chen qui ne baaille
De la grant lasseté qu'il out.
Si en mangerent que fain ont.

Roman de Renart XIII, v. 556 ff. (Ausg. Martin, Bd. II, S. 258).

[2] Nachdem erzählt worden, wie die Insassen der nahen Burg von den Mauerzinnen dem Kampfe Yvains mit einem Riesen zusehen, den jener schließlich zu Boden streckt, heißt es dann weiter (Vers 4248 ff.):

Cest cop vostrent mout tuit veoir
Cil qui estoient as creniaus.
Lors i parut li plus esniaus;
Car tuit corent a la cuiriee
Si con li chien qui ont chaciee
La beste tant que il l'ont prise.
Einsi corurent sanz feintize
Tuit et totes par anhatine
La ou cil gist gole sovine.

stürzt! Der begriffliche Unterschied zwischen *droit* und *curée* kann nur der sein, daß unter *droit* das verstanden wird, was die Sitte den Hunden zusprach, was ihnen von Rechts wegen zukam, unter *curée* aber das, was ihnen tatsächlich gegeben wurde und was vielfach, durch die Zugabe von anderen Fleischstücken, von Brot, Käse, Milch usw., über das *droit* hinausging. Diese Auffassung hat aber zur notwendigen Voraussetzung, daß *curée* nicht von *cuir* stammt.

Erhebliche Schwierigkeit macht ferner die Form *curée*, die, wie wir sahen, seit dem 15. Jahrhundert allein gebräuchlich ist. Liegt eine Bildung aus *cuir* + *-ée* vor, so haben wir *curée* als die jüngere Form anzusehen, wofür ja auch die chronologischen Verhältnisse zu sprechen scheinen, mithin Wandel von *ui* zu *u*, etwa unter dem Einfluß der Tonlosigkeit, anzunehmen. Nun fehlt es ja allerdings nicht an Beispielen, in denen, wie bei *burette, buron, charcutier, furole, fusil, usine* usw., das Altfranzösische in der Vortonsilbe *ui* hat. Das sind aber sämtlich Fälle, in denen im Bewußtsein der Redenden die begriffliche Beziehung zum Stammwort abhanden gekommen war. Wo das Gegenteil der Fall ist, da hat sich *ui* durchweg bis auf die Gegenwart erhalten: neben *buisson* (*buis*).[1] *cuirasse* (*cuir*). *cuisine* (*cuire*). *cuisson* (*cuisse*). *huissier* (*huis*). *puissant* und *puissance* (*puisse*) findet sich kein *busson, curasse* usw.[2] Es wäre mithin schlechterdings nicht zu verstehen, warum *cuirée* zu *curée* geworden sein sollte, da doch der Brauch, die Curée auf der Haut anzurichten, bis in die neueste Zeit bestand, und der, sie damit zu bedecken, sogar noch heute besteht; und das um so weniger, als ja das mit demselben Stammworte gebildete *cuirasse* diesen Wandel nicht erfahren hat, trotzdem der Brustharnisch schon im Mittelalter nicht mehr aus Leder bestand, sondern aus Metall.

Zu dieser phonologischen Schwierigkeit gesellt sich weiterhin eine morphologische. *Curée* müßte, wenn es von *cuir* abgeleitet ist, 'das auf der Haut Liegende, Angerichtete, Dargebotene' oder, nach Meyer-Lübkes a. a. O. gegebener Deutung, 'den Anteil, den die Hunde am Fleisch, zunächst eigentlich am Fell der Beute haben', bezeichnen. Die französischen Bildungen auf *-ée* sind am ausführlichsten von Nyrop, *Gramm. hist.* III, § 200 behandelt worden, der sie nach der Bedeutung in sieben Gruppen einteilt. Ich sehe nun nicht, in welcher dieser Gruppen *curée* sich unter-

---

[1] *Buis* ist zwar wahrscheinlich gar nicht das Etymon von *buisson*, was aber nicht hindert, daß es als solches angesehen wird.

[2] Daß in den Mundarten auch sonst Reduktion von *ui* zu *u*, selbst in der Tonsilbe, vorkommt, wie im Anglonormannischen und gegenwärtig im Wallonischen (vgl. z. B. *kūr* 'cuir' auf Tafel 368 des *Atlas linguistique*), kommt hier, wo es sich um eine gemeinfranzösische Wortform handelt, natürlich nicht in Betracht.

bringen ließe. Zwar gibt Nyrop bei der zweiten Gruppe die Bedeutung mit '*la quantité contenue dans le primitif*' an, und in diese Gruppe würde sich *curée* als 'das auf oder unter der Haut Untergebrachte' sehr wohl einreihen lassen. Sieht man sich jedoch die von ihm angeführten Beispiele, wie *bouchée, cuillerée, fusée, brassée* usw., näher an, so zeigt sich, daß der Sinn ein weit engerer ist, nämlich 'die Menge, die in dem vom Stammwort Bezeichneten Raum hat', 'so viel, als dieses fassen kann'.[1] Das paßt nun nicht auf die Curée, die der Natur der Sache nach bald weniger, bald mehr Raum einnahm, als die Haut bot. Doch möchte ich diesem Punkte nicht allzu großes Gewicht beilegen, da eine eingehende Untersuchung über die Geschichte der *ée*-Bildungen noch aussteht,[2] es also immerhin möglich ist, daß sich bei deren Klassifizierung auch für *curée* ein Plätzchen finden ließe.[3]

Die schwersten Bedenken gegen die fragliche Ableitung liegen auch nicht in den bisher geschilderten Richtungen, sondern in folgender. Zur Fütterung der Jagdhunde wurden, wie wir gesehen haben, teils ausschließlich, teils vorwiegend die Eingeweide des Wildes verwendet. Nun begegnen wir fast auf dem gesamten romanischen Gebiete — nur das Ostromanische besitzt es nicht, wenigstens ist es hier bisher noch nicht nachgewiesen worden — einem Worte, das mit dem unseren lautlich wie begrifflich eine so überraschende Ähnlichkeit hat, daß der Gedanke, es müsse zwischen beiden Wörtern ein genetischer Zusammenhang bestehen, schon dem alten Ménage gekommen ist.[4] Es lautet altfranz. *corée, courée*, altprov. *corada*, altit. *corata* und ist auch in den romanischen Sprachen der Gegenwart noch weit verbreitet. So verzeichnet z. B. Gilliérons *Atlas* für das französische Gebiet

[1] Die zwei bei Nyrop folgenden Gruppen '*une mesure*' (Typus: *aunée*) und '*une durée*' (Typus: *journée*) sind daher als Abarten jener anzusehen.

[2] L. H. Alexanders *Participial substantives of the ata-type in the romance languages*, New York 1912, ist weit entfernt, diese Lücke auszufüllen. Die semantische Gruppierung wird darin auf etwa zwei (!!) Seiten abgemacht. Im übrigen siehe Elise Richters Besprechung, *Archiv* Bd. 130, S. 434.

[3] *Cuirée* kommt im Altfranz. auch in der Bedeutung 'Haut' und dann weiterhin 'aus Leder Hergestelltes (Panzer, Köcher usw.)' vor. Hier fällt obiges Bedenken weg. *Cuirée* 'Haut' gehört in die Kategorie der Wörter, die, wie *fumée, nuée, brouée, risée* usw., den Sinn des Stammwortes angenommen haben.

[4] *Dictionnaire étymologique*, Paris 1694, s. v. *curée*: '*Phébus Gaston de Foix, dans son Miroir de la Chasse, a cru que nous avions dit c u r é e par corruption pour c u i r é e ... Il se trompe. C u r é e a été dit de c u r a t a; mot de la mesme signification, et qui a été dit pour c o r a t a. C o r a t a; intestini intorno al cuore, dit la Crusca.*'

Auch Marolles, der der Frage S. 210 ff. und 260 ff. ausführliche Betrachtungen widmet, geht von *corata* aus, ohne jedoch begreiflich machen zu können, wie *o* im Altfranzösischen zu *u* (= deutsch *ü*) werden konnte. Was er zugunsten dieser Annahme vorbringt, entbehrt jeder wissenschaftlichen Grundlage.

auf Karte Nr. 585 *kwéré, kwuré, korey, koráe, kuré* (Punkt 7, 8, 73, 285 und 440), für das Provenzalische auf Karte Nr. 1073 *kurada* (Punkt 708, 709, 811 und 815) und *kurado* (Punkt 705, 717, 718, 719 und 810). In Italien ist das Wort in der Diminutivform *coratella* noch allgemein gebräuchlich, aber auch *corata* findet in dieser Form oder in mundartlicher Umgestaltung ausgedehnte Anwendung, worüber man bei Zauner, *Die romanischen Namen der Körperteile*, S. 153, 156, 171 und 181 das Nähere erfahren kann. Endlich das Spanische hat *corada* (woneben altspanisch und provinziell *coradela*), das Katalanische *coradella*.

Was die Bedeutung des Wortes betrifft, so bezeichnet es in alter wie neuer Zeit vorwiegend das, was der Deutsche 'Geschlinge' nennt, also die inneren Organe der oberen Körperhälfte (Luftröhre, Herz, Lunge und Leber, eventuell auch Milz) bei Schlachttieren, dann auch beim Menschen, wird aber auch häufig von den Eingeweiden überhaupt gesagt. Letztere Bedeutung kommt namentlich ital. *coratella* zu, das zumeist von kleineren Tieren gesagt wird. Anderseits werden aber auch vielfach einzelne der genannten Organe damit bezeichnet, und zwar bald das Herz, bald die Lunge, bald die Leber (siehe besonders Zauner a. a. O.), wie ja überhaupt in der volkstümlichen Namengebung für das, was im Innern des tierischen Körpers enthalten, also der direkten Anschauung in der Regel entzogen ist, ein unglaubliches Durcheinander herrscht.

Zur Illustrierung des Gebrauchs in älterer Zeit will ich hier nur je ein französisches und italienisches Beispiel anführen. In der Schilderung einer Schlacht sagt Jean Bodel (um 1200) in der *Chanson des Saisnes* (nach Godefroy):

> *Tot ont jonchié le pré de boiax, de coree,*
> *Et de cors adantez dont la teste est copee.*

Und im Inferno XXVIII, 26 beschreibt Dante einen Verdammten, dem der Körper von oben bis unten gespalten war, so daß die Eingeweide heraushingen, mit den Worten:

> *Tra le gambe pendevan le minugia;*
> *La corata pareva e il tristo sacco*
> *Che merda fa di quel che si trangugia.*

Aber auch in der Bedeutung von *curée* läßt sich das Wort nachweisen. So sind im *Glossaire des patois de la Suisse romande* die Formen *courayə* aus Penthalaz (Waadt) und *coueräyə* aus Dardagny (Genf) 'ventraille, curée de gibier' belegt.[1] In demselben Sinne steht *queurée* (nach Marolles S. 367) bei Anthon. *Annales de Louis XII* (Anfang des 16. Jahrhunderts). Auf welche der beiden Urformen dagegen *coyria* in einer Urkunde des

[1] Kollege J. Jud in Zürich war so freundlich, das *Glossaire* für mich einzusehen.

Château de Ripaille vom Jahre 1391 (*'46 [panibus] portatis in venatione domine pro faciendo la coyria canibus domini'*)[1] zurückzuführen ist, wage ich nicht zu entscheiden.

Wie steht es nun mit der Herkunft dieses Wortes? Seine weite Verbreitung führt notwendig zu der Annahme, daß es nicht erst in romanischer Zeit aufgekommen ist, sondern schon im Vulgärlatein bestanden hat. Was aber soll die Grundlage sein? Die Laute weisen unzweideutig auf **corata,* das Stammwort wäre also — und das ist auch bisher noch von niemand ernstlich angezweifelt worden[2] — lat. *cor.* Dann müßte aber wiederum seine Entstehung in eine Zeit gesetzt werden, in der die lateinische Deklination bereits untergegangen war, andernfalls wäre nicht **corata,* sondern **cordata* zu erwarten (ein Adjektiv *cordatus* ist ja auch im Latein vorhanden).[3] Auch nach der sachlichen und formellen Seite hin wäre gegen diese Etymologie einzuwenden, daß es nicht recht verständlich ist, wie man dazu kam, das Geschlinge oder die Eingeweide überhaupt gerade nach dem bei den Schlachttieren nach Umfang und kulinarischem Werte hinter Lunge, Leber und Milz weit zurückstehenden Herzen zu benennen[4] und für diese Benennung das Suffix *-ata* zu wählen, das meines Wissens in ähnlicher Verwendung sonst nicht nachweisbar ist. Man sieht, daß hier mutatis mutandis dieselben Schwierigkeiten vorliegen wie bei *curée*, und daß wir, um zu einer befriedigenden Lösung der Probleme zu gelangen, die uns diese beiden Wörter stellen, andere Wege einschlagen müssen als die bisher betretenen.

Ich glaube nun den Weg gefunden zu haben, der zum Ziele führt. Im Italienischen finden sich in alter Zeit ziemlich häufig

---

[1] Abgedruckt in der Urkundensammlung von M. Bruchet, Paris 1907, S. 389. Ebenfalls nach freundlicher Mitteilung von Jud.

[2] Wenn W. Förster, *Zeitschr. f. d. österr. Gymnasien* XXVI, 546, meint, daß franz. *courée* 'Eingeweide' von *cuir* stamme, so ist das offenbar ein Lapsus, den ihm G. Paris, *Romania* IV, 511, mit Recht verweist.

[3] In Meyer-Lübkes *Rom. etym. Wörterb.*, Nr. 2220 wird lat. *coratum* 'Geschlinge' als Grundlage für die betr. romanischen Wörter angegeben und auf *Studi glottol. ital.* II, 96 verwiesen, was vertrauensselige Leser zu dem Glauben verleiten könnte, a. a. O. wären für Wort und Bedeutung ausreichende Zeugnisse beigebracht. Ich habe mich die Mühe nicht verdrießen lassen und nachgeschlagen. Und was finde ich? Die 'rätselhafte Inschrift' einer Bleitafel, die nach der Meinung des Herausgebers eine Verwünschung enthalten soll, und deren Schlußworte *'anima cor || atu. epar'* als *'anima coratum hepar'* gedeutet werden. Man gräbt nach Gold und findet Regenwürmer!

[4] Wenn lat. *praecordium*, das ja ebenfalls *cor* enthält, bald das Geschlinge, bald die Eingeweide überhaupt bezeichnet, so ist das keineswegs die ursprüngliche Bedeutung. Das Wort ist offenbar eine Umsetzung von griech. περικάρδιον 'Herzbeutel' ins Lateinische und, wie sich aus dem in den Wörterbüchern belegten vielseitigen Gebrauch erkennen läßt, der Begriff allmählich erweitert worden.

die Schreibungen *curata, curatella.* Zu den von Tommaseo-Bellini hierfür gebrachten Belegen kann ich noch einen neuen hinzufügen. In der oben (S. 127) angeführten Stelle aus Dantes Inferno XXVIII, 26 haben die besten Handschriften und die älteren Drucke *curata*; erst die Aldina (1502) hat *corata* (siehe K. Wittes kritische Ausgabe der *Divina Commedia*, Berlin 1862). Und wenn die Angabe bei Petrocchi: '*curatella*, volgare = *coratella*' richtig ist, so kommt diese Aussprache noch heute vor. Lägen keine anderen Bedenken vor, so könnte man, da im Toskanischen vortoniges *o* bisweilen als *u* erscheint (siehe Meyer-Lübke, *Gramm. der rom. Sprr.* I, § 353 und *Ital. Gramm.*, § 124, ferner für das Alttoskanische *Arch. glottol.* XII, 145 und XVI, 403), *curata* vielleicht als eine auf rein lautlichem Wege entstandene Nebenform von *corata* erklären. So aber geht das nicht. In der Tat hat es, wenn nicht alles trügt, mit der Herkunft dieses *curata* eine andere Bewandtnis: es ist nichts anderes als das Partizip von lat. *curare*, das im Sinne von 'reinigen' schon in alter Zeit häufig vorkommt und im Romanischen teils in dieser allgemeineren Bedeutung, teils, wie schon im Latein, als Fachwort verschiedener Gewerbe zur Bezeichnung bestimmter Reinigungsverfahren überaus verbreitet ist bzw. war (siehe Meyer-Lübke, *Rom. etym. Wörterb.*, Nr. 2412, und die Spezialwörterbücher, zum Rumänischen auch das von mir *Archiv* 126, S. 478 Gesagte). Und was die spezielle Bedeutung 'Tiere ausweiden, ausnehmen' betrifft, die wir für *curata* 'Eingeweide' voraussetzen müssen, wenn wir es auf *curare* zurückführen wollen, so ist diese, wie die betreffenden Wörterbücher zeigen, in vielen italienischen Mundarten heimisch: venez. *curare* 'sventrare i polli ecc.'; piem. *gürè* 'sventrare, sbudellare, sbuzzare, e dicci de' pesci e del pollame'; kom. *cürá* 'sventrare polli o pesci'; friul. *curâ* id.; poles. (Rovigno) *curare* 'sventrare (un vitello e simili), sbuzzare'. Daß die Eingeweide, wie nach verschiedenen anderen Merkmalen, so auch nach der Handlung, durch die sie dem tierischen Körper entnommen werden, benannt werden können, lehren lat. *exta* für *exsecta* (nach Walde), von *exsecare*, deutsch in der Jägersprache *Gescheide* 'Magen und Gedärme', von (die Eingeweide) *ausscheiden* = ausnehmen, und *Aufbruch* 'Eingeweide des Hochwilds', von *aufbrechen* = (Hochwild) ausweiden. Auch deutsch *Eingeweide* (älter *Geweide*) und *ausweiden* enthalten, wenn auch ihre Herkunft noch in ziemliches Dunkel gehüllt ist, immerhin beide denselben Stamm. Und im Französischen endlich hat *éventrer* (im Vereine mit *ventre*) den Wandel von *entrailles* zu *ventrailles* (mundartlich weit verbreitet) zuwege gebracht.

Zu dem, was hier in bezug auf die Geschichte von *corata* usw. angenommen wurde, liefert der romanische Südwesten eine Parallele, wie sie schöner nicht gedacht werden kann. Span. *corazon*,

gal. *curazon*, port. *coração* 'Herz' ist ein sonderbares Wort, da es mit dem Suffix *-ationem* gebildet ist, das sonst nur an Verbalstämme tritt (Meyer-Lübke, *Gramm. der roman. Sprr.* II, § 496).[1] Des Rätsels Lösung hat Cornu, *Romania* IX, 129, gefunden. Auf altspan. *curazon* gestützt, führt er dieses auf *curationem* zurück, das zuerst das Ausweiden, dann das Ausgeweidete, endlich mit spezialisierter Bedeutung das Herz bezeichnet habe. Körting, *Lat.-roman. Wörterbuch*, Nr. 2500, begleitet Cornus Aufstellung mit einem bedenklichen Schütteln des Kopfes, und Meyer-Lübke, der (*Roman. etym. Wörterb.*, Nr. 2217) ebenfalls in *corazon* usw. eine unmittelbare Ableitung von *cor* sieht, erwähnt sie nicht einmal: ich halte sie für fraglos richtig.

Somit wäre denn das Etymon für die uns beschäftigenden Wörter und damit zugleich der Punkt gefunden, von dem aus — mit Hilfe von etwas Phantasie, wie ich gern zugebe — sich Ordnung in das Gewirr der Erscheinungen bringen läßt. Ich stelle mir den geschichtlichen Verlauf etwa wie folgt vor. Es gab im Vulgärlatein ein Wort *curata* — wahrscheinlich, wie lat. *exta*, *intestina*, *viscera*, ital. *minugia*, *budella* usw., von Hause aus ein sächlicher Plural —, das 'Eingeweide' bedeutete[2] und, je nachdem es Fachwort der Schlächterei und Küche oder der Jagd war, einen verschiedenen Entwicklungsgang einschlug. Von den Eingeweiden der Schlachttiere finden nämlich in der Küche Magen und Därme, als wenig schmackhaft und schwer verdaulich, nur geringe Verwendung. Sie kommen auch, da sie zur Wurstfabrikation dienen, ungleich weniger auf den Markt als das Geschlinge. So konnte es geschehen, daß der Gebrauch des Wortes

---

[1] Vgl. dazu Baist in *Gröbers Grdr.* I², 900: '*coraçon*, das allmählich *cuer* verdrängt hat, ein absolut dunkles Wort und sicher nicht **coraceonem*.'

[2] Natürlich kann *curata*, wie das zwecks Reinigung Ausgeschiedene, so auch die Handlung des Ausscheidens selbst bezeichnen (vgl. z. B. *pensée* 'Gedachtes', dann 'Denken', und siehe Meyer-Lübke, *Gramm. der rom. Sprr.* II, § 486). Das Vorkommen dieser Bedeutung wird für das Französische bezeugt von Cotgrave s. v. *curée*: '*La curée d'un fossé*, the cleansing or scouring of a ditch' (wofür gegenwärtig *curure* gesagt wird) und Mistral s. v. *curiho*: '*Curiho*, *curilho*, curée, vendange d'un poisson ou d'une volaille.' Einen anderen semantischen Typus wiederum stellt dar neuprov. *curado* 'ce qu'on cure en une fois' (Mistral).

Der Begriff 'Ausgeschiedenes' kommt auch dem denselben Stamm enthaltenden altfrz. *curaille* zu, das sich formell zu *curée* genau so verhält wie altfrz. *coraille* 'Eingeweide' zu *corée*. Zur Veranschaulichung des Gebrauchs mögen folgende zwei, Godefroy s. v. entnommene Belege dienen: '*Les curailles* [der Mist] *qu'ils ont jecté hors des étables*' (Cortereau, *Colum.*, éd. 1555, I, 6). '*De toz hontos et de toz vis Est il curaille* [der Auswurf, Abschaum] *li chaitis*' (Benoit, *Roman de Troie*, v. 13106 f.). Es handelt sich in all diesen Fällen offenbar um ein und dasselbe Wort, das unter der Wirkung mannigfaltiger Faktoren allerlei lautliche, formelle und begriffliche Umgestaltungen erfahren hat.

sich allmählich auf den letzteren Begriff beschränkte,[1] um so mehr als eine zusammenfassende Benennung für die das Geschlinge bildenden Körperteile, die als Ganzes verkauft zu werden pflegen, im Lateinischen, wie es scheint, fehlte. Und das hatte wieder zur Folge, daß sich die Volksetymologie des Wortes bemächtigte und, indem sie es mit *cor*, als dem Namen eines der Stücke, in Verbindung brachte, *curata* zu *corata* umbildete.[2]

Wieder anderer Natur waren die Schicksale, die *curata* in der Sprache der Jäger erfuhr. Da den Hunden bald die gesamten Eingeweide, von denen das Herz nur einen verschwindenden Bruchteil bildet,[3] bald beliebige Stücke davon überlassen zu werden pflegten, so lag hier zu einer lautlichen Beeinflussung von *cor* her keine Veranlassung vor. Sie sollte sich von anderer Seite her geltend machen. Im Mittelalter war das Jagdvergnügen bei den Königen und Fürsten Frankreichs zu einem prunkhaften Schauspiel geworden, von dem — man lese die betreffenden Kapitel der Jagdbücher — die Fütterung der Hunde nach beendeter Jagd einen ganz wesentlichen, nach umständlichem Zeremoniell in Szene gesetzten Teil bildete. Dabei wurde das aus Teilen des erlegten Wildes und anderen leckeren Dingen sorgfältig zubereitete Mahl den Hunden auf der Haut des Tieres, wie auf einem Tischtuch, vorgelegt. Es war gewissermaßen das Vorspiel zu dem Festmahl, das nachher den Jagdteilnehmern geboten wurde. Und so kam es denn, daß das, was der schlichte Weidmann *curée* 'Eingeweide' nannte, in höfischen Kreisen zu *cuirée* wurde, indem man es auf *cuir* 'Haut' bezog. Es kann daher nicht wundernehmen, daß wir dem Worte in der eben diesen Kreisen entstammenden und vornehmlich die hohe Jagd behandelnden weidmännischen Literatur jener Zeit[4] zumeist in letzterer Gestalt — bzw. nach dem Vorbilde der Wörter, die unter dem Einflusse

---

[1] Derselbe Vorgang tritt uns bei lat. *exta* entgegen, das ursprünglich die Eingeweide überhaupt bezeichnete, dann aber auf die edleren Teile derselben angewendet wurde, die bei der Opferschau zur Weissagung dienten.

[2] Daraus weiterhin mit Suffixtausch altfrz. *coraille*, altprov. *coralha* 'Eingeweide'. Vgl. dazu neuprov. *curiho, curilho* 'Ausweiden' (nach Mistral und Piat).

[3] Auch wurde das Herz, nach dem Zeugnis der Quellen, den Hunden nicht immer gegeben, sondern bildete häufig einen Hauptbestandteil des '*droit du seigneur*'.

[4] Vgl. dazu J. la Vallée, *La chasse à courre en France*, Paris 1859, wo der Verfasser in der Einleitung S. XLII, nach einer Besprechung der älteren Jagdbücher, wie folgt fortfährt: '*Tous les livres de chasse que nous avons examinés jusqu'à ce moment, s'occupent plutôt de la grande vénerie, de la chasse du cerf, du loup, du sanglier, que de celle faite par le simple gentilhomme. S'ils parlent de la chasse du lièvre, ce n'est que d'une manière secondaire; mais à mesure que les fortunes se nivelèrent, l'attention dut se porter naturellement sur ce qui était le plaisir du grand nombre.*'

eines Palatals im Stamme nach bekanntem Gesetz die Endung *-iée*, *-ie* annehmen, wie *maisniée, maisnie, baisiée, baisie* usw., in der Gestalt *cuiriée* oder *cuirie* — begegnen. Daneben lebte aber auch die alte Form[1] weiter fort, namentlich im Munde derer, die keine Gelegenheit hatten, an den Jagdzügen der Großen teilzunehmen und die Art, wie dabei die Fütterung der Meute vorgenommen wurde, mit eigenen Augen zu sehen. Und da diese die große Masse der Jäger bildeten, so konnte sich das nur in einer bestimmten Gesellschaftsklasse heimische *cuirée* auf die Dauer nicht halten, sondern mußte schließlich dem alten *curée* wieder den Platz räumen.

Ob das, was ich hier vorgebracht habe, schon die endgültige Lösung des Problems darstellt? Kann sein, kann auch nicht sein. Es ist ja das Schicksal aller wissenschaftlichen Aufstellungen, daß sie nur so lange Geltung haben, als nicht neues Material zutage gefördert wird, das sie über den Haufen wirft. Das mag vielleicht einmal auch der meinigen widerfahren. Bis dahin aber wird man sie wohl gelten lassen müssen.

Berlin. H. Tiktin.

[1] Es ist wohl kein bloßer Zufall, daß gerade bei Gottfried, also in einem deutschen Texte, das Wort in der Stammsilbe mit *u* (nicht *ui*) geschrieben erscheint. Wenn die ältesten französischen Quellen, soweit ich übersehen kann, stets die Schreibung mit *ui* aufweisen, so mag das darin seinen Grund haben, daß die Kopisten, in deren Abschriften uns jene Quellen vorliegen, einer Zeit angehörten, in der die Aussprache mit *ui* schon durchgedrungen war, und sie deshalb das Wort in die ihnen geläufige Form umsetzten. Diese Möglichkeit fällt aber bei Gottfrieds *Tristan* weg, von dessen deutschen Abschreibern nicht anzunehmen ist, daß sie Französisch konnten oder, wenn sie auch eine gewisse Kenntnis dieser Sprache besessen haben sollten, in der Schreibung der im Text enthaltenen französischen Wörter eigenmächtige Änderungen vornahmen. Bedenkt man ferner, daß *curîe* im *Tristan* an nicht weniger als acht Stellen (Vers 2959, 2960, 2963, 3017, 3020, 3024, 3026, 3314) vorkommt, und daß sämtliche (elf) Handschriften das Wort ausnahmslos in dieser Form bieten (siehe die kritische Ausgabe von Karl Marold, Leipzig 1906), so darf es wohl als erwiesen gelten, daß Gottfried selbst so sprach, oder daß er das Wort bei seinem Vorbilde, dem französischen *Tristan* des Thomas, in dieser Gestalt vorgefunden hatte. Dann haben wir aber dieses *curîe* als den ältesten Beleg für die Lautgestalt des Wortes — nicht für das Wort selbst, das schon in älteren Quellen vorkommt — anzusehen. Und darin läge dann weiterhin eine mächtige Stütze für die hier vertretene Annahme, daß *curata* die Grundlage des Wortes sei. Dem etwaigen Einwand gegenüber, daß *curie* ja ein älteres *cuiriée* zur Voraussetzung habe, sei darauf hingewiesen, daß im Ostfranzösischen die Diphthongierung des *é* auch nach *ur* eintritt, also z. B. *curatus* hier *curié* ergibt (vgl. für das Mittelalter Meyer-Lübke, *Rom. Gramm.* I, § 261, für die Gegenwart Suchier, *Die franz. und prov. Spr.*, § 28 in *Gröbers Grdr.* I², 755). Wir dürfen also das *curîe* des *Tristan* als regelrechte landschaftliche Wiedergabe von *curata* ansprechen.

Kleinere Mitteilungen.

Southamptons ältester Name.

Während *Hamtun* seit 8., *Sudhamtun* seit 10. Jahrhundert in den Angelsächsischen Annalen vorkommt, bewahrt die Heidenheimer Nonne aus Wessex, die 778—86 *Vita Willibaldi* verfaßte, eine frühere Form: *Hamwih*. Als Willibald aus Wessex zur Seine segeln will, schifft er sich ein zu *Hamelea-mutha* [jetzt Hamble, der Flußname *Hamelea* ist auch sonst ags. bezeugt] *iuxta illa mercimonio* [so] *que dicitur Hamwih*; ed. 'Monum. Germ.', SS. XV, 91. 'Dieser Ort existiert nicht mehr', meint der Herausgeber. Allein offenbar ist ein großer Handelsplatz nächster Nähe gemeint, wie denn in der parallelen Stelle, in der Biographie Wynnebalds, des Bruders Willibalds, die Stelle, wo man mit den Schiffern über die Überfahrt verhandelt, *loca venalia quod est mercimonium* heißt (p. 107): und daß ein solcher Markt dicht neben Southampton bestanden habe, ist unbekannt und unwahrscheinlich. Nun stehen *wic* und *tun* als Wörter oft genug synonym; daß sie auch als Glieder eines zusammengesetzten Ortsnamens wechseln können, erscheint möglich aus der Analogie mit der Bezeichnung für London: *Lundenburh* (*-ceaster*) und *Lundenwic*. Auf Münzen Æthelreds II. kommt *Hamwic* vor; allein die Münzernamen sind andere als die auf den zu Southampton geprägten; und dieses heißt auf Münzen damals *Hamtun*; Carlyon-Britton *Brit. numism. journal* VI (1910), 26.

Berlin. F. Liebermann.

Angelsächsische Urkunde 1085—1117.

G. abbod ⁊ alle þa brodera on Westmynstr' gretid N. schirerefan on Estsex' Godes gretyng' ⁊ owr'! ⁊ we kydad þe, þat þis man R. hafed gesoht' Crist ⁊ seint Petr' ⁊ Edwarde kynges reste ⁊ alle þon halidom. ꝥ inne þone halighan mynstr' is. Now bidde we þe for Godes lofan ⁊ for þer' sokne, ꝥ he gesoght' haved, ꝥ þu hine gemyltsie ⁊ forgif swawhatswa he gilt hafed. God þe gebehalde! Amen. Aus dem sog. Domesday von Westminster, einem Chartular (um 1306), druckt diese Urkunde J. Arm. Robinson, *Gilbert Crispin abbot of Westminster* (Cambr. 1911) p. 37. Ich habe ⁊ statt *and*, *ð* oder *þ* statt *th*, große Initialen für 'Essex' und 'Gott', Worttrennung und Interpunktion eingeführt. Der Abschreiber hat deutlich Endungen und Konsonantenausdruck (*gh*) verderbt, im vorletzten Worte vom Präfix (das wohl über der Zeile verbessert war) Dublette gegeben, aber ein Original um 1100 vor sich gehabt.

Robinson merkt an: 'There is a similar writ of *Gisilberd abbod* on behalf of *Deorman* in *Monasticon* I, 310.' Hiernach ergänze man oben den Namen des Abts, den die Literaturgeschichte meist in der französischen Zusammenziehung kennt. Der Adressat war im Original bezeichnet; da aber der Name den Kopisten nicht interessierte, setzte er dafür *N[omen]*. Gilbert ist als lateinischer Theolog, Dichter und Briefschreiber bekannt. Die Schule von Le Bec, zu der er gehört, steht sonst der angelsächsischen Sprache im ganzen feindlich gegenüber.

In demselben Bande druckt Robinson eine lateinische Urkunde von 1002 mit angelsächsischer Grenzbeschreibung, die Skeat erklärt hat; p. 167.

Berlin. F. Liebermann.

Ein Yorkshire-Dialekttext aus dem 18. Jahrhundert.

In der Zeitschrift *The Stockton Bee; or, Monthly Miscellany* (Stockton, J. Atkinson, 16⁰), die Prosabeiträge schöngeistiger wie belehrender Art, Gedichte, Fragebeantwortungen und mathematische Aufgaben mit Lösung enthält, steht in der Nummer für Mai 1795 (S. 162 f.) folgender *Song in the Yorkshire Dialect,* der trotz seiner augenfälligen Anlehnung an Burns in Inhalt und Dialektverwendung bei der Seltenheit englischer Dialektstücke aus dem 18. Jahrhundert doch einiges Interesse bietet.

I lately lov'd a lass right weel,
Was beautiful anwitty,
But all I said (an' t was a deal)
Could never move her pity,
Or mak her love me.

I tell'd her owre and owre again,
Did monie reasons render,
She'd never find another swain
Wad be sae[1] fond and tender,
If she'd but love me.

I'd tent my sheep at field or fauld
Wi' spirits light and cheary,
Thro' summer's heat, and winter's cauld
If she wad be my deary,
And say she'd love me.

Was I the richest i' the town,
And had much gowld, and siller,
Was I a king, and ware a crown;
All, all, I'd gi'en it till her,
Wad she but love me.

I'm only a poor shepherd's lad,
My han's alane maintain me;
Waes me! and weel may I be fad
That mak's the lass disdain me,
'At winnot love me.

I thought at first, in my despair,
I'd gang and get me listed,
And rashly brave, meet death in war
Because the lass insisted,
She wad not love me.

But now, I've ta'en another mind,
I'll now try to forget her;
Another lass may prove mair kind,
Ise like as weel or better,
And she may love me.

Gisbro' Alexis.

Innsbruck. Karl Brunner.

[1] *Original*: fae.

Zum Crescentiastoff.

Zur Entlastung seiner Ausgabe der Florence de Rome[1] veröffentlichte A. Wallensköld seine Untersuchungen über die große Sagengruppe von der durch ihren Schwager unschuldig verfolgten und aus allerlei Fährlichkeiten, die ihrer Keuschheit drohen, schließlich durch ihre wunderbare ärztliche Kunst geretteten Frau (Crescentia) in einer ergebnisreichen Abhandlung,[2] in der er auf Grund eines sorgfältig aufgestellten Stammbaums das Verhältnis der abend- und morgenländischen Versionen zueinander wiederum dahin festlegen konnte, daß der orientalische Ursprung dieses beliebten Stoffes erwiesen ist. Eine ungefähr gleichzeitig in Angriff genommene, aber später gedruckte Studie von Svetislav Stefanović,[3] die nur wenig neues Material an Texten und dazu recht versteckt und wenig übersichtlich beibringt, sich daher sehr wohl auf die Mitteilung der Hauptergebnisse der abweichenden Methode hätte beschränken können, hat dadurch die Aufmerksamkeit der vergleichenden Literaturforschung erregt, daß sie zu ganz diametral entgegengesetzten Resultaten gelangt ist, nämlich zur Erschließung uralter mythologischer Vorstellungen und zur Theorie einer altgermanischen Herkunft des Stoffes, somit auch der Wanderung der Motive nach dem Orient hin. Hat nun der Serbe auch gar manche trotzdem mit seiner Beweisführung nicht überzeugen können, so hielt es doch Wallensköld[4] für seine Pflicht, seinen unveränderten Standpunkt nochmals gründlich zu beleuchten, die Gründe für und gegen seine Aufstellungen in objektiver Ruhe abzuwägen und die Stabilität seiner Theorie darzutun. Es genügt, darauf hinzuweisen, daß seine Ausführungen, weil auf weit gründlicherer Forschung beruhend, den berechtigten Anspruch erheben können, von uns als wissenschaftliche Tatsachen angesehen zu werden. Der Fachkritik mögen weitere Urteile überlassen bleiben.

Das lat. Marienmirakel nimmt innerhalb der okzidentalischen Gruppe eine hervorragende Stelle ein. Sicherlich ist es nicht ohne Belang, dessen verschiedene Ausgestaltungen noch genauer kennen zu lernen, nachdem Mussafia und Wallensköld vier Hauptformen haben verzeichnen können. Stefanović[5] selbst bemerkt: ‘Gegenüber der Gleichförmigkeit in den Bearbeitungen der “Crescentia” der Kaiserchronik beobachtet man hier eine außerordentlich reiche Mannigfaltigkeit, zu deren Erklärung man entweder eine sehr frühe starke Differenzierung des Mirakels annehmen muß oder eine noch viel frühere Popularisierung desselben, wenn man seine Entstehung nicht selbst aus populären Motiven erklären will.’

---

[1] *‘Florence de Rome, chanson d'aventure du premier quart du XIIIe siècle’* p. p. A. Wallensköld, t. I et II (1907, 1909): *Société des anciens textes français.*

[2] *‘Le conte de la femme chaste convoitée par son beau-frère.’ Etude de litt. comparée* par A. Wallensköld, Helsingfors 1907: *Acta Societatis Scientiarum Fennicae*, t. XXXIV, 1.

[3] *‘Die Crescentia-Florence-Sage.’ Eine krit. Studie über ihren Ursprung und ihre Entwicklung* von Dr. Svetislav Stefanović: *Romanische Forschungen* XXIX (1911), 461—556.

[4] *‘L'origine et l'évolution du Conte de la femme chaste convoitée par son beau-frère’ (Légende de Crescentia): Neuphilol. Mitteilungen*, Helsingfors 1912, 67—78.

[5] a. a. O. S. 486.

Es sei gestattet, hier drei bisher unbekannte und von keinem der beiden Forscher verwertete Fassungen des Mirakels mitzuteilen. Wegen ihrer vielfach eigenartigen Züge und auch, weil die eine durch die Erhaltung eines Nebenmotivs sich noch inniger an die *Gesta Romanorum*, die *Florence* und selbst an den östlichen Zweig anschließt, scheinen sie mir beachtenswert zu sein. Die Breslauer Universitätsbibliothek ist besonders reich an Predigthandschriften mit solchen Exempla- und Mirakelsammlungen, die vielfach noch unbekannte Parallelen[1] zu literarischen Themen enthalten. In der Hs. I Fol. 115 aus der Mitte des 14. Jahrhunderts findet sich das Exemplum von 'der Königin von England' mit dem rätselhaften Zitat der Chronica tripartita, womit natürlich nicht Cassiodorus gemeint ist. J. Klapper[2] hat bereits darauf hingewiesen und die Geschichte in deutscher Übersetzung mitgeteilt, dazu einiges Allgemeine vor dem Erscheinen der obigen beiden Monographien angemerkt. In der Hs. IV Fol. 64 aus dem 15. Jahrhundert steht mitten in einer Mirakelsammlung ein anderes Exempel und gleichlautend in der damit eng verwandten Hs. IV Qu. 164, fol. 32v aus derselben Zeit. Eine dritte Version begegnet uns in der Hs. der Münchener Hof- und Staatsbibliothek, cod. lat. 11726 aus dem 15. Jahrhundert, wo unter anderem die Versio Italica der *Historia septem sapientum* zu lesen ist. Diese Fassung hat H. Fischer in seiner trefflichen Dissertation[3] abgedruckt, ohne daß man aber sich weiter mit ihr beschäftigt hätte. Es bleibt nicht ausgeschlossen, daß noch andere Mirakelformen zu finden sind, falls man sich erst dazu aufraffen wird, sämtliche Bestände an Predigthandschriften in unseren Bibliotheken nach literarischen Themen zu durchforschen und auch in dieser Literaturgattung das Walten der weiter ausgestaltenden Volksseele, d. i. der mündlichen Überlieferung, festzustellen, wenn nicht gar bisher zu wenig beachtete Beziehungen zu den schriftlichen Quellen zu entdecken.

Die folgenden Abdrucke der Texte erfolgen unter Beibehaltung der mittelalterlichen Graphie, nur die Interpunktion ist leicht geändert, und etwaige Eigennamen erscheinen in der uns geläufigen Gestalt mit großen Anfangsbuchstaben. Die von den Hauptfassungen des Mirakels, wie man sie im Appendix bei Wallensköld vorfindet, abweichenden Stellen sind durch Kursivdruck kenntlich gemacht.

I.

Breslau, Universitäts-Bibl. I Fol. 115, fol. 169ra.

a) Legitur in *Cronica tripartita* quod erat quidam *rex in Anglia* qui habuit reginam pulchram et castam: *ad peticionem ipsius regine* caste viuere proposuit. Rex igitur ad terram sanctam ex deuocione accedens fratri suo terram et familiam tradidit gubernandam. Frater uero regis regine captus pulchritudine illico ipsam decipere sathagebat. Quem illa cum sepius delusisset in domo, quadam autem die turri adaptans prius ciborum indigencijs eum reclusit. Rege autem redeunte regina sollicite dixit ut frater letus occurrat. Qui veniens reginam turpiter apud regem infamauit dicens quod quam pluribus adulterata fuisset.

---

[1] Vgl. *Exempla aus Handschriften des Mittelalters*, hg. von J. Klapper, Heidelberg 1911: *Sammlung mittellat. Texte*, Heft 2.

[2] *Mitteilungen der schlesisch. Gesellschaft für Volkskunde* XX (1908), S. 19—22.

[3] *Beiträge zur Literatur der sieben weisen Meister*. I., Greifswald 1902, S. 48—50.

b) Rex fratri credens duobus camerarijs precepit ut *in noctis silencio* reginam ductam in sifuam (Hs. insulam) proximam occiderent. Quod illi cione fuerat, cum illic iter ageret, videns pulchram dominam duci ad mortem, ipsi compassus eam de manibus eorum eripuit, secum duxit in domum et honestatem videns domine ei filium suum tradidit custodiendum.

c) Frater uero comitis iam dicti dominam tam pulchram aspiciens eam summo opere illico attemptauit. Que dum scelus abhorreret, ille ut eam apud fratrem infamaret, filium fratris latenter occidit. Cum autem domina puerulum, iugulatum inueniret, territa exclamauit, sed familia currens puerum iugulatum inuenit. Sed familia et frater comitis cum maxime ipsi indignarentur et uellent eam iam igne cremare, comes timens deum offendere nec volens admittere, fecit eam per mare duci de terra.

d) Naute uero cum ab ea nichil possent habere de rebus illicitis, eam in medio maris super lapidem posuerunt.

e) Illa uero *orabat ad dominum dicens: Domine, scio quia non derelinquis confidentes in te.* Et sic in solacio sedens obdormiuit. Et ecce sibi videbatur ad eam venire virginem pulcherrimam (am Rande: Mariam) dicentem: Ab hac tribulacione cito liberaberis. Exstirpe, inquit, herbas quas sub tuo capite inuenies: cum eis curabis omnem lepram. Et dum sic sederet, ecce audiuit aduenire vnam nauem, *in qua erat familia comitis illius apud quem domina manserat.*

f) *Et uidentes dominam sedere acceperunt eam in nauem et dixerunt quod quererent medicum qui consuleret fratri domini eorum,* quia leprosus factus esset. *Que dixit se uelle consulere.*

g) Que cum uenisset, dixit leproso ut peccatum suum confiteretur et maxime de occisione pueri sui fratris. *Quod et ille fecit.* Et domina accepta herba quam ei beata virgo ostenderat, sanauit illum. Comes autem dolens se talem dominam amisisse, et illa fatetur se ipsam esse.

h) *Rex* autem *Anglie* audiens huius domine famam misit pro ea, rogans ut fratrem suum a lepra mundaret. Que veniens dixit: Curari non posset homo iste, nisi publice confiteatur omnia sua peccata. Qui cum lamentabiliter fateretur quod reginam, honestam dominam, indebite defamasset, domina eam curauit. Rege uero multum dolente de morte regine domina dixit: Ego sum de qua doles. Scias ergo quia dominus me intactam ab omnibus custodiuit.

i) Et facto monasterio virginum in illud se recepit spreto mundi regno. *Et cum ibi aliquo tempore deo seruiuisset, audiuit vocem sibi dicentem: Vos estis qui mecum permansistis in meis temptacionibus. Venite, benedicti etc. Post hoc die tercia obdormiuit in domino.*

II.

Breslau, Universitäts-Bibl. IV Fol. 64, fol. 379vb.

a) Quidam imperator peregrinatus adolescentem fratrem imperatrici commisit custodiendum. Qui mox amore eius vehementer accensus cepit infirmari. Imperatrix autem multa instancia tandem hec agnoscens consolata est eum dicens: *Ecce paro lectum in alte turris vmbraculo,* vbi mutuo uacabimus amplexu. Dum autem turrim iuuenis introisset, fecit eum imperatrix industrie vsque ad reditum imperatoris ibidem includi. Ideoque redeunte fratre eminus se [presentans se] propter stupra coniugis ne videret et argueret, vsque tunc inclusum fuisse conquestus est.

b) Quo audito imperator infremuit, coniugem suam in nemore a seruis suis occidi iussit. Illi autem cum peruenissent ad occisionis congruum locum, prius volebant [eam] sibi violenter commisceri. Clamore autem eius *mercator quidam a propianis* eam eripuit multoque tempore eam in domo sua *operi plumario inseruire fecit;* tandem autem mercatoris filium, elegantem puerum, fouendum suscepit.

c) Frater autem mercatoris eius deceptus specie puerum occidit, pugionem autem clanculo in *renuentis sibi* imperatricis lectulo collocans eam nequiter inculpauit. Misertus autem eius mercator ut sponse et nobilis *obtinuit a iudicibus ut in dolio veteri saltem in mare precipitaretur.* Quod et factum est.

d) *Fluitante igitur in mari dolio* affuerunt naute, qui eam extraxerunt. Nolentem autem eam consentire eorum cupiditati denuo in mari in quodam saxo reliquerunt, vbi a beata virgine visitata cui seruiuerat herbam contra lepram insolito virgine sibi indicante inuenit.

e) Ab alijs autem nautis educta postmodum in hospicio, in quo erat, quendam mendicantem leprosum herba supradicta subito curauit, vnde fama eius celebris effecta est.

f) Diuina autem ordinacione supradicti mercatoris germanus, accusator perfidus, lepra grauissima tactus ad eam deductus est. Quem agnoscens, non autem agnita *cepit quasi ignara inquirere, si in aliquo consagwinitatis gradu assistenti mercatori attineret. Respondente autem quod frater esset, sic ait:* Non te potes sanare, nisi michi et sibi omnia peccata tua confitearis. Illo autem confitente dolum quem fecerat ait imperatrix: *Confido in domino quod illa matrona salua est; iam amplius noli peccare nec tu, frater eius, vindicare.*

g) Eodem tempore contigit fratrem imperatoris grauissima lepra ut in predicto teneri. Pro quo mandata illa dei famula, ut dictum est de fratre mercatoris, miserta eum sanauit honoremque pristinum, ymmo ampliorem recuperauit.

III.

München, Hofbibl. cod. lat. 11726, fol. 163rb.

a) Regina quedam formosa fuit que cum rege suo castitatem *virgini Marie* nouerat et *omni die ·xxx·ta pater noster et tot aue Maria dixerunt.* Rex uero *in expedicionem* equitauit, commisit fratri suo regnum et recessit. Frater eius assidue prouocauit reginam. Que in nullo consentire voluit, et cum eam comprimere vellet, ipsa conualuit et se violare non permisit. Cumque hoc sepius factum fuisset, regina timuit et fratrem regis *in vna camera* conseruauit, quod nequaquam exire potuit: *modo supplicabat, modo misericordias imponebat,* et qualitercumque fecit, ipsum exire noluit uel non permisit. *Post medium annum* venit rex, et regina fratrem eius misit de camera. Qui statim *equum ascendit* et regi obuiam equitauit. Videns rex fratrem *barbatum* dixit: Quid est hoc, frater? Qui respondit: *Sicut vxori tue placuit. Et occulte ei in aurem dixit:* Vxor tua *cum clientibus coquine* fornicabat. Et cum eam arguerem, ipsa me captiuauit usque in hunc diem *sicut omnibus famulis tuis patet. Famuli dixerunt: Verum est, domine! (notando quod ipsum captiuum tenuit, sed de fornicacione non audierunt).*

b) Rex uero iratus credebat quod fornicata fuisset. Precepit 4or famulis quod eam occulte ducerent in siluam et eam occiderent *et sepelirent.* Et cum eam in siluam duxissent, vnus famulorum dixit: Domina mea karissima, vultis michi consentire? *Et ego uobiscum de terra exibo et uobis mecum bene sit.* Si hoc facere non vultis, uos occidemus, sicut precepit rex. Regina omnino renuuit et prius mori elegit quam quod castitatem violaret. Ipsi 4or famuli eam in terram proiecerunt et eam violenter opprimere voluerunt. *Regina clamabat: O sancta Maria, adiuua me!* Audiens hoc quidam comes qui eciam per siluam et *cum rege* de expedicione venerat, ad eos cursitauit et quid facere vellent interrogauit. Illi narrauerunt sicut eis rex preceperat. Comes reginam accepit et eam secum duxit et *famulis precepit quod domi dicerent quod eam occidissent.* Cumque comes domum uenit, *ad vxorem dixit: Hanc mulierem de expedicione tuli.* Comitissa considerans eius deuociionem et honestatem eam benigne suscepit et tractauit et eam in camera *cum domicellabus et cum nutrice* constituit dormire.

c) Frater comitis eam prouocauit et dixit: Si michi non consentis, mortem tibi procurabo. *Illa firmam spem in Mariam habuit, cui semper seruiebat,* eciam omnino mori elegit prius quam castitatem violaret. Cumque eam magnis promissionibus nec terroribus superare posset, in nocte furtiue intrauit cameram, ubi ipsa dormiebat, et accepit cultellum eius et *abscidit caput* infantis fratris sui et cultellum cruentatum *locauit in vaginam suam* et recessit. Mane facto puerum occisum inuenerunt comes et comitissa, et omnes plangebant. *Frater dixit: Quis facere potuit nisi ille que in camera iacuerunt? Queratur, si aliqua illarum sanguinem in cultello suo habeat. Tunc in cultello regine sanguinem inuenerunt.* Tunc traditor dixit: Ipsa est rea, *ego occidam eam solus. Ipsa respondit: Ipse deus et beata uirgo sciunt quod ego innocens sum ab isto crimine.* Comes dixit *piscatori suo:* Accipe eam et duc eam *super aliquem montem quem mare circumdat* et noli occidere eam.

d) *Piscator* considerans eius pulchritudinem dixit: Domina, dilecta es et speciosa es valde. Fac meam voluntatem, et viues *et ego tecum pergam in aliam terram. Si hoc renueris, fame hic in isto monte morieris.* Illa omnino facere noluit. Quam piscator *in monte* et in mari dimisit et per mare recessit.

e) *Regina dixit: O Maria uirgo, quam bene michi hic esset, si in nocte michi non timerem! Nocte instante ipsa maxime timuit et flendo dixit: O virgo Maria, quanta ego pacior in hoc mundo!* Et sic obdormiuit. Ibi in sompnis Maria ei apparuit et ei dixit: Quem dominus diligit, corripit. *Ita nichil est impunitum; melius est tibi in hoc seculo puniri quam in ichenna.* Accipe *bursam istam, in qua inuenies radices.* Et quicumque de illa radice gustauerit, *ab omni infirmitate* liberabitur. *Ecce nauis veniet.* Et cum euigilasset, inuenit *bursam cum radicibus.* Et nauis ista uenit; *clamauit: Hola, hola, hola!*

f) *Nauta ad eam accessit et dixit: Que es et quomodo huc venisti? Illa respondit: Ego medicinam noui, et in naui socii mei perierunt, et ego huc veni. Nauta dixit: Ego te ducam, quia fratrem habeo infirmum: si illum michi sanares, multam pecuniam a me reciperes. Cumque domum venissent scilicet Siciliam (Hs. siliciam), dedit fratri suo de radice. Qui commedit et a continuo a lepra curatus fuit. Nauta ad eam ait: Si uis manere cum uxore mea usque ad mortem tuam, benigne te tractabo; sin autem non, triginta marcas tibi dabo. Illa tantum ·x· marcas accepit et in Roma de ecclesia ad ecclesiam ambulabat et omnes quos voluit curauit.*

g) Et cum ita *tribus annis in Roma* mansisset, frater comitis *a paraliso* percussus a nullo potuit mederi. *Comes ad fratrem suum dixit: Pergamus ad illam medicam in Romam que vno uerbo omnes sanat.* Cumque ad illam venissent, *illa se occultauit, quia comitem nouit.* Comes ad illam dixit: Domina, sanctis fratrem meum! *Que postulatis, dabo uobis.* Illa respondit: Fac eum manifeste confiteri, tunc ego sanabo eum. Ille confitebatur quicquid sciuit et de puero fratris sui non confitebatur. Illa respondit: Adhuc omnia non est confessus. *Comes dixit: Frater, ipsa sancta est et omnia nouit: ergo confitearis iuste, si uis sanari. Ille respondit: Frater, ego non presumo iuste confiteri. Comes dixit: Nullum timeas, nec me uel aliquem. — [An] promittis quod michi nichil facies? Comes promisit.* Frater manifeste confitebatur quod puerum fratris occidisset, ea de causa quod illam mulierem non posset defraudare. *Illa respondit: Iuste es confessus.* Et dedit ei *radicem. Quam comedit* et mox sanatus fuit. Comes iam intimo cordis flebat et dixit: O domine deus, quid faciam, quod illam honestam et sanctam mulierem gratis mortificare iussi? Et cum maxime se percuteret plangendo, *illa medica peplum deposuit* et dixit ad comitem: Domine, noli flere: ego sum. Comes gaudens amplectans eam fleuit pre gaudio *et eam secum domum perduxit. Quam comitissa et omnis familia benigne suscepit.*

Cumque aliquos annos cum comite honestam vitam ac religiosam duxisset (Rest fehlt).

Bemerkungen.

Zu I. Das Mirakel erscheint stark gekürzt, denn es fehlt das üble Vorhaben der beiden Diener, auch die näheren Umstände bei der Tötung des Knaben (das Messer). Ein schneller Übergang wird gegeben von der Schiffahrt zur Heilung des Bruders des Grafen, da ja die Bemannung des Schiffes von der Dienerschaft des letzteren selbst gebildet wird. Der Kindesmörder legt ohne Zögern sein volles Geständnis ab. Eine Reise der Königin nach Rom fällt weg, da eben ihr Gemahl als ein '*rex Angliae*' hingestellt wird. Dieser Umstand ist auffällig, da englische Bearbeitungen des Mirakels nach Stefanović (S. 476) überhaupt zu fehlen scheinen. Von sonstigen Eigentümlichkeiten sind zu nennen: die Keuschheit der Ehegatten erfolgt auf Wunsch der Königin; der rettende Graf hat den König auf der Pilgerfahrt begleitet; das Gebet der Verlassenen auf dem Felsen; der geistlich ausgeschmückte Schluß vom Tode der Heldin.

Zu II. Seine Bedeutung liegt in folgenden Abweichungen: 1. Die bedrängte Kaiserin spielt auf ein bevorstehendes Beilager im Turm an; vgl. Versmirakel (Wallensköld, Anhang F, Strophe 21: *Ibi lectum precepit fieri*). — 2. Es fehlt eine Angabe über die Zahl der Henkersknechte. Der Retter ist aber hier kein Adliger, sondern ein Kaufmann, in dessen Hause sie zunächst mit kunstvollen Stickereiarbeiten[1] beschäftigt wird. — 3. Der des Kindes beraubte Kaufmann erwirkt von den Richtern die Erlaubnis, sie in einer alten Tonne den Wellen des Meeres preiszugeben. — 4. Als sie den aussätzigen Kindermörder vor sich sieht, läßt sie sich zunächst das Verwandtschaftsverhältnis des die Heilung Suchenden zu seinem Begleiter bestätigen. Von einer anfänglichen Weigerung des Beichtenden ist auch hier keine Rede, neu ist dagegen die Aufforderung an den Geheilten, nicht mehr zu sündigen, sowie an dessen Bruder, ihm nichts mehr nachzutragen.

Zu III. Weit interessanter ist das Münchener Mirakel, das nirgend seine Beziehung zur Jungfrau Maria (häufige Anrufungen: Wallensköld, Anhang M) verleugnet, wie gleich der Anfang zeigt. Von Einzelzügen sind anzuführen: 1. Der König unternimmt einen gewöhnlichen Heereszug und kehrt schon nach einem halben Jahre zurück. — 2. Sein Bruder wird nicht im Turm, sondern in einer Kammer in Haft gehalten. Der Hinweis auf seinen verwilderten Bart (hingegen in den *Gesta Rom.: tonderi fecit eum*) findet sich auch im franz. Mirakel (Wallensköld, Anhang H: *atout la barbe*), wo überdies zu lesen ist: *la dame luy donnoit du pain* und *il monta a cheval*, desgleichen im dt. Gedicht (ebd., Anhang M, S. 163). — 3. Nur hier begegnen wir dem Hinweis auf das Küchenpersonal und auf die Bestätigung seiner Haft durch die Diener. Die Begründung ist nicht übel ausgedacht. — 4. Die Königin wird vier Knappen ausgeliefert, wie im franz. Mirakel (Wallensköld, Anhang H: *a quatre de ses escuyers*, S. 133) und in der von Mussafia herausgegebenen italien. metrischen Darstellung. Die Art ihres unsittlichen Vorschlags (Auswanderung in ein fremdes Land) wiederholt sich dann beim Fischer. — 5. Der rettende Graf befiehlt diesen Knappen, eine Trugbotschaft daheim auszurichten. Sie werden sonst getötet (eine solche Angabe fehlt in H und M). — 6. In der Kammer schlafen beim Kinde auch Dienerinnen nebst

[1] Zum *opus plumarium* vgl. Du Cange, s. v. *plumarius*.

der Amme. — 7. Das Mordmesser wird nicht blank neben die Beschuldigte gelegt, sondern einfach in seine Scheide gesteckt. Abweichend ist das Ermittlungsverfahren und das Anerbieten des Mörders, persönlich den Henker zu spielen. — 8. Ein Fischer soll sie auf eine bergige Insel bringen, wie in M (*ein schiffmon*, S. 165), worin ferner der Stoßseufzer an Maria und die Wurzel (Hans Sachs '*Creutzwurtz*') vorkommt. Selbständig ist die Überreichung der '*bursa cum radicibus*' gegen jede Krankheit. Die Ankunft des Schiffes wird von Maria prophezeit. Der Anruf an die Schiffer deutet auf dt. Ursprung dieses Mirakels hin. — 9. Eine Versuchung auf dem Schiffe wird nicht dargestellt, dagegen neu eingeführt die Episode von einer ersten Heilung am Bruder dieses Schiffers und von der Belohnung der Ärztin mit Geld. Daran schließt sich eine allgemeine Krankenbehandlung mit der Heilwurzel in den Kirchen Roms, wo sie drei Jahre verweilt. — 10. Der Kindesmörder läßt sich, bevor er das Hauptvergehen eingesteht, vom Bruder vorher Straflosigkeit zusichern. Neu ist der Zug, daß die Königin in die Familie des Grafen zurückkehrt und dort einige Jahre hindurch ein frommes Leben führt. Zwar ist der Schluß nicht erhalten, aber man kann annehmen, daß nunmehr noch die Heilung des ersten Schuldigen geschildert wird.

Bringt die letztere Fassung wesentliche Momente für die Beurteilung des Verhältnisses des lat. Marienmirakels zu anderen, etwa auch den orientalischen Versionen? Ich führe zwei Punkte an:

a) Neben dem Aussatz spielt Lähmung (paralisus) eine Rolle, so beim zweiten Schuldigen. Vgl. die Strafe der Verleumder in der (insularen) Fassung der *Gesta Rom.* (Wallensköld, Anhang C: *cecus et surdus — leprosus — claudus — demens*), in der *Florence de Rome* (Aussatz — Wassersucht — Lähmung), im türk. Tûti Nâmeh (Blindheit — Lähmung an beiden Armen — Aussatz) und im pers. Alfarag (Wallensköld, Anhang B: Blindheit — Lähmung). — Ungleich wichtiger scheint

b) die Angabe zu sein, daß die Königin im *dénouement* ihr Antlitz verhüllt und zuletzt zwecks Erkennung sich entschleiert: *se occultavit — peplum deposuit.* Hierin haben wir eine Berührung zu sehen nicht nur mit der *Florence* und den *Gesta Rom.* (Wallensköld, Anhang C: *cum peplo faciem suam abscondit — coram omnibus faciem suam ostendebat*), sondern vor allem mit der gleichen Schilderung der Erkennungsszene in den meisten Versionen des Orients (nach der Rekonstruktion bei Wallensköld, S. 10: *couverte d'un voile*), nämlich in den arab. Erzählungen der 1001 Nacht (Version Boulac, vgl. Stefanović, S. 521, und Version Wortley-Montague, auch in der von Jonathan Scott [1811] mitgeteilten, vgl. Stefanović, S. 522) sowie 1001 Tag (Repsima-Geschichte, vgl. Stefanović, S. 527) nebst Alfarag (Wallensköld, Anhang B, S. 110), endlich in der tatarischen Erzählung und im griechischen Märchen (vgl. Stefanović, S. 524, 529). Ohne dies bisher nicht genügend gewürdigte Moment überschätzen zu wollen, halten wir es doch in diesem ganzen Zusammenhang für erwähnens- und beachtenswert.[1]

Breslau. Alfons Hilka.

---

[1] Daß der Stoff noch heute im Volksmunde des Orients lebendig ist, zeigt das Auftreten des nur leicht geänderten Motivs von der Beschuldigung einer Frau (Kindesmord) bei den Arabern. Vgl. den Anfang einer arabischen Erzählung bei H. Dulac, *Quatre contes arabes: Mémoires de la mission archéologique française au Caire*, I (1881—84), S. 102.

Clément Marot.

Nachlese.

1.

Dixain de Marot.

Quant en mon nom assemblez vous serez
Ou deux ou trois (dit Jesus en Mathieu)
Et que de moy voz propos dresserez,
J'en seray pres, voire tout au milieu.
Las, si je veulx ores parler de Dieu,
Afin qu'il soit (comme il dict) avec moy,
On le deffend sur grand peine d'esmoy,
Ou d'estre prins, lyé, poings et genoulx:
Bien doit avoir Sathan avecques soy,
Qui ne veult pas que Dieu soit avec nous.

La mort n'y mord.

Aus Hs. 3525 der Wiener Hofbibliothek (vgl. *Archiv* Bd. 131, S. 334 ff.), zeitgenössische Niederschrift. Könnte aus der Zeit des Exils sein, obwohl es bei der Hs. von Chantilly fehlt, oder aus den folgenden Jahren. Die Technik ist echt und die Stimmung nicht minder.

2.

Epistre nouvelle.

Accession d'une Epistre de complaincte, a vne qu'a laissé son amy.

Devant les Dieux protecteurs de pitié,
Certains vengeurs de rompue amytié,
Devant Amours qui sçait ta conscience
En verité, ayant pleine science
5 De nostre cas, & qui seul en atteste,
Desmaintenant je denonce et atteste,
Que si depart d'entre nous deux se faict,
Ce ne sera par aucun myen forfaict,
Ne par excès d'envieuse fortune,
10 Ne par deffault de saison opportune,
Ne par raison de lieu mal disposé;
Mais seullement fault qu'il soit imposé
A ton vouloir rigoureux & contraire
Aux loyx d'Amours piteuses et debonnaires.[1]
15 Car tu sçais bien que j'ay faict mon debvoir
Pour avec toy durable amour avoir.
Et si as veu ma force esvertuer
Plus d'une foys pour la perpetuer,
Et, pour ce faire, employer et choisir
20 Tous les moyens où tu prenois plaisir,
En me fondant es gracieux propos
Qui m'ont tollu le sommeil et repos.
Mais, o cueur fainct, tu as eu en la bouche

[1] Lies: *piteuse et debonnaire.* Bezieht sich auf *Amours.*

Parler qui faict à tes effectz reproche,
25 Tu as monstré mieulx que table pourtraicte
Comme du dire au faire a longue traicte,
Tu as voulu me guider[1] et haulser
Pour puis apres d'haut en bas me poulser,
Et pour couvrir tes espines de roses,
30 Pour coulorer tes entremetz, tu oses
Sans fort rougir nommer meschanceté
De ferme amour la vraye seureté.
Tu ne crains point tant amour ravaller
Que sciemment cas fascheux appeller
35 Son plus cher bien, ton thresor et le don
Lequel il garde aux amans pour guerdon.
Qui telle erreur t'a mys en fantasie?
Ou tu as prins ceste neuve heresie?
Je suis deceu, et mes livres sont faulz,
40 Ou tu verras que lourdement tu faulz
Par le discors[2] qu'orras cy manier.
En premier lieu, tu ne sçauroys nier,
Que chascun' art et chascune action
Dont les humains ont faict election,
45 Ne tache et myre qu'à vne fin certaine,[3]
Où l'on pretend felicité mondaine,
De tous vivans tant appetee et quise
Que là sur tout est leur pensee assise
Apres te fault par force confesser
50 Que, qui les fins vouldroit faire cesser,
Toute action et tout art devant dicte
Demoureroit ainsi comme interdite,
N'aucun seroit qui se myst à pener
S'il ne pensoit sa peine à fin mener,
55 Et par tel cas sous doubte conviendroit
Qu'oyseux le monde et confiz deviendroit:
Dont ensuyvroit par resolution
Bien tost après la dissolution.
Pour de quoy faire ouverture plus ample,
60 Donner t'en vueil en brief langaige exemple.
Les vertueux tendent à fin de gloire,
Les combatans à triumphe et victoire.
Qui gloire oster du monde ordonneroit,
Nul a vertu jamais s'addonneroit.
65 Et qui vouldroit les victoires suspendre,
Qui seroient ceulx qui vouldroyent armes prendre?
Nul pour certain voulentiers s'exercite
En quelque exploit, s'on luy tolt son merite.
Ainsi tu voys, quant ce lieu auroit eu,
70 Qu'on resteroit sans armes ne vertu,

[1] Lies: *guinder.* [2] Lies: *Discours.* [3] Lies: *Ne tasche et myre à vne fin certaine.* Doch wäre auch die starke Zäsur denkbar, aber nicht bei Marot.

Et en pareil sens tout aultre artifice
Tenant le monde en beaulté et police:
Car il est force oster tous les principes
Et les meilleus, si les fins tu dissipes.
75 Or ne peulx tu dire ou soustenir[1]
Qu'amour pretende à aultre fin venir
Que seullement au bien de jouyssance,
Ne qu'elle employe aultre part sa puissance
Et tout le fondz de sa capacité
80 Pour en ce monde avoir felicité:
Car tout ainsi qu'ilz sonnent ses helas,
En celle aussi commencent ses soulas.
En la voulant doncques du monde oster
(Comme tu faictz), quant tu l'oses noter
85 De tiltre infame et de surnom immunde,
Tu veulx amour forbannir de ce monde,
Et à par toy penses vng monde faire
Où n'aura lieu amour pour se retraire.
O gentil monde, o mansion tresbelle,
90 O d'aises plains les habitans d'icelle,
Qui vont menant vne vie admirable
Sans amytié seure, ferme et durable,
Et sans sçavoir que c'est du bien d'aymer.
Quant est à moy, trop me seroit amer
95 Et contre cueur demourer en cartier
Où amytié n'ait son cours tout entier.
Car il me semble estre moins grief dommage
Au monde oster du cler soleil l'usaige
Que estranger[2] vraye amour cordiale,
100 Comme font ceulx qui sa fin principale,
Tant necessaire, honnorable et utile
Tiennent à lieu de meschanceté ville,
En ensuyvant les obstinez devis:
Mais ie crois bien que tel n'est ton advis
105 En cueur secret, et que ton sentement
N'est si privé de iuste jugement,
Qu'en vne erreur soit[3] seule aheurtee:
De tous, fors toy, mauldicte et reboutee.
Il est bien vray que tu l'as voulu dire
110 Pour, en ce poinct, soubz vng doulx escondire,
Honnestement de moy te despescher,
Imaginant que te pourroit fascher
Au long aller, si te convient[4] vivre
Auecque moy: plusieurs en ont vng livre
115 Faict pour toy seulle, et duquel la teneur
Eust consacré ton renom à honneur;

[1] Lies: *Or ne peulx tu dire ne soustenir*, oder: *Or ne peulx tu point dire ou soustenir*. [2] Lies: *Qu'en estranger* (*en* = *du monde*), oder etwa: *Que d'estranger*. [3] Lies: *soyes*. [4] Lies: *convenoit*.

Et pour autant ce moyen as songé
Entre plusieurs pour me donner congé,
Puis qu'ainsi veulx, maulgré moy je l'accepte,
120 Sans faire plus ne mise ne recepte
Du temps perdu, et des pas[1] en vain hastez
Et des labeurs en ce pourchas gastez,
Dont je reçoy pour retribution
Larmes aux yeulx, au cueur affliction,
125 Avec regretz d'avoir faict en toy preuve,
Où miel en bouche et fiel au cueur je treuve.
Mais puisqu'il fault que ce depart je face,
A celle fin que memoire s'efface
Entierement à tous deux tous ensemble
130 Des faictz passez, raison veult, ce me semble,
Que ce que l'ung a eu de l'autre à prendre,
Il soit tenu doulcement à le rendre.
Pour ce rendz moy le cueur plein de douleur
Que me ravit ta prisee valeur:
135 Cueur destiné pour consommer ses jours
A souspirer et complaindre toujours
Et à t'aymer en pure loyaulté,
Se n'eust esté ta grande cruaulté.
Après rendz moy l'estat de ma franchise.
140 Que[2] par toy fut en servitude mise,
Lors que j'ouys ta bouche souhaiter
Que fusses digne assez pour m'accointer,
En servitude à moy beaucoup plus chere
Que liberté, tant que me monstras chere
145 De prendre en gré mon service adonné
A te servir sans estre guerdonné
Fors d'amertume, à ma part advenue
Pour t'avoir trop (ou bien par trop)[3] congueue.
Rendz moy aussi le repos bienheureux,
150 Où sans soucy, sans ennuy langoreux
Mon temps en ayse à par moy ie passoye,
Lors que lasseur[4] mes desirs compassoye,
Avant que feusse en espoir eslevé
De tes douleurs estre vng jour abbrevé:
155 En lieu de quoy le faulx Amour m'offrit
Lasseur de corps et travail d'esperit.
Si tu as chose aultre qui soit du mien,
Je suis content que ne me rendes rien,
Bien te requiers que le vueilles brusler,
160 Pour du tout jamais[5] la memoire aveugler
De moy qui t'ay en joye vng temps servie:
Et maintenant me faictz hayr ma vie.

---

[1] Lies: *des pas* (ohne *et*). [2] Lies: *Qui.* [3] Lies vielleicht: (*ou bien trop peu*) *congneue* oder (*ou par trop peu*). [4] Vielleicht wäre zu lesen: *Lorsqu'en asseur.* [5] Lies: *Pour du tout mais*

Voyant à l'œil que me tiens homme indigne
A qui soit faict tour d'amytié benigne.
165 Du tien je n'ay emprins[1] chose aulcune
Sinon rigueur et rudesse importune.
Pardonne moy si tes faietz nomme ainsi,
J'aymasse mieulx les appeller mercy:
Mais je suis seur que trouveroys estrange,
170 Que l'on mentist pour te donner louenge.
Puis que n'ay rien, rendre rien ne me fault.
Et toutesfoys pour ne causer deffault
De quelque chose au depart, de ceste heure
Rendre je veulx tout ce que[2] me demeure
175 Au Dieu d'amours je quicte et rends les armes
Et ne retiens de son train que les larmes,
Pour m'en servir à plorer mon malheur
Et jecter hors par mes yeulx ma chaleur,
Le suppliant, que mieulx il se contente
180 De mes travaulx, que moy de son attente.
A Apollo je rendz ses instrumentz,
Luez, harpe et lyre, et ses habillementz
Appropriez à deschasser ennuytz:
Dont je me veulx accoustrer jours et nuictz,
185 Prenant congé des bonnes compaignies,
Et leur quittans[3] sons, chantz et armonies,
Invention de fureur poetique,
Parler aorné, trace de rhetorique,
Plaisans devis et joyeuses parolles.
190 A moy ne fault que dolentes violles,
Pour en chanter quelque foys laitz de plainte,
En attendant qu'ayt mort ma flamme estaincte.
Finablement je rendz, comme prescript,
Aux Muses l'art de coucher par escript
195 Les beaulx traictez de prose mesuree,
Et les façons de rythme couloree,
Où j'ay trouvé si trespeu de secours
Que plus ne veulx en avoir le recours.
Pour ce, chansons, ballades, trioletz,
200 Mottetz, rondeaulx, servantays, virelaitz,
Sonnetz, strambotz, barzelotes, chapitres,
Lyriques vers, champs royaulx et epistres,
Où consoler mes maulx jadis souloye,
Quant serviteur des dames m'appelloye.
205 Puis que je n'ay de vous que repentance,
Allez ailleurs querir vostre accointance:
Avecques moy demeurent invectives,
Pour accuser les personnes chetives
De nostre siecle et des gens y estans,
210 Sur tout de fraude et dol se delectans,

[1] Lies: *emprise.* [2] Lies: *qui.* [3] Lies: *quittant.*

Et de l'ung dire et de l'autre exploiter,
Pour de l'ennuy des simples soy hayter,
Sur lequel poinct feray fin en ce lieu
A mes escriptz, en te disant adieu.

Diese Epistel findet sich als Nachtrag am Schluß des Bändchens: *La Suite de l'Adolescence Clementine.* Paris, Veuve Pierre Roffet, 1534, p. 145—152. In den späteren Gesamtausgaben scheint sie nicht aufgenommen worden zu sein. Auffällig ist die Übereinstimmung mit Elegie 13 (Ed. P. Jannet II, 27 ss.). Innere Gründe, die Urheberschaft Marots anzuzweifeln, sind nicht klar ersichtlich. Gesichert ist sie aber keineswegs. Interessant ist die Aufzählung von *sonnetz, strambotz, barzelotes, chapitres,* lauter italienische Formen und Gattungen. Präzisere Interpunktion schien geboten, die Angabe von Absätzen, die im Druck fehlen, sollen die Lektüre erleichtern.

Wien. Ph. Aug. Becker.

Frz. *allons donc!*

Unter dem Schlagwort 'gemilderte Willensäußerungen' bespricht H. Soltmann, *Syntax der Modi im modernen Französisch* (Halle 1914) S. 38 als Punkt 1 (§ 54) die 'an den Sprechenden selber scheinbar mit gerichtete Willensäußerung': 'Der Sprechende bedient sich des gewöhnlichen Darstellungsmittels, des Imperativs, richtet aber die tatsächlich nur den oder die Angeredeten treffende Aufforderung scheinbar mit an sich selbst, indem er die erste Person Pluralis wählt. Dadurch — das liegt auf der Hand — mildert er die Härte des Befehls. Veranlaßt wird er zu diesem psychologischen Trick weniger durch die dem Franzosen eigene Höflichkeit als durch das Gefühl, unter den obwaltenden Verhältnissen eine Art väterliche Rolle spielen, mit gutem Beispiel vorangehen zu sollen. Er bedient sich daher dieser Darstellungsform ganz besonders, wenn er seine Aufforderung an Kinder richtet.' Seine Beispiele sind: *Ne rions pas tant, s'il vous plaît! et dépêchons-nous!* (Daudet), *Là ... là ... calmons-nous!* (Scribe), *Ne soyons pas l'actrice trop dirigée par le public* (E. de Goncourt), *Tu crois qu'on t'aurait donné l'argent! Allons donc!* (Ohnet). Alles ist bei Soltmann vorzüglich und knapp analysiert, auch die begönnernde Nuance, die eine Art Intimität der Gemeinsamkeit vortäuschen will dort, wo nur ein die angeredete Einzelperson betreffendes Geschehen vorliegt, schön hervorgehoben: dürfte ich einen Namen für diesen Plural prägen, so müßte er 'plurale inclusivus' lauten; der Sprecher schließt sich selbst ein, erklärt sich als 'mitgehangen, mitgefangen'. Vielleicht stammt das Begönnernde nicht daher, daß man 'mit gutem Beispiel vorangehen' will, sondern daß man im Gegenteil (z. B. Kindern gegenüber) sich mit dem Angeredeten auf eine Stufe stellt, während man den natürlichen Verhältnissen entsprechend das Recht hätte, lehrhaft 'voranzugehen'. Von Fällen aus, wo dies Sich-auf-ein-Niveau-herabschrauben nur mehr als bloße Fiktion erkannt wurde, erklärt sich nun, daß die Wendung mit der 1. plur. gerade umgekehrt als 'väterlich' begönnernd wirken konnte. Wie formelhaft der Plural schon ist, sieht man aus dem *s'il vous plaît* neben *rions, dépêchons-nous* des ersten Beispiels: wenn man auch *s'il vous plaît* nicht mehr als 'wenn es Ihnen beliebt', sondern als ein unpersönlich gemeintes 'bitte!' auffassen darf, so hat dieses 'bitte' doch nur in Anrede an eine zweite Person einen Sinn. Besonders interessant ist das *ne soyons pas l'actrice,* in dem der Sprecher ja keineswegs eine *actrice* ist, so daß vom logischen Standpunkt aus *ne soyons pas l'actrice* ein ebenso unlogischer

Ausdruck ist wie die nfrz. Höflichkeitsform *vous êtes une actrice* (ursprünglich *ihr* [eine Mehrheit] *seid eine Schauspielerin!*). In den zwei Beispielen, die ich aus M. Prévost, *Dernières lettres de femmes* hinzufügen möchte (7 *Vive la liberté du veuvage! Soyons franche: je n'étais pas chassé seulement par l'ennui*, 72 [eine Frau schreibt:] *Soyons franche: j'ai eu tout de même un petit flirt*), sieht man, wie das Formelhafte des Ausdrucks sprachlich bewußt wird: *soyons franche* steht statt eines *soyons francs*, wobei der Bezug auf die eigene, eigentlich allein im Vordergrund des Interesses stehende Persönlichkeit auch die Übereinstimmung mit dieser hervorbringt (vgl. *quand on est belle*). Damit ist aber eigentlich der ursprüngliche Zweck der Konstruktion, die ein gemeinsames Ambiente zwischen Sprecher und Angesprochenem herstellen sollte, gestört und ein egozentrisches Element in den Plural der Gemeinsamkeit eingedrungen. Ich glaube nicht, daß in diesem Beispiel vom Plurale majestatis auszugehen ist, da *soyons franche* doch einem *seien wir* [= du und ich] *aufrichtig!*, nicht einem 'möge ich aufrichtig sein' gleichkommt. In anderer Richtung, aber ebenfalls weg vom ursprünglichen Stimmungston, hat sich das unwillige *Allons donc!* im letzten Beispiel Soltmanns entwickelt, daß aus einer 'gemilderten Willensäußerung' im Gegenteil eine 'verschärfte' unhöflichere geworden ist, ebenso wie *écoute un peu!* (ursprünglich 'höre — es ist nur wenig, was ich zu sagen habe, es dauert nicht lange') zu einem unwilligen 'na nu höre mal!' werden kann; man hält im Affekt der Erbitterung im allgemeinen bei noch so aggressivem Redeinhalt auf größtmögliche Korrektheit der äußeren Form, um sich wenigstens in dieser Beziehung nichts zu 'vergeben'; aber der unhöfliche Inhalt der Rede färbt auf die äußere Form ab, und so wird aus der höflichen Wendung gerade eine unhöfliche. Mit *allons donc!* läßt sich noch *voyons!* vergleichen (*voyons, voyons! ne faisons* oder *ne fais pas de bêtises!*).

Soltmann scheint schon anzudeuten, daß die Wendung nichts spezifisch Französisches ist. Ich möchte nun hinzufügen, daß sie auch nicht auf die Aufforderung beschränkt ist. Fürs Deutsche verweise ich auf J. Grimm, *Über den Personenwechsel in der Rede*, S. 19 ff. und H. Wunderlich, *Unsere Umgangsprache*, S. 229 ff.: 'Eine beliebte Ausdrucksweise ist die, daß der Redende sich mit in die Sphäre des Hörers einschiebt und das umfassende *wir* verwendet. Den Ausgangspunkt bilden natürlich die zahlreichen Fälle, in denen tatsächlich beide Personen gleichen Anteil am Verbum nehmen. Wenn Gandin in Gottfrieds 'Tristan', der die Isolde entführt hat, am Flusse vor der abgebrochenen Brücke stehend, den Tristan, der als Spielmann verkleidet nachfolgt, anredet (13376) *waz getuon wir nû*, so zielt die Frage in der Tat auf den Hörer so gut wie auf den Redenden selbst. Auch Fragen und Aufforderungen wie *Gehen wir? Bleiben wir noch ein Weilchen?* ruhen mit Recht auf der breiten Unterlage des Plurals. Aber die Grenze ist flüssig, und die Entwicklungsgeschichte des frz. *allons* zeigt uns, wie leicht sie namentlich vom Imperativ verschoben wird. Der Imperativ erhält ein freundlicheres Gepräge, wenn der Redende sich selbst mit auffordert ...' Damit haben wir schon das *wir* im Fragesatz. Im weiteren erwähnt Wunderlich auch die Verwendung im Aussagesatz als 'indifferente' Form: 'Wo man mit *Du* oder *Er* nicht anstoßen, mit *Sie* nicht zu höflich sein wollte, schlüpfte man mit einem geschmeidigen *wir* zwischen den Klippen durch. Grimm bringt aus Seumes Lebenserinnerungen heitere Beispiele, die — charakteristisch genug — vor allem der Schule entlehnt sind. Vornan

steht der bekannte Scherz, daß der Lehrer den Schüler anruft mit den Worten: *wir sind ein Esel*, und dieser antwortet: *ich meinerseits protestiere*. Als solche Vorsichtsmaßregel ist unsere Form heutzutage völlig veraltet; wo Redner und Hörer das *wir* umschließt, entspringt es heute im Gegenteil dem vertraulichen, behaglichen Verkehr.' Es ist klar, daß der Plural inclusivum nur dort stehen kann, wo die Wirkung des Individuums A auf das Individuum B abgeschwächt werden soll, also bei der den Willen des Nebenmenschen vergewaltigenden Aufforderung, bei der ihm 'eine Pistole an die Brust setzenden' Frage (der Ausdruck stammt von Soltmann), und allenfalls im Aussagesatz dort, wo wie in *wir sind ein Esel* die Behauptung für den Nebenmenschen nicht gerade schmeichelhaft ist. Letzterer Fall ist der seltenste und findet sich im Deutschen und im Romanischen heute nur vereinzelt. Es seien nun einige italienische Beispiele angeführt, ohne Sonderung von Aufforderung, Frage etc.: Deledda, *Via del male* 113 *Francesco s'era avvicinato a un giovine signore ... che ... pigliava appunti col lapis e guardava il panorama con un binoccolo d'ufficiale. — Salute — gli disse con una certa importanza. — Stiamo preparando la corrispondenza al giornale?*; *L'edera* 74: *Ebbene, a che pensiamo? Mi sembri pallida, donna, sei malata?* (der Aussagesatz *mi sembri pallida* steht wohlgemerkt nicht in der 1. plur., auch nicht die entscheidende und daher ausschließlich auf den Angeredeten abzielende Frage *sei malata?*, wohl aber die Vermutungsfrage *stiamo preparando* 'wir arbeiten wohl ...?'), 244 *Tio Sogos saliva la scaletta e sospirava. — Siamo vecchi, prete Verdis, siamo vecchi, si cammina piano, ora*, wo die Verallgemeinerung der Behauptung auf den Angeredeten eigentlich nichts Angenehmes für diesen bedeutet, die 1. plur. eher auf die übrigen Menschen auf Erden deutet, wie schon das *si cammina* zeigt. Verga, *Don Candeloro e C^i* 31: *Dei burloni che avevano adocchiato qualche bella ragazza nei primi posti, cominciavano a spegnere i lumi. — Fermi! Ehi! Non facciamo porcherie! — gridavano altri*; Fogazzaro, *Fedele* 271: *Caro don Rocco, dico! Spero bene che non faremo sciocchezze, eh!*, eigentlich ein Aussagesatz, der immerhin inhaltlich einem befehlenden *non facciate sciocchezze* gleichkommt; De Roberto, *Sorte* 294 (der *principale* hat den Leichnam angespuckt) *L'ispettore gli si fece incontro, gli posò una mano sulla spalla, e disse, guardandolo fermo: — Principale, che facciamo?* Bei der Frage nach dem Befinden ist es besonders nötig, die enge Abhängigkeit des eigenen vom fremden Befinden durch die 1. plur. auszudrücken, daher sagt denn Fogazzaro, *Idillj spezzati* 73 von begeisterten Anhängern eines Mannes: *Si erano tanto compenetrata nella persona del loro illustre amico che, rispondendo a chi domandava, notizie di lui, usavano sempre il nominativo plurale* [warum übrigens *nominativo*?], *dicendo: 'stamattina andiamo meglio, stasera andiamo peggio', fino a che non fosse venuto il momento di dire: 'Siamo morti'.* So heißt es denn im Portugiesischen des Julio Diniz (*As pupillas do snr. reitor* 227): *E nós cá — disse batendo-lhe no hombro — como vamos?* Aus dem Spanischen sei hier noch angeführt ein frz. *allons!* entsprechendes *vamos*, das, wie in diesem *Archiv* Bd. 132, S. 390 nachgewiesen wurde, interjektionale Abschwächung erfahren hat (Typus *vamos que*), und ein *¿estamos?*, das Tollhausen mit 'verstanden' übersetzt, ursprünglich 'sind wir so weit, [daß wir das verstehen]?' statt 'sind Sie so weit ...?', z. B. Blasco Ibañez, *La Barraca* S. 84 *él era un hombre pacífico, ¿estamos? pero si le buscaban las cosquillas era tan hombre como el que*

más. *Cuentos valencianos* 183 *Yo sabía que lo consideraban como de casa y que toda la cocina era pera él. Pero cada cual en su sitio ¿estamos?*, während der Catalane Vilanova (*Quadros populars* 142) *pero saber que 'l «cuerpo» existeix ¿estás?* sagt. Vgl. noch *Sangre y arena* 270 *¿Como te sientes de fuerzas? Di, ¿toreamos ó no? Tienes todo lo que queda del invierno para ponerte fuerte ¿Se admiten contratas ó renuncias este año á torear?* (der Wechsel des Numerus ist bemerkenswert: die wesentliche Frage, die, welche den Torero am empfindlichsten treffen muß, ob er die Saison verpassen wolle, wird in den abschwächenden Plural gesetzt, das *¿se admiten ...?* bildet nur mehr eine Variation dieser wesentlichen Frage und kann daher in ungeschminkter Deutlichkeit auftreten. Das *ó renuncias ... á torear* zeigt, daß trotzdem nicht von seiten des *apoderado* [Art untergeordneter Impresario] des Toreros etwa jene naive Identifizierung mit dem Chef vorliegt, die einen Diener in der Wiener Hofoper sagen ließ: *Wir spielen heute Don Juan*); Echegaray, *O locura ó santidad* 1, 3 (der Vater des Mädchens hat sich entschlossen, für seine Tochter zur Herzogin werben zu gehen, nun sagt der Doktor zum Mädchen:) *¡Ah egoistilla! Conque queremos mucho á papá cuando hace lo que nos agrada? Y si no fuese á casa de la Duquesa, ¿le queríamos tanto — tanto — tanto como ahora?*, wo der Plural inclusivus vielleicht nicht nur den Sprecher, sondern alle Menschen einschließt ('wir Menschen sind so beschaffen, daß wir den lieben, der uns zu Willen handelt'). Aus dem Katal. (Vilanova *l. c.* 258 *Senyor, per que venias sempre a torbar lo meu repòs? — li diu Julima dexantse anar lo vel. — Bo, ja tornem a fer les sombres! — murmura Ben-Segú. — ¿Per què 't recatas la hermosura? ¿per què axís que vinch tiras teló y 't quedas a les fosques ...?*, wo wieder der Beginn des Vorwurfs durch Einschließung des Ich gemildert, dann aber in direkter Invektive fortgefahren wird. Die mallorquinisché Konstruktion *vamos ab tú* 'komm mit mir' oder 'gehen wir zusammen', wenn auch ein spezieller Fall des *ancora furono sola colla ragazza*, entspringt doch auch dem Bedürfnis der Herstellung einer Gemeinsamkeit (vgl. *RDR* VI, 130). Vielleicht läßt sich auch hier anschließen (Blasco Ibañez, *Cuentos valencianos* 28) *¿Que Pepeta no le quería ya? Bueno; dale expresiones. ¿Que él era un chiquillo y le faltaba esto y lo de más allá? Conformes; pero aún no había muerto, y tiempo le quedaba para hacer algo*: *Conformes* bedeutet 'einverstanden', 'das ist auch meine Ansicht' (= frz. *soit!*), aber nur im Sinne des einen Sprechers: wenn nun der Plural *conformes* gesetzt wird, soll eben das Einverständnis zwischen Sprecher und Hörer markiert werden, und dies wird nun auch auf Fälle übertragen, wo wie hier der Sprecher mit sich allein ist (vgl. *y llestos* 'und basta' *RDR* VI, 132). Ähnlich steht es mit dem Monolog bei Echegaray *l. c.* S. 56: *Ea. Agotemos las fuerzas que me restan.* Allerdings liegt hier nicht jener Plural inclusivus vor, der den Sprechenden mit dem Angeredeten, sondern umgekehrt den (fiktiven) Angeredeten mit dem (vorhandenen) Sprecher einbegreift: der Sprecher macht sich gewissermaßen zu einer Handlung Lust oder Mut, indem er sich als Glied einer Mehrheit darstellt, die dieselbe Handlung auszuführen hat. Das *me* neben *agotemos* zeigt immerhin, wie sich das singularische Bewußtsein des Sprechers ebenso vordrängt wie bei der anderen Spielart des plurale inclusivus *soyons franche*. So erklärt sich ja auch neugr. *μέτε*, das aus einem als singularisch empfundenen *μέ* (= *ἄγομεν* 'auf') gebildet wurde. Alle die von Soltmann angeführten Beispiele (besonders die mit *allons* und *voyons*) könnten auch als Selbstaufforderungen stehen.

Fürs Italienische möchte ich einige Beispiele des Schwankens zwischen *ich* und *wir* anführen, wo die Anwendung des Plurals immer ein Sichberufen des Sprechers auf Genossen seines Tuns bedeutet: Rovetta, *Romanticismo* I, 8: Baraffini, *Me dispiase contradirla, ma no go ordini in proposito ... Semo* [ich und meine Leute] *qua per la parona*; Bracco, *Smorfie tristi* 14 *Te ne vai proprio domani mattina? — Sì, abbiamo il biglietto* [ich und meine Reisegesellschaft].

Es wäre nun noch das Verhältnis unseres plurale inclusivus zum sogenannten plurale majestatis und Autorenplural zu besprechen. Ohne weiteres ist klar, daß diese beiden Verwendungen ausschließlich der Schriftsprache angehören und daher buchmäßig wirken, der Plural inclusivus der Umgangssprache angehört und daher im Gegenteil eine 'gemütliche' Nuance besitzt. Praktisch ergibt sich, daß plurale majestatis und autoris bei allen möglichen Assertionen des Schreibenden gebraucht wird, der Plural inclusivus dort, wo auf den Nebenmenschen Rücksicht genommen werden soll, also hauptsächlich, wie schon gesagt, bei Fragen, Befehlen, Vorwürfen etc. Das hindert jedoch nicht, daß, historisch genommen, plurale majestatis und Autorenplural nur (aus dem Lateinischen) ererbte Spielarten des plurale inclusivus oder sociativus, wie die klassischen Philologen sagen, darstellen: Der Herrscher stellt sich als Glied einer Verwaltungsgemeinschaft, der Autor sich als in Verbindung mit seinem Publikum dar.

Wien. Leo Spitzer.

Ein neuer Text der Florentiasage.

Nachdem A. Wallensköld in seiner großen Studie (*Le conte de la femme chaste convoitée par son beau-frère*, Helsingfors 1907, S. 28—32) sowie eingehender in seiner Ausgabe der *Florence de Rome* (*Société des anciens textes français*, Paris 1909, t. I, chap. VII), dazu ferner Stefanović (*Romanische Forschungen* XXIX [1911], S. 486—493) den diesem Zyklus eingereihten Florentiastoff nach allen Seiten hin behandelt haben, hat es den Anschein, als ob die Erörterung aller schwebenden Fragen als endgültig entschieden angesehen werden könne. Insbesondere gebührt Wallensköld unser Dank dafür, die wichtigsten altfranz. Texte uns kritisch dargeboten und auch die übrigens verdienstliche Arbeit von R. Wenzel (*Die Fassungen der Sage von Florence de Rome und ihr gegenseitiges Verhältnis*, Marburg 1890) fortgeführt zu haben. Nichtsdestoweniger sei es mir verstattet, hier einen lateinischen Text dieser Sage zum Abdruck zu bringen, in dem wir unschwer einen Nachhall der altfranzösischen Überlieferung erkennen. Es ist eine gedächtnismäßige Aufzeichnung unseres Stoffes, zurechtgestutzt für die Bedürfnisse eines Predigthandbuches, und hat als solches in Exempelform in eine große Sammlung von Marienmirakeln Aufnahme gefunden. Ich fand es in dieser Gestalt in der *Compilatio singularis exemplorum* der Hs. Tours 468 (vgl. über diese meine Prolegomena zu einer Ausgabe im Sonderabdruck aus dem *90. Jahresbericht der Schlesischen Gesellschaft für vaterländische Kultur*, Breslau 1913). Gleich zu Anfang erhalten wir 100 Marienmirakel, und unser Text findet sich als 77. Stück auf Bl. 35v—38v. Seine Mitteilung hierselbst rechtfertigt wohl nicht nur der Umstand, daß viele eigenartige Züge darin auftreten, die in den bisher bekannten Versionen keine Parallele finden, sondern vor allem auch die merkwürdige Tatsache, daß uns hier der Florentiastoff als reines Marienwunder vorliegt, also nicht mehr eine reinliche Scheidung zwischen

Wallenskölds großen Gruppen Florence de Rome und Miracle de la Vierge gegeben ist. Denn die göttliche Intervention zur Rettung der Heldin hat hier ebensosehr ihre Aufnahme gefunden wie der Hinweis auf das von der heiligen Jungfrau ihr mitgeteilte Wunderkraut zur Heilung der Aussätzigen, beides Züge, die doch bisher als dem Mirakel eigentümlich zugesprochen wurden. Nun liegt zwar die Annahme einer Kontamination beider Gruppen recht nahe, aber die Beweiskraft eines solchen Arguments wird erheblich dadurch abgeschwächt, daß wir bei unserem Kompilator das Mirakel selbst kurz vorher in einer durchaus ursprünglichen und mit nur wenigen Abweichungen versehenen Form vorfinden. Indem ich daher auch den letzteren Text zur Ergänzung meiner Mitteilung in dieser Zeitschrift (*Zum Crescentiastoff*, S. 135—141) abdrucke, begnüge ich mich damit, die Aufmerksamkeit auf eine neue Seite des Problems des Verhältnisses beider Versionen zueinander zu lenken und die neuen Züge durch Kursivdruck kenntlich zu machen.

I. **Florentia** (Hs. Tours 468, fol. 35v).

Tempore *Gelasii pape* dicitur *barbarorum* infinitam multitudinem venisse in Ytaliam contra Romanos. Exiuit imperator Othonianus et pugnauit contra eos. Qui in bello vulneratus ad mortem ablatus est Romam. Erant autem in exercitu duo fratres, fortissimi milites: vnus vocabatur Millo primogenitus, alter Camerarius. Inter vltima verba dixit imperator: 'Consulo quod Florencia, filia mea, detur vni fratrum istorum.' Mortuo patre et sepulto *Florencia misit pro fratribus illis et locuta est singulatim cum eis, et magis placuit ei nubere cum Camerario.* Celebratis nupciis Camerarius dixit vxori: 'Nunquam vobiscum dormiam, donec inimicos vestros eiecerim de terra vestra.' Et continuauit ad exercitum et diu fortiter pugnans preualuit; et fugerunt barbari in nauigio quo venerant, imperator similiter nauigio sequitur et preuenit eos impetu; tunc omnes petierunt pacem et promiserunt obedienciam, ymmo *maiores scilicet duo reges vel tres redierunt cum imperatore, vt ostenderent ipsum victorem.*

Milo vero, frater imperatoris, non intrauit mare cum fratre suo, sed rediit Romam, fingens se missum a fratre pro custodia Florencie. Que cum honore recepit eum et habuit familiarem. Ipse vero sicut pessimus proditor cepit machinari et blandiciis et adulacionibus, vt eam corrumperet, cogitans quod frater suus nunquam matrimonium consummauerat nec consummaret, si sciret ipsam ab eo violatam. Illa vero vt sancta mulier et sapiens cauebat sola cum solo loqui, tamen ipse se ingerens importune voluit eam opprimere. Tunc *illa duos milites elegit,* fratres, sui corporis custodes, scilicet Sansonem et Agrauanum. Qui quadam vice audientes eam clamantem fregerunt hostia et viderunt ipsum ei vim inferentem et retraxerunt eum. Ipse euaginato gladio Sansonem interfecit, Agrauanus maxime dolens de morte fratris *pepercit* tamen *Miloni propter verecundiam imperatoris.* Tamen de consilio sapientum tentus est Milo in quadam aula sine vinculis ferreis.

Audito vero imperatoris aduentu cum gloria victorie Florencia vocato consilio suo Milonem liberum dimisit, vt inde nullam tristiciam imperator haberet. Milo cum magno apparatu dimissus est obuiam ire fratri suo. Qui statim seminauit in eius aure suam vxorem meretricem esse Agrauani; 'quia vero fui ausus eius meretricium prohibere, me in carcere tenuerunt'.

Cognita autem veritate per multos qui veniebant obuiam imperatori doluit ipse mirabiliter.

Quod Milo percipiens celeri cursu Romam rediit et Florenciam ex parte imperatoris, mariti sui, salutauit dicens: 'Imperator me mittit, vt vos ducam obuiam ei'. Induitur igitur illa sericis et gemmis et auro tectis et ascendit in villam phaleratam et arripuit iter cum Milone et multis. Ille semper ad latus eius militans et equitans narrabat ei placencia de marito et de victoria eius. Intrauerunt quandam silvam, vbi alta via et nemus amenum erat. Ipse prohibebat ne quis prope eos equitaret, ne lutum vestes domine deturparet, et ipse iuxa eam solus frenum eius tenebat et cepit ire festinanter, ita quod nullus audiuit de sequentibus, et multa narrans eam elongauit multum a societate. Tunc ipse magis et magis festinauit solus cum sola, namque omnem familiam dimittens per deuia trahebat eam. Tandem securus deposuit illam de equo et blandiens opprimebat eam. Et preualens super illam violenter recognouisset, sed *in tunica domine erat insertus* quidam lapis preciosus ad cuius tactum statim ille refriguit. Tunc cepit eam verberare, dicens ipsam maleficam et incantatricem. Tunc ascendentes equos per diem ambulauerunt in silua, per noctem in plano, et in paucis diebus elongati sunt in aliam regionem. Sepe minis, sepe blandiciis irruebat in eam, vt haberet rem cum ea, et semper persenciebat se refrigerari sicut prius. Vltima vice traxit illam in vallem profundam et obscuram et ibi iurauit occidere illam, nisi consentiret ei et incantacionem dimitteret. Ligauit eam in arbore et flagellauit, et nichil valuit.

Tandem audiens venatores timuit ab eis inueniri et non habens tempus soluendi ligatam fugit. Canes autem veniebant, lingebant sanguinem eius; venantes autem soluerunt ipsam et mirati sunt nobilitatem vestis mulieris. T e r r i c u s castellanus vocabatur maior, qui duxit eam in domum suam valde compaciens, diuque fuit in illa domo nec genus nec casum suum alicui uoluit enarrare. Terricus habebat filiam vnicam septennem, quam ei tradidit custodiendam et erudiendam.

Quidam autem qui vocabatur M a c h a r i u s, *maior in domo* Terrici, in Florenciam exarsit et frequenter impugnabat eam. Que cum sola quidpiam operis faceret, inuasit eam, vt violenciam inferret; illa autem *baculo qui dicitur ensis quo percuciuntur fila serica,* percussit eum *in fronte* fortiter, ita quod vulnus omnibus apparuit. Ipse nimis iratus cepit omnimodo cogitare malum contra eam. Quodam mane cum ipse sicut solebat veniret ad dominum suum, *vt indicaret quid pransurus esset, vidit* Florenciam cum puella dormientem. Et *extracto gladio* puellam interfecit. (*Forte propter hoc dicitur: Iste est de coquio Macharii! Cui Terricus fortiter dixerat: 'Interfice porcum vel edum.' Et interfecit filiam suam.*) Terricus surgens mane vidit Florencia adhuc dormiente filiam interfectam et clamans excitauit omnes dicens: 'Vere, ista mulier est dyabolica que filiam meam interfecit!' Et cepit eam et incarcerauit vocatisque militibus terre indicauerunt Florenciam igne conburendam. Paratus est ignis, trahitur Florencia; que uidens ygnem sibi paratum alta voce cepit clamare: 'Heu, si modo scirent *papa Gelasius,* imperator Camerarius, fidelis Agrauanus quod deberem conburi!' Et sic multos et magnos nominabat. Quod audiens Terricus vt iustus et sapiens milites vocauit dicens: '*Nescimus que sit vel unde ista mulier:* dimittamus eam abire in illo habitu in quo inueni eam ligatam ad arborem.' Quod fecit et mula cum veste nobili parata Terricus eam vsque ad exitum

nemoris sociauit et solam ibi dimisit. Que nemus exiens cito quandam vidit ciuitatem. Ad quam tendens obuiauit turbe magne militum et aliorum qui vnum latronem ducebant ad suspendendum. Que cernens latronem, ei compaciens petiit sibi dari in seruientem, et habuit.

Ipsa ergo intrans ciuitatem ad litus quod ibi prope erat, vt inquireret si nauis aliqua deberet transfretare in terram sanctam — *patriarcha enim Jerosolimitanus erat auunculus suus, sanctus homo, cuius consilio vti proponebat* —, ille latro inuenit nauem diuitis mercatoris qui vocabatur *Mayngot*. Cui dixit: 'Vendam pulcherrimam dominam, si vis.' Et bene voluit. Adduxit latro dominam et acceptata peccunia recessit.

Statim fecerunt velum et accepto vento nauigauerunt. *Mayngot* autem vt malus leccator cepit dominam sollicitare. Quam videns penitus contradicentem magis ardebat, promittebat, comminabatur, tandem violenciam inferebat. Et ecce subito mota est tempestas valida, ita quod nauis impegit in cautem et tota fuit dirupta et multi sunt submersi, *aliqui tenentes asseres vel instrumenta nauis euaserunt*. Florencia tenens *saccum plenum vimine balsami* cum multis periculis et labore applicuit et exiens se solam vidit in loco deserto, quo vaga per aliquot dies perambulabat oracioni semper vacans. *Tandem astitit oranti Mater Misericordie, consolans eam et ostendens ei herbam ad cuius tactum multos sanaret et leprosos. Et ducens eam ostendit ei monasterium monialium.* Quod intrans Florencia cum gaudio recepta est.

Diu post cepit operari verba medicinalia multosque curare; sic famosum factum est monasterium Rome et quasi per totum mundum veniebant pauperes et diuites. Accidit quod *Osmerarius* ipse factus leprosus venit a Roma, et Milo similiter factus leprosus, multas sustinens miserias — et merito — audiens illam famam; venit similiter Macharius et *Mayngot*, qui euaserat de maris periculo. Que omnes cognouit et ipsa non est ab eis cognita. Cum igitur *Osmerarius* se primus offerret ad curacionem, ait illi Florencia: 'Opportet te primum omnia et omnem rancorem omnibus remittere et confiteri peccata tua.' *Qui respondit: 'Peccata mea paratus sum confiteri, sed inimicis meis nullomodo remittere possum, maxime illis per quos vxorem meam amisi.'* Tandem vero ei predicauit contra fraternum odium, quod ipse cum *iuramento promisit* omnibus omnia remittere. Sic et aliis dixit. Et primus imperator audientibus omnibus confessus est peccata sua, et curauit eum; postea vocauit *Millonem, qui timebat in presencia fratris confiteri.* Tamen videns ipsum curatum et audito ipsius iuramento narrauit inter alia quomodo male tractauerat Florenciam et in tali valle ligatam arbori dimiserat abire solam, Macharius quomodo filiam Terrici interfecit, *Mayngot* quomodo eam opprimere voluit in naui. Hiis auditis omnes curauit dicens: 'Ego sum Florencia, quam dominus ita temptauit, et vexari permittens, me tamen sua gracia custodiuit intactam et inmaculatam.'

II. **Crescentia** (Hs. Tours 468, fol. 25v).

Rome fuit imperator habens imperatricem in coniugem, fidelem et sapientem. Et cum ipse vrgeretur terram exire propter quendam aduersarium qui terram suam attemptauerat inuadere, carnali fratri proficiscens totam terram pariter et vxorem commisit. Qui frater recedente marito vxorem eius impetere non cessauit, et cum ipse ad eam de die et nocte nullo suspicante haberet accessum et ipsa timeret periculum, fingens se ei consentire ipsum ad quandam turrem vocauit et eum intrare fecit et induxit et multis

diebus pane et aqua pauit. Audiens autem mariti reditum eum liberauit, ire obuiam fratri suo monuit, adiungens quod tale quid nullo modo de cetero attemptaret et fratri suo ipsa nichil procul dubio omnino reuelaret. Qui vadens, odium magnum in corde suo gerens, intonsis barba et capillis, fratre admirante ait quod se in quandam turrim duxerat propter vxorem eius que eum de opere nephario inuadebat et, ne circa eum delinqueret, sic se mirabiliter tractauerat. Imperatrix autem hoc ignorans per duas dietas cum decenti comitatu obuiam marito iuit. Quam, cum eum salutaret, sic percussit quod ipsa de pallefredo cecidit, addens quod cum muliere meretrice nolebat allegare.

Sed *quatuor de seruis suis* statim precepit eam in quadam propinqua silua interficere. Qui eam ducentes et videntes pulcherrimam attemptauerunt et putauerunt cohire cum ea, antequam eam interficerent. Qua fortiter resistente aduenit quidam nobilis Dei voluntate, qui eam de manibus lenonum eripuit.

Et abduxit eam et de silua educens et verba eius sancta et discreta audiens et nobilem eam videns et ei compaciens promisit quod, si vellet, ad propriam domum duceret et ei sicut proprie vxori in omnibus prouideret. Que multas nobili gracias egit et cum eo iuit. Ipsa autem domina sancte conuersacionis extitit et eam dominus et domina mirabiliter dilexerunt et puerum vnicum quem habebant ablactatum ad iacendum cum ea et nutriendum tradiderunt, quem tenerissime adamauit et diligentissime custodiuit. Quidam autem frater illius nobilis dominam illam sollicitans, et ad consensum non valens inclinare indignatus est, a dyabolo animatus puerum inter bracchia domine dormientem gladio proprio interemit et gladium in manu domine dormientis dimisit et sic occasionem mortis domine procurauit. Que euigilans et gladium in manu sua tenens et sanguinem frigidum inter se et puerum senciens exclamauit. Ad hec pater et mater et familia surgunt, in fletus et clamores prorumpunt, vix dominam de manu fratris qui hoc fecerat eruunt. Venientes amici vndique variis eam mortibus iudicauerunt, pater et mater ex conuersacione quam in ea viderant ipsam non credentes hoc fecisse, *furtiue eam dimittentes in quodam vase in mare dimiserunt, vt si rea esset Deus vindictam inferret, si autem innocens liberaret.* Et sic exposita et a nautis recepta, ab eis plurimum infestata, sed nullatenus eis consenciens supra rupem in mari fuit ab eis derelicta. Ibi clamans et eiulans ad beatam Virginem, que in uisu apparens auxilium promisit, dicens quod herbam sub capite suo colligeret, et omne genus lepre curaret.

Et statim venit nauis transiens *cum religiosis* qui eam receperunt et ad portum incolumem perduxerunt. Ibi statim leprosum mundauit. Quod audientes vndique ad eam accurrerunt. Frater autem mariti sui qui eam cum marito false perturbauerat et frater illius cuius puerum occiderat erant lepra infecti. Vocata ab amicis illius qui puerum interfecit, fecit eum recognoscere qualiter homicidium perpetrauerat coram patre et matre et amicis, et sic sanauit eum et se eis manifestauit. Vocata eciam a proprio marito pro fratre sanando, coram papa et cardinalibus frater nequiciam quam fecerat recognouit, et sic eum sanauit. Imperator eiulans de amissione tante domine iurauit se non cessare, donec inueniret eam. Sed ipsa non valens sustinere eius afflictionem se manifestauit et omnia que acciderant ei retulit et ab omni infamia purgata fuit.

Breslau. Alfons Hilka.

Wilhelm von la Tor, *Ges cil que·s blasmon d'Amor* (B. Gr. 236, 4).

Das Gedicht des Trobadors Wilhelm von la Tor *Ges cil que·s blasmon d'Amor*, eine Kanzone, besteht aus fünf zehnzeiligen *coblas unisonans* und einer fünfzeiligen Tornada. Das Schema ist 7a 7b 7b 7a 7c 7c 5d˘ 7d˘ 7e 7e. a ist —*ọr*, b —*ẹr*, c —*ọrs*, d —*ensa*, e —*ir*. Die Strophenform ist nach Maus Nr. 549, 17 nur diesem Liede eigen. Zweimal im Reime findet sich *saber*, v. 23 als Subst. und v. 32 als Inf.; ferner werden die Reimwörter *amadors* (v. 16), *parvensa* (v. 38) und *soffrir* (v. 40) im Geleit wiederholt.

In den Hss. *D G I K* wird die Kanzone Guilhem de la Tor zugeschrieben, während sie in *N* anonym steht.

Rekonstruiert habe ich sie auf Grund von *D* f. 187, *G* f. 111 (Bertoni S. 358) und *I* f. 132 (MG. 654).

Es fehlt in *G* Str. V, in *DI* v. 28 und in *D* allein noch v. 8 und v. 18.

Text (Orthographie nach *I*).

I.

Ges cil que·s blasmon d'Amor,
Quant non an tot lor voler,
Non fan sen, al mieu parer; 3
C'aissi con li bon seingnor
Esprovon lor servidors
E pois lor donan honors 6
Segon lor valensa,
Esprov' Amors ses faillensa
Los sieus e sap lor merir 9
Segon qu'il sabon servir.

II.

Per que li bon servidor
Devon ades ferm tener 12
En Amor lor bon esper;
Qu'en joi torn' et en dousor
Lo mals e·l dans e l'errors 15
C'amors don' als amadors,
Quant lor fai garensa,
Si cum fai grans malvolensa 18
Grans bes-faitz desovenir,
Per q'om no s'en deu partir.

III.

Pero li fals tradidor 21
Fan lonc temps los fins doler;
Qu'aissi com cil q'an saber
Se gardon et an paor 24
Dels lairos e dels traichors,
An dels fals galiadors
Las dompnas temensa, 27
Per qe fan long' atendensa
Far als fins ab maint sospir
Et ab maint cozen cossir. 30

IV.

E pois lor donan ricor
Tant grant que non pot saber
Lo joi, qu'il an, ni·l plazer 33
Nuills hom, si non es de lor;
Q'om no·n sap las grans sabors
Dels bes, ni de las dolors 36
La greu penedensa
Qui non sap a ma parvensa?
Ez eu, s'o ai per sentir, 39
Sai com fai mals greu soffrir.

V.

E merce de la gensor
Sai cum bes es bos d'aver; 42
C'ab baissar et ab jaser
M'a trait d'ir' e de tristor,
E car m'a de mon mal sors, 45
No·m voill mais virar aillors;
Que sa chaptenensa
E sos bels cors gais m'agensa 48
Tant c'ades plus la desir,
On plus sovent la remir.

VI.

Greu er cel dels amadors 51
Segont ma parvensa,
Cui fassa jois mantenensa,
Que non sap d'amor soffrir 54
Los mals traigs e·ls bes grazir.

I. 1 cil que's] alques *I*; b. amor *Bartsch, Gr. S. 146* — 3 paren *I* — 7 Segun *D*, Segen *G* — 8 *fehlt D*; amor *G* — 9 Lo *G*
II. 11 Per li b. sofridor *D* — 15 Los *I*; els d. *DI*; cill e. *I*, e lefcors *G* — 18 *fehlt D* — 19 ben f. *G*, bos f. *I*
III. 21 traidor *G* — 22 lones tes li fis *G* — 26 galiador *D* — 28 *fehlt DI* — 30 ab] a *G*; cosens *I*; cossir] conmensa *I*
IV. 31 dona *DI* — 32 gräz *G* — 34 Ne uilz hom sil *G* — 35 no s. *G* — 36 Del *D* — 37 gran p. *I* — 38 Que *DI*; paruenz *D* — 39 Ez eu sio *G*, Et aisi (ensi *D*) o *DI*
V. *fehlt G* — 42 eus bes *D* — 46 Non v. *I* — 48 g. *fehlt D*
VI. 51 cels *G* — 53 matenēza *G* — 54 Qui *DG* — 55 m. traich *DG*, m. traig *I*

Übersetzung.

I. Diejenigen, welche sich über die Minne beklagen, wenn sie nicht alle ihre Wünsche erfüllt sehen, handeln nach meiner Meinung ganz unvernünftig; denn wie die guten Herren ihre Diener erproben und ihnen alsdann gemäß ihrer Tüchtigkeit Ehre erweisen, so erprobt Minne unfehlbar die Ihrigen und weiß ihnen zu lohnen, je nachdem sie zu dienen verstehen.

II. Deswegen sollen die guten Diener ihre gute Hoffnung stets fest auf die Minne setzen; verwandelt sich doch das Übel, das Leid und die Qual in Freude und Lust, welche die Liebe den Liebhabern verschafft, wenn sie ihnen Heil bringt, während doch großes Übelwollen große Dienste vergessen macht, weshalb man sich von ihr (der Liebe) nicht trennen soll.

III. Aber die falschen Verräter geben Anlaß dazu, daß die Rechtschaffenen lange leiden; denn wie die Klugen sich vor den Dieben und Verrätern hüten und fürchten, so scheuen die Damen die falschen Betrüger, weshalb sie die Ehrlichen lange warten lassen mit manchem Seufzer und manchem empfindlichen Kummer.

IV. Und später bieten sie ihnen (den Rechtschaffenen) so viel Vortreffliches, daß die Lust und die Wonne, welche diese empfinden, keiner begreifen kann, wenn er nicht einer von ihnen (den Auserwählten) ist; denn niemand von ihnen (von den der Freuden Unteilhaftigen) kennt die großen Genüsse der Freuden, und wer erkennt nicht die schwere Qual der Schmerzen an meinem Aussehen? Und wenn ich es doch am eigenen Leibe ('durch Fühlen') erfahre, so weiß ich ja, wie schlimmes Dulden schadet.

V. Und dank der Hübschesten weiß ich, wie vom Besitze (der Geliebten) gutes Glück herkommt; denn mit Küssen und Beiliegen hat sie mich aus Kummer und Betrübnis gezogen, und weil sie mich aus meinem Leid erhoben hat, so will ich mich nimmermehr einer anderen zuwenden; gefällt mir doch ihr Wesen und ihre schöne, lustige Person so sehr, daß ich immer, je öfter ich sie sehe, um so mehr Sehnsucht nach ihr empfinde.

VI. Schlimm wird meines Erachtens für denjenigen von den Liebhabern, dem Lust zur Seite steht, der Umstand sein, daß er nicht imstande ist, die Leiden der Liebe zu erdulden und ihre Freuden zu würdigen.

Anmerkungen.

12. *tener son esper en alcun*, für sonstiges *metre* oder *aver son esper en alcun*, bedeutet 'seine Hoffnung auf jemand aufrechterhalten', d. h. sie dauernd auf ihn setzen.

15. *dan* ist hier, wie die Gegensätze *joi* und *dousor* in v. 14 zeigen, das mit dem 'Schaden' verbundene Leid.

18. *si cum* 'während doch'; Appel versieht diese Deutung für St. 47 v. 1 seiner Chrestomathie[4] im Glossar S. 304[b] mit einem Fragezeichen.

19. Auch nfrz. *bienfait* findet sich häufig im Sinne von 'Gefälligkeit, Dienst'.

30. *cozer* (*coire*) ist 'kochen, backen', dann 'brennen', 'heftig schmerzen' und 'unangenehm sein'; s. Appels Chrest., Glossar und Levys Sw. I, 276. 'Empfindlich' ist also wohl die richtige Übersetzung für *cozen* als Attribut von *cossir*.

31. *E pois lor donan*. vgl. v. 6. — *Ricor* 'Vortrefflichkeit', Levy, Sw. VII, 345, 5.

39. *aver* 'erfahren, lernen', Levy, Sw. I 112, 1.

41. *merce de*, eigentlich 'durch die Gnade von'; s. Tobler, Verm. Beiträge I[1], S. 57.

51—55 zitiert Levy, Sw. VI 109[b], 4 s. v. *parvensa* nach Hs. *I*. — Inhaltlich entspricht das Geleit dem, was *Bernart de Ventadorn*, M. W. I 28 sagt:

> E ja non crey, s'ira non fos,
> Que ja saupes hom jois que s'es.

Berlin. Adolf Kolsen.

Stendhal und Deutschland.

In seiner Eckermann-Ausgabe weist L. Geiger auf Stendhals Beziehungen zu Goethe hin; sie sind indessen zu unbedeutend, um eine selbständige Behandlung zu rechtfertigen. Über Stendhal als Beurteiler Deutschlands hat seinerzeit A. Kontz gehandelt,[1] seither niemand. Stendhals Biographen streifen das Gebiet nur; Chuquet, der ausführlichste, meint: sein Urteil über Land und Leute sei neuartig, aber oberflächlich, von deutscher Philosophie habe er gar nichts gewußt, und die deutsche Literatur, die er zu kennen vorgab (was seine Zeitgenossen ihm auch glaubten), habe er nur vom Hörensagen oder aus Übersetzungen gekannt. 'Er reiste durch Deutschland, ohne dessen Sprache und Charakter zu verstehen' (S. 287; 301). Eine systematische Zusammenfassung wird kaum anders lauten können; der folgende Überblick soll von einer chronologischen Grundlage ausgehen.

Zuerst ist festzustellen, wann Stendhal in Deutschland war. Es sind das die Jahre 1806 (17. Oktober Abreise von Paris; 27. Oktober Einzug in Berlin in Napoleons Gefolge; 13. November Ankunft in Braunschweig als Intendant der kaiserlichen Domänen), 1807 (Braunschweig; 25. Oktober Reise nach Hamburg), 1808 (Dezember Abreise nach Paris; nach viermonatigem Aufenthalt kehrt er nach Deutschland zurück, wo er von April bis November 1809 den Österreichischen Feldzug mitmacht, der ihn über Straßburg und Bayern nach Wien und Ungarn führt). Dann führt ihn der Rückzug der Großen Armee durch Deutschland (14. Dezember 1812 Abreise von Königsberg) und schließlich der Sächsische Feldzug im Jahre 1813. Außer dieser Zeit hat Stendhal, wenn wir von flüchtigen Berührungen mit A. v. Humboldt und Schlegel in Staëls Gefolge absehen, nie Umgang mit Deutschen gepflogen.

Vor dem Jahre 1806 nun hat Stendhal sich kaum je um Deutschland gekümmert, während sein Journal und die Briefe an seine Schwester Pauline

[1] Albert Kontz, *De Henrico Beyle sive Stendhal Litterarum Germanicarum judice* (*Thesis Facultati Litterarum Parisiensi* ... 1899).

Périer reichlich Bemerkungen über nichtfranzösische Literaturen enthalten. Einmal wird August Lafontaine erwähnt (5. Juli 1802[1]), bezeichnend und grotesk mit den Worten: 'Dieser Roman hat mich etwas mit den Deutschen versöhnt; sollten wirklich einige von ihnen Geist haben?' 1805 fällt der Name Werther (Brief vom 29. April), und am 17. September sagt er, Europa habe einen großen Dichter verloren: Schiller. Nachträglich, am 1. Oktober, sucht er sich dann mit der Schiller-Übersetzung von Lamortellières abzufinden.

Im Grunde wußte er von A. Lafontaine ebensowenig wie von Schiller, als er 1806 nach Deutschland aufbrach. Aber mit seinem Urteil war er stets bei der Hand, er war *très-Français,* wie Mérimée sarkastisch sagt. Er sieht Iffland in Berlin (3. November 1806), findet ihn natürlich im Sentimentalen, naiv im Komischen und hat ihn, wie Chuquet sagt, sicher nicht verstanden. Er bewundert Raphael Mengs (24. März 1807) und glaubt in Bürgers *Lenore* die deutsche Lyrik entdeckt zu haben (12. Mai 1807). Nie hat er sich jedoch wirklich bemüht, zu lernen; Deutschland und Mittelalter bleiben ihm ein für allemal identisch (3. Dezember 1807), von der *Lenore,* die ihm Struve wortwörtlich vor-übersetzte, kann er nur eine sehr merkwürdige Inhaltsangabe machen, und obgleich er das Deutsche einmal 'natürlicher, wahrer, naiver als das Englische' nennt (12. Mai 1807), wird es ihm gleich wieder zum Rabengekrächz, das er lernen will, um ungestörter reisen zu können (*Corr.* I, 315). 1809 erst verstand er einigermaßen eine deutsche Aufführung des *Don Juan,* und als Johannes von Müller ihm einst das Wesen des germanischen Dramas auseinanderzusetzen suchte, gesteht er neun Jahre später in Italien, daß er jetzt erst wisse, was Müller eigentlich gemeint habe (*Rome, Naples et Florence* ..., S. 81[2]). Alles, was er 1812 von Weimar zu berichten weiß, ist, daß man die Gegenwart eines kunstfreundlichen Fürsten fühle (27. Juli). — Die drei in Deutschland verbrachten Jahre hatten Stendhal mit diesem Land in Berührung gebracht, aber nichts außerdem. Man weiß, wie es um sein 'Studium' in Braunschweig bestellt ist, und es ist unnötig, die Haltlosigkeit der absurden Behauptungen, auf die die Schrift von Kontz begründet ist, nachzuweisen. Es fehlen uns allerdings die Tagebuchhefte, die Stendhal während seines Aufenthalts in Deutschland geführt hat; er verlor sie im Russischen Feldzug. Ob in diesen mehr über Wechselbeziehungen zwischen Stendhal und Deutschland gestanden hat, und ob also in dieser Zeit ein wirklicher Einfluß oder ein wirklicher Eindruck stattgefunden hat, können wir natürlich nicht wissen.

So beschränkt sich also alles, was über unser Thema Wesentliches gesagt werden kann, auf die Zeit nach 1813. Das ist auch die Zeit, in der Stendhal zum Schriftsteller wurde.

Der einzige Deutsche, der Stendhal einigermaßen nachweisbar beeinflußt hat, war August Wilhelm v. Schlegel. Stendhal berichtet ausführlich von einem Zusammentreffen in Weimar, er schildert ihn (18. Dezember 1813) als jungen Menschen von schönem Gesicht und wildem, düsterem Ausdruck, als einen der lebendigsten und glänzendsten Geister, die er getroffen. 'Nie habe ich die deutsche Sprache mit so viel Geist sprechen hören. Ich suchte ihn öfters auf. Ein fortwährendes Träumen schien mir seine seelische

---

[1] Zitiert nach *Correspondance* ed. Paupe et Cheramy. 3 vol. Paris 1908.

[2] *Œuvres complètes* (Calman-Lévy bzw. Charpentier).

Verfassung; er war traurig und gottesfürchtig, ohne Unterlaß las er Calderon...'. Ein seltsames Porträt, das eher auf Friedrich als auf Wilhelm paßt; in Wahrheit gehört auch dies Zusammentreffen zu Stendhals 'Legende'. Aber diese Fiktion hat ihren Grund: Stendhal las Schlegels Wiener Vorlesungen (18. Dezember 1813), dort fand er die verblüffende Einteilung: 'Griechen und Franzosen kultivierten die klassische Literatur; Calderon, Shakespeare, Schiller, Goethe sind romantische Dichter.' So formulierte er selbst die Schlegelsche Lehre, die er aufgriff, und wenn er ihm auch vorwirft, nicht in Laharpes Spuren gegangen zu sein, so sucht er doch von jetzt an seine Impressionen in ein System umzubilden. Von Schlegel rührt der geringschätzige Seitenblick auf Molière, von Schlegel der Ursprung seiner romantischen Doktrin, daß jedes Volk die ihm angemessenen Stoffe behandeln solle. — Allerdings ein paar Jahre später ist die Anregung vergessen, 1816 behauptet er, der traurige Pedant Schlegel werde bald im Kot sitzen (1. Oktober), 1817 wirft er ihm 'Mystik' vor (*R. N. Fl.* 264), dann bespöttelt er seinen Einfluß auf der Staël *De l'Allemagne* und schimpft auf seine Beurteilung Molières und des französischen Klassizismus.

Trotz dieser Anregungen durch Schlegel hat Stendhal von den eigentlichen deutschen Romantikern nichts gewußt, nur die späten Ausläufer, die Schicksalsdramatiker werden erwähnt. Darauf kommen wir nach Schiller zu sprechen. S c h i l l e r scheint Stendhal wirklich ein wenig gekannt zu haben, wenn es natürlich auch nicht wahr ist, daß er ihn ganz gelesen hat (19. April 1820). Ihm gegenüber war er in einer schwankenden Stellung. Seine Liebe war wo anders als sein Verstand, erhaben und albern kann er deshalb in einem Atem sagen (*Hist. d. l. Peint.*, S. 181). Einmal sucht er das sophistisch zu verbinden: 'Schiller ist voll erhabener Bilder, die, ins Französische übersetzt, von vollendeter Lächerlichkeit sind; und das ist ganz einfach, es sind die Gedankenflüge einer großen Seele, die aus einer anderen Kultur kommt' (17. Juni 1818). Er lobt Wallenstein;[1] aber als er merkt, daß er Schiller nicht als Shakespeare-Schüler abtun kann, sagt er, seine Tiraden stammten von Racine (*Rac. et Shak.*, S. 94). 'Schiller langweilt mich, weil man den Redner fühlt, ich will Shakespeare und g a n z r e i n' (19. April 1820).

Schiller steht ihm über Goethe und ist der erste Dichter Deutschlands, aber größeren Eindruck als Schillers Werke machten ihm andere von der Art des Luther von Z a c h a r i a s W e r n e r. 1808 sah er dies mystische Rührstück in Berlin aufführen, und es waren wohl die opernartigen Effekte, die ihn gefangennahmen. Er findet, es stehe Shakespeares Meisterwerken näher als Schiller, es sei ein treues Gemälde Deutschlands im 15. Jahrhundert, und schließlich sei Werner nicht nur wegen seiner Verse ein großer Dichter, sondern weil er sich durch sein tolles Benehmen als solchen bewiesen habe (*Rac. et Shak.*, S. 91, 93). Das ist Stendhal im Fahrwasser der französischen Romantik.

Schließlich G o e t h e. Napoleon, Byron, Italien mochten Gebiete sein, bei denen Stendhals und Goethes Interesse zusammentrafen. Einmal mutet es wie eine goethische Erkenntnis an, wenn Stendhal über die französische

[1] 21. Dezember 1819; er schreibt nach Art der Franzosen 'Walstein'. Ein andermal verlegt er *Tell* und *Carlos* in dieselbe Zeit (*Mél. d'art et de litt.*, S. 234).

Cellini-Ausgabe sagte, der Übersetzer habe klugerweise die heikelsten Stellen unterdrückt, und dieser eine Band lehre mehr über Italien als Botta, Sismondi, Roscoe, Robertson e tutti quanti (*Prom. dans Rome* I 265). Aber er wußte kaum etwas von Goethe. Er kann schreiben: 'Die Deutschen sagten sich: die Engländer rühmen ihren Shakespeare, die Franzosen ihren Voltaire und Rousseau, und wir haben niemand! Deshalb wurde Goethe zum großen Mann ausgerufen. Aber was hat dieser talentierte Mensch gemacht? Werther. Denn der Faust Marlowes, der die Helena (der Ilias) erscheinen läßt, ist besser als der seinige' (*Prom. dans Rome* II 49). — Zuerst mag Stendhal den Werther gelesen haben — wenn er ihn gelesen hat —, und zwar vor 1806. 1810 berichtet er von den *Wahlverwandtschaften*, die er nicht ergreifend genug findet (*Journal*, 18. Februar 1810), 1814 in *Vies de Haydn* ... erscheint ein Brief aus den *Wahlverwandtschaften* über die Musik; 1817 in *Rome, Naples et Florence* (S. 266/67) eine Anekdote aus Goethes Autobiographie und aus seiner Italienischen Reise. Ob ihn diese Entlehnungen erinnerten, oder ob ihn nur sein literarischer Ehrgeiz dazu trieb — in dieser Zeit fängt er an, Goethe Widmungsexemplare zu senden. Er schickte Dutzende seiner Schriften nach England, an Leute, die er nie gesehen; die 'Histoire de la Peinture...' ging zum erstenmal nach Deutschland an A. von Humboldt und an '*M. Goethe, Ministre d'Etat, à Francfort-sur-le-Mein*' (sic) (15. September 1817). Es ist wahrscheinlich, daß auch andere seiner Werke an Goethe gesandt wurden, wenn sie auch in dessen Bücherlisten nicht aufgeführt sind. — Stendhal selbst erwähnt Goethe kaum einmal in der folgenden Zeit. Dafür ist nun Goethes Interesse erweckt; liebevoll, wie es im Alter seine Gewohnheit war, suchte er die Anregungen des Auslandes fruchtbar zu machen; er zählte Stendhal wie Mérimée 'zu den jungen französischen Independenten, welche sich eigene Pfade suchen'. In zwei Tagen, dem 18. und 19. Januar 1818[1] las er *Rome, Naples et Florence*... und berichtet dann seinem intimen Freund Zelter (8. März 1818[2]): 'Hier etwas über den alten Mayer aus einem Buche, das dich unterhalten wird ... [Auszüge; Beilage] ... Vorstehendes sind Auszüge aus einem seltsamen Buche: *Rome, Naples et Florence en 1817.* Par M. de Stendhal. Officier de Cavalerie. Paris 1817, welches du dir notwendig verschaffen mußt. Der Name ist angenommen, der Reisende ist ein lebhafter Franzose, passioniert für Musik, Tanz, Theater. Die paar Pröbchen zeigen dir seine freye und freche Art und Weise. Er zieht an, stößt ab, interessiert und ärgert, und so kann man ihn nicht loswerden. Man liest das Buch immer wieder mit neuem Vergnügen und möchte es stellenweis auswendig lernen. Er scheint einer von den talentvollen Menschen, der als Offizier, Employé oder Spion, wohl auch alles zugleich, durch den Kriegsbesen hin und wider gepeitscht worden. An vielen Orten ist er gewesen, von andern weiß er die Tradition zu benutzen und sich überhaupt manches Fremde zuzueignen. Er übersetzt Stellen aus meiner Italiänischen Reise und versichert das Geschichtchen von einer Marchesina gehört zu haben. Genug, man muß das Buch nicht allein lesen, man muß es besitzen.' 1823, im Jahr des Erscheinens, erhielt Goethe, vielleicht durch den Grafen Leu, Kenntnis von *Racine et Shakespeare.* Am 26. Juli schreibt er an seinen Sohn: 'Gelesen *Racine et Shakespeare.* Die französi-

[1] *Tagebücher.* Weimar. Ausg. Abt. III.
[2] *Briefe.* Weimar. Ausg. Abt. IV.

schen Hefte ausgelesen,' und ein gleichlautender Vermerk befindet sich in den Tagebüchern. Er diskutierte mit Graf Leu über den Inhalt, am 27. Juli sprachen sie 'über die Notwendigkeit des Reims in französischer Poesie, von der Möglichkeit, ihn abzuschaffen oder einzuschränken' (vgl. 1. August). — Ebenfalls sofort nach Erscheinen beschäftigte Goethe sich mit dem Roman, der Stendhals berühmtester werden sollte: 15. Dezember 1830 (*Tageb.*) 'Ottilie las in *Rouge et Noir* von Stendhal'. Ebenso am 16.; am 17. und 18. liest er selbst und endigt den ersten Band am 19. Wohl mit steigendem Interesse nahm er den zweiten Band vor, den er, teilweise selbst lesend, teilweise von Ottilie sich vorlesen lassend, schon am 21. nachts beendet. Diesem Roman sucht er auch das Interesse seiner Umgebung zu gewinnen — aber manchen war Stendhal terra incognita. So schreibt der Kanzler Müller (*Gespräche mit Goethe* 1. Jan. 1831): 'Über *Rouge et Noir* von Steudel (sic! auch vom Hg. nicht verbessert!) war sein Urteil meist günstig.' Eckermann berichtet unter dem 17. Januar 1813: 'Wir sprachen darauf über *Rouge et Noir,* welches Goethe für das beste Werk von Stendhal hält. "Doch kann ich nicht leugnen," fügte er hinzu, "daß einige seiner Frauencharaktere ein wenig zu romantisch sind. Indessen zeugen sie alle von großer Beobachtung und psychologischem Tiefblick, so daß man dem Autor einige Unwahrscheinlichkeiten des Details gern verzeihen mag".'

Die im Erscheinen begriffene Gesamtausgabe wird ein leichteres Arbeiten ermöglichen; auch sind Zusätze und Inedita versprochen. Voraussichtlich wird aber das vorliegende Thema niemals ein Gegenstück werden können zu Gunnells ausführlichem Buch über Stendhal und England.

Konstanz, September 1912.
London, April 1913.

Walter F. Schirmer.

I versi 112—3 del Purgatorio V.

L'unica spiegazione possibile mi sembra: 'Congiunse con l'intelletto quella cattiva volontà (ovvero: congiunse egli con l'in. la c. v.) che sempre chiede (desidera, cerca) il male', e nel caso nostro chiedeva di fare *altro governo* del corpo di Buonconte. Il desiderio infatti è per sé stesso impotente se l'intelligenza non gl'indica i mezzi per attuarsi; né il mal volere del demonio avrebbe potuto avere alcun effetto, se l'intelligenza, congiunta con esso, non avesse suggerito di muovere, *per la virtù che sua natura diede, il fummo e il vento,* coprendo di nebbia tutta la valle, perché poi, converso *il pregno aere in acqua,* questa trascinasse via il corpo di Buonconte. È insomma *l'argomento della mente,* il quale *si giunge al mal volere ed alla possa* (Inf. XXXI 55—6).

Roma. Amerindo Camilli.

I versi 135—6 del Purgatorio V.

Ormai è certo che questi due versi dicono: *Se lo sa colui che pria, disposando, m'avea innanellata con la sua gemma.* Ma sono curiosi i commenti dei commentatori.

'*Sàlsi colui*: Nello, mio marito. Egli lo sa; dunque altri no. Dunque anche Dante non ne sapeva nulla.' Perché Dante avrebbe scritto questi due versi, se non ne sapeva nulla o, che è lo stesso, non immaginava nulla, *sàlsi* il commentatore.

Ancora: 'Pia vuol dire che fu legittima moglie del suo uccisore.' Questa

fa il pajo con l'altra, secondo cui Pia vuol dire che à avuto due mariti. Ma come? La Pia che con una timidità soave e una gentilezza squisita vuole che Dante, prima di ricordarsi di lei, sia *riposato della lunga via*, che con un riserbo fatto di verecondia[1] conclude la sua vita in un verso, verrebbe fuori in ultimo, con un tratto degno di *donna Berta*, a dichiarare: Io fui moglie legittima! Per fortuna c'è ben altro in questi versi.

'Lui lo sa come Maremma m'abbia disfatta, lui che prima, sposando, m'aveva inanellata con la sua gemma.' Gli sponsali, l'anello, la gemma! La poveretta, con un tacito e accorato rimprovero per il suo uccisore, si sofferma su queste immagini del tempo felice di *pria* e le oppone al ricordo della Maremma, dov'ella, avanti d'esser *per forza morta*, s'è lentamente disfatta.

Roma. Amerindo Camilli.

Già terra infra le pietre vedendo.

(Petrarca: *Chiare, fresche e dolci acque*, v. 34—5.)

I commentatori spiegano: 'vedendo tra le pietre il mio cadavere ridotto già terra.' Al che si osserva: 1º Il Petrarca non poteva immaginare il suo corpo buttato tra le pietre, alla vista di tutti, come quello d'un cane. 2º Per vedere il suo innamorato già fatto terra, Laura avrebbe dovuto venire *a l'usato soggiorno* dopo aver compiuto gli anni di Matusalemme. 3º In ogni caso lo spettacolo non sarebbe stato tale da spingerla a sospirar dolcemente, ma ben piuttosto da farla fuggire inorridita.

Io spiegherei: 'allora (*già*), vedendo della terra (che dunque non aveva mai vista, che prima non c'era) tra le pietre.' Il Petrarca cioè si figura *il meschino corpo* sepolto lì in una fossa scavata tra le pietre ed immagina che Laura, volgendo gli occhi, scorga quella terra mossa di fresco e immediatamente comprenda di trovarsi innanzi alla sepoltura del suo poeta.

Roma. Amerindo Camilli.

Il gran rifiuto dantesco.

(Inferno III 58—63.)

Francesco d'Ovidio, parlando dell'eterna questione del rifiuto, nota come '*vidi e conobbi l'ombra* succede a *poscia ch'io v'ebbi alcun riconosciuto*, e il divario fra le due espressioni par proprio indicare una differenza tra le due percezioni.' E, citando i versi (Inferno IV 121—2) *io vidi Elettra con molti compagni, — tra' quai conobbi Ettore ed Enea,* conclude (contrariamente a ciò che affermano i commentatori, i quali fanno qui *conobbi* equivalente a ravvisai) che '*vidi e conobbi* può significar feci la conoscenza.'

A me pare che *conobbi* non solo può, ma deve qui significare presi conoscenza. Infatti i v. 58—59 ci descrivono due momenti successivi e distinti: 1º Dante guarda fra la turba e riconosce qualcuno; 2º vede e conosce un'altra ombra. Per il primo momento Dante adopera il verbo riconoscere ed è naturale che voglia alludere a persone che ebbe familiari in vita. Il secondo momento non è più del riconoscere alla prima occhiata, ma del vedere e del susseguente conoscere, cioè del prender conoscenza. Se così non fosse, il personaggio in questione sarebbe

[1] Non si dimentichi che Pia fu peccatrice *infino all'ultim'ora*. Né occorreva davvero specificare di quale peccato.

stato riconosciuto nel primo momento. Da ciò si può concludere con sicurezza trattarsi d'un dannato che Dante in vita non conobbe personalmente.

Ai due momenti descritti ne succede un terzo: Dante, semplicemente per aver preso conoscenza dell'ombra innominata, capisce di trovarsi tra gl'ignavi.[1] Il rifiuto dunque non solo è grande e vile, ma anche così caratteristico che basta conoscerlo per designare tutt'una specie di peccatori.

Perciò è da escludere che l'ombra sia Augustolo, giacché la rinunzia di questo povero ragazzo non può assurgere a una viltà così rappresentativa; da escludere Esaù che fu bestialmente ghiottone, caso mai, non vile; da escludere Diocleziano e Giuliano l'Apostata in cui non si riscontra davvero traccia di viltà; da escludere finalmente Giano della Bella, Vieri dei Cerchi e gli altri minori, le cui rinunzie non furono certo grandi. Per verità nessuno di questi candidati à mai trovato favore presso i dantisti; ma sarà bene averli messi alla porta una volta per sempre con ragioni desunte dal testo. Restano così il favorito, Celestino V, e un nuovo candidato, sostenuto dal Pascoli e dal Rosadi: Ponzio Pilato.

Per Celestino ora le probabilità sembrerebbero cresciute. Infatti, tolto l'ingombro del *conobbi* = riconobbi, cadono di colpo tutte le difficoltà opposte al possibile ravvisamento d'una persona che Dante vedeva allora per la prima volta e tutti i conseguenti arzigogoli messi innanzi per spiegare un simile fatto.[2] Però, ciò non ostante, difficoltà rimangono sempre.

Che cosa pensasse Dante della rinunzia di Celestino (escludendo, s'intende, questo passo controverso), non sappiamo. Certamente, se egli l'avesse ritenuta invalida, o dovuta alle male arti di Benedetto Caetani, non gli sarebbe mancata occasione di dirlo; ma questo solo argomento negativo non basta per affermar qualcosa.[3] Se noi sapessimo certo che Dante riguardava Bonifacio come legittimo successore di Celestino, sarebbe anche provata la sua fede nella legittimità e nella validità della rinuncia; ma le parole di Niccolò terzo (Inf. XIX 56—7) e sopra tutto quelle di san Pietro (Par. XXVII 22—4) ci lasciano sempre un certo sospetto,[4] quantunque il poeta, per bocca di Guido di Montefeltro, chiami Bonifacio *gran prete* (Inf. XXVII 70) e gli

[1] Si potrebbe objettare che il terzo momento dipenda non solo dal secondo, ma anche dal primo. Però l'*incontanente* del v. 61 ci dice che si tratta di cosa improvvisa, non maturata quindi attraverso due momenti differenti.

[2] Aggiungiamo che il Tocco, mostrando come probabilmente il decreto di canonizzazione di Celestino non fu subito notificato alle chiese italiane, e rimase quindi sconosciuto a Dante, viene a diminuire (ma non certo a risolvere) l'altra difficoltà: come mai il poeta cattolico avesse potuto mettere un santo all'Inferno.

[3] Il Graf vorrebbe provare che Dante non curò o non conobbe la leggenda delle male arti, con i v. 104—5 dell' Inf. XXVII. Ma qui parla Bonifacio stesso il quale, caso mai, non avrebbe certo svelato le sue malefatte a Guido di Montefeltro.

[4] San Pietro parla chiaramente di usurpazione e di sede vacante; né convince l'interpretazione secondo cui Bonifacio verrebbe maltrattato *quoad hominem*, non *quoad pontificem*, ché in quanto tale la sua elezione sarebbe legittima e validi i suoi atti. Come se nella tremenda dichiarazione di san Pietro che parla nel cospetto del Figlio di Dio e alla presenza di tutto il Paradiso, muto e trascolorato dinanzi alla sua ira terribile, potessero aver luogo queste sottili distinzioni da scolastico o da legulejo.

attribuisca il *sommo ufficio* (Inf. XXVII 91), ed egli stesso esplicitamente lo dichiari (Purg. XX 87) vicario di Cristo.

Sia come si voglia, il quesito che noi ci dobbiamo proporre è questo: Perché mai Dante avrebbe infamato il rifiuto di Celestino, che in realtà non fu vile, ma dettato dal giusto sentimento della sua incapacità e dal desiderio di ritornare alla vita contemplativa? Si risponde: Perché a Celestino successe Bonifacio a cui Dante attribuiva le sciagure del suo tempo. — Ma così Dante avrebbe confuso l'atto con le sue conseguenze involontarie e, volendo riprovar queste, avrebbe infamato l'atto stesso che ne era assolutamente indipendente. Che i nemici di Bonifacio ai tempi di Dante facessero comunemente tale indebita illazione e chiamassero vile il povero Morrone, è molto verisimile, e una prova se ne ricava dalla concordia con cui gli antichi commentatori identificano più o meno risolutamente l'innominato con Celestino, attribuendo così a Dante quella che doveva essere la *communis et vulgaris opinio* tra i nemici di Bonifacio. Ma è verisimile che il poeta della giustizia si lasciasse trascinare da queste *vanae voces vulgi*? Né la *pietà de' due cognati*, né l'accoramento che prova dinanzi alla *cara e buona imagine paterna* gl'impediscono di porre Francesca, Paolo e ser Brunetto nell' Inferno; né l'odio per Bonifacio gli fa velo quando deve fustigare Filippo il Bello. Perché mai dunque quest'odio stesso lo avrebbe accecato dinanzi al mite, pio e infelice Celestino? Vogliamo forse noi credere che, quando il poeta componeva il terzo canto dell' Inferno, avesse contro Bonifacio argomenti d'ira che non aveva più quando scriveva il ventesimo canto del Purgatorio? Ma, caso mai, la verità potrebb'essere proprio l'opposto. Ovvero dobbiamo pensare che Dante sperasse qualche cosa dalla politica del Morrone, schiavo di Carlo lo Zoppo? Ma noi sappiamo bene che il poeta è tutt' altro che tenero per costui.

Stimò dunque Dante l'atto vile per sé stesso? Noi, ripeto, non sappiamo se egli credesse alle male arti di Bonifacio, ma se avesse accolto questa leggenda, nota il Graf, avrebbe avuto 'argomento a giudicar Celestino uomo credulo e semplice, vile non già.' In ogni caso Dante doveva sapere, come noi, che Pietro da Morrone l'eremita era stato reputato degno del seggio papale unicamente per la sua santità e che, abbandonando il pontificato, era corso di nuovo a rinchiudersi nella sua cella, per riprendere un'asprissima vita di solitudine e di penitenza. Ora per quale ira partigiana avrebbe Dante trasformato un uomo simile in un vile, anzi nel prototipo della viltà?

Ma un' altra cosa sarà da notare. Frate Remigio Girolami, nel suo sermone per la morte del cardinal Latino (1294), il grande elettore di Celestino V, gli tributa lodi per aver egli esaltato *quosdam pauperculos sanctos et fratrem Petrum de Morrona qui nunc est papa.* Se si ricordino ora le derivazioni delle dottrine di Dante da quelle di Remigio, messe in luce dal Salvadori, potrà sembrare non irragionevole il credere che il poeta, in rapporti con una cerchia di persone tra cui venivano apprezzate le virtù di Celestino, fosse anch' egli estimatore di quest' uomo, e che in tal caso non sarebbe molto agevole immaginare un improvviso cambiamento, sopravvenuto dopo l'abdicazione del papa, per l'odio contro Bonifacio.[1]

[1] Tralasciamo, come troppo sottile, l'objezione (valevole anche per Diocleziano, Esaù, ecc.) che Celestino non à fatto un r i f i u t o, ma una s c e l t a tra due cose, r i n u n z i a n d o a una di esse.

Veniamo ora a Ponzio Pilato. Il quale, come dice il Rosadi, 'rifiutò una potestà che era per lui fonte di dovere e che valeva la vita d'un uomo e il diritto d'un innocente.' E si noti che egli 'non rifiutò un semplice veto contro l'ingiustizia, non facendosene, mentre poteva non farsene, esecutore; m a r i f i u t ò l a s t e s s a o p e r a d i g i u s t i z i a, d o v e n d o e s s e r g i u d i c e, m e n t r e n o n f u ... Egli è convinto dell' innocenza di Gesù; lo chiama giusto; domanda e ripete a' suoi accusatori: "che male vi ha fatto?" sa che per invidia glielo hanno consegnato; pensa e dice: "non trovo colpa in lui;" sente la ragione e il bisogno di liberarlo; eppure lo dà alla croce.'

Pilato dunque, dice il Pascoli, si può veramente considerare come il prototipo di coloro (angeli neutrali e sciaurati non mai vivi) che, 'messi tra il bene e il male, se ne lavarono le mani.' Ed è perciò che Dante può incontanente intendere ed esser certo di trovarsi tra gl'ignavi. 'Chi poteva dare a lui tale improvvisa certezza, se non colui che né assolse né condannò Gesù, e non piacque né a Dio né al diavolo, né a Cesare né ai Giudei?' [1]

Oltre ciò che s'è detto, altri due argomenti possono esser recati in campo. la leggenda del cadavere di Pilato, rifiutato dalla terra e dal mare, a cui Dante potrebbe essersi ispirato, ponendo costui tra i rifiuti del cielo e dell' inferno, e una canzone popolare (constatata dal Pascoli, dal Pitrè e da me nell'Umbria, nelle Marche, nel Lazio, in Terra di Lavoro e, posso aggiunger ora, in Toscana) che pone il procuratore della Giudea alle porte dell' Inferno.

Sarà dunque costui l'ombra che Dante riconosce? Pilato certamente compì un grandissimo e vilissimo rifiuto; ma non era egli forse troppo lontano dalla mente e dal cuore del poeta, perché questi pensasse proprio a lui? Pilato è sotto ogni aspetto *sufficiente*; ma come si fa a dimostrare (ed è una dimostrazione indispensabile) che è nello stesso tempo *necessario*? D'altra parte Celestino compì una rinunzia che a' suoi tempi dovette esser chiamata vile, ma non ostante la concordia dei commentatori, noi non abbiamo alcun argomento per affermare che Dante seguisse tale opinione; anzi da qualche indizio saremmo piuttosto indotti a credere il contrario.[2]

Nessuno dunque dei candidati che si son venuti proponendo può aspirare al tristo onore senza sollevare objezioni. E s'attua così la condanna che il poeta à inflitto al gran vile: di rimanere ombra senza nome.

Roma. A m e r i n d o C a m i l l i.

[1] Non mi sembra buona un' altra idea del Pascoli: che la colpa di Pilato consista nella rinuncia alla libertà del volere. Come non vedo la ragione per cui egli afferma che l'*insegna* dell' Inf. III 52 è una croce.

[2] Per le cose dette si confronti: Camilli Amerindo, *Colui che fece il gran rifiuto*, Archivio per lo studio delle tradizioni popolari (Torino, Clausen) XXIII (1906—7) 372. — D'Ovidio Francesco, *Studi sulla Divina Commedia* (Milano e Palermo, Sandron, 1901) p. 418 e seg. — Graf Arturo, *Miti leggende e superstizioni del medio evo* (Torino, Loescher, 1892—3) II 153—66 e 223—35. — Pascoli Giovanni, *Colui che fece il gran rifiuto* (Il Marzocco, Firenze, 6 luglio 1902). — Pascoli Giovanni e Pitrè Giuseppe, *Colui che fece il gran rifiuto*, Archivio citato XXII (1903—5) 415. — Rosadi Giovanni, *Il processo di Gesù* (Firenze, Sansoni, 1904) cap. XVI. — Tocco Felice, *Quel che non c'è nella Divina Commedia* (Bologna, Zanichelli, 1899) p. 81—8. — Salvadori Giulio, *Sulla vita giovanile di Dante* (Roma, Soc. ed. D. Alighieri,

Romanic notes.

A n t e n n a.

The close *e* of Tuscan *antenna* and the *i* of Sicilian *ntinna* show that a n t e n n a had long *e*. Other derivatives, lacking in Meyer-Lübke's Romanic dictionary, are Venetian *antena*, Genoese *antenna*, Provencial *antena*,[1] *anteno, enteno*, French *antenne*, Catalan *entena*, Spanish *antena* and *entena*, Portuguese *antena* and *entena*. The French word was probably borrowed from Provencial. In Catalan, where a n n u makes *any* (= *aɲ*), *entena* must have come from another Romanic tongue, unless we assume *a n t ē n a as a variant of a n t ē n n a. The assumption of a west-Romanic form *a n t ē n a is perhaps justifiable, since *s t ē l a replaced s t ē l l a in France. But it seems more likely that the Catalan and Portuguese words were borrowed from Genoese or Venetian, for *a n t ē n a would have lost *n* in Portuguese, in accord with u e n a > *vea* > *veia*. Spanish *entena* is of Catalan origin; the old form *antena* may have come from Catalonia, or from Italy through Andalusia. The wide-spread nautical influence of northern Italy is shown by Port. *caro* for *carro*, meaning the heavy end of the *antena*.[2] The corresponding Span. *car* is evidently a Catalan word, but Cat. *car* is derived from Genoese *caro* or Venetian *caro*, since *rr* is kept in Cat. *ferre* < f e r r u, *torre* < t u r r e. The dialects of northern Italy have simplified all double consonants; the written *nn* of Gen. *antenna* serves merely to show that the stressed vowel is short.

A u g u r i a.

In an article on the Romanic vowel-system, published in the eleventh volume of *Modern philology*, I have explained the general history of *a g ŭ r i u. Spanish **agoiro* > *agüero* and Portuguese *agoiro* show a normal alteration of *u* to *o*, earlier than the contact with *i*. In France, before stressed open *u* developed to *o*, the *u* of *a g u r i u came in contact with a palatal sound (*i* or palatalized *r*), and was thereby changed to close *u*, or to the vowel that replaced Latin close *u* in Gallo-Roman. French has *-oir* < -ō r i u, so it is possible that the stressed vowel of *cür* represents an older diphthong, which contracted to a simple vowel before the formation of a similar diphthong in *cuir* < c o r i u. As early Provencial has *cuer* < c o r i u and *-or* < -ō r i u, it would seem that we must assume a palatalized *r* to explain *aür* < a u g u r i u.

Spanish *agur* is perhaps connected with a u g ŭ r i a. We may suppose that b o n a a u g u r i a a s s i n t was shortened to *a g u r i: the final vowel

1901) p. 109. — Salvadori Giulio e Federici Vincenzo, *I sermoni d'occasione, le sequenze e i ritmi di Remigio Girolami fiorentino,* A Ernesto Monaci. scritti vari di filologia (Roma, Forzani, 1901) p. 489.

Predecessori del Pascoli nell'indicare Pilato sono: G. Mazzoni in *Bullettino della Società dantesca italiana* (Firenze), Nuova serie, I (1893—4) p. 26 e E. Barbarani nell'opuscolo *Due chiose dantesche* (Verona, Annichini, 1897) per nozze Circsola-Ronconi. Tra i sostenitori di Pilato è da citare anche L. A. Rostagno, *Chi sia colui che fece per viltade il gran rifiuto* (Torino, Clausen, 1903). Di Barbarani e Rostagno ò notizia per mezzo del Bullettino predetto N. s. X 352.

[1] This is the ancient form, and presumably the modern one used in the neighborhood of Montpellier, where final *a* has not become *o*.

[2] *Revista lusitana*, vol. XV, p. 286.

of *aguria was elided, and disappeared with the verb; the *i* became close in hiatus, or because the plural verb in *aguri assint made the noun seem a nominative ending in *ī*. When the *c* of **vedrio* and **vendemia* was changed to *i*, the *o* of **agori* became *u*.[1] Such a development did not occur in **agoiro* (> **agóero* > **agoéro* > *agüero*): a stressed close *o* could be changed to *u* by vowel-harmony, but was not affected by contact with *i* or a palatal consonant.

Integer.

Latin arbitriu has a variant form arbiteriu, apparently indicating that in popular speech arbiter was inflected like puer: in the same way integer developed *integeru. Stressless *u* was assimilated to open *o* in colubra > *cólobra[2] > *colóbra.[3] and a further change of the same kind is seen in Asturian *cuélebre* for **cuélobre* < *colober: likewise integer and integru formed the variants *intiger, *intigeru, *intigru. Portuguese *inteiro* and Spanish *entero* may represent either *integeru or *intigeru; from *negro* = *negro* it seems clear that they did not come directly from integru or *intigru. Catalan has *entegre* < *intigru, riming with *negre*.

French *entre*[4] came from integer or *intregu; *entire* is the normal derivative of integra, or of *integera trough **entiejera* > **entiejra*; *entier* represents *integeru. French developed *deit* < **dedo* < **dejedo* < digitu beside *cuit* < **kujido* (or **küjido*) < **kojido* < **kojedo* < cōgito, with differing treatments of *j* dependent on the neighboring sounds.[5] Similarly we may assume **piejor* contemporary with **entiejer(o)* < *integeru: **piejor* kept *j* before a non-palatal sound and therefore a final vowel was developed in *pire*, while **entiejer(o)* > **entieer(o)* lost *j* between palatal vowels and made *entier*. Parallel differences are found in *flecl* < **flajello* < flagellu beside *seel* (not **soiel*) < **sejello* < *sigellu, and in Span. *huyo* < fugio beside *veo* < *veyo* < uideo. The loss of final *o* could have given the weak *e* of **entiejer(o)* a different development from that of **entiejera*.[6]

Provencial *entier* came from *integeru, and in some regions perhaps from *intigeru also, since *det* < dĭgitu has the variant *dit*.[7] The form *enticira* represents **entiejera* with an early loss of *e*, whereas **entiejer(o)* or **entijer(o)* produced *entier* with the loss of *j* between palatal vowels. The difference between *entier* < *intigeru and *dit* < dĭgitu could be normal, due to a chronologic difference between *-r* < -ru and *-t* < -tu: in Italian, *entero* can lose the final vowel but *dito* cannot; likewise Rumanian *cot* < **kuweto* < cubitu seems to have lost the final

[1] For the *e* of Hispanic **vedrio* < uitreu, and the corresponding *o* of **dovio* < dubiu, see *Modern philology*, vol. XI, p. 348.

[2] Not *colŭbra as assumed in § 138 of the first volume of Nyrop's French grammar.

[3] Not *culobra as assumed by Meyer-Lübke in his Romanic dictionary.

[4] *Romania*, vol. XXXII, p. 591.

[5] My explanation of *cuidier*, in the *Romanic review*, vol. IV, p. 381, was needlessly complicated: I should have said that *i* changed close *o* to the sound ordinarily derived from close *u*.

[6] I have not attempted to distinguish *ε* and *e* in theoretic forms. It is probable that *ε* developed through *eε* to *iε*.

[7] *Modern philology*, vol. XI, p. 351.

vowel later (and the medial one earlier) than *nor* = *nùŏr* < **nuwero* < nubilu.[1] Italian has *entero* (with close *e*) < *intigeru and *entiero* < *integeru. Rumanian *întreg* may represent either integru or *intigru, since open *e* makes *e* after *r*.

Niger.

Portuguese *negro*, Spanish *negro*, Catalan *negre*, Provencial *negre*, Genoese *neigro*, Milanese *négher*, Italian *negro* (adj.) and Rumanian *negru* are derived from nigru. French *ner(prun)* and *noir* can have come from *nigeru or niger; *nègre* and the Italian noun *negro* were borrowed from Hispanic. Italian *nero* is derived from *nigeru; Petròcchi's dictionary gives a fem. pl. *neri*, which implies the formation of **nere* and its use for both genders. As fŭgit and legit make *fugge*, *legge*, we might expect **nigge* < niger. The form **nere* was due to *nero*; the *e* of *nero*, beside *dito* < dĭgitu, shows the influence of *negro*. Cremonese *nígher*, beside normal *négher* < nigru, and Parmese *nígher*, beside *pel* < pilu, seem to show that these dialects developed normal *i* in derivatives of niger or *nigeru (as in Crem. *dît* = Parm. *did* < dĭgitu) and transferred it to the derivatives of nigru.

Early Provencial *ner* and *nier* are derived from niger or *nigeru; *ner* rimes with *ser* < sēru in the *Breviari d'amor*, lines 7485—6. If ancient *ner* had open *e* also, as modern *nè* does in one of the Gascon dialects,[2] the variation could be explained by the influence of *nier*. Modern *nièr*, a form mentioned in Mistral's *Tresor*, has open *e*, and we may assume this pronunciation in the ancient language. When *ie* < *e*, originally stressed on the first element, acquired its present stress, the same change occurred in *nier*. The difference between *ner* and *nier*, like that between *det* and *dit* < dĭgitu, depended on the chronologic relation of *e* < *i* and *j* < *g*, which was not the same in all regions. The difference between *nier* and *dit* can be explained by the principle stated above in regard to *entier*, or by the fact that *nier* came from niger and never had any final vowel: **dieto* or **diedo* lost *e* before the stress of *nier* was displaced.

Piger.

Italian *pighero* and *pigro* might be considered derivatives of pĭgru, with analogic *i* taken from **pigge* < pĭger, but it seems more likely that they are bookish. A trace of **pigge* has apparently been kept in *piggello* for **piello*, beside normal *piella* < *pigella, *pierla* < *pigerula. Modern Provencial has bookish *pigre* < pigru, normal *pegre* (> French *pègre*?), and analogic *piegre* which implies an earlier **pier* derived from piger or *pigeru. Likewise Provencial *pereza* > *perezo* requires a basis *pigeritia, with *j* < *g* lost between palatal vowels as in *ner*. French has *moitié* < *meitiet* < **mejtate*, *voisin* < *veisin*, so that we should expect *oi* < *ei* in a derivative of pigritia: the form *paresse*, with *a* for *e* before *r* as in *marché*, came from *pigeritia. Spanish *pereza* was perhaps borrowed from France, though as a native development it could have come from *pigeritia.

New Haven, Conn. E. H. Tuttle.

[1] For Rumanian stressless *u* < *o* < *u*, see the *Romanic review*, vol. I, p. 431. [2] *Revue des langues romanes*, vol. XLVI, p. 321.

Romanic _*akwia._

Italian _acqua_ < _aqua_ is parallel with _nocqui_ < _nocui_, _sappia_ < _sapiu_, _vendemmia_ < _uindemia._ Normal alterations of _kw_ are seen in Portuguese _água_, Spanish _agua_, central Sardic _abba_, Rumanian _apă_ < _aqua_; compare _égua_, _yegua_, _ebba_, _iapă_ < _equa._ Dialectal Portuguese _auga_[1] shows displacement like older _soube_ < _*saubi_ < _sapui_; _áugua_[2] is an intermediate form, or a later composite of _auga_ and _água_; contracted _ago_[3] corresponds to _corenta_ = _quarenta_,[4] _Godiana_ = _Guadiana_,[5] _Odiana_ = _Guadiana_ and other _O_-derivatives of Arabic _wādi._[6] In Andalusian the spoken form _aγwa_ is sometimes reduced to _awa_, as _w_ and the velar fricative _γ_ (= _ɣ_ of the _Association phon. internationale_) have nearly the same tongue-positions and therefore readily merge into a single sound. Retian has _awa_, _ava_, _ova_,[7] with a similar absorption of _γ_, and _aga_[8] with _w_ lost as in _ka_ < _eccu hac_,[9] _karanta_ < _quadraginta._[10]

Provencial _aiga_ does not represent _aqua._ It is derived from _*akwia_ through _*agwia_, with _i_ displaced as in _aira_ < _area_ or Portuguese _saiba_ < _sapia._ The persistence of _akwa_ for a time, alongside of _*akwia_, kept the latter from undergoing the change found in _*lakiu_ < _laqueu._ Romanic _*akwia_ was either a normal development from _aquea_, or more probably an alteration of _aqua_ due to the influence of _pluuia._ Such influence could have arisen from association in the phrase _aqua pluuia_, or from the fact that _aqua_ and _pluuia_ (used as a separate noun) had similar meanings. The change of ending, in _*akwia *plowia_ or later _*akwia *plovia_ for _aqua pluuia_, has close parallels in Portuguese _Virja Maria_ for _Virje_[11] _M._ (= literary _Virgem M._),[12] Italian _eglino erano_ < _illi erant_, and is not fundamentally different from the developments seen in Portuguese _barba_ for _*barva_ < _barba_,[13] _beber_ for _*bever_ < _bibere_, _bíbera_ = _víbora_ < _uipera_,[14] _cobrombo_ < _cogombro_ < _cucumere_,[15] _cocongro_ < _cocombro_ < _cucumere_,[16] Catalan _xeixanta_ < _seixanta_ < _sexaginta_, French _concombre_ < _cocombre_ < _cucumere_, _verveine_ for _*verbeine_ < _uerbena_,[17] Italian _danaio_ < _denariu_, _vermena_ < _uerbena_, Rumanian _femeie_ = _fămeie_ < _familia_, _noròd_ = _năròd_ < Slavonic _narodŭ_, Latin _barba_ for _*farba_, _bibo_ for _*pibo_, _prope_ for _*proque_, Germanic _*kwekwor_ < _*kwetwor_ = Latin _quattuor_,[18] Sanskrit _çaças_ for _*çasas_ =

[1] _Revista lusitana_, vol. VIII, p. 110 (a text of the fifteenth century); vol. IX, p. 244; vol. X, p. 191.

[2] _Revue des langues romanes_, vol. XXVI, p. 230.

[3] _Revista lusitana_, vol. IX, p. 216.

[4] _Revista lusitana_, vol. VII, p. 39.

[5] _Revista lusitana_, vol. X, p. 91.

[6] _Revista lusitana_, vol. VII, p. 40.

[7] Gartner, _Rätoromanische Grammatik_, Heilbronn 1883, p. 166.

[8] Gartner, _l. c._, p. 167.

[9] _Archivio glottologico italiano_, vol. I, p. 352.

[10] Gartner, _l. c._, p. 195. The neighboring Venetic seems to have had _aca_ < _*akkwa_ (_Studj romanzi_, vol. IV, p. 82).

[11] The final _e_ has nearly the sound of _i._

[12] _Revista lusitana_, vol. X, p. 247.

[13] Compare _árvore_, _carvão_, _erva._

[14] _Revista lusitana_, vol. IX, p. 49.

[15] Cornu in Gröbers _Grundriß_, vol. I, Straßburg 1906, p. 990.

[16] Cornu, _l. c._, p. 990.

[17] Compare _arbre_, _charbon_, _herbe._

[18] Streitberg, _Urgermanische Grammatik_, Heidelberg 1896, p. 217.

English _harc_,[1] _çwaçrūs_ for _*swaçrūs_ = Latin _socrus_.[2] A change of _akwa_ to _*akwia_, resulting from general association with _*plowia_ or _*plovia_, may be compared with Portuguese _fechar_ (= Galician _pechar_) < _*pessulare_ ||[3] _ferro_, _meiatade_[4] = _metade_ < _medietate_ || _meia_ < _media_, _ôndua_[5] = _onda_ || _água_, _seu_ for _*sou_ (= Mirandese _söu_) < _suu_ || _meu_, Galician _eidade_ = _edade_ < _aetate_ || _aeuitate_,[6] Spanish _altozano_ = _antuzano_ < _anteuzano_ < _*anteustianu_ || _alto_,[7] _berrojo_ for _*verojo_ || _barra_, _cerrojo_ = _ferrojo_ || _cerrar_,[8] _ferrojo_ = _berrojo_ || _fierro_,[9] _mos_ = _nos_ || _me_,[10] _sesanta_ for _*sejanta_ || _seis_, _trueno_ = _tueno_ || _estruendo_, _yuso_ for _*juso_ || _ayuso_,[11] Catalan _amb_ = _am_ < _apud_ || _ab_ < _apud_, _meua_ = _mía_ || _meu_, _meva_ = _meua_ || _nòva_ (beside m. _nòu_), _seva_ = _súa_ || _meva_, Provencial _aigal_ = _agal_ < _aquale_ || _aiga_, _peiramida_ = _piramida_ || _pèira_ < _petra_,[12] _ressà_ = _serrà_ < _serrare_ || _ressegà_ < _resecare_, vulgar French _la pied_[13] = _le pied_ || _la patte_, Italian _danaro_ = _danaio_ || _danari_ < _denarii_, _mane_ = _mani_ = _mano_ < _manūs_, _mogliera_ = _mogliere_, _senza_ = _sen_ < _sine_ || _absentia_, Rumanian _mînă_ for _*mîn_ < _manu_,[14] _popòr_ for _*pòpur_ < _*poporo_ < _populu_ || _noròd_,[15] Romanic _*veruklu_ for _*veriklu_ < _uericulu_ || _ueru_, Latin _nouem_ for _*nouen_[16] || _decem_,[17] and verb-developments in all European languages. With regard to the association of 'water' and 'rain', it is noteworthy that the word for 'water' has replaced the derivative of _*plowia_ in nearly all varieties of Sardic; _proia_ is found in a single village.[18]

It has been supposed that a form corresponding to Italian _acqua_ could have developed _ai_ instead of _a_ in Provencial.[19] This theory is untenable: such a form would keep the sound _k_ and have a simple vowel, in accord with _sac_ < _saccu_, _sec_ < _siccu_. A somewhat more plausible idea is the supposition that _aqua_ might have developed through _*aiwa_ to _aiga_,[20] with _g_ < _gw_ < _w_ as in _agueron_ < _*awweron_ < _habuerunt_ or _gard-_ < _ward-_; but there is need of proving the supposed possibility of _*aiwa_ < _aqua_. In normal Provencial, _g_ is kept in _agre_ < _acru_, _pagar_ < _pacare_. It is true that _pagar_ has the variant _paiar_, but this form belongs to the border-regions that shared with

[1] Streitberg, _l. c._, p. 132.
[2] Streitberg, _l. c._, p. 124. Sanskrit _ç_ was like German _ch_ in _echt_.
[3] I use this symbol to mean 'modified by'.
[4] _Revista lusitana_, vol. VIII, p. 96.
[5] _Revista lusitana_, vol. IX, p. 243.
[6] Or _eidade_ = _edade_ || _idade_ < _aetate_.
[7] Menéndez Pidal. _Gramática histórica española_, Madrid, 1905, p. 119.
[8] M. Pidal, _l. c._, p. 120.
[9] M. Pidal, _l. c._, p. 120.
[10] M. Pidal, _l. c._, p. 168.
[11] _Modern Philology_, vol. VIII, p. 592.
[12] Langlade, _Poésies languedociennes_, vol. I, Montpellier, 1906, p. 335.
[13] I heard this in Paris some years ago.
[14] Tiktin, _Rumänisches Elementarbuch_, Heidelberg 1905, p. 79.
[15] _Romanic Review_, vol. I, p. 433.
[16] Compare _nouus_.
[17] Stolz-Schmalz, _Lateinische Grammatik_, München 1910, p. 227.
[18] _Archivio glottologico italiano_, vol. XIV, p. 151.
[19] _Annales du Midi_, vol. XXIV, p. 582; Hürlimann, _Die Entwicklung des lat._ aqua _in den romanischen Sprachen_, Zürich, 1903, p. 40.
[20] Hürlimann, _l. c._, p. 44.

French many changes unknown further south. Thus the general treatment of *k* is strongly against the theory that *aqua* could have made **aiwa* or even **aγwa*.

Provencial regularly distinguishes *z* < *d* and *d* < *t* but levels *dr* and *tr* between vowels: *auzida* < *audita*, *caire* < *cadere*, *laire* < *latro*. This peculiarity might be thought to show that *kw* could have developed into *γw*, in a region where intervocalic *k* makes *g*. But the importance of *laire* dwindles if we look at Catalan, which is closely akin to Provencial. Catalan treats *t* alike in *lladre* < *latro*, *pedra* < *petra*, and in *lloada* < *laudata*, *oída* < *audita*, while *caure* < **kaδre* < *cadere* has changed the dental fricative *δ* through *v* to *u*, in accordance with *pèu* < *pede*. It will hardly do to assume that Catalan *aig(u)a* had an essentially different history from Provencial *aig(u)a*: a theory that explains one must explain both. But even if we ignore the Catalan evidence and suppose that *aqua* could have somehow made **aγwa*, the probabilities are against a change to **aiwa*. A good parallel for *aqua* is the derivative of *augustu*. If the *g* of *agua* < *aqua* became *γ*, we can reasonably assume that an alteration of *g* in **agustu* would have produced the same result. And as it happens, Provencial *agost* has the variants *aost* and *avost*, representing earlier **aγosto*; the agreement with *aür* = *agur* < *auguriu* shows that *aost* was not borrowed from French. In view of this fact, it seems clear that if *aqua* had become **aγwa*, and if the latter had undergone any change, the result would have been **awa* or **ava*, as in Retian.

Further evidence against the assumed alteration of *agua* is to be found in *agal* < *aquale*, *agar* < **aquare*, *ega* < *equa*, *egal* < *aequale*, *egar* < *aequare*, *sega* < **sequat*. These words have developed just as we should expect them to do, in harmony with the general treatment of *k*; discordant *aigal* (= *agal*) is analogic, with *i* due to the influence of *aiga*. If the *g* of *agua*, in contact with the neutral vowel *a*, could have changed to *i*, evidently *g* would have become *i* after a palatal vowel too. Defenders of the **aiwa*-theory will perhaps point to *eigal*, a variant of *egal*, as favoring the development of **aiwa* from *agua*. But if *eigal*, a formation contrary to *ega* and *egar*, proves anything with regard to *aqua*, does not the variant *engal* show that a nasal could have developed from the *k* of *aqua*? The form *eigal* can be explained in several ways. I do not know how ancient it may be; as a modern word it could come from earlier *aigal* (< *ad aequale*), parallel with *beissà* < *baissar*, *treirai* < *trairai*. It may also represent *esgal*, *i* having replaced *s* before a consonant in some of the modern dialects[1]; *esgal* is *ex aequali*, or *aequale* > *egal* || *ex-* > *es-*. As there seems to have been still another form *igal*, *eigal* might be a composite of *egal* and *igal*, similar to French *épaule* < *espalle* < *espadle* || *espaude* < *espalde*.[2] If *eigal* was an ancient form, it could be a composite of *egal* and *aigal* < *ad aequale*.

It should be noticed that the assumption of **aiwa* < *agua* involves this complication: either **segwe-* < *seque-* lost *w* before the *g* of *agua* was altered,

---

[1] *Revue des langues romanes*, vol. IV, p. 68; *Trentième anniversaire de la fondation de la Société pour l'étude des langues romanes*, Montpellier, 1901, p. 124.

[2] *Romania*, vol. XXXV, p. 105. For *i* in *igal*, compare *istar* = *estar* < *stare*.

and _*agwe-_ < _*awwe-_ < _habui-_ lost _w_ after _*aiwa_ became _aigua_; or else _*agwe-_ and _*segwe-_ lost _w_ at the same time, and the development of _g_ in _*agwe-_ < _*awwe-_ was historically separate from the supposed development of _aigua_ from _*aiwa_, since _*agwe-_ did not undergo the change assumed for _*aiwa_ < _agua_. Such repetition is certainly possible, parallels being found in Spanish _loáis_ < _loades_ < _laudatis_, _oís_ < _oídes_ < _auditis_; but it is remarkable that the alteration of _*agwe-_ and of _*segwe-_ occurred at just the time or times required in order to avoid conflict with _agua_. Moreover the supposed parallelism between _aiga_ and _agueron_ or _gardar_ is questionable. In Provencial double medial consonants are regularly treated like single initial consonants, and often otherwise than single medial ones. Therefore _*aiwa_ might be considered to belong in a different category from _*awwe-_ and _ward-_. I think that _*aiwa_ would have made _*aiva_ rather than _aigua_: compare the formation of _v_ in _auvir_, a variant of _auzir_ < _audire_, in _avost_ < _augustu_, in _entervar_ < _*enterrowar_ < _interrogare_, in _esparvier_ = Old High German _sparwāri_, in _esquivar_ = O. H. G. _skiuhen_, in _genovier_ < _ianuariu_, and in _treva_ = O. H. G. _triuwa_ (beside _g_ in _trega_ = Gothic _triggwa_).

In many regions of southern France, final stressless _a_ has become _o_; the Gascon coast has a sound resembling French _e_ in _dedans_. Aside from such alterations of the ending, the _aiga_-type is general in Provence, Languedoc and much of Gascony. Perhaps Gascon once shared with Hispanic the _agua_-type: _ago_ is found in the extreme south (Hautes Pyrénées), and an early _ague_ is quoted, beside normal _aygue_, in Lespy-Raymond's _Dictionnaire béarnais_ (Montpellier, 1887).[1] Along the northern border (Angoumois, Limousin, Auvergne, Dauphiné), _ai_ changes to or towards _e_. The region westward of the Cévennes has _aio_ < _aiga_, parallel with _dío_ < _diga_ < _dicat_, _espío_ (or _ehpío_) < _espiga_ < _spica_. In modern Catalan the _g_ of _aigua_ has become the fricative γ,[2] and the sound _w_ is sometimes lost as in _lleng(u)a_ < _lingua_. Valencian is said to have the form _auvia_[3]: this can be explained as _*awia_ < _*aγwia_ < _*agwia_ < _*akwia_, with _v_ added as in Provencial _auvir_ < _audire_[4] and in Portuguese _ouvir_ = Galician _ouir_ < _audire_. If the form _auvia_ is correctly given, it is of great interest, being perhaps the only derivative of _*akwia_ that has not displaced the _i_. This retention of _i_ would harmonize with the fact that border-dialects often preserve primitive features which have disappeared from more cultivated speech: Galician keeps the diphthong _ou_, which has contracted to close _o_ in southern Portuguese; Walloon has _tš_, _dž_, _kw_, _w_, where French has _š_, _ž_, _k_, _g_; Scotch English has _ū_ for ordinary _au_ < _ū_ (_hoos_ = _house_ < _hūs_), and Swiss dialects distinguish the stressless vowels _a_, _e_, _i_, _o_ (or _u_), which were commonly reduced to a neutral sound (written _e_) in Middle High German.[5]

An early written form _aigua_, representing _*agwia_ < _*akwia_, is found in

[1] Levy gives a corresponding _agua_ in his _Petit dictionnaire provençal-français_ (Heidelberg, 1909). I have therefore written _agua_ above without an asterisk, though I do not know whether it is found outside of the Gascon dialects.

[2] _Maître phonétique_, vol. XIX, p. 119.

[3] Hürlimann, _l. c._, p. 45.

[4] Compare _coa_ < _coda_, _vai_ < _audit_.

[5] Behaghel, _Geschichte der deutschen Sprache_, Straßburg 1911, p. 166.

Genoese,[1] Lombard,[2] Veronese[3]; modern *egwa* reaches eastward to Belluno,[4] Feltre[5] and Treviso.[6] The basis **akwia* is likewise needed for *aiva*[7] in Retian dialects that have *menà* < *minatu*; for early Piedmontese *aiua*,[8] modern *èwa*[9] and *eva*[10] (corresponding to *vard-* < *ward-*); for Corsican *èkkwa*,[11] with lengthening of *k* as in *èkkwa* < *equa*[12]; for *èβa* and *èa*,[13] beside *naβi* and *nai* < *naue*,[14] *kantaβa* and *kantaa* < *cantaba*,[15] *aβé* and *aé* < *habere*,[16] in north Sardic; for Troian *eiə*,[17] representing **eiγa* < **aigwa* or **aγia* < **agwia*, beside *siγirə* < *secura*,[18] *šavà* < **exaquare*,[19] *kal* < *quale*,[20] *ei* < *habeo*,[21] and for the Sicilian stream-name *Equa* beside *aqua* < *aqua*.[22] It is a mistake to think that the Corsican form could have come from *aqua*.[23] The Corsican change of *a* to *e* is dependent on the influence of a sound made with the front of the tongue, namely *r*, *i* or a prepalatal consonant[24]; but there was no such sound in *aqua* or a possible Corsican derivative of *aqua*. It is wrong to assume a development of *eiə* from *aqua* in Troian and compare it with *feiə*[25]: the latter is an analogic variant of *fetə* < *facta*[26] based on *fei* < *factu*,[27] but even *fei* cannot properly be compared with a derivative of *aqua*. In *factu* there was a velar-dental group which by assimilation became partially palatal and palatalized the *a*, while the *kw* of *aqua* was a velar group and would produce no such alteration of the vowel; compare Spanish *hecho* beside *agua*.

In early French the form *ewe* seems to have been much commoner than *aive* or *aiwe*. We may assume *ewe* < *aqua*, parallel with *aost* < **agustu* and *ele* < *ala*; apparently *aiwe* might represent either *aqua* or **akwia*. In most of northern France the sound *æ* (= English *a* in *hat*) replaced *a* at an early period and caused the change of *γ* to *i* in *baie* < *baca*, *jaiant* < *gigante*; but it did not affect *γ* next to a velar vowel: *aost* < **agustu*, *joer* < *iocare*. Therefore it is doubtful whether we can reasonably assume *aive* < *aiwe* < *aqua* as a variant of *ewe* < *aqua*, with a different treatment of *γ*. In the derivative of *equa* the stressed syllable had both *ie* and *i*. This shows that *e* was barely palatal enough to produce *i* from *γ* before *w*; the form

[1] *Archivio glottologico italiano*, vol. II, p. 169.
[2] *Ar. gl. it.*, vol. VII, p. 99; *Zeitschrift für romanische Philologie*, vol. XV, p. 447.
[3] *Studj di filologia romanza*, vol. I, p. 223.
[4] *Ar. gl. it.*, vol. I, p. 414. [5] *Ar. gl. it.*, vol. I, p. 414.
[6] *Ar. gl. it.*, vol. XVI, p. 251. [7] Gartner, *l. c.*, p. 167.
[8] *Romanische Studien*, vol. IV, p. 88. [9] *Ar. gl. it.*, vol. XIV, p. 113.
[10] *Ar. gl. it.*, vol. II, p. 128. [11] *Ar. gl. it.*, vol. XIII, p. 132.
[12] *Ar. gl. it.*, vol. XIV, p. 171.
[13] *Ar. gl. it.*, vol. XIII, p. 132; *β* = Spanish intervocalic *b*; cf. *v* of the *Association phon. internationale*.
[14] *Ar. gl. it.*, vol. XIV, p. 162. [15] *Ar. gl. it.*, vol. XIV, p. 178.
[16] *Ar. gl. it.*, vol. XIV, p. 197.
[17] *Ar. gl. it.*, vol. XII, p. 39; *ə* is like English *e* in *bakery*.
[18] *Ar. gl. it.*, vol. XII, p. 45. The fronting of *u* was too late to palatalize *γ*.
[19] *Ar. gl. it.*, vol. XII, p. 52. [20] *Ar. gl. it.*, vol. XII, p. 53.
[21] *Ar. gl. it.*, vol. XII, p. 39. [22] *Ar. gl. it.*, vol. XIII, p. 270.
[23] Hürlimann, *l. c.*, p. 10. [24] *Ar. gl. it.*, vol. XIII, p. 132.
[25] Hürlimann, *l. c.*, p. 51. [26] *Ar. gl. it.*, vol. XII, p. 52.
[27] *Ar. gl. it.*, vol. XII, p. 52.

iewe indicates a loss of *γ* as in *aost* or *ceogne* < *ciconia*, while the variant *ive* implies a change of *γ* to *i*, followed by contraction of *iei* to *i* as in *nie* < *negat*. It seems clear that **akwia* would have made *aiwe*, corresponding to *aire* < *area*. The difference between *ewe* (> *eaue* parallel with *bels* > *beaus*) and *aive*, *antive* < *antiqua*, *evier* < *aquariu* (**avier* || *ewe*), *ive* < *equa*, *ivel* < *aequale*, *sive* < **sequat*, can be explained by the quality of the vowels: the very close sound *i* caused *w* to become the closer sound *v*, by a kind of assimilation analogous to that of Spanish *durmiendo* < *dormiendo*. It is perhaps hardly needful to say that *aigue* came from the south, like *cigogne*, *figue*, *limonade*, *salade*.

New Haven, Conn. E. H. Tuttle.

Adolf Tobler zum Krieg 1870.

Alle diejenigen, welche Adolf Tobler persönlich gekannt und mit ihm über andere als wissenschaftliche Fragen gesprochen haben, wissen, daß er nicht immer die Maßregeln der Regierung in seiner zweiten Heimat mit Wohlgefallen beobachtet hat. Er pflegte in seinem Unwillen aus seinem Herzen keine Mördergrube zu machen. Von seinem republikanischen Vaterlande hatte er die Ansicht mitgebracht, daß jeder Bürger von seiner Regierung ein gewisses Quantum Vertrauen und Ellbogenfreiheit beanspruchen darf, und er besaß ein feines Gefühl für jede Beeinträchtigung dieses Anspruches sowie für alles, was irgend persönliche Willkür der Regierenden wittern ließ. Mit dieser ablehnenden Haltung nach der einen Seite steht keineswegs in Widerspruch, daß er an dem Wohl und Wehe des deutschen Landes, seit er dort Bürger geworden war, warmen Anteil nahm. Besser als mancher geborene Preuße betätigte er sich mit der ihm eigenen Gewissenhaftigkeit bei Wahlen und ähnlichen Angelegenheiten. Es dürfte aber vielen nicht bekannt sein, daß er schon im Jahre 1870 bei Ausbruch des Krieges, also drei Jahre nach seiner Übersiedelung von Bern nach Berlin, und zwar gerade gegen gewisse Stimmen aus seinem Vaterlande, energisch in der Öffentlichkeit für die Berechtigung der preußisch-deutschen Politik eingetreten ist.

Das kam so. In der schweizerischen Wochenschrift 'Sonntagspost', die 1870 in ihrem 6. Jahrgange stand und von Herrn Dr. Abraham Roth in Bern herausgegeben wurde, war am 31. Juli ein Artikel unter dem Titel 'Die Dichter und der Krieg' erschienen. Der Verfasser, der J. V. W. zeichnet, ist wahrscheinlich der als Schriftsteller jetzt wohlbekannte Joseph Viktor Widmann, der in den Jahren 1868—80 in Bern eine Mädchenschule leitete. Er vertrat in jenem Artikel die Behauptung, es sei bei Ausbruch des Krieges Aufgabe der deutschen Dichter, zum Frieden zu mahnen, und begründete diesen Satz mit der noch kühneren, der Krieg sei von Preußen ohne berechtigten Grund herbeigeführt worden. Adolf Tobler, der den Gang der Ereignisse aus nächster Nähe verfolgt hatte, fühlte sich verpflichtet, sein Vaterland darüber aufzuklären, und er durfte auf Annahme seines Protestes durch Dr. Roth um so eher rechnen, als er diesem während seines Berner Aufenthalts mehrere Konzertberichte für die 'Sonntagspost' geliefert hatte.

Sein Artikel, der neben dem persönlichen in diesem Augenblick auch ein allgemeines Interesse hat, erschien am 21. August und lautet folgendermaßen:

Noch einmal 'Die Dichter und der Krieg'.
(Brief aus Deutschland.)

Verehrter Herr Redaktor! Die Nummer Ihres geschätzten Blattes vom 31. Juli, dem Tage, da König Wilhelm, aus der Residenz nach dem Hauptquartier aufbrechend, die schlichten Abschiedsworte 'An mein Volk!' sprach, und die freudig-ernst bewegte Menge ihm am Bahnhof den Scheidegruß zurief, bringt unter dem Titel 'Die Dichter und der Krieg' einen Artikel, den ich in der Sache, die er behandelt, nicht gern das letzte Wort möchte sein lassen. Über eins will ich mit dem mir unbekannten Herrn Verfasser nicht streiten, nämlich über den künstlerischen Wert der zahlreichen Gedichte, welche das deutsche Volk im gegenwärtigen Augenblicke von denen, welchen Gesang gegeben in dem deutschen Dichterwald, und leider auch von solchen, welchen er versagt ist und in Ewigkeit versagt bleiben wird, zu hören bekommt. Ich kenne viele davon, es sind mir sogar deren zur Kenntnis gekommen, die dem Herrn Einsender unbekannt geblieben sein dürften, und über die er vielleicht weniger rasch den Stab gebrochen haben würde, wie z. B. das von Adolf Strodtmann und einige anonym erschienene, welche ganz vortrefflich sind, und deren Verfasser wenigstens der Vorwurf 'schmählicher Eitelkeit' nicht trifft; aber ihre dichterische Bedeutung lasse ich dahingestellt. Noch weniger werde ich über französische Gegenstücke Worte kritischer Würdigung verlieren; denn solcher ist mir keins zu Gesicht oder zu Gehör gekommen; ich lese immer nur, daß die Marseillaise, die eben noch schwer verpönte, das Kriegslied der Franzosen wunderlicherweise auch diesmal sei; das 1841 verfaßte Rheinlied Alfreds de Musset, welcher den sonderbaren Friedensapostel Lord Byron leider seit dreizehn Jahren (er starb den 2. Mai 1857) sich nicht mehr zum Muster nehmen kann, bleibt ebenfalls besser außer Betracht.

Ihr Herr Einsender ist der Meinung, die deutschen Dichter, welche sich aus Anlaß des Krieges während der letzten Wochen haben hören lassen, seien, abgesehen von der Unzulänglichkeit ihrer poetischen Leistungen, in arger Verblendung über die Pflicht ihres erhabenen Berufes befangen, oder vielmehr es gebreche ihnen an jedem Gefühle von Pflicht, an jedem Willen, die Pflicht zu tun; was sie treibe, sei der 'seichte (?) Wunsch, den Massen zu schmeicheln und möglichst zu glänzen'. Das ist ein herbes Wort, eine Rede, die man nicht tun soll, wenn man sie nicht irgendwie zu rechtfertigen vermag; sie ist auch nur dem weniger hoch anzurechnen, der wie der Herr Einsender von durchaus irrigen Voraussetzungen ausgeht. Sehen wir einmal näher zu.

Herr J. V. W. nennt den Krieg, um zu beweisen, daß der Dichter sich nicht für denselben begeistern dürfe, einen 'schändlichen'. Das mag man, in gewissem Sinne genommen, hingehen lassen: ein Krieg wird selten eine unmittelbare und unbedingte Wohltat für eins der darin verwickelten Völker sein; was er ohne Erbarmen vernichtet an Erwerb geistiger und materieller Art und an Kräften, welche zur segensreichsten Arbeit nach jeder Richtung berufen waren, das ist nicht nur der Gegenwart verloren und unersetzlich; in eine ferne Zukunft hinaus ragt oft der dunkle Schatten der heraufbeschworenen Furie. Und der Segen des Krieges — denn auch zum Segen kann er werden, und ein Segen muß gerade der Deutsch-Französische Krieg werden für Deutschland und für Frankreich und für Europa, wenn Deutschland der Sieg wird —, der mindert um nichts die nie zu sühnende Schuld dessen, der das Weh über die Menschheit brachte, und der nur unbewußt, in höherer Hand, zum Werkzeug des Segens wurde.

'Der Krieg ist ausgebrochen um des nichtigsten Vorwandes willen', sagt Herr W. und meint, auch darum sei eine aufrichtige Begeisterung für denselben nicht möglich. Gut, die hohenzollernsche Kandidatur war ein bloßer

Vorwand, und zwar ein dumm gewählter, den niemand für einen Grund ansehen konnte, der die folgenschwere Tat Napoleons III. sittlich gerechtfertigt hätte. Soll aber darum, weil der Kaiser zu seinem räuberischen Anfall auf Deutschland keinen Grund hatte, den er aussprechen durfte, sondern nur solche Gründe, welche zu erkennen und zu würdigen man keinen 'Seher' von Beruf braucht, soll darum das deutsche Volk weniger entschlossen sein, den Angriff abzuweisen, und zwar mit dem Nachdruck, der allein vor einer Wiederholung des Versuches sichern kann? 'Ein solcher Krieg ist nur möglich, wo Despoten herrschen.' Sagen wir lieber, ein Krieg, wie ihn Frankreich führt, ist nur möglich, wo ein Volk (oder ist es nur ein Heer?), in unbegreiflicher Täuschung über die Sachlage befangen, von geschickter Hand an seinen schwächsten Seiten gefaßt, sich hergibt, die Arbeit des Friedens ruhen zu lassen, um seinem Herrscher zu der Glorie eines großen Feldherrn und eines Mehrers des Reiches zu verhelfen, die seine Dynastie festigen soll, und um sich oder eher ihm einen Einfluß auf die Geschicke Europas zu gewinnen, dessen die europäische Staatenfamilie entraten zu können glaubt. Und ein Krieg, wie er Preußen aufgezwungen worden ist, ist nicht möglich, nein, er ist notwendig, er kann und darf nicht ausbleiben, wo der Versuch schmählicher Vergewaltigung herantritt an ein Volk, dessen Nacken sich fremdem Joche nicht beugen, das seine staatliche Gestaltung nicht von fremder Hand sich geben lassen will, das, zu innigstem Verbande zusammengeschlossen, sich jedem Feinde gewachsen und sich rein weiß von der Schuld, die einen Angriff rechtfertigen könnte.

So sieht das deutsche Volk mit Recht seinen Krieg an, so die Parteien alle, so alle Stände. Und nun soll es der Dichter Aufgabe sein, ihre Stimmen in einmütigem Chorus zu erheben und, zum erstenmal in der Weltgeschichte, den Krieg mit Friedensliedern zu Boden zu singen? Da sei Gott vor! Nicht nur würden sie da erst recht Wesen und Aufgabe ihrer Kunst verkennen, wenn sie dächten, was sonst etwa Parlaments- und Volksredner, Tagesschriftsteller, Pamphletisten (ich denke dabei nur an Ehrenmänner) und praktische Politiker tun, das könnte wohl auch einmal der lyrischen Dichtung überbunden werden; nicht nur würde neben dem Jauchzen, mit dem die bewaffnete Nation ihren greisen Führer begrüßt, jener Ruf des Chors der Seher ungehört und unbeachtet verhallen oder gerechte Entrüstung erregen. Sind sie denn nicht Fleisch vom Fleische ihres Volkes? Wogt ihr Gemüt nicht mit in den hochgehenden Wellen der Volksbegeisterung? Das ist doch wohl die schönste Wirksamkeit des Dichters, wenn ihm das Wort zu finden und vor seinem Volke auszusprechen gegeben ist, das in sich schließt, was alle erfüllt und treibt, das Wort, das alle gehoben und dankend in sich aufnehmen, weil es ihnen eine Wohltat ist, den Ausdruck zu besitzen, der von dem wilden und ungeläuterten Drang ihrer Herzen das Große und Edle und Allgemeine in sich schließt, das Zufällige, Niedrige, Unwürdige ausscheidet, dessen Geheimnis aber eben nur der Dichter besitzt. Der Dichter soll weder zum Frieden mahnen noch zum Streite hetzen, schon darum nicht, weil er es nicht kann, ohne über die Grenzen seines Wirkens hinauszugehen. Ihm sei es genug, wenn bei seinem Gesang es wie Schuppen von den Augen fällt, daß ein jeder erkennt: ja, meines ganzen Fühlens bester Kern ist in die Worte dieses Mannes gefaßt, wenn die Blicke sich freudiger begrüßen, die Hände sich fester drücken.

Darüber, daß Herr W. meint, man dürfte doch wenigstens mit dem Dichten so lange zuwarten, bis eine ordentliche Erniedrigung, eine gehörige Schmach über Deutschland gekommen wäre, man sollte sich doch möglichst streng an das Rezept halten, das sich Anno 1813 so trefflich bewährt habe — ich tue seinen Worten keine Gewalt an —, darüber erspare ich mir jede Betrachtung und schließe.

Ich lebe schon lange genug außerhalb meines Vaterlandes, um manchmal

das eine oder andere, was darin vorgeht, nicht recht zu begreifen, oder auch des Verhaltens einer Zeitung zu der oder jener Sache nicht von vornherein gewiß zu sein. So begreife ich diesmal nicht recht eine gewisse Neutralität der Gesinnung oder des Urteils, die ich verschiedentlich zu bemerken glaube, die aber meines Erachtens durchaus nicht notwendig mit der Neutralität des tätlichen Verhaltens in Kriegsfällen verbunden, auch niemand durch irgendwelche Verträge zur Pflicht gemacht ist; und ich bin nicht gewiß, ob Sie, verehrter Herr Redaktor, diesen Zeilen, in welchen ein guter Schweizer so unverhohlen ausspricht, daß er nicht generis neutrius ist, in Ihrem Blatte Aufnahme gewähren werden. Nehmen Sie dieselben als ein Zeichen freundschaftlicher Erinnerung von einem alten Bekannten, und seien Sie versichert, daß ich aus einer Verurteilung derselben zum Papierkorbe, wenn sie mich auch schmerzen müßte, wenigstens keinen casus belli machen würde. A. T.

Templin-Uckermark. Rudolf Tobler.

Beurteilungen und kurze Anzeigen.

August von Löwis of Menar, Der Held im deutschen und russischen Märchen. Jena, Eugen Diederichs. 1912. 140 S.

Löwis hat sein Thema, wie er selbst mitteilt, zuerst unter alleiniger Berücksichtigung der Grimmschen Sammlung behandelt, um auf diese Weise eine feste Grundlage zu gewinnen, sodann aber die deutsche Überlieferung im ganzen hinzugezogen und im einzelnen mit den ähnlichen russischen Stoffen verglichen, deren Kennzeichnung der Referent leider nur aufnehmend, nicht auch zugleich beurteilend folgen konnte.

Angesichts der Unzahl von Märchen, die schon bloß in unserer deutschen Sprache vorhanden sind (Löwis hat ihrer gegen tausend untersucht, russische dagegen ungefähr achthundert), liegt nichts näher als der Gedanke, solchen Reichtums und solcher Vielgestaltigkeit irgendwie Herr zu werden. Man wird versuchen, zur Erfassung der Grundstoffe und Hauptmotive zu gelangen oder die etwaigen Handlungsschemata und Hauptthemata aufzustellen oder die Haupttypen zu kennzeichnen. Löwis hat mit der letzten Aufgabe, mit der Behandlung eines Typus begonnen, ohne die Ansätze voll auszunutzen, welche für die Lösung jener anderen Aufgaben bereits gemacht sind; oder vielmehr mit dem Eingeständnis, daß die Ergebnisse der betreffenden Arbeiten Hahns, Olriks und Aarnes von ihm 'nur in beschränktem Maße verwertet werden konnten'. Er hat sich redlich um die Erkenntnis des Märchenhelden bemüht, freilich, weil er mit dem Letzten anfing, ohne diejenigen Erträgnisse, welche seinem Sammeleifer und seinem ordnenden Fleiß entsprochen hätten. Referent hat sich in der Besprechung der Buchmannschen Untersuchung ('Helden und Mächte des romantischen Kunstmärchens', *Archiv* Bd. 130, S. 420 f.) gegen die nur statistische Methode erklärt und sich leider auch anläßlich der vorliegenden Abhandlung von deren Ergiebigkeit nicht überzeugen können. Dagegen hat er selber einst (*Archiv* Bd. 109, S. 28 f.) für die Märchen des Musäus in qualitativer Hinsicht zu erreichen gesucht, was bei Buchmann und Löwis auf dem Wege des Zählens erstrebt wird.

Was Löwis über das deutsche Volksmärchen und dessen Helden herausbringt, ist im allgemeinen etwa das Folgende. Der Held ist in den (am meisten vertretenen) Brautwerbungs- und Erlösungsmärchen ein schöner Knabe oder Jüngling zwischen 12 und 21 Jahren; sonst auch ein Kind oder ein älterer Mann. Er wird nur etwa in einem Zehntel der Aufzeichnungen mit einem bestimmten Namen versehen. Er ist Königs-, Grafen- oder Bauernsohn; auch der Typus des Kaufmannssohnes oder des Soldaten findet sich vielfach. Er wird gern als jüngstes oder einziges Kind seiner Eltern, oft als Stiefkind eingeführt. Klugheit, Tapferkeit, Standhaftigkeit, Gutmütigkeit sind seine wesentlichen Eigenschaften; doch wird auch der Dummling geschildert. Verlöbnis und Heirat treten als Hauptziele hervor. Abenteuerlust steckt den Helden als solchen im Blute; erotisches Verlangen soll ein Hauptantrieb sein, allerdings oft latent bleiben. Unter den Kunstfertigkeiten spielt die Musik eine besondere Rolle. Lügen ist als List erlaubt; Skrupellosigkeit gilt nicht als moralischer Mangel.

Diese summarische Charakteristik verletzt vielleicht manchen, der gerade unter dem Eindruck der anschaulichen Erzählungen steht, durch eine Allgemeinheit, welche mit den besonderen, eben im Gedächtnis gegenwärtigen Fällen nicht übereinstimmt: vor allem erscheinen diesem allgemeinen Typus gegenüber gerade die uns geläufigsten Märchen als Ausnahmen: Sneewittchen, Rotkäppchen, Hänsel und Gretel, Frau Holle usw. Auch hegt man

vielfach starke Zweifel, wer denn eigentlich im Dornröschen oder im Froschkönig der Held sei.

Überhaupt ist es nicht ohne weiteres sicher, ob man gut daran tut, uneingeschränkt von dem 'Helden' des Volksmärchens zu sprechen. Allerdings hat auch das Volksmärchen meist einen persönlichen Mittelpunkt, den man als Helden bezeichnen könnte. Doch verhält er sich oft nur passiv; er ist der Handlung wegen da und bedeutet für sich selber herzlich wenig: das Wesentliche bleibt die Handlungsreihe, deren Haupt- oder Mitträger er ist.

Das Märchen ist in seiner naiven, aber erprobten Weisheit gar weit entfernt von der Meinung, daß der Held — ein Ausdruck übrigens, den er selbst wohl niemals verwendet — die äußeren Handlungen hervorrufe oder die inneren, wenn solche schon in Frage kommen, aus seinem Wesen herausspinne. Es läßt in seinem volksmäßigen Erzählerton auch selten genug eine besondere Anteilnahme an dem Helden durchblicken; und daß 'der Erzähler mit der ganzen Wärme seines Herzens' die Person des Helden und nur diese schildere, wird erst bewiesen werden müssen. Würde es das aber, so würde die Volksdichtung wieder einen kennzeichnenden Zug einbüßen: die schlichte Sachlichkeit, die gegenständliche unbefangene Behandlung der Beteiligten, die Wirkung durch die Tatsachen, welche in dem einfachen Vortrage voll zur Geltung kommen. Allein es wird jener Nachweis nicht geführt werden können; und das Märchen darf sonach weiterhin als Tatsachen und wunderbare Ereignisse vermittelnde Gattung der Poesie angesehen werden.

Das Märchen ist in erster Linie die Erzählung von etwas Merkwürdigem, etwas Unerhörtem, etwas Außergewöhnlichem; und eben dies ist das Anziehende für den Erzähler wie für den Zuhörer. Der Held ist nur wichtig als einer, der Wunder tut oder erlebt, Zauber ausübt oder erleidet. Stimmung und innerer Stil sind Begriffe, die auf das Volksmärchen besser nicht angewendet würden; und das 'epische Stilgesetz', oder gar der 'Stilzwang', mag den bewußt schaffenden Gelehrten beherrschen, der die mündliche Überlieferung schriftlich festlegt, nimmermehr jedoch den märchenerzählenden Mann aus dem Volke: für ihn gibt es nur das Gesetz, getreu zu berichten; und der Zwang, unter dem er steht, ist lediglich seinem Gedächtnis auferlegt, da es gilt, fest Eingeprägtes unter bestimmten Formen weiterzugeben.

Der Märchenheld ist in dem äußeren Dasein befangen; für ihn kommt es darauf an, äußere Güter mit äußeren Mitteln zu erringen. Sein Heldentum beruht meist auf äußeren Vorzügen, oftmals auf einer ihm erst verliehenen und irgendwie zufällig zuteil gewordenen zauberhaften Begabung. Wenn man ihm Heldentum schlechtweg zusprechen will, so muß man immer im Auge behalten, daß die Verhältnisse und die Macht der Umstände, daß Zufall und Fügungen, daß das Glück und die Begünstigung durch höhere Gewalten eine große Rolle spielen.

Löwis hat sein Thema selbst beschränkt, indem er den Helden des Zaubermärchens wählte (allerdings ohne eine Definition dieser Märchengattung zu geben). Er tat es gewiß in dem eben entwickelten Sinne, wonach das Wunderbare als Hauptkennzeichen des Märchens erschien. Allein, ist nicht der Zauber oder das Wunder ein wesentliches Stück j e d e s Märchens und demnach das Wort 'Zaubermärchen' eine Tautologie?

Es bleibt uns nur noch übrig, die Ergebnisse der Löwisschen Arbeit kurz zu berühren und damit Ähnlichkeiten wie Unterschiede der deutschen und der russischen Märchen herauszustellen. Das russische Märchen zeigt vielfach eine geschlossenere Komposition und eine altertümlichere Sprache; es beweist Vorliebe für den Dialog und die Detailmalerei. Der Held wird phantastischer geschildert; seine Entstehung ist oftmals übernatürlich und außermenschlich. Der Bauern- und der Königssohn wird im russischen Märchen noch stärker bevorzugt als im deutschen. Dieses weist eine Fülle anderer Gestalten auf, betont gern den Gegensatz von reich und arm und

arbeitet mit dem ihm eigentümlichen Motiv der Diener- und zugehörigen Herrentreue; das Drosselbartmärchen hat es allein. Das deutsche Märchen neigt zum epischen Gleichmaß sowie zur Wirklichkeitsschilderung und zur individuellen Motivierung; es schildert seine Personen hausbackener. Dem russischen Märchen gehören einige besondere Töne: 'die Höflichkeit des Herzens, die Achtung vor älteren Leuten und allgemein die Wertschätzung einer guten Erziehung'. Aber nicht bloß solche ethischen Ansichten, auch eine religiös-kirchliche Grundstimmung soll das russische Märchen auszeichnen.

Charlottenburg. Erich Bleich.

Paul Geiger, Volksliedinteresse und Volksliedforschung in der Schweiz vom Anfang des 18. Jahrhunderts bis zum Jahre 1830. Bern, A. Franck, 1912. 140 S. 8°. M. 2,80.

Das Ergebnis dieser sorgfältigen, von John Meyer angeregten Untersuchung läßt sich kurz fassen: die große Welle der Volksliedbegeisterung, die sich im letzten Viertel des 18. Jahrhunderts in Deutschland erhebt, flutet an der Schweiz vorbei, ohne darüber hinzugehen. Was dort an Volksliedinteresse aufkeimt, bleibt an Umfang unbedeutend und hat vor allem andere Wurzeln als die deutsche Bewegung. Niemand denkt in der Schweiz daran, an Hand des Volksliedes einen neuen lyrischen oder neuen Balladenstil zu suchen, was doch für die Herder und Bürger das Hauptziel war. Ästhetisches Interesse wird kaum wach oder verkriecht sich vor der Öffentlichkeit. Der deutsches literarisches Leben noch am besten kannte, Bodmer, versagt doch auch im Verständnis der ästhetischen Seite des Volksliedes. Er erkennt wohl einzelne Züge des Volksstils ganz gut, nur bei völligem Mangel an musikalischem Sinn alles das nicht, was mit dem Ohr erfaßt sein will, was Herder nie müde ward zu unterstreichen, und was bald als neues rhythmisches Leben die Gedichte Bürgers und Späterer durchdrang. Drei Viertel eines Herderschen Aufsatzes bleiben dem unmusikalischen Bodmer immer unverständlich, und mit vollendeter Unbefangenheit erklärt er das nicht Verstandene für falsch und wirr: 'Ich wünsche ihm, ut fari possit quae sentiat' (S. 18). So geht denn weder in Bodmers Übertragungen englischer Balladen noch in deren Vorreden etwas von der starken werbenden Kraft Herders über; seine nüchterne Stimme verhallt schnell. Die aber außer ihm in der Schweiz dem Volksliede näherkamen, waren großenteils Männer ohne rechte Fühlung mit der literarischen Welt; eine stattliche Reihe von Landpfarrern zieht auf: Ineichen, Häfliger, Kuhn und Wyß d. Ä. Was führte diese zum Volksliede? Wir sehen da ein zwiefaches Interesse wirksam: bald ein moralisches, bald ein volkskundliches. Seit Lavater seine philanthropisch-moralisierenden 'Schweizerlieder' gedichtet hatte, ließ man nicht ab, im 'Liede fürs Volk' ein Mittel erziehlicher Einwirkung zu sehen. Dabei kamen nun bald Männer, die inmitten des Volkes lebten, zu der Einsicht, daß ein Lied fürs Volk wirkungslos bleibe, wenn der Ton dem wirklich vorhandenen Volksliede nicht nahekomme; sie studierten also dieses als Stilmuster. J. B. Häfliger schon, der in politisch-fortschrittlichem Sinne auf das Volk einwirken will, verfährt so; er benutzt Volksmelodien und in seinem erfolgreichsten Liede '*Was brucht me-n-i der Schwytz*' auch den Text eines alten Volksliedes. G. J. Kuhn, der für eine nacheinander von verschiedenen Volksliedfreunden betreute 'Sammlung von Schweizer Kuhreihen und Volksliedern' das Beste tat, schreitet dann zu der Erkenntnis fort, daß auch vorhandene Volkslieder ohne alle Änderung ein treffliches Gefäß gesunder Volksmoral sein können; solche sorgfältig auszuwählenden Stücke

sollen fortleben neben den neuen Liedern, die auch er fürs Volk dichtet. Denn der moralische Nutzen ist auch sein Hauptgesichtspunkt; es kennzeichnet den Stand seiner ästhetischen Ansprüche, daß ihm noch um 1812 'das vortreffliche Mildheimsche Liederbüchlein' ein Hausbuch ist. Welch anderes Gesicht hat ein Volksliedsammler vom Schlage Kuhns als die Herder, Arnim, selbst v. d. Hagen! Wieviel spießbürgerlicher! Eine gewisse Enge haftet ebenso den meisten jener Männer an, die von der volkskundlichen Seite kamen. Volkskundliche Bemühungen waren durch die Ende des 18. Jahrhunderts beliebten Reisebeschreibungen geweckt worden. Manch schiefes und oberflächliches Urteil ausländischer Reisender rief einen heimischen Anwalt auf den Plan; so schreibt der katholische Pfarrer Stalder eine kundige Apologie seiner Entlibucher gegen Spaziers 'Wanderungen durch die Schweiz'. Ohne Polemik, geßnerisch idealisierend zeichnet der Landvogt K. V. Bonstetten die Bewohner des Saanenlandes; Ebel gibt zuerst eine ausführliche und sachliche Beschreibung des Kuhreihens. Volksfeste und Volksbräuche treten in den Gesichtskreis dieser Leute, das Volkslied kann dabei nicht unerwähnt bleiben. Manch einer dieser Männer steht zugleich unter Johannes von Müllers Einflüssen und sieht in der gegenwärtigen Volkssitte die Reste älterer Kultur und Denkart. Ein eigentlicher Volksliedsammler wird aus solchem Interesse nur ein Mann: Wyß d. Ä., der letzte Bearbeiter jener forterbenden 'Sammlung von Schweizer Kuhreihen und Volksliedern'. Er legt sich eine umfängliche Sammlung historischer Volkslieder an. Er ist — um 1815! — auch nicht ganz unberührt von der deutschen Romantik und den Interessen der Brüder Grimm; er achtet auf Volkssagen und Legenden und faßt eine 'Mythologie der Alpen' ins Auge. Mit gesunder Kritik, auffallend modern, äußert er sich zur Frage der Entstehung der Volkslieder (S. 99 f.). Aber wie halbschürig gerät auch dieses Mannes Lob der ästhetischen Seite des Volksliedes: er wagt ihm nur eben 'nicht das Naive, Gefällige und Dichterische abzusprechen' (S. 99). Und wie wenig brachte er aus seinen Sammlungen an die Öffentlichkeit! Die Schweiz kennt keinen Volksliedenthusiasten.

Große Volksliedernten blieben anscheinend damals ohne den Schnitter. Arnim hatte auf seiner Schweizer Reise 'am Staubbach' eine Fülle von Volksliedern gehört, die er wegen des Dialekts nicht nützen konnte; v. d. Hagen hat eine ansehnliche Spende Samuel Studers aus Bern lässig verwertet (auch sein 2. Band, dessen halbreifes Manuskript auf der Berliner Kgl. Bibliothek liegt, enthält nur ein 'fliegendes Blatt aus der Schweiz'); in der Heimat aber fehlte eben die Resonanz für größere Sammlungen.

Aus unserer Skizze der Hauptergebnisse Geigers erhellt schon, daß er sich einem spröden Stoffe gegenüberfand. Er hat ihn sehr fleißig durchforscht und namentlich die handschriftlichen Schätze der Schweizer Bibliotheken ausgenützt (eine größere hs. Sammlung existiert außer von Wyß auch von Usteri). Wenn man bei spröden Stoffen leicht in Gefahr kommt, aus schriftstellerischem Triebe dem Wortlaut der Quellen etwas mehr abzupressen, als er willig hergibt, so hat G.s wissenschaftlicher Ernst dies stets vermieden. Einer Schwierigkeit ist er nicht ganz Herr geworden. Es wächst in der Schweiz die junge Pflanze des Volksliedinteresses mehr als bei uns an Spalieren: volkserzieherischen Bestrebungen, historischen Neigungen, auch einem erwachenden Interesse am Dialekte als solchem. Diese Dinge waren also in die Darstellung einzubeziehen; bei G. aber scheint mir das zuweilen doch zu breit zu geschehen, so daß das Thema des Buches nicht kräftig genug heraustritt. Trotzdem bleibt die Arbeit ein verlässiger Führer durch eine Entwicklung, in deren Erforschung ein Nichtschweizer leicht Mißverständnissen anheimfällt.

Berlin. Heinrich Lohre.

O. F. Walzel. Hebbelprobleme. Studien. (Untersuchungen zur neueren Sprach- und Literaturgeschichte. Hg. von O. F. Walzel. N. F., H. 1.) Leipzig, H. Haessel, 1909. 123 S.

Es ist ein großer Genuß, dies kluge, kleine Buch über einen Gegenstand zu lesen, der sonst wohl schon manche längere, aber schwerlich eine elegantere Behandlung gefunden hat. Walzel sucht das Verständnis für den Dichter und Denker Hebbel durch eine klare Beleuchtung verschiedener wesentlicher Gedankengänge zu fördern. Er teilt seine Arbeit in zwei Hauptkapitel, deren erstes Hebbels dramaturgische Ideen in einigen wohlgegliederten Abschnitten bespricht, während das zweite das dramatische Schaffen der Reifezeit in eindringlicher Konsequenz der eingeschlagenen Richtung bis zum Ende verfolgt. Diese Art, aus einem verwickelten Ganzen einzelne Fäden entwirrend aufzurollen und für sich zu verdeutlichen, hat etwas von so feiner, sauberer Analytik, daß man an die experimentellen Künste wissenschaftlicher Geister erinnert wird, die dergleichen Verfahren an einem gröber greifbaren Stoffe mit einer gewissen Virtuosität auszuüben gewohnt sind. Walzels Vortrag ist klar und haarscharf deutlich, weil er sich streng auf wenige wichtige Gedankengruppen konzentriert; und diese Sammlung auf das Bedeutende wirkt nicht nur künstlerisch stilvoll, sondern zugleich ethisch. Man fühlt die charaktervolle Besonnenheit einer entschiedenen Reife.

Der Verfasser kommt seinem Gegenstande zunächst dadurch näher als manche andere, daß er ihn in seiner geschichtlichen Entwicklung zu begreifen versteht, ohne sich von Einzelheiten eng und starr fesseln zu lassen. Die Äußerungen Hebbels werden mit psychologischem Taktgefühl gegeneinander abgewogen, und so gelangt das tiefer, das zentraler Gelegene gegenüber dem Flüssigeren und Flüchtigeren in seiner unendlichen Fülle des Geistes wirksam zu seinem Rechte. Als etwas besonders Wesentliches hat Walzel bei Hebbel die Struktur des Poeten, die Traumseele, hervorgehoben. Er bekämpft die Anschauung, die den Dichter Hebbel mit dem Denker Hebbel totschlägt; er läßt das Moment schön ans Licht treten, das uns den von kosmischen Gesetzen gleichsam geführten Künstler zeigt, den nicht zielstrebigen, nicht planvollen, einem Telos oder Logos zugekehrten Sinn, sondern den vom großen Welten-Eros innerlichst beseelten Tragiker. Damit ist für die richtige Würdigung Hebbels etwas Unübertreffliches geleistet.

Zur Erhellung der metaphysischen Bestrebungen Hebbels wirft Walzel einen Blick auf die Hegelsche Philosophie. Der genaueren Orientierung über Hegels Ästhetik geht eine Darstellung der Vorläufer (S. 19 ff.) in raschen Zügen voraus. All das ist geschickt und hübsch gruppiert. Man wird über die steilen Gebirgeszüge der spekulativen Probleme so leicht und sicher hinübergeleitet, als ginge es nur stets auf glatten, ebenen Wegen. An einer Stelle freilich habe ich dem Führer nicht ganz trauen mögen. Das ist, wo (auf S. 38) eine briefliche Äußerung Hebbels (an Elise Lensing am 5. Dezember 1842) in einen Zusammenhang verwoben wird, in den sie meines Erachtens nicht hineingehört. Ich muß etwas ausführlicher werden, soll meine Auflehnung gegen die Autorität eines bewährten Lehrers verständlich sein. Hebbel schreibt, daß er Hegels Ästhetik lese, und er fügt das Urteil hinzu, daß er sie 'in allem einzelnen geistreich gefunden, in der Hauptsache aber trivial, wenn auch nicht trivial im gewöhnlichen Sinne'. Zu diesem höchst charakteristischen Urteil fügt Walzel erläuternd hinzu, 'trivial' könne hier nur heißen: selbstverständlich. 'Selbstverständlich aber war für Hebbel damals schon der Begriff der tragischen Schuld, den Hegels Ästhetik aufstellt.' — Ich glaube, trivial heißt hier nicht selbstverständlich und richtig, allzu richtig —, sondern der vom Gewöhnlichen abweichende Sinn des

Trivialen, den Hebbel hier im Auge hat, ist zu erklären mit: oberflächlich und daher unrichtig, nicht genügend richtig, nämlich nicht tief genug. Hegel sei als Ästhetiker 'in der Hauptsache' — bei allen geistvollen Einzelheiten — nicht tief genug. Die Hauptsache für die Ästhetik ist aber nicht der tragische Schuldbegriff, der doch nur für ein engeres, bestimmtes Gebiet des Ästhetischen Gültigkeit hat, sondern die Auffassung der Kunst überhaupt. Hegel hält die Kunst für eine überwundene oder doch überwindbare Entwicklungsstufe des menschlichen Geistes (Ästhetik I [1842], S. 14 ff., 132 f.), eine Stufe, über die der Geist der Gegenwart hinwegsteige, die eigentlich der Vergangenheit angehöre. Hiergegen macht aber Hebbel Front, wie Walzel selbst schön ausgeführt hat (S. 15 ff., besonders 18 ff.). Es ist also zu vermuten, daß Hebbel in seiner von Hegel abweichenden Einschätzung der Kunst überhaupt, die für ihn nicht *ancilla rationis*, sondern selbst eine Herrin mit ewiger Krone bedeutet, sich von Hegels Ästhetik 'in der Hauptsache' abgestoßen fühlen mußte, so sehr ihn auch die geistvollen Ausführungen im einzelnen anziehen und erfreuen mochten. Der Ausdruck 'trivial' würde dann die Stimmung des Dichters spiegeln, der einen Denker ersten Ranges über einen Punkt sich auslassen hört, zu dem er, nach dem Dafürhalten des Poeten, ein echtes inneres Verhältnis nicht besitzt.

Der von Walzel mit kundiger Hand durchgeführte Vergleich zwischen Hebbel und Hegel, bei dem auch noch eine Heranziehung der Persönlichkeit Solgers die besten Dienste leistet, trägt zur reineren Erfassung des Problems des Tragischen Gewichtigeres und Gediegeneres bei als viele weitschweifigen Erörterungen, die sich von der Fühlung mit lebendigen, genialen Persönlichkeiten in ihrer abstrakten Allgemeinheit fernhalten. Wir sehen, wie sich Trost- und Erlösungsbedürftigkeit im Denker und im Dichter verschieden verhalten, wie der Mann der starken Begrifflichkeit über Stufen aufwärtsschreitet, die dem Poetenherzen klaffende Abgründe werden, wenn er das Senkblei seines Mitgefühls in die Tiefen der einzelnen Seelen senkt, wie dem einen leicht fällt, was dem anderen schwer ist, und wie sie beide menschlich recht haben, beide groß und beide erobernd wirken.

Möge denn die feinfühlige und anregungsreiche Schrift, aus der hier nur weniges aufgezeigt werden konnte, den Freunden und Lesern Hebbels empfohlen sein.

Berlin-Charlottenburg. Hans Lindau.

The Cambridge history of English literature, ed. by Sir A. W. Ward and A. R. Waller. Vol. X: The age of Johnson. Cambridge, University Press, 1913. XIV, 162 S. 15 s.

Wie in der 'Ages series' ist auch hier als Hauptvertreter des mittleren 18. Jahrhunderts der kritische Doktor aufgestellt, von dem ein *magnum opus* aus seinen mannigfachen Erzeugnissen schwer herauszuheben ist, wenn man nicht seine Gesamtpersönlichkeit, wie sie Boswell gezeichnet hat, als solches betrachten will. Hat der Verfasser von 'Rasselas', der Shakespeare-Vorrede, der Dichterbiographien und des 'English Dictionary' solche Auszeichnung verdient? Er hatte doch eigentlich mehr Macht über die Poeten als über die Poesie, er verstand sich besser auf die Gestalter als auf das Gestalten. Ein Vers, der über die Rhetorik des Epigramms sich erschwingt, ist ihm nie gelungen Selbst auf seinem Glanzgebiete, in der literarischen Kritik, ist man in Verlegenheit, ein bedeutsames Prinzip zu nennen, durch das er über Addison wesentlich hinausgegangen wäre. Wird Samuel Johnson dennoch zum Namenträger der vorromantischen Periode erhoben, so geschieht dies wohl wegen seiner erziehlichen Macht. Denn daran ist kein Zweifel: nach dem Beispiel von Johnsons Selbsthilfe durch ernste Arbeit sind

die Londoner Schriftsteller, die sich vor ihm durch ihr Schmeicheln um Protektoren, ihre Jagd nach Subskribenten und ihre gegenseitige Begeiferung bis zur Stufe der 'Dunciade' erniedrigt hatten, moralisch wieder erstarkt; durch geistige Beherrschung anderer und durch sittliche Selbstbeherrschung hat er den Dichterstand zu neuer Ehre gebracht; insofern war er in der Tat zwischen Milton und Wordsworth der größte Charakterbildner.

Nichol Smith hat das Kapitel über Johnson geschrieben. Obwohl er einen für seine Landsleute allbekannten Mann zu schildern hatte, führt er uns doch von einer seiner Lebensstufen sorgsam zur anderen, erwähnt selbst kleinere poetische Schriften von ihm, wägt die Bedeutung des 'Dictionary' ab, geht auf den ursprünglichen Plan der 'Lives' ein, verfolgt die Entwicklung seines Stils, malt also ein möglichst vollständiges Porträt aus, wie es der Anlage der ganzen Cambridger Literaturgeschichte entsprach. Es hätte ein Mittel gegeben, um die Macht Johnsons uns noch fühlbarer zu machen: Rückblicke auf die englischen Biographien vor ihm. Dabei hätte sich herausgestellt, daß vor seinem 'Life of Savage' nur Tatsachen- und Anekdotensammlungen verfaßt wurden, ohne den ernsten Versuch, in den inneren Menschen hineinzuleuchten. Dies tat erst Johnson, und, indem er sich vom schwindelhaften Savage, den er noch zu wenig kritisch erfaßte, zu höheren Autoren wandte, namentlich zu Milton, wuchs seine psychologische Meisterschaft. Die Treffsicherheit der lakonischen Aussprüche, die Boswell von ihm verzeichnet und die auch Nichol Smith mit der gewöhnlichen Leserschaft an ihm bewundert, beruht auf dieser durch einbohrende Biographien erworbenen Tiefe der Beobachtung. Als seine dauerndste Nachwirkung darf man — wenigstens zum Teil — die Blüte der biographischen Gattung bezeichnen, die bis zum heutigen Tag in England anhält. War er nicht selber eigentlich ein Schaffender, so hat er doch andere gelehrt, seelische Dinge schauen.

Richardson, der eigenartigste Seelenschilderer dieser Periode, ist von einem Franzosen behandelt, von Cazamian, der naturgemäß den Einfluß auf Rousseau und durch diesen auf Goethe betont. Er geht aber auch den Vorstufen des großen Gefühlsrealisten nach, bringt seine *spiritual intensity* mit Bunyan zusammen, seine psychologische Einsicht mit Addisons Charakterskizzen, seinen *graphic realism* mit Defoe. Die vielen Ausrufe, Wiederholungen, Gefühlsadjektiva, die zum ständigen Inventar von Richardsons sentimentaler Sprachkunst gehören, erinnern zugleich an die Autobiographien von mancherlei englischen Pietisten des späteren 17. Jahrhunderts: diese hatten bereits auf Defoes 'Robinson' abgefärbt; ihre Wirkung auf Richardson wäre noch zu erforschen. — Mit Geschick hat der französische Gelehrte auch betont, welch lebhaften Anteil viele Leser an Richardsons Heldinnen, besonders an Clarissa, nahmen, während die Romane noch erschienen, und wie sie Richardson in Briefen um einen guten Ausgang bestürmten. Solche Berichte verraten zum erstenmal in der englischen Literatur das Dasein einer starken Schicht von Romanlesern und -leserinnen, deren anspornende Resonanzwirkung auf die Erzähler nicht unterschätzt werden darf. Addison hatte offenbar nicht umsonst bei jeder Gelegenheit seine Landsleute, namentlich — um in der Art jener Zeit zu reden — das Frauenzimmer, zum Lesen zu erziehen getrachtet.

Thompson, der Verfasser des Thomson-Kapitels, setzt auseinander, wie in den 'Seasons' immerfort *the varied god* durch den Wechsel der Landschaftserscheinungen zum Bewußtsein gebracht wird. Christliche, deistische und Pythagoreische Vorstellungen haben damit gewiß allerlei zu tun gehabt; am meisten aber wohl die Entdeckungen Newtons am gestirnten Himmel, auf den einmal Thomson anspielt als auf das Schlußglied einer Reihe von Naturphilosophen (Bacon, Plato, Aristoteles, Cicero, Shaftesbury, Boyle, Locke, Newton): *whom God to mortals lent, to trace his boundless works from laws*

sublimely simple. 'Summer' 1561 f. Es muß denkende Naturfreunde, wie Thomson, seltsam ergriffen haben, als an die Stelle Platonischer Geister, die durch den Kosmus mystisch wirken sollten, das mathematische Gesetz der Gravitation trat. Solch unpersönliche Gottesenergien aus den wechselnden Phänomenen herauszufühlen, wurde jetzt Thomsons tiefstes Trachten. Seine Vorgänger blieben immer bei menschen- oder seelenartigen Vorstellungen von der Allkraft; am nächsten kam ihm noch Milton, wenn er im 'Penseroso' vom *unseen genius of the wood* redet. Thomson hat aber unpersönliche Ausdrücke für die Gottheit geprägt, z. B. *Essential Presence* (Spring 557), was dann Wordsworth zu *the Presences of Nature* weiterbildete. Ein Blick auf die Naturphilosophie der Zeit ist also nötig, um Thomsons Wesen zu ergründen, und ein Ausblick auf Wordsworths *Natural Religion,* um seine Nachwirkung zu ermessen.

Des weiteren haben Fielding und Smollet, Gray, Young und Collins sowie Goldsmith ihre eigenen Kapitel bekommen, und wo so viel Wissen korrekt und wohlproportioniert geboten wird, soll man nicht Einzelheiten, die vielleicht Liebhabereien sind, vermissen. Nur betreffs 'The deserted village' möchte ich nicht ganz meine Sehnsucht nach etwas mehr unterdrücken, als daß diese Dichtung am 26. Mai 1770 erschien, ein Honorar von £ 213 brachte und von den Lesern dem 'Traveller' vorgezogen wurde. Hat sie nicht mit der Schilderung des blühenden, glücklichen Auburn das Pastoral abgeschlossen und mit der des verödeten Auburn die Armeleutpoesie begonnen? Die eine Seite ist noch in der Art von Shenstones 'Schoolmistress', ja von Ovids 'Philemon und Baucis' gehalten, die andere streift hinüber zu Cowper, Crabbe, Wordsworth. — Eindringender ist Goldsmiths 'Vicar of Wakefield' behandelt. Dabei kann man beobachten, wie der Engländer mehr die persönliche als die literarische Bedingtheit eines Werkes in den Vordergrund schiebt: das Fortleben vieler Züge aus Richardson, so handgreiflich es ist, wird nicht hervorgehoben, wohl aber der Einschlag von Goldsmiths eigenem Wesen, wie es sich in Wirklichkeit und kurz vorher im 'Citizen of the world' zeigte. Ob Neuendorffs Arbeit dem Verfasser bekannt war?

Das weitaus beste Kapitel hat Ker beigesteuert: über den Einfluß des Mittelalters auf die Anfänge der Romantik. Es beginnt mit dem durchaus einleuchtenden Paradoxon, daß eher die Architektur der Ritterzeit, die gotischen Schlösser und Kirchen, für sie bei den meisten Lesern vorarbeiteten, als die Dichtungen der mittelenglischen Periode oder selbst die Humanistenära. Ker beweist dann, daß ein Kenner der alten Denkmäler wie Thomas Rymer aufs schärfste gegen Chaucer auftrat, daß Chaucernachahmer wie Dryden und Pope ganz in klassizistischer Art schrieben, daß sogar Addison im Lobesessay auf die Volksballade 'Chevy Chace' kein größeres Lob für sie wußte, als daß sie Vergil an Erhabenheit gleichkomme. Die Literaturwerke von mittelalterlichem Kern, die zuerst mit Nachdruck aufgenommen wurden, waren merkwürdigerweise skandinavisch; das ergibt sich aus Sir William Temples Bemerkungen über Ragnar Lodbroks Todesgesang und aus Grays Eddabearbeitungen. Ossian kam erst in zweiter Linie, stellte aber rasch alles Altnordische in den Schatten, weil ihn Macpherson für den damaligen Geschmack sehr geschickt herzurichten verstand. Macpherson hätte an die gaelischen Lieder, die er kannte, als Philologe herantreten und sie sauber mit Übersetzungen herausgeben können; aber dann wäre er so erfolgarm geblieben wie Hickes. Es war eine Ironie des Schicksals, daß gerade sein Erfolg ihn zwanzig Jahre später veranlaßte, seine Umdichtungen selbst ins Gaelische zu übersetzen und dadurch erst aus einem frei umbildenden Künstler ein Fälscher zu werden. Percy begann bezeichnenderweise mit Übersetzungen aus dem Altnordischen, die abfielen, weil sie wirklich alt waren, und siegte dann mit den Volksballaden, die nur knapp bis in die mittelenglische Zeit zurückragten. Chatterton ist nur wenig durch Chaucer oder durch Percys

'Reliques' bedingt, viel mehr durch Spenser und selbst durch Milton; seine Rowley-Dichtungen sind Elisabethanisch; von Chaucer studierte er wesentlich nur das Wörterbuch. Selbst für Hurd waren Ariosto, Tasso und Spenser die echten Poeten der Ritterzeit. Chaucer galt als *an old barbarous author with plenty of good sense and no art of language.* Seine Phantasiekraft war bereits durch Dryden wieder entdeckt worden, aber seine Form fand erst durch Tyrwhitt Säuberung und Anerkennung. Das Ergebnis des höchst lesenswerten Kapitels ist, daß die Romantik nicht aus echtem, sondern aus poetisch verklärtem Mittelalter entsprang.

Es hat von vornherein zu den Charakterzügen der Cambridger Literaturgeschichte gehört, daß sie nicht bloß auf die schöngeistigen Denkmäler achtete, sondern auch auf bescheidenere Werke einging, wenn sie zur Kulturentwicklung Englands fühlbar beigetragen hatten. So wird uns auch hier eine Übersicht geboten über den Anstieg der Geschichtsforschung bis zu Gibbon, auch über die Briefschreiber literarischer Art, über die Theologen der Staatskirchen und der Freikirchen, endlich über die politischen Pamphletisten. Literatur erscheint dabei eng verwachsen mit dem ganzen geistigen Leben der Nation. Das englische Volk war in besonderem Grade durch sie politisch erzogen worden und soll offenbar auch in der Zukunft mit durch sie bei politischer Stoßkraft gehalten werden. Es ist klug und praktisch von den Herausgebern, daß sie, wie dies einmal sogar Goethe wünschte, die Wahrheit nicht ganz ohne die Nützlichkeit pflegen wollten.

A. Brandl.

Theodor Pelizaeus, Beiträge zur Geschichte der Legende vom Judenknaben. Diss., Halle a. S., 1914. 93 S.

Der überaus anziehenden Aufgabe, die zahlreichen Texte der mittelalterlichen Marienlegende von dem Judenknaben, der mit christlichen Altersgenossen das Brot des Lebens genießt, infolgedessen vom erzürnten Vater (oder von beiden Eltern) in einen glühenden Ofen geworfen, daraus aber durch die Intervention der göttlichen Jungfrau, die ihn kühlt, wunderbar errettet wird, nach Ursprung und Variationen des Themas hin zu untersuchen, hat sich Pelizaeus mit viel Geschick und Glück unterzogen, leider nicht bis auf das erste und naturgemäß wichtigste Kapitel, wo es galt, bis zu den allerersten Quellen vorzudringen. Daraus soll ihm kein ernstlicher Vorwurf gemacht werden; doch sind wir verpflichtet, nach dieser Seite hin seine so dankenswerte Studie zu ergänzen.

Der Verfasser verfügt über ein reichhaltiges Material (fast hundert lateinische Fassungen, dazu treten 13 altfranzösische, 2 italienische, 3 spanische, 3 deutsche, 2 englische, 5 griechische, 2 arabische und 1 äthiopische), so daß er mit umfassender Kompetenz über ein Gebiet urteilen kann, das vor ihm Eugen Wolter (*Bibl. Normannica* 2, Halle 1879) und Adolf Mussafia (in fünf Teilen seiner rühmlichst bekannten *Studien zu den mittelalterlichen Marienlegenden*, die der Wiener Akademie der Wissenschaften 1886—1898 vorgelegt wurden) bearbeitet haben. Abdrucke der Einzelfassungen sind bei solchen Gesamtstudien von größtem Werte. Hoffen wir, daß auch Pelizaeus uns bald die typischen Versionen im kritischen Text schenkt, was wenigstens seine Vorbemerkung anzudeuten scheint. 'Verfasser beabsichtigte ursprünglich, den Judenknaben neu herauszugeben; in diesem Sinne sind die unten im Anhang veröffentlichten Untersuchungen angestellt worden. Nunmehr behält sich der Verfasser vor, einige neue handschriftliche Fassungen des Judenknaben, die ein gewisses Interesse bieten, an geeigneter Stelle zu veröffentlichen' (S. 11).

1. Im Abendlande bildet als einziger Gregor von Tours (6. Jahrhundert; *De gloria martyrum* I, 10) den Anfang einer langen Reihe von

Bearbeitungen des Motivs, doch bald entwickeln sich daraus zwei Gruppen, von denen die Gruppe II, die Mariale-Gruppe, durch Vincenz von Beauvais im *Speculum historiale* und Johannes Gobius junior in seiner *Scala celi*[1] bei stärkerer Änderung weite Verbreitung erlangte. Noch freier geschaltet hat damit die Version der *Vies des anciens Pères* nebst Ablegern sowie Flodoardus, Honorius Augustoduensis, Caesarius von Heisterbach in den *libri VIII miraculorum*, das deutsche Predigtmärlein und der griechische Mönch Agapios (dazu kommen mehrere lateinische Texte in Hss. aus Rom, Paris und Graz).

II. Durch die Lokalisierung der Geschichte in Bourges und die Auslassung des Berufs des alten Juden (*vitrarius*) entsteht sicher aus Gregor die Bourges-Fassung (seit 12. Jahrh. belegbar) und hat sich teils auf englischem, teils auf französischem Boden zu einem stattlichen Baum entwickelt, dessen Verzweigungen von Pelizaeus auf Grund ebenso sorgfältigen wie mühsamen Vergleichens mit viel Scharfsinn auf zwei Haupttypen zurückgeführt werden: einerseits Cleopatra-Toulouse-Oxford I. Buch (mit reichen literarischen Nachfolgern, worunter Wilhelm von Malmesbury, Nigellus Wireker, zwei mittelenglische Fassungen und Wolters anglonormannisches Gedicht), anderseits eine mittels des berühmten Botho-Pez-Textes erschlossene Vorlage für Wien 625 nebst Arundel-Paris-Montpellier (und damit verwandte 14 andere Texte), die der Verfasser TS nennt nach dem ersten und letzten (Toledo-Samstag) der zu einer eigenartigen Sammlung vereinigten Marienwunder. Beide Gruppen werden nach Mussafias ansprechender Vermutung geschöpft haben aus einer Mirakelsammlung, in der unsere Legende den Anfang zu einer 'Elementenreihe' bildete, indem vier Legenden Marias Wunderkraft in Feuer (= Judenknabe), Luft, Erde und Wasser preisen. Interessant ist die Geschichte des TS-Zweiges, da in diesen Rahmen Adgars oft behandeltes Gedicht, die franko-provenzalische gereimte Fassung, ferner das Kapitel der Legenda aurea und des Promptuarium bei Johannes Herolt Discipulus fällt.

III. Schon früh bilden sich Kontaminationen von Gregor und Bourges heraus, neben beiden fortbestehend und Ableger treibend. Hierher gehören vor allem Gautiers de Coincy Marienmirakel, Alfonso el Sabio und die Distichen des Volpertus.

IV. Dazu treten allerlei Kürzungen, die wegen der knappen Skizzierung das Einreihen in eine der erwähnten Abteilungen erschweren, im übrigen unbedeutend sind.

So ergibt sich eine ungemeine Fruchtbarkeit im Weitergeben des Stoffes, aber nur geringes Abweichen von den inhaltlichen Daten, was eben mit dem einfachen Aufbau der Legende zusammenhängt, die stets unter dem Einfl[illegible] der kirchlichen Tradition gestanden hat, während der Theophilus, wie Verfasser mit Recht betont, zu ganz anderer poetischer Ausgestaltung reizte. Hoffentlich ist auch diesem Stoffe gelegentlich eine Monographie beschieden.

Nun kommen wir zum ersten Hauptteil: Griechische Fassungen nebst den lateinischen Übersetzungen (S. 13—18), der sichtlich dem Verfasser viel Mühe bereitet hat, der aber auf Grund eines neuen literarischen Fundes aus jüngster Zeit seiner meisten Schwierigkeiten entkleidet werden kann. Der Entdecker wird wohl gelegentlich selbst das Wort ergreifen; der Rezensent faßt seine Ansicht über die hier vorwaltenden Quellenverhältnisse unter Benutzung des betreffenden Kapitels bei Pelizaeus und in erster Linie der diesem unbekannt gebliebenen Publikation von P. Michael Huber, *Johannes Monachus Liber de Miraculis. Ein neuer Beitrag*

[1] Abfassungszeit zwischen 1300—1330. Über die Drucke und (bisher unbenutzten) Handschriften dieser Exempelkompilation vgl. meine Ausführungen in der *Festschrift für A. Hillebrandt* (Halle 1913), S. 54 ff.

zur mittelalterlichen Mönchsliteratur, Heidelberg 1913,[1] S. XXVII und 44 bis 49 (Texte), wie folgt zusammen:

Sicher ist die Urfassung in den Mönchskreisen des griechischen Orients entstanden, da Konstantinopel und auch die Provinz Kleinarmenien als Ort der Handlung bezeichnet sind. Von vornherein haben sich zwei verschiedene Formen der Geschichte entwickelt:

Typus I: a) Die Handlung ist in Konstantinopel lokalisiert und zwar in die Schule nahe bei der Sophienkirche. b) Der Judenknabe empfängt die Kommunion gemäß der Sitte, das von der heiligen Handlung übriggebliebene geweihte Brot an Knaben zu verteilen, die noch nüchtern sein mußten. c) Nur der Vater, ein Glasbläser, wirft den Sohn in den glühenden Ofen. d) Sein Gehilfe teilt die Tat der Mutter mit. Der Patriarch Menas und Kaiser Justinian hören von dem Wunder. e) Der Vater wird im Ofen zu Asche verbrannt.

Diese Fassung scheint dem Original am nächsten zu kommen.

Aus einer griechischen Handschrift übersetzte Johannes Monachus (nach Hubers Forschungen etwa 950—1050), der in ein Kloster von Amalfi gehörte, auf Wunsch eines vornehmen Landsmannes Pantaleon comes, während er in der Nähe von Konstantinopel in monasterio Panagioton weilte (vgl. Huber S. XXII), auch diese Erzählung direkt ins Lateinische; in Hubers Edition bildet sie Nr. 5 (*De quodam Judeo* = S. 44—45). Aus den Angaben bei Pelizaeus sieht man sofort, daß der eine Text in der Hs. Turin, Bibl. Naz. E. V 8, fol. 33—34: 'De puero in camino proiecto et non adusto' mit Johannes völlig identisch ist. Lediglich einen Auszug daraus stellt die Hs. Paris, Bibl. nat. lat. 10770 (= Wolter, Nr. 15) dar.

Schon früh entstanden Remaniements, die in Kirchengeschichten und Chroniken übergingen: vor allem bei Euagrius († nach 594) = Wolter, Nr. 1 nebst Nachahmern (vgl. Pelizaeus), auch bei Georg Hamartolos (9. Jahrhundert = Migne, *Patr. gr.* 110, Sp. 810) u. a. Der Gehilfe fehlt, und die Strafe des Vaters wird abgewandelt (Pfählen u. ä. statt Verbrennen). Gregorius (6. Jahrhundert) = Wolter, Nr. 6 schöpfte, als er dem Abendlande den Stoff schenkte, gleichfalls aus einem so modifizierten griechischen Text, behielt aber den Feuertod des Juden bei, sonst erlaubte er sich manche Änderungen (vgl. Pelizaeus S. 19). Zweifelhaft ist, ob ihm der Typus II bekannt ward, denn der Hinweis auf die drei Jünglinge im Feuerofen lag jedem recht nahe.

Typus II: a) Die Handlung spielt in Kleinarmenien; als Gewährsmann wird ein Johannes (Diakon) aus Melitene genannt. b) Beim Weiden von Schafherden empfängt der Judenknabe von seinen Spielkameraden die Taufe nebst Kommunion, und das Spiel wird von ihm und Gott in Ernst gekehrt. c) Beide Eltern lassen, da vom Sohne ein Wohlgeruch ausströmt, der trotz Öffnen von Türen und Fenstern nicht weicht, den Renegaten durch einen mit Gold gedungenen jüdischen Badediener (also Milderung der Urform) in den Heizofen der öffentlichen Thermen werfen. d) Die Tat entdeckt der Bischof nach längerem Nachforschen und Vernehmen der Badeaufseher. Diese und der herbeigeholte Jude werden gepeitscht und zum Geständnis veranlaßt. e) Die Bestrafung des Vaters fehlt.

Griechische Hss. Paris, Bibl. nat. gr. 1596, fol. 547—550, vgl. F. Nau, *Vie et récits d'anachorètes* (IVe—VIIe siècles), *Revue de l'Orient chrétien* VIII (1903), 91. Anfang: *Διηγήσατό μοι τις ὀνόματι Ἰωάννης, τῷ γένει Μελιτινός, πρᾶγμα τοιοῦτον. ὅτι φησὶν ἐν Ἀραράτ τῇ πόλει, ἔστι δὲ αὕτη*

[1] *Sammlung mittellat. Texte*, hg. von Alfons Hilka, Heft 7.

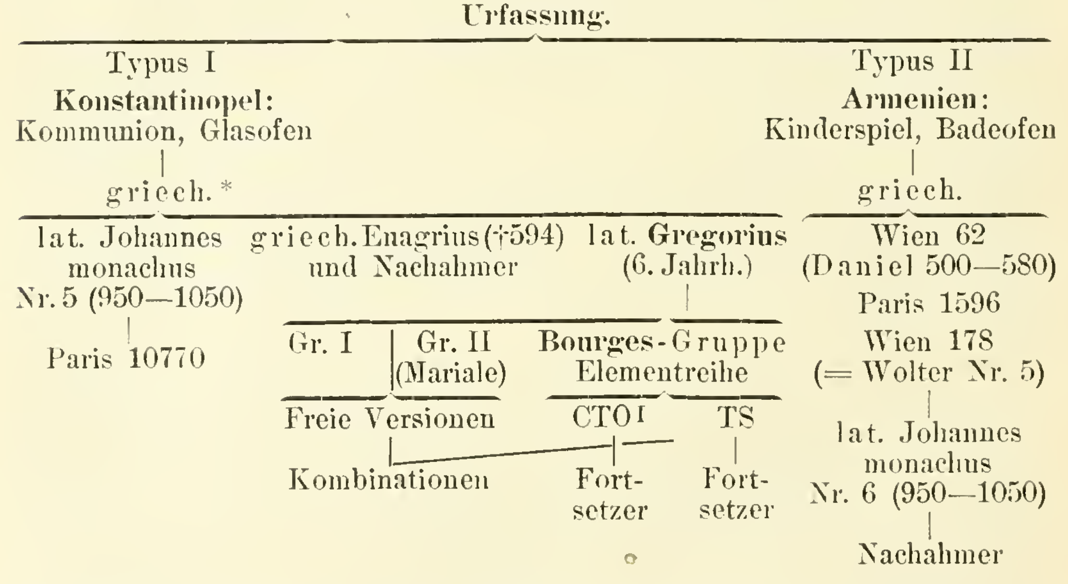
τῆς Ἀρμενίας, προβάτων ποίμνια εἰσὶ πολλά. συνέβη δὲ βόσκεσθαι ἐν τῷ ἅμα πρόβατα Χριστιανῶν καὶ πρόβατα Ἑβραίου τινός.

Wien 62 (anno 1319), fol. 121—123. Die Mitteilung dieses Textes (Huber S. XXVII) wäre wichtig, da die dortige Angabe *ἐκ τοῦ Ἀββᾶ Δανιήλ* als Verfasser dieses II. Typus den uns erst kürzlich näher bekannten Abt Daniel in der Wüste Skete in der Thebaïs (etwa 500—580) zu erweisen scheint. Freilich finde ich unsere Legende in keiner der von L. Clugnet, Revue V—VI ausgezogenen Handschriften.

Wien 178 (= Wolter, Nr. 5) ist erst 1745 von Pezius auf Befehl Maria Theresias geschrieben (Huber S. XXVII), hat also keine größere Bedeutung für uns.

Direkt aus dem Griechischen übersetzte wiederum recht getreu, wie man aus Hubers Edition sehen kann, unser Johannes Monachus auch diese zweite Fassung = Huber, Nr. 6 (S. 46—49). Anfang: *Narrauit nobis Johannes Meletine ecclesie diaconus miraculum quod factum est in prouincia Minoris Armenie. Sunt enim plures ouium greges in illis partibus. Accidit autem ut pascerentur oues cuiusdam hebrei simul cum ouibus christianorum.* Damit ist wiederum identisch der zweite Text in obiger Turiner Handschrift, fol. 34: '*Item de alio puero qui missus fuit in fornace balnei*'; die weiteren lateinischen Handschriften bei Pelizaeus (S. 14) mögen Ableitungen davon sein. Jedenfalls ist damit das Fortleben dieses Typus II im Abendlande erschöpft, selbst des Mönches Johannes Übersetzung hat sich keiner Beliebtheit erfreuen können, sie schlummerte in den wenigen Codices der Bibliotheken, bis Huber sie 1913 endgültig einem weiteren Publikum zugänglich machte.

Das Gesamtstemma stelle ich mir folgendermaßen vor:



Im Anhang zum literargeschichtlichen Teile seiner Dissertation bewerkstelligt Pelizaeus einen erneuten Abdruck des Gautierschen Gedichts vom Judenknaben und liefert so, da ihm zur Textherstellung bei weitem mehr und bessere Handschriften zu Gebote stehen, einen wenn auch nicht streng kritischen, so doch in der Hauptsache glatt lesbaren Text, was weder von Poquets noch Wolters Ausgabe behauptet werden kann. Ebenso geht er über seine Vorgänger A. Weber, Wolter und Ed. Schwan beim Bestimmen des Verhältnisses der zahlreichen Handschriften hinaus, in denen die Version der *Vies des anciens Pères* enthalten ist; die Dinge liegen hier besonders verwickelt da, aber die Filiationsfrage wenigstens für unser Stück

scheint, dank der Umsicht des Verfassers, gelöst zu sein. Es wird aber der Wunsch bestehen bleiben, eine Gesamtuntersuchung über alles in dieser Gruppe enthaltene handschriftliche Material der Legenden zu erhalten, die das Einzelergebnis bestätigen dürfte. Es folgen ein Exkurs über das von Wolter (S. 115 ff.) veröffentlichte anglonormannische Gedicht (eine Prüfung der Reime reichte nicht aus, um sichere Ergebnisse über das Alter desselben zu gewinnen; der Entstehungsort wird im Norden des betreffenden Sprachgebiets zu suchen sein) und Bemerkungen zu den Dialektformen im frankoprovenzalischen Gedicht (gedruckt von Mussafia in *Ztschr. f. rom. Phil.* IX, 412 ff.), die P. Meyers Fixierung jener Handschrift: 'un mélange de lyonnais et de français où ce dernier domine' bestätigen.

Auch der sprachliche Teil dieser Abhandlung bekundet die straffe und sichere Arbeitsmethode, die der Verfasser der altbewährten Hallenser Romanistenschule verdankt.

Breslau. Alfons Hilka.

Die altfranzösische Prosaversion der Alexiuslegende. Kritisch herausgegeben mit Einleitung von Erich Lutsch. Berlin. Verlag von R. Trenkel, 1913. 94 S. kl.-8°. 3 M.

Prosaübersetzungen von lateinischen Heiligenlegenden haben nur selten literarischen Wert, und nur dann, wenn sie Zusätze oder Umformungen im Geiste der Zeit enthalten oder sprachlich Beachtung verdienen. Beides gilt nicht von der altfranzösischen Prosa der Vita s. Alexii, während die poetischen Texte in den Vulgärsprachen seit Maßmann und G. Paris in den Mittelpunkt der Literarforschung über dies bedeutende Heiligenleben treten durften. Immerhin lag es nahe, auch diesen minderen Ausläufer nach sämtlichen Handschriften abzudrucken. Dieser Aufgabe hat sich Lutsch in einer etwas überschwenglichen Weise unterzogen. Er zählt durchlaufend die Prosazeilen, und unter deren fünf bis höchstens elf füllt er die Seiten mit einer großen Menge von Sinn- und Lautvarianten an, die für die kritische Erkenntnis des ganz leichten und einfachen Textes unbedeutend und auch sprachlich meist indifferent sind. Diese aufgewandte philologische Akribie ist an sich anzuerkennen: sie nachzuprüfen wäre müßig, wenn nicht etwa Zweifel für einen Punkt des Apparats aufsteigen dürften. Dem Verfasser ist es ganz entgangen, daß die eine der neun Handschriften der Prosa (mit Ausnahme des Cheltenhamer Textes lagen ihm alle Stücke vor), nämlich C = Bibl. nat. f. fr. 412, bereits in völlig ausreichender Weise (die neue kritische Ausgabe weicht davon nur unmerklich ab, abgesehen von den Schlußzusätzen) in dem trefflichen Buche von Margarete Rösler, *Die Fassungen der Alexius-Legende mit besonderer Berücksichtigung der mittelenglischen Versionen* (*Wiener Beiträge zur engl. Phil.* XXI), Wien u. Leipzig 1905, S. 118—155 (vgl. über die Handschriften S. 107), abgedruckt worden ist. Eine Vergleichung mit den Handschriften-Sigeln im Var.-Apparat zeigt, daß C seinen Lücken und Lesarten nach durchaus nicht genau aufgenommen worden ist: bald D, bald E teilt diese Besonderheiten mit, oder das für C Angegebene bestätigt sich in Röslers getreuer Kopie nicht. Der kritische Text selbst ist nicht immer konsequent (bald *pecheeurs, seigneur, veneeurs,* bald *empereor* neben *empereeur, lor* neben *leur, seur, heure*), ebensowenig die Interpunktion (Komma vor *si* = lat. *sic* soll die Regel sein). Vgl. ferner *encharcha* 37, *joveneer* 84 neben *-eax* 72, *-eals* 78; lies: *l'i* 159 (für *li*), *li voiles* mit C 160 (für *le voile*), *ne la* 259 (für *ne le*), *le sidoine* 271 (für *li s.*), *li serjanz* 275 (für *li serjant*), *ne n'esmovoit* 286 (für *nen esm.*), *cheitis* 326 (für *cheitif*), *desoz* 336, *leidengoient* 348, *li avuegle* 373 u. a. Das sprachliche (gleichfalls breite) Kapitel

('die Sprache des Dichters' S. 22 ist ein lapsus calami) kann kaum zu festen Ergebnissen führen, da Kriterien wie die der Verstechnik fehlen. Der Nachweis einer besonderen dialektlichen Färbung der lediglich franzischen Prosa ist dem Verfasser nicht gelungen: 'So glaube ich, daß unser Text dem Teil der Champagne zuzuweisen ist, der eng an die Isle de France grenzt, in der Annahme, daß die Sprache des Schreibers unseres Textes nur mit einigen champagnischen Dialekteigentümlichkeiten vermengt war' (S. 37). Dasselbe gilt für die Abfassungszeit (die zweite Hälfte des 12. Jahrhunderts), die zu hoch hinaufgesetzt ist. Bei den Abschnitten I über Bearbeitungen der Alexiuslegende, wo empfindliche Lücken bei Aufzählung der verschiedenen Versionen festgestellt werden können, und III über die Quelle dieser altfranzösischen Prosa — Verfasser operiert nicht gerade glücklich mit seiner Kontamination von *Co* (Surius, nach Kölner Druck 1579) und *Bo* (*Acta Sanctorum Bollandorum*), während mir diese Frage durch M. Röslers Gruppe II entschieden zu sein scheint; in der Analyse der in der Prosa 'von der kongruenten Stoffmasse abweichenden Stoffelemente' beruht die Angabe (S. 21), daß Euphemianus dem Diener des Fremdlings als Lohn 'eine große Erbschaft aus seinem Hause' versprach, auf einer schiefen Auffassung, da es sich nur um die Freiheit für den Sklaven und eine Leibrente handelt, vgl. Z. 180: *Il sera frans toz les jorz de sa vie et li donrai en ma meson rente assise.* Vgl. Rösler S. 60 zu diesem schon von Blau zurückgewiesenen Irrtum, der auf einer falschen Deutung der Stelle der *ASS* beruht — sieht man, wieviel die Arbeit des Verfassers bei einer sorgsamen Ausnutzung der umfassenden Bibliographie in W. Foerster und E. Koschwitz, *Altfrz. Übungsbuch*, 4. Aufl. (1911), S. 100 und 286, namentlich auch der genauen Studie von Margarete Rösler für den allgemeinen Teil gewonnen hätte. So hätte er auch aus der letzteren S. 47 lernen können, daß der Name *Chaples* der Prosa und *Capolim* der lateinischen Quelle in *ASS* (auch die Herausgeber irrten, wenn sie meinten, '*forte voluit Neapolim dicere*'), wo die Oxforder Handschrift *in capitolium* bietet, keinen Städtenamen bedeutet, sondern eine Verunstaltung des griechischen *κατελθὼν εἰς τὸ καπετώλιον εὗρε σκάφην* oder *ἦλθεν εἰς τὸν λιμένα τοῦ καπετουλίου*, da vielen Texten Rom eben für eine Hafenstadt galt.

Breslau. Alfons Hilka.

Aug. Dupouy, France et Allemagne, Littératures comparées. Paris, Paul Delaplane, Editeur, 1913.

Les rapports littéraires de la France et de l'Allemagne qui ont suscité antérieurement deux ouvrages[1] font l'objet d'une troisième enquête dans le livre de M. A. D. L'auteur ne se propose pas d'y présenter ses recherches par le procédé de simple juxtaposition qui ferait comme dans le volume de M. V. Rossel deux ouvrages séparés dont l'un serait consacré à l'influence allemande en France, le second à l'influence française en Allemagne. Il veut exposer les faits synoptiquement en mettant en regard les échanges et les influences qui agissent sur les deux pays dans une même période. C'est cette méthode qui rend l'ouvrage facile à consulter pour les chercheurs en quête de jugements précis sur les acquisitions intellectuelles qui ont concouru à la pénétration réciproque des deux nations.

M. Dupouy a distribué sa matière en douze chapitres dont nous donnons un résumé succint. Après une revue rapide de douze siècles d'histoire litté-

---

[1] V. Rossel, *Histoire des relations littéraires entre la France et l'Allemagne*, Paris 1897; Th. Süpfle, *Geschichte des deutschen Kultureinflusses auf Frankreich*, 2 vol., Gotha 1888.

raire, nous arrivons à l'influence de Boileau en Allemagne (I). Dès la seconde moitié du XVIIIe siècle nous assistons à la fermentation intellectuelle qui se prépare en Allemagne et en France pour aboutir dans ce dernier pays à la Révolution et qui a pour effet une infiltration lente du germanisme en France que les émigrés répandront (II) jusqu'au moment où Mme de Staël imprimera une direction nouvelle à la pensée française (III). Secondée par Guillaume Schlegel, elle suscite des traducteurs et des imitateurs qui se trouveront aux prises avec la tradition classique (IV). Alors le romantisme propagera en France l'action des grands écrivains allemands, Gœthe, Schiller, Hoffmann, sans rien enlever cependant au lyrisme de son caractère français (V). Si au théâtre l'émancipation des règles a été plus sensible, des historiens et des penseurs recevront aussi l'empreinte allemande; mais à l'enthousiasme de la première heure succéderont les déceptions et les plaintes: tel est le cas de Michelet et de Quinet (VI). La Révolution de 1830 porta ses fruits en Allemagne grâce aux polémistes Bœrne et Henri Heine. Ce dernier, par son mélange de raison française et de lyrisme allemand apparaît comme médiateur, tandis que la jeune Allemagne subira à des degrés divers les inspirations libertaires françaises (VII). Chez les critiques littéraires, il y aura des enthousiastes comme Blaze de Bury et des réservés comme Sainte-Beuve et la fondation de la *Revue germanique* aidera à la diffusion de la pensée allemande dans tous les domaines (VIII). La philosophie allemande, l'érudition et la philologie se feront sentir chez Renan et chez Taine, tous deux disciples de Hegel (IX). L'antigermanisme et l'antiromantisme se combattront chez les réalistes; quand un retour à une conception de l'art plus sereine et plus désintéressée s'imposera aux novateurs, c'est l'hellénisme qui reprend ses droits; c'est Gœthe 'seconde manière', assagi, classique et olympien qui s'entrevoit chez Théophile Gautier, Baudelaire, Flaubert, Leconte de Lisle et Sully Prudhomme; la philosophie allemande a pénétré cette génération qui a surtout connu Schopenhauer et Hegel dont la doctrine du devenir se retrouve à la base de certaines compositions (X). Vers la fin du XIXe siècle, après la guerre franco-allemande, l'appel à l'Allemagne s'affaiblit; il n'y a plus en France de contact appréciable avec la littérature allemande contemporaine à laquelle le symbolisme ne doit rien car il n'est en somme qu'un succédané de l'idéalisme; à noter seulement l'influence de la musique de Wagner. Si Nietzsche jouit d'une certaine faveur, c'est grâce à ses sympathies françaises; on retrouve d'ailleurs dans sa philosophie des traditions françaises qui reviennent rajeunies par une sensibilité étrangère et feront de lui un 'incomparable remueur d'idées' (XI). En résumé, la dette que les deux pays ont contractée entre eux peut s'établir ainsi: l'Allemagne a donné l'exemple d'une hardiesse de pensée jointe à une érudition minutieuse tandis que la France a fait prévaloir des qualités d'ordre et de clarté dans l'art de composer, appréciées par les Allemands (XII).

Ces conclusions étaient à prévoir, M. Dupouy ayant voulu se placer au point de vue purement français, c'est à dire ne pas adopter un parti pris de conciliation en tenant compte du rôle joué par les pays intermédiaires où l'esprit français et l'esprit allemand cherchent à se pondérer. Nous nous inclinons devant les patriotiques intentions de l'auteur généralement impartial et avisé dans ses jugements, mais sans admettre comme lui que l'étude des régions neutres soit indifférente à son sujet. Des travaux récents[1] ont montré combien a été durable l'influence de la littérature classique française chez les écrivains de la Suisse allemande au XVIIIe siècle, influence qui s'est perpétuée jusqu'à nos jours. Le français était devenu une langue très familière à Bodmer, à Gessner, à Albrecht Haller; ils ont lu et admiré Fénélon, La Bruyère, Boileau, La Rochefoucauld, Montesquieu, Buffon et Vauvenargues,

[1] *Bodmer et l'Ecole Suisse*, par G. de Reynold, Lausanne 1912.

tout en maintenant leur indépendance à l'égard des idées qui leur semblaient contraires ou nuisibles aux traditions de leur patrie.

M. Dupouy a largement mis à profit les travaux des spécialistes; il lui a paru plus sage de choisir que de tout dire et nous souscrivons à sa manière de voir. Il est cependant quelques points intéressants pour les futurs historiens littéraires; c'est d'une part, le rôle joué par les universités allemandes dans le développement de la culture française, matière encore neuve, et d'autre part la portée des journaux et des revues dont le dépouillement intelligent n'est pas sans fruits pour éclairer le croisement des idées.

Quoique Benjamin Constant, Edmond Scherer et Victor Cherbuliez se rattachent par leurs origines aux pays intermédiaires, ils ont assez vécu en France pour qu'on ne leur refuse pas une mentalité française qui ne les a pas empêchés de se pénétrer d'une culture étrangère. C'est le cas surtout pour B. Constant comme on le voit dans le livre de M. G. Rudler;[1] mais tous trois auraient mérité plus que les quelques lignes qu'on lit chez M. Dupouy.

Il n'est pas non plus sans intérêt de rappeler le congrès des métaphysiciens réunis par Humboldt à son arrivée à Paris en 1798; ayant voulu initier les philosophes français à la pensée de Kant, il se sentit rebuté par des manières de penser et de sentir en opposition foncière avec les siennes. Si d'autre part, le nom de Rahel Lewin évoque celui de Mme de Staël, il importe de citer à cette occasion Astolphe de Custine, l'ami de Rahel, littérateur et voyageur, qui étudia dans ses séjours en Allemagne la littérature allemande, vit Gœthe à Francfort, s'entretint avec lui et consigna ses souvenirs dans ses lettres à sa mère publiées pour la première fois par M. Paul Bonnefon.[2]

En revanche, M. Dupouy a dit l'essentiel sur la part qui revient à Sainte-Beuve comme médiateur des littératures étrangères; mais nous croyons que la sympathie du critique français pour Gœthe a été plus sincère et plus désintéressée que M. D. ne le donne à entendre. C'est trop dire que, en insistant sur les rapports de Goethe avec la France, sur ses sympathies ou ses antipathies à l'égard des précurseurs ou des chefs du romantisme français, Sainte-Beuve ait saisi l'occasion de vérifier ses sympathies ou plutôt ses antipathies. S'il a invoqué le témoignage de Gœthe, c'est qu'il y eut chez lui l'admiration franche et spontanée d'un grand esprit qui reconnaît son égal et son maître; il ne cesse d'appeler Gœthe le roi de la critique et l'impression produite fut telle qu'au dire de son dernier secrétaire, M. Jules Troubat, Sainte-Beuve aurait abdiqué son sens critique; jusque dans ses dernières années, le nom de Gœthe revient dans sa correspondance.

Exprimons en terminant un regret et un vœu. A la fin du volume se trouve un index alphabétique des écrivains étrangers qui y sont nommés. Cet index est trop sommaire et les articles ne vont guère au delà de ce qu'on trouve dans tous les dictionnaires. Nous le remplacerions, nous, par une copieuse bibliographie à la manière de celle que M. F. Baldensperger a dressée pour son *Gœthe en France*; le livre de M. Dupouy y gagnera considérablement; dans sa forme actuelle, il rendra déjà de précieux services aux spécialistes.[3]

Zürich. Louis Morel.

[1] Gustave Rudler, *La jeunesse de Benjamin Constant 1767—1794*, Paris 1909.

[2] Revue Bleue, 19 et 26 août 1911, *A. de Custine, En Allemagne en 1815, Lettres inédites.*

[3] Quelques fautes dans l'orthographe des noms propres: p. 29, lire *Thorane*; p. 36, *Wolfenbüttel*; p. 45, *Œhlenschlæger*; p. 167, *Kestner*.

Hans Heiss, Balzac. Heidelberg, Carl Winters Universitätsbuchhandlung, 1913.

'*La Comédie humaine,* la construction la plus puissante des temps modernes, avec l'œuvre de Gœthe et de Hugo, est le résultat d'un labeur d'une vingtaine d'années. Balzac a pu voir encore de grands succès; mais il put à peine en jouir dans la lutte acharnée avec le besoin que fut son existence. Et lorsqu'il se proposait de goûter les jours plus heureux et plus ensoleillés de l'automne qu'il croyait enfin venus, il mourut. Dans *La Recherche de l'absolu,* on lit une belle et profonde parole qu'on aurait pu graver sur son tombeau: 'La gloire est le soleil des morts.'

Telles sont les dernières lignes du livre que nous analysons, ouvrage excellent de vulgarisation qui, puisé aux sources et au courant des plus récentes publications françaises sur Balzac, est une utile contribution à l'histoire du roman français. Le volume de M. H. H. se lit avec plaisir; le plan en est clair et les parties logiquement distribuées. L'auteur, on le voit, ne dissimule pas son admiration pour le grand romancier français, tout en reconnaissant ses inégalités et ses imperfections. Dans une première partie composée de trois chapitres, il retrace la jeunesse de Balzac, sa vie de travail, ses embarras d'argent, ses relations avec Mme Hanska, sa personnalité, ses goûts et les contradictions de son caractère. La seconde partie comprend les neuf chapitres suivants: Les romans à sensation; les écrits mêlés et le théâtre; — *Les Contes drolatiques;* — *La Comédie humaine:* — Les romans; le développement de Balzac; Les grands romans: *Eugénie Grandet;* — *Le père Goriot;* — *La Cousine Bette;* — Le tableau de la *Comédie humaine;* les hommes et les choses; — L'art de Balzac. — Dans un dernier chapitre, l'auteur nous donne ses conclusions sur lesquelles nous reviendrons tout à l'heure.

Dans la partie biographique, M. H. H. a mis à profit les deux livres de Le Breton[1] et de Brunetière;[2] peut-être verse-t-il un peu trop dans le détail et l'anecdote. Il fallait accentuer chez Balzac le manque de délicatesse morale dont il fait preuve, par exemple, à l'égard de sa mère que, malgré son indifférence apparente, il a néanmoins aimée tendrement, comme le témoigne une lettre citée par M. Le Breton. Dans les œuvres de début, M. H. H. s'est étendu longuement sur les *Contes drolatiques* qui nous donneraient, selon lui, le vrai Balzac. Les critiques français les ont presque passés sous silence et M. H. H. leur a consacré une bonne étude; nous aurions aimé cependant à entendre aussi son jugement sur les romans de Balzac publiés avant la *Comédie humaine,* de 1822—1825 (*L'Héritière de Birague, Clotilde de Lusignan, Annette et le Criminel* etc.), aussi nécessaires que les *Contes drolatiques* à l'intelligence de la *Comedie humaine,* et dans lesquels on trouve les tendances et les procédés qui rattachent Balzac au romantisme.

Dans l'examen de la *Comédie humaine,* l'auteur relève ce qu'il y a d'arbitraire et de contradictoire dans la division des *Etudes.* Si les *Etudes analytiques* sont trop fragmentaires, si dans les *Etudes philosophiques* figurent des romans qui pourraient se ranger sous la rubrique *Etudes de mœurs,* ce sont les romans rentrant dans cette dernière catégorie qui, par leur étendue et leur importance, donnent à la *Comédie humaine* son unité et expriment la vraie intention de Balzac d'étudier la vie de son temps. C'est ce que M. H. H. a bien mis en lumière (p. 156 et suiv.).

Passant au développement de Balzac, notre critique se demande si l'on peut parler de progrès et de déclin dans l'art de la composition, le goût et le style de Balzac. Il ne croit pas, contrairement à M. Le Breton, que la

[1] *Balzac, l'homme et l'œuvre,* Paris, 1905.
[2] *Honoré de Balzac (1799—1850):* v. aussi Faguet, *Balzac,* 1913.

lecture par ordre chronologique des romans de Balzac puisse apporter des conclusions satisfaisantes. A n'importe quelle époque de sa vie, les écrits de Balzac prêtent le flanc aux mêmes critiques: digressions fatigantes, abus des descriptions, situations invraisemblables et romanesques, défauts qui proviennent de la manière de vivre et d'écrire de Balzac, de ses incessants besoins d'argent, de son ardeur à soutenir la concurrence de ses rivaux. C'est aussi notre avis que Balzac est resté stationnaire. M. H. H. cite à l'appui *Eugénie Grandet* qui par ses qualités de forme rappelle une œuvre classique, tandis que Balzac lui-même ne paraissant pas se douter que ce roman compte parmi ses meilleures créations, lui en préfère d'autres dont la complication et le manque de proportions rebutent les lecteurs lettrés.

Les critiques français tombent d'accord, et M. H. H. avec eux, que dans Balzac on signale deux tendances propres à l'époque où il a vécu; par son goût pour le mystérieux et l'extraordinaire, il a conservé mainte attache avec le romantisme; par la rigueur de son observation, la peinture forte et colorée des milieux et des hommes, il annonce l'école réaliste. De la présence de ces deux éléments dépend le jugement que l'on portera sur les influences littéraires, philosophiques, religieuses et morales qui ont agi sur Balzac et qui auraient fourni à M. H. H. de plus amples développements que ceux que nous offre son livre.

Si Balzac a été plus ou moins conscient des effets dont les littératures moins disciplinées que la littérature française pouvaient enrichir l'imagination française, si Hoffmann, Gœthe, Shakespeare, Anne Radcliff ont alimenté sa pensée, Byron n'a pas moins agi sur lui que ses grands contemporains, Hugo, Eugène Sue et Dumas. Nous signalons à M. H. H. l'ouvrage de M. Estève[1] qui dans *Honorine*, relève le personnage de Maurice, le consul général de France à Gênes qui joue le rôle de narrateur et d'acteur: 'Ce diplomate, homme d'environ trente-quatre ans, marié depuis six ans, était le portrait vivant de lord Byron. La célébrité de cette physionomie dispense de peindre celle du consul.' Dans *la Femme de trente ans*, M. Estève voit des souvenirs du *Corsaire* et de *Lara*; Balzac lui-même, dans une lettre à Mme de Surville (août 1832), dit à propos de *Louis Lambert* qu'il a 'voulu lutter avec Gœthe et Byron, avec *Faust* et *Manfred*; mais c'est dans *Argow le Pirate*, publié en 1824, que se rencontrent les tendances caractéristiques de Balzac. Tandis que d'une part, il s'attarde à nous dépeindre la bourgeoisie et les petits fonctionnaires, il prête à son héros Argow tous les traits de l'homme exceptionnel, en marge de la société, si cher aux romanciers et aux dramaturges de 1830. Il fixe sur Annette le 'regard singulier' qui subjugue chacun; il porte 'un air de majesté répandu sur ses traits et qui paraissent provenir de l'habitude du commandement'; il a des 'gestes où respire la conscience qu'il a de sa supériorité'. Argow est de même étranger à tout sentiment religieux, à la peur et à la pitié; mais il ne résiste pas à une jeune fille innocente qui se résoud à le suivre dans sa vie tourmentée; nous avons essayé nous-même de montrer que Hernani et Doña Sol doivent quelque chose à Balzac. Plus tard, en 1844, lorsque Balzac écrivit *Modeste Mignon* qui s'éprend d'amour pour Canalis par correspondance, peut-être songeait-il à Bettina d'Arnim. En associant Gœthe et Byron, il retrouvait en eux des tempéraments parents du sien, l'énergie à poursuivre leur œuvre, comme lui, la sienne, en dépit des obstacles qui s'amassaient sur sa route. 'Ne m'avez-vous pas dit de Byron et de Gœthe, écrit Modeste Mignon à Canalis, qu'ils étaient deux colosses d'égoïsme et de poésie? Eh! mon ami, vous avez partagé là l'erreur dans laquelle tombent les gens superficiels'; ils ont été dominés par l'idée maîtresse qui a gouverné impérieusement leur vie: 'ni

[1] Edmond Estève, *Byron et le romantisme français*, Paris, 1907.

lord Byron, ni Gœthe, ni Walter Scott, ni Cuvier, ni l'inventeur ne s'appartiennent, ils sont les esclaves de leur idée; et cette puissance mystérieuse est plus jalouse qu'une femme, elle les absorbe, elle les fait vivre et les tue à son profit'.

Cette dernière citation nous amènerait à envisager Balzac sous un autre aspect. A-t-il été philosophe? M. H. H. appuye sur les théories de l'unité de composition de Geoffroy Saint-Hilaire dont le romancier a tiré parti pour sa conception de la vie, de l'individu et de l'état social. Il y aurait plus à dire encore. Que Balzac n'ait pas été un penseur, l'homme d'un système logiquement lié dans ses parties, c'est ce que personne ne songe à contester; mais, comme Voltaire, il s'est assimilé des concepts qui reviennent dans presque tous ses romans. Les rapprochements de sa pensée avec celle de ses grands contemporains n'ont pas encore été suffisamment étudiés. Ainsi mettre en regard de Balzac Auguste Comte, Lamennais et Sainte-Beuve au triple point de vue philosophique, religieux et esthétique, nous aiderait à comprendre ce qu'il y a de flottant et de mystique dans les vues de Balzac sur la solidarité des existences, la portée des actes individuels et l'enchevêtrement de causes et d'effets qui composent la vie.

L'enquête comparée des idées de Balzac et des maîtres de la philosophie contemporaine n'est pas moins intéressante. Que de choses à dire sur le pessimisme, la volonté de puissance et le subconscient! Entre le pessimisme de Balzac et la question de la moralité dans son œuvre, il y a un rapport étroit. Balzac peut être regardé comme immoral toutes les fois qu'il montre l'homme peu scrupuleux sur le choix des moyens pour parvenir ou aboutissant au dégoût de la vie; mais si, chez lui, la vertu n'est pas toujours récompensée et si les pervers prospèrent, c'est parce que, dit-il, 'il y a un livre terrible et corrompu qui est toujours ouvert et qu'on ne fermera jamais, le grand livre du monde' (*La fille aux yeux d'or*): point de vue faux qui ne se réfute que quand on constate avec Taine que Balzac n'a pas eu le sens historique, que sa philosophie manque du contre-poids naturel de l'histoire. Le point de départ de Balzac est purement imaginaire; il s'est figuré l'homme mauvais absolument, alors qu'il n'est bon et mauvais que par comparaison, sans qu'aucun de ces noms exprime sa véritable nature. M. H. H., qui nie avec raison qu'on puisse discerner un développement continu et progressif dans le talent d'écrivain de Balzac, aurait la partie belle pour dénoncer le même défaut dans sa pensée où le mysticisme est presque toujours la seule voie suivie pour découvrir le principe et la fin des événements.

En Allemagne et en France on a déjà noté des affinités de pensée entre Schopenhauer et Balzac. En 1912, la *Revue Bleue* dans un article du 30 mars, signé T. Perès, rappelait qu'un article récent de la *Gazette de Francfort* avait établi une connexité entre la philosophie de Schopenhauer et le système philosophique exposé dans le roman de Balzac *Louis Lambert*. Cette concordance avait été relevée par le même critique, quatre ans auparavant, dans une étude du *Mercure de France* (juillet-août 1908) intitulée *Le Mysticisme et la volonté chez H. de Balzac*. M. Pérès y démontrait que si, pour Schopenhauer, la volonté était une force agissante, 'non qualitativement différente de l'instinct animal, ou de l'attirance du végétal vers la lumière,' Balzac s'en formait une idée identique; que tous deux ont vu que 'ce qu'il y a d'universel dans la volonté, c'est le miracle de la causalité, c'est la réussite du fait nouveau, l'effort de l'homme infaillible et vainqueur dans le domaine des réalisations'. D'autre part, M. René Descharmes (*Un ami de Flaubert, Alfred Le Poitterin*, Paris, 1909) attirait l'attention sur le rôle du subconscient dans le travail intellectuel auquel se livre Louis Lambert, le héros du roman de même nom. 'A côté du monde sur lequel reposent nos idées et nos perceptions distinctes qui provoque en nous des sensations définies et nous suggère des jugements coordonnés, semble coexister un

autre monde irréel, ou, pour mieux dire, une collection de faits qui échappent en partie à nos investigations et à nos expérimentations directes, ne font pas l'objet de nos découvertes certaines, et sur lesquels nous n'avons de données que celles fournies par des intuitions personnelles rares et fugitives ...'

Enfin M. Ernest Seillière dans un ouvrage récent (*Schopenhauer*, Bloud)[1] insistait sur le romantisme de Schopenhauer. Le romantisme, dit-il en substance, donne le pas sur l'intelligence au sentiment et l'homme de génie est, pour les romantiques, celui chez qui la volonté, directrice de l'intelligence, est plus puissante que chez tout autre. Ces réflexions ne s'appliquent-elles pas d'une manière frappante à la conception de Balzac de l'homme exceptionnel? Il y a encore chez lui une part assez grande de romantisme; si objectif qu'il s'efforce d'être, sa personnalité transparaît lorsqu'il se fait le guide du lecteur en le préparant à telles ou telles impressions, en lui interprétant ou en lui imposant ses manières de penser et de sentir; mais, et c'est par là que nous voulons terminer, Balzac le romantique a vécu. Nous sommes ici en contradiction avec M. H. H. qui, dans sa conclusion, prétend que Balzac a contribué par son exemple, à la survivance du romantisme français. Exagération des caractères, sensibilité déclamatoire, psychologie prétentieuse, étalage du moi; tout cela, c'est le romantisme qui appartient au passé, ce sont les éléments caducs condamnés à périr avec la mode. De Balzac, il reste avant tout le réaliste dont l'action s'est exercée et s'exerce encore sur le roman moderne, par la diversité des conditions et des personnages qu'il met en scène comme par la peinture de la vie et de l'homme dépouillés de tout embellissement romanesque.

Zürich. Louis Morel.

Max Achenwall, Studien zur Geschichte der komischen Oper in Frankreich im 18. Jahrhundert und ihre Beziehungen zu Molière. Eilenburg, Offenhauer, 1912. 145 S.

Nach dem Titel zu urteilen, sollte diese Arbeit zwar eher von der musikalischen Fachkritik untersucht werden; doch ist auch in diesem Falle, wie so oft, der Inhalt bescheidener als seine Aufschrift. Denn diese Studien über die komische Oper sind rein literarischer Natur, da die Hinweise auf die musikalische Entwicklung der Gattung äußerst spärlich und aus zweiter Hand gegeben werden. Von der literarischen Seite betrachtet, gehört die Arbeit in die Kategorie der 'Inventar-Aufnahmen', d. h. es wird aus einer gegebenen Anzahl von Werken der Bestand an diesen oder jenen übereinstimmenden oder abweichenden Merkmalen — in unserem Falle die Charakterfiguren von Molière und die Typen der zeitgenössischen Gesellschaft — herausgesucht und nach einem bestimmten Gesichtspunkte geordnet. So erfahren wir, daß der *Opéra comique* verschiedene Typen und Motive aus dem Theater des zirka 100 Jahre älteren Molière herübernimmt, daneben aber auch von ihrer eigenen Zeit ein ziemlich getreues Bild gibt. Dies der gute, positive Teil der Studien, aus dem zwar der Fachgelehrte reichhaltigere Schlüsse ziehen kann, als es der Autor selbst tut. Anders steht es mit den Kapiteln, die die Ursprungsfrage und die musikalische Entwicklung des *Opéra comique* anschneiden. Zur Entschuldigung des Autors mag von vornherein gesagt werden, daß die Vorstudien auf diesem Gebiete (wie die 66 Jahre alte Geschichte der Kom. Oper von Biedenfeld, eine von A. reichlich benutzte Quelle) den heutigen Ansprüchen der Wissenschaft keineswegs mehr genügen. Also war Vorsicht geboten, was sich A. wohl

[1] *Revue Bleue*, 9 mai 1914, *Le romantisme de Schopenhauer*, par E. Gaultier.

nicht hinreichend bewußt war. Vor allem fehlt hier schon eingangs eine klare Definition der Kunstform, die A. *Opéra comique* nennt. Diese Lücke wird auch später nicht ausgefüllt, sondern nur S. 80 die Bezeichnung *Comédie-Vaudeville*, welche Font (*Essai sur Favart et les origines de la comédie mêlée de chant*, Toulouse 1894) der *Chercheuse d'esprit* von Favart (1741) gibt, zurückgewiesen. Da jede Angabe und Untersuchung über die Natur und Struktur des *Opéra comique* im Sinne des Autors dem Buche abgeht, kann ich allerdings die auf einer offenbar richtigen Nuancierung beruhende Bezeichnung von Font nicht stützen. Daß aber Favart sein Werk selber *Opéra comique* genannt, ist für A. ausschlaggebend. Diese unwissenschaftliche Behandlung des Stoffes scheint mir der Hauptmangel des Buches. Sie erhellt schon aus gewissen Wendungen des Ausdrucks, wie S. 77: Sie (d. h. die Schwärmerei für das Landleben) war aus kleinen Anfängen entstanden und hatte 'über Nacht gewissermaßen eine ungeahnte Ausdehnung angenommen'! In dem letzten Kapitel, das von der Weiterentwicklung der komischen Oper handelt, kommt dem Leser so recht zum Bewußtsein, wie wenig das Attribut komisch überhaupt dem Genre ansteht. Eine Komik, wie sie die gleichzeitigen italienischen Intermezzi bieten, finden wir in diesen Stücken keineswegs. Daß aber anderseits A. die soziale Rolle des *Opéra comique* nicht genügend erkennt, ist befremdlich. In die Dienste christlicher Tugend getreten, entfernt sich die Kunstform schon seit der Mitte des 18. Jahrhunderts zusehends von ihrem ursprünglichen Zwecke, das Lachen zu erregen, um gegen 1800 in dem rührseligen Mélodrame zu verflachen. In dieser neuen Phase lebt der *Opéra comique* (im Sinne von A.) mit ihrer alten Tugend unter neuem Namen weiter, und hier hätte A. auch mit seinem Schlußkapitel Anschluß suchen sollen, um so mehr, als über das Mélodrame in jüngster Zeit wiederholt geschrieben wurde. (Cf. Paul Ginisty, *Le Mélodrame*, Paris, Michaud, 1910; Alexis Piton, *Les origines du mélodrame français à la fin du XVIIIe siècle* in *Revue d'Hist. litt.* 1911, p. 256—96.) Als Beitrag zur Textgeschichte jener Übergangsformen des 18. Jahrhunderts, denen von musikalischer Seite erst wieder Sanierung zuteil werden mußte, behält die Arbeit von Achenwall indessen ihren Wert, besonders die Kapitel III und IV.

Zürich. Max Fehr.

Emmy Allard, Friedrich der Große in der Literatur Frankreichs. Mit einem Ausblick auf Italien und Spanien. (Beiträge zur Geschichte der romanischen Sprachen u. Literaturen, hg. von Prof. Dr. M. F. Mann, VII.) Halle a. S., Niemeyer, 1913. XVI, 144 S. M. 5.

Die Verfasserin hat eine ungemein umfangreiche Literatur mit unverdrossenem Fleiße bewältigt; freilich durfte sie sich auch sagen, daß ihr Thema solche Ansprüche zu stellen ein Recht hatte. Es verlohnte sich wahrlich einmal, die romanischen, besonders die französischen Stimmen über Friedrich zu sammeln, zu sichten und in charakteristischen Proben vorzulegen: französischem Wesen, französischem Geist hat der große Preußenkönig sein Leben lang Bewunderung gezollt, er hat nach dem Ruhm eines französischen Schriftstellers gegeizt — wie stellte sich nun Frankreichs öffentliche Meinung zum Philosophen von Sanssouci, der sich mit französischen Schöngeistern umgab, Franzosen an die Spitze seiner Akademie stellte und die Armee seines geistigen Adoptivvaterlandes bei Roßbach aufs Haupt schlug? Emmy Allard hat sich der Aufgabe gewachsen gezeigt: ihr Buch spiegelt wider, wie sich Friedrichs Bild seit den Kronprinzentagen bis zum

Tode und darüber hinaus bis in unsere Zeit hinein von Gunst und Haß der Parteien verwirrt jenseit des Rheins in den Gemütern malte, und damit hat sie zur Erkenntnis der romanisch-deutschen Beziehungen einen wichtigen Beitrag geliefert.

Auf Seite 101 f. stellt die Verfasserin selbst die Ergebnisse ihrer Studien rückblickend zusammen. Den aufklärerisch gesinnten Wortführern der öffentlichen Meinung war der schöngeistige Kronprinz als einer der Ihren erschienen, und so hatten sie denn seine Thronbesteigung mit Jubel begrüßt; um so stärker war dann freilich der Rückschlag, als der philosophische König das Schwert zog, um seine politischen Ansprüche rücksichtslos durchzusetzen. Aber der Erfolg führte die Bewunderer zu ihm zurück; freilich zeigten sie sich sehr bald wieder naiv enttäuscht, als der Bundesgenosse Frankreichs durchaus nur seinen eigenen Interessen dienen wollte, aber die Friedensjahre zwischen dem zweiten und dem dritten Schlesischen Krieg schienen dann doch nachträglich die im voraus dargebrachten Huldigungen der 'Intellektuellen' vollauf zu rechtfertigen — wobei natürlich das Kapitel Voltaire für sich zu nehmen ist. Dann verwandelte der Einmarsch in Sachsen den Weisen von Sanssouci wieder in einen ländergierigen Despoten; Friedrich versteht es aber geschickt, seinen Schritt vor dem europäischen Areopag zu rechtfertigen; rechnet man die Oppositionsstellung der französischen Schriftsteller gegen ihre Regierung, das natürliche Mitgefühl mit dem gegen die Übermacht kämpfenden Helden hinzu, so erklärt sich das kaum Glaubliche: französische Heere ziehen gegen Friedrich zu Felde, und der Sieger von Roßbach wird eine populäre Figur, in den Straßen von Paris (übrigens selbst im entfernten Neuchâtel) singt man Lieder auf ihn, französische Offiziere sogar richten Huldigungsgedichte an ihn.

Die Verfasserin berichtet als objektive Historikerin, den Leser wird häufig genug das Gefühl überkommen, daß das einzelne in dieser Entwicklung nicht gerade sehr erbaulich ist. Diese *gens de lettres* sind mit ihrem Urteil ungemein schnell bei der Hand und kleiden es in einen tönenden, mit geschichtlichen und mythologischen Anspielungen gespickten Wortschwall, der sich mit dem häufig recht dürftigen Inhalt schlecht genug verträgt (nebenbei: S. 44 der 'neue Horatio' ist ein Horatius, es handelt sich um den Sieger über die Curiatier). Es wirkt förmlich wohltuend, einmal einen sprechen zu hören, der kein Federheld ist: der Marquis de Beauvan (S. 7) urteilt nach dem, was er in Berlin gesehen hat — und er konnte sehen; aber seine Schilderung blieb in den Akten begraben, und so mochten denn verständnislose Hosiannarufe mit ebensowenig begründetem Zetergeschrei abwechseln. Es ist erfreulich, daß nach dem Hubertusburger Frieden das Urteil gefestigter, fast möchte ich sagen männlicher wird; an Stelle der dithyrambischen Ergüsse, mit denen man vorher Stimmung hatte machen wollen, scheint man jetzt eher auf das wohlabgewogene Urteil von Männern wie Guibert, Ségur, Bernardin de Saint-Pierre, Mirabeau zu achten, die es nicht nötig hatten, sich in Redensarten zu ergehen. Darum wird der Ruhm des größten Fürsten der Zeit dem alternden Friedrich nicht mehr bestritten; die Teilung Polens, das Eintreten für die bayrische Erbfolge finden Verständnis und Rechtfertigung, sein Tod ruft nochmals eine Hochflut von Poesien hervor, die sehr im Gegensatz zu denen stehen, die man zwölf Jahre zuvor Ludwig XV. auf dem Totenbette gewidmet hatte.

Die Quellen, aus denen die Verfasserin dies Bild zusammenstellt, gehören selbstverständlich gutenteils zu Gebieten, um die sich sonst die Literarhistorie nicht viel kümmert, weil sie kaum noch zur sogenannten schönen Literatur gehören; die Grenze hat die Verfasserin da gezogen, wo für die Zeitgenossen Friedrichs die Wissenschaft anfing — so erklärt sich, daß eigentlich geschichtliche Darstellungen wie die *Histoire de Frédéric II* von

Laveaux (1787) unberücksichtigt blieben. Natürlich ist diese Beschränkung das gute Recht der Verfasserin; immerhin kann man darauf hinweisen, daß durch die Heranziehung solcher Darstellungen es möglich gewesen wäre, das Bild, das sich die Franzosen von Friedrich machten, mit bestimmteren Farben gegenüber den Allgemeinheiten der Poeten auszumalen. Laveaux z. B. teilte eine große Anzahl von Friedrich-Anekdoten mit, und er war nicht die einzige Quelle derart für die Kenntnis des *Frédéric intime*! Bei den sehr anziehenden und belehrenden Mitteilungen über die Stellung der französischen Nachwelt zu Friedrich ist dann übrigens die geschichtliche Literatur herangezogen worden, hier ist aber wiederum der Punkt zu früh gemacht worden: gerade die neuere Geschichtsforschung beschäftigt sich in Frankreich sehr eingehend mit Brandenburg-Preußen. so bedeutsame Werke wie die von Lavisse und von Waddington werden aber nicht erwähnt.

Der Titel des Buches könnte manchen auf den Gedanken bringen, er habe eine Monographie über dichterische Darstellungen zu erwarten, die ihre Motive dem Leben Friedrichs entnehmen, und in der Tat sind drei Kapitel auch den französischen, spanischen, italienischen Friedrich-Dramen gewidmet. Diese drei Abschnitte bringen wertvolle Ergänzungen zu dem, was bisher auf diesem Gebiete gearbeitet worden ist: Stümcke ist das Drama *Une nuit de Frédéric* von Dieulafoy, Coupigny und Favières unbekannt geblieben, dem übrigens die der Verfasserin anscheinend fremde Anekdote vom 'preußischen Pfiff' zugrunde liegt; mir war das spanische Drama der Sta Coloma *El panadizo de Federico II* entgangen: so dankbar diese Nachträge zu begrüßen sind, hier bleiben noch Wünsche übrig. Warum ist die Verfasserin auf dem Gebiete der Epik so karg? Mag es am Ende unbescheiden sein, wenn man ihr zumutet, das unendlich lange Heldengedicht des Girolamo Ascanio Molin, von dem sich noch dazu auf der Berliner Kgl. Bibliothek kein Exemplar findet, zu lesen — vielleicht verdiente übrigens *La Silesia riconquistata* einmal einen besonderen Aufsatz — etwas vom Inhalt der *Prussiade* Sauvignys, vor allem aber des Pigault-Le Brunschen Romans *Les barons de Felsheim* wäre doch sehr erwünscht gewesen. Indessen: für Emmy Allard stand in ihren Quellen stets der 'Aktualitätswert des lebendigen unmittelbaren Eindrucks' voran, das Interesse, das gerade die 'tendenziöse Stilisierung' haben kann, lag ihrem Zweck ferner. So liegt diese Sparsamkeit wohl in der Richtung ihrer ganzen Arbeit, und die Kapitel über das Drama haben mehr als Zugabe zu gelten: die von dieser Zugabe angeregten Wünsche dürfen daher nicht als Tadel der trefflichen Arbeit gelten.

Berlin-Lichtenberg. Albert Ludwig.

Irving Babbit, The Masters of French Modern Criticism. London, Boston u. New York 1913.

Die amerikanischen Gelehrten zeigen sich neuerdings auf literarhistorischem Gebiete außerordentlich rührig. Jede bessere Universität besitzt drüben ihre eigene Presse, die oft mit erstaunlicher Geschwindigkeit Studien zur heimischen, französischen, vergleichenden und sonstigen Literaturgeschichte zutage fördert. Mit dieser Massenproduktion hat das vorliegende gehaltvolle Werk nichts zu tun. Hier spricht weniger ein Gelehrter, der sich irgendwie wissenschaftlich zu betätigen wünscht, sondern ein Mann, der in den tiefsten Fragen eines Faches zur Klarheit durchzudringen versucht. Das Buch entspringt nicht einem äußeren Wunsch, sondern einem inneren Bedürfnis, es ist eines von den wenigen, die ge-

schrieben werden mußten. Es handelt sich um den Kampf der eigenen Überzeugung des Verfassers gegen die anderer, die ihm teils als Lehrer und Vorbilder gedient haben. Aus diesem Grunde hat er auch darauf verzichtet, eine Geschichte der französischen Kritik im 19. Jahrhundert zu schreiben, die bei dem Überwiegen der einzelnen Persönlichkeiten sich doch in lauter Monographien hätte auflösen müssen, sondern er behandelt nacheinander, zwar nicht ohne inneren, aber doch äußeren Zusammenhang, Frau von Staël, Joubert, Chateaubriand, Cousin, Villemain, Nisard, Sainte-Beuve, Scherer, Taine, Renan, Brunetière und schließt dann mit einem Überblick über die Gegenwart. Wenn ich die von dem Verfasser allerdings getadelte Methode Sainte-Beuves anzuwenden wage, so vermute ich, daß er zu einem großen Teil dieser Männer zunächst mit Bewunderung aufgeblickt hat, allmählich sich aber doch nicht von ihren Ansichten und ihren Methoden befriedigt fühlte; und in dem vorliegenden Werk sucht er sich über die Ursache seiner Unbefriedigtheit Rechenschaft zu geben. Das Buch trägt also einen höchst persönlichen Charakter, darin liegt neben seinen bestechenden Vorzügen auch seine Schwäche. Nach B. besteht die Unzulänglichkeit der französischen Kritik dieser Periode trotz der einzelnen glänzenden Vertreter darin, daß sie sich zu sehr dem *tout comprendre* hingibt, zu liebevoll auf die Vielheit der Erscheinungen eingeht und darüber die Einheit des Gedankens und den beurteilenden Maßstab verliert. Wie dieser einheitliche Maßstab — natürlich ohne Regelzwang — beschaffen sein soll, geht aus dem Werk nicht mit genügender Klarheit hervor. Der Verfasser stützt sich gern auf Emerson und Goethe, Dr. Johnsons aburteilende Härte ist ihm nicht unsympathisch, und er begeistert sich für einen platonischen Idealismus, der die Grundlage für eine humanistische, naturalistische und kritische Beurteilung des Kunstwerkes bieten soll. Dieser Standpunkt scheint mehr gefühls- als verstandesmäßig bestimmt, weniger auf strenger Erwägung beruhend als auf einer Abneigung gegen eine Kritik, die gewiß vielfach zu sehr geneigt ist, den Umständen Rechnung zu tragen, zu zergliedern und nachzuempfinden statt zu urteilen und zu verwerfen. Vor diesem Idealismus können die französischen Kritiker durchweg nicht bestehen, aber B. ist darum nicht blind gegen ihre Vorzüge, wenn er auch von seinem Standpunkt aus ihre Mängel stärker betonen muß. Dies zeigt sich besonders bei Taine, der etwa als Antipode des Verfassers erscheint. B. versucht, auch ihm, so weit als möglich, Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, aber aus dem Lebenswerk des Mannes kann er doch nur Einzelheiten anerkennen. Die Gegensätze platzen bei Shakespeare am schärfsten aufeinander. B. empfindet es geradezu als Degradation des großen Dramatikers, daß Taine in ihm nur eine Inkarnation der ungezügelten Wildheit der fleischverschlingenden englischen Rasse erblickt. Mir erscheint es als das höchste Lob eines Dichters, wenn es ihm gelingt, selbst die schlechten Seiten seiner Nation durch die Kunst zu adeln. Es liegt mir fern, Taines letzte Folgerungen zu billigen, die auf eine Mechanisierung des Geistes hinauslaufen, aber trotzdem bleibt es sein Verdienst, daß er uns zuerst gezeigt hat, wie man an das Kunstwerk und den schaffenden Künstler herantreten muß. In ihm darf man wohl den Überwinder der unklaren, auf allgemeinen Redensarten und subjektivem Geschmack beruhenden älteren Ästhetik erblicken. Ich kann es nur bedauern, daß B. diese Methode als Pseudowissenschaft bezeichnet, um so mehr, als die Härte des Vorwurfs durch sein sonstiges verständnisvolles Eingehen auf die Eigenheiten der anderen Autoren noch vermehrt wird. Bei diesem tiefgreifenden Gegensatz wäre es ein Unrecht, wollte ich in eine Kritik von Einzelheiten eintreten, die notwendigerweise aus B.s prinzipieller Anschauung hervorgehen. Ihm lag daran, die Berechtigung seines idealistischen Standpunktes gegenüber dem positivistischen und relativen der französischen Denker darzulegen, und das ist ihm gelungen. Es ist Sache des Temperaments und der Weltanschau-

ung, ob man ihm beipflichten wird oder nicht. Aber der Wert des trefflichen Buches wird durch die Zustimmung nicht erhöht, durch den Widerspruch nicht gemindert.

Berlin. Max J. Wolff.

H. Soltmann, Syntax der Modi im Französischen. Halle, Niemeyer, 1914. 266 S.

Die vorliegende bedeutende Leistung einer psychologischen Syntax des neufranzösischen Modusgebrauches hat Haas' *Neufranzösische Syntax* als Vorbild: wie dieser bearbeitet Soltmann nur die Sprache des 19. und 20. Jahrhunderts; wie dieser gibt unser Verfasser ein umfangreiches, selbstgesammeltes Belegmaterial, auch dann, wenn bei Tobler und anderen dieses schon niedergelegt ist, was zwar den Vorteil mancher interessanten Detailbeobachtung und eines gewissen statistischen Gefühls, aber auch den Nachteil unnötiger Längen und den prinzipiellen Fehler der Überschätzung des Belegmaterials mit sich bringt;[1] wie Haas läßt sich Soltmann im allgemeinen nur dann auf Bibliographie ein, wo er widerspricht, was die Übersichtlichkeit und Einheitlichkeit erhöht, immerhin mit einer gewissen Ungerechtigkeit gegen die nur zum 'Zerzausen' herangezogenen Autoren verbunden ist; wie Haas ignoriert Soltmann alles Historische und sucht 'innere', psychologische Erklärungen. Man muß gestehen, daß der Versuch, soweit er glücken konnte, geglückt ist: alle Erscheinungen der neufranzösischen Sprache werden gewissermaßen aus dieser selbst erklärt, die neufranzösische Sprache erscheint als ein in sich geschlossener und in sich webender Organismus, der frei in einem Äther schwebt und innerhalb dessen alles nach einem immanenten Bewegungsprinzip geregelt ist: (S. 1) 'Für den als **sicher** auszusagenden Inhalt hat sich die Sprache den **Indikativ** des Verbs geschaffen und die Wortstellung und Betonung des **Aussage-** oder **Urteilssatzes**. Für den als **unsicher** auszusagenden hat sie vornehmlich zwei Darstellungsformen gebildet: erstens die **Frageform** mit der Voranstellung des Verbs und dem sinnreichen musikalischen Element des **Fragetons**.' (S. 2) 'Die zweite Ausdrucksform für die Modalität der Unsicherheit, welche die Sprache sich schuf, ist der **Konjunktiv** des Verbs.' Man beachte die an das biblische *Am Anfang schuf Gott den Himmel und die Erde* erinnernde Terminologie: die Sprache = Gott; beide 'schaffen' ex nihilo. Diese mythologische Ausdrucksweise entspricht auch der Auffassung des sprachlichen Geschehens: dadurch, daß frühere Sprachzustände, vor allem das Lateinische, ausgeschaltet werden, erscheint die Sprache als etwas Autonomes und Autogenes, und das monotheistische Prinzip kommt in der Anschauung zum Durchbruch, daß es überhaupt ein Wesen, 'die Sprache' benannt, geben könne. Soltmann

[1] Es gilt, angesichts der mechanistischen Kollektanea-Methode, die in dem syntaktischen Betriebe einzureißen droht, an das zu erinnern, was Tobler selbst *V. B.* III[2] 57 Anm. geäußert hat: 'Das Herbeischaffen immer neuer Beispiele einer Erscheinung kann nicht schaden, wird unter Umständen vielleicht nützen. Mehr kommt auf bestimmtes Erfassen und zutreffendes Feststellen ihrer Besonderheit an.' Ich möchte noch hinzufügen, daß es für den Neuling in der syntaktischen Forschung sich empfehlen mag, von bedeutenderen Forschern aufgezeigte Beobachtungen mit Beispielen aus eigener Privatlektüre zu belegen, bevor er selbst an das Aufspüren neuer Probleme geht: Probleme wiederzuerkennen ist leichter, als sie zu erkennen. Widrig ist dagegen das Schachern mit Belegen: 'Hast du einen Beleg, so habe ich zwei', dies Prinzip mag für eine Wissenschafts**börse** gelten!

setzt offenbar voraus, daß es eine menschliche Psyche und folglich nur eine mögliche sprachliche Spiegelung derselben gebe. So fragt er sich S. 3, 'warum es nicht auch direkte sprachliche Darstellungsmittel gibt [außer für Spiegelung von Sicherheit und Unsicherheit] für die Spiegelung der Freude, der Trauer, der Furcht u. a.' und antwortet, 'daß einmal derartige Seelenspiegelungen immerhin seltener sind und daß ferner die Sprache andernfalls gar zu kompliziert werden würde. Ja, angenommen, sie wären in einer früheren Sprachepoche wirklich einmal vorhanden gewesen, so würden sie bei fortschreitender Entwicklung der Sprache, hauptsächlich wohl infolge des Strebens nach sprachlicher Vereinfachung, eben wieder aufgegeben worden sein.' Demnach gäbe es gewisse totgeborene Modalitätsformen, über deren Schaffung durch die so bewußt sparsam verfahrende Sprache man sich füglich wundern muß. Gibt es nun aber überhaupt 'die Sprache'? Höchstens doch 'die Sprachen' oder 'Sprachen'! Oder ist es nicht 'Sprache', wenn das Albanesische trotz Soltmann einen Admirativ hat und die daraus sich ergebende 'Kompliziertheit' nicht gescheut hat? 'Die menschliche Psyche' und 'die Sprache' sind für uns seit Herm. Paul, Fritz Mauthner u. a. doch bloße Abstraktionen. Ist es etwa im Wesen der menschlichen Psyche vorgebildet, daß die Unsicherheit durch den Konjunktiv ausgedrückt wird? Nein, sondern nur in dem aus dem Lateinischen ererbten Sprachmaterial. Wie käme auch die noch so gottgleiche Sprache dazu, für die Unsicherheit den Konjunktiv sich als Ausdrucksmittel zu 'schaffen'? Oder soll dies Verbum 'schaffen' nur ein abgekürzter Ausdruck für 'ein einstiges Werden' sein, das in Olims Zeiten, in die Zeiten, da Gott (und vielleicht Gott-Sprache) auf Erden wandelte, zu versetzen wäre und dessen Verfolgung bis in die graue Vorzeit dem Autor zu lästig wird? Aber dann wäre mir die Form 'für den als sicher auszusagenden Inhalt hat die Sprache den Indikativ des Verbs ererbt etc.' lieber, weil bescheidener und anspruchsloser. Über die Wahl des Konjunktivs als Ausdruck des Wunsches äußert sich Soltmann S. 27: 'Da die Sprache keine besondere Ausdrucksform für diese Seelenspiegelung geschaffen hat und da ferner jedes Gewünschte der Natur der Sache nach unsicher ist, so stehen dem Sprechenden für den vorliegenden Zweck solche Ausdrucksmittel zu Gebote, die den ausgesagten Inhalt als unsicher erscheinen lassen. Unter der ... ziemlich großen Anzahl derselben wählt er sich (eigentlich) nur einen aus, den subjonctif, welcher der Aussage den gewünschten hohen Grad von Unsicherheit verleiht.' Die stilistische Ersetzung des früher gebrauchten Wortes 'Konjunktiv' durch 'subjonctif' ist nicht bedeutungslos: spreche ich vom Neufranzösischen als 'der Sprache', so muß ich ihr auch die 'Erschaffung' eines 'subjonctif' zumuten. Ist es aber nicht ein Anachronismus, den 'subjonctif' des Wunsches als Spezialisierung des Unsicherheitskonjunktivs innerhalb des Französischen entstehen zu lassen, wo jene Funktion schon im Lateinischen vollkommen ausgebildet ist? Hielte sich 'die Sprache' nicht an eine Tradition, so könnte sie ja ganz gut auch den Konditional als ausschließlichen Ausdruck des Wunsches verwenden. S. 68 erwartet Soltmann *dis-moi s'il vienne*, findet aber 'aus einem meines Erachtens noch nicht einleuchtend erklärten Grunde niemals den subjonctif.' Warum sucht er nicht im Vulgärlateinischen nach den Quellen des modernen Gebrauchs (wie er es einmal in lobenswerter Weise S. 164 wenigstens andeutet), statt *dis-moi s'il vient* unter die psychologischen Rätsel zu verweisen? Stimmt der historische Tatbestand nicht zum psychologisch zu Erwartenden, so nimmt Soltmann zu den unglaublichsten Sophismen Zuflucht. S. 182 wird auf folgende Weise das Nichtauftreten des Futurs im frz. *si*-Satz erklärt: 'Wenn der ungebildete Römer zur Zeit Cäsars, unbekümmert um die Ausdrucksweise der Gebildeten, im Bedingungssatze mit *si* den Indikativ setzte und diese volkstümliche Sprechweise sich auf gallischen Boden verpflanzte, so ist anzunehmen, daß aus der zur Regel

gewordenen Darstellungsweise selbst sich allmählich eine bestimmte, ihr entsprechende Anschauungsweise herausgebildet hat, die dann umgekehrt dem an sich so merkwürdigen Modus seine Daseinsberechtigung lieh. Man wird durch die Setzung des Indikativs dazu gelangt sein, den Inhalt des Bedingungssatzes im Hinblick und mit Rücksicht auf die auf ihn basierte und als sicher dargestellte Folge als etwas Sicheres und Tatsächliches zu empfinden.' Also in diesem Falle war einmal (im Gegensatz zu der sonstigen Auffassung Soltmanns) die Sprechweise das Primäre und die Denkweise das Sekundäre. Aber wieso kam der ungebildete Römer dazu, im *si*-Satz den Indikativ zu setzen, nachdem 'die Sprache' den für den Ausdruck der Unsicherheit geschaffenen Konjunktiv diktierte? Stand der Ungebildete außerhalb 'der Sprache', die etwa in dem Gymnasialübungsbuch, dem Hauler der damaligen Zeit, kodifiziert war, und hatte er nicht teil an der allgemein menschlichen 'Seele'? Das Studium der Modusverschiebung innerhalb des Lateinischen und Vorfranzösischen würde den Autor der psychologischen Motivierung der französischen Modi entheben. *Dis-moi s'il vient* und *s'il vient dis-lui* erklären sich wohl aus einer Art 'syntaktischer Dissimilation', wie ich die Erscheinung nennen möchte, daß zwei das Gleiche ausdrückende syntaktische Ausdrucksmittel nicht nebeneinander von der Sprache geduldet werden, da sie als Pleonasmen wirken: also in unserem Fall die beiden Ausdrücke der Unsicherheit *si* und Futur resp. Konjunktiv. Hier allerdings darf ich von 'der Sprache' sprechen, da 'in allen Sprachen' Erscheinungen wie die Dissimilation (daher wohl auch die syntaktische Dissimilation) vorkommen.

Daß eine psychologische Syntax immer wieder in die historische Syntax einmünden muß, haben wir schon an dem Axiom gesehen, auf dem das ganze Lehrgebäude Soltmanns ruht: der Indikativ drückt die Sicherheit, der Konjunktiv (und die Frageform) die Unsicherheit aus; denn diese Unterscheidung selbst ist etwas historisch Überkommenes. Die Frage, welches Problem in die historische, welches in die psychologische Syntax gehört, ist nicht immer eindeutig zu entscheiden: Soltmann erklärt z. B. S. 203 f. die Wendung *toute pauvre qu'elle fût, elle avait trouvé plus pauvres qu'elle* ('da er [der Sprechende] durch *tout* das Merkmal als in seinem ganzen Umfange dem Seienden zukommend aussagt, so erscheint es natürlich ...'), aber die Wendung mit *quelque ... que* wird nicht näher erklärt. Warum? Offenbar, weil *tout* für den heutigen Franzosen (und daher auch für Soltmann) etymologisch klar ist, *quelque* nicht ohne weiteres. Und doch sind beide Wendungen historisch nicht verschiedenalterig. Oder geht es an, das historische Verhältnis derart umzukehren, daß (S. 11) ein *vous allez ou si c'est que vous revenez déjà?* als 'volkssprachliche' Ausdehnung eines *si tu crois me faire peur!* mit elliptisch weggelassenem Hauptsatz unter dem Titelwort 'Ausdruck der höflichen, manchmal mit Ironie verbundenen Zurückweisung' gebracht wird, wo doch die 'Volkssprache' nur eine archaische, asymmetrische Frageform bewahrt hat? Die psychologische Syntax müßte auch die Syntax der verschiedenen Sprachkreise berücksichtigen — damit sich aber notwendigerweise auf historisches Gebiet begeben, da die verschiedenen Sprachmiliens mehr oder weniger sprachlich umstürzlerisch sind und daher auf jüngeren resp. älteren syntaktischen (wie überhaupt sprachlichen) Entwicklungsstufen stehen. Gibt es nicht ferner einen falschen Begriff von der Umgestaltungstätigkeit der französischen Sprache, wenn in einer neufranzösischen Syntax über die Verwendung von *comme* als Temporalpartikel gesprochen wird (S. 209), wo schon das Vulgärlatein sein *quomodo* zur selben Bedeutung gelangen ließ? Das träg Ererbte wird so zu einem von der Sprache tätig Bewirkten. Auch hier saß — eine Ironie! — dem Psychologen der Historiker im Nacken, der wußte, daß *comme* = lat. *quomodo* und dieses = *quo modo* 'auf welche Weise' ist. Der Nur-Psychologe kann ja

überhaupt gar nicht wissen, welches die ursprüngliche Funktion des im Neufranzösischen modalen und temporalen *comme* ist! Chassez l'historisme, il revient au galop!

Ein anderer Widerspruch, in den sich bisher die psychologische Syntax (auch die Haassche) verwickeln mußte, liegt in der Beibehaltung der bisherigen grammatischen Terminologie, die (bei Haas ausdrücklich, bei Soltmann implizite) auf dem Umwege der Definition der Termini in psychologischem Sinne gerechtfertigt wird. Soltmann behält (nur einmal S. 248 wird ein Zweifel gegen deren Berechtigung laut) die logischen Ausdrücke 'Kausal-, Konditional-, Konzessiv-, Modalverhältnis' bei, obwohl diese Anschauung, wie uns Lerch *G. R. M.* 1913 gelehrt hat, vom psychologischen Standpunkt keineswegs zu rechtfertigen ist: ein Satz wie *Il parle, ce ne sont que madrigaux* erscheint S. 183 als 'Fall der Realität' unter den 'Darstellungen des Konditionalverhältnisses', womit eine logisch-grammatische Interpretation in ein psychologisch indifferentes Sätzepaar hineingebracht wird. Auch die psychologisch klingende Definition der Modalität (S. 1: 'Unter Modalität verstehen wir die nuancierte Ausdrucksform, in welche der Sprechende als denkendes und namentlich als seelisch empfindendes Wesen um seiner selbst willen und besonders im Interesse des Hörers den Inhalt der Aussage an sich prägt') wird sofort auf die grammatikalisch (und zwar bloß von den lateinisch-romanischen Grammatiken) sanktionierten Modi eingeschränkt ('nun sind unter den verschiedenen denkbaren Schattierungen, welche durch Hineinspiegelung der Seele des Sprechenden den Aussageinhalt an sich beeinflussen können, die für die Praxis bedeutsamsten wohl die beiden ...', nämlich die Ausdrücke der Sicherheit und der Nichtsicherheit); theoretisch gehören z. B. unter die Ausdrücke für 'konzessivische Willensäußerung' nicht nur die S. 41 aufgeführten Konstruktionen, sondern auch *vous avez beau dire tout ce que vous voudrez, je n'en crois rien,* unter die Darstellungsmittel der Unsicherheit des Inhalts einer Aussage nicht nur Frage, Futur und Subjunktiv, sondern auch Indikativsätze, wie *j'ignore si, je me demande si, il se pourrait que* etc. Auch diese sind 'nuancierte Ausdrucksformen' der Aussage, die vom 'denkenden' und 'seelisch empfindenden Wesen', das der Sprecher ist, ausgehen.

Das weitschichtige Material Soltmanns befähigt ihn, eine Menge neuer Beobachtungen zu sammeln, die unterwegs in reicher Fülle dargeboten werden, auch manchmal von den herkömmlichen abweichende Erklärungen zu geben. Ob ihn aber nicht des öfteren der Widerspruchsgeist gegen Tobler und andere zu weit geführt hat? Zwar halte ich die Auseinandersetzung mit Tobler anläßlich *Charles a dû faire cela* für fruchtbar, und die Zurückführung des Unterschiedes der sprachlichen Gestaltung gegenüber deutschem *Karl muß das getan haben* auf eine Verschiedenheit der sprachlichen Vorstellung der beiden Völker ('das Müssen ist ihm [dem Franzosen] nicht das jetzige Ergebnis seiner Erwägung [wie dem Deutschen], sondern die vermutete damalige Folge der Verhältnisse') für eine notwendige Korrektur Toblerscher Anschauungsweise, die als syntaktisch auffällig das vom Standpunkt des Deutschen Auffällige betrachtete, wie denn jede Syntax einer Sprache eine vergleichende, an einer anderen Sprache messende sein muß und es keine 'Normalsyntax' geben kann — aber gleich bei der Erklärung des Unterschiedes zwischen *Maman a dû vous dire* und *il faut que maman vous ait dit* scheint mir Tobler *V. B.* II 40 mit der Enge der Verbindung *devoir* + Verb eher das Richtige getroffen zu haben als Soltmann mit der Erklärung, ein *Maman doit vous avoir dit* sei vermieden worden, weil der Sprecher, 'während er einerseits die Tätigkeit in *dire* stark fühlt, anderseits vor dem Präsens *doit* zurückschreckt'. — S. 26 erklärt Soltmann die Jeanroysche Erklärung von *qui vive?* = [*y a-t-il âme*] *qui vive?* als weniger wahrscheinlich als *qui vive?* = 'wer soll leben' in dem Sinne von 'was ist

dein Schlachtruf?' Aber ein Conjunctivus dubitativus vom Typus *quid faciam?* ist doch im Französischen unerhört. Und ein *qui vive?* statt **vive qui?* (nach *vive le roi*) überrascht meines Erachtens trotz Soltmann. — S. 52 wird von dem Typus *un des bons dîners que j'aie faits* trotz der großen Beispielsammlung bei Tobler *V. B.* II, 17 behauptet, daß er 'bisweilen, wenn auch selten' vorkomme. — S. 123 wird man den Typus *heureusement que* ... eher nach der zweiten Hypothese Soltmanns *il arrive heureusement* (mit Tobler) erklären als nach der ersten (*le fait est, heureusement*). — S. 166 wird Toblers Erklärung (*V. B.* IV [nicht I! [1]] 75 ff.) für *n'était* ..., *n'eut été* 'wenn ... nicht wäre' abgewiesen: 'denn wäre der ausgesagte Inhalt etwas Gefordertes, so dürfte er nicht negativ sein'. Aber Tobler erklärt nur den Typus afrz. *ne fust* als 'fordernd', während er *n'était* folgendermaßen deutet: 'An der Wirklichkeit dieses Subjektes [des Subjektes des *n'était*-Satzes] besteht für ihn [den Sprechenden] kein Zweifel; er will nur, daß es einen Augenblick als nicht vorhanden gedacht werde', also ist offenbar nach Tobler zu übersetzen: 'es war ein Umstand nicht, und ein Resultat blieb aus (wäre ausgeblieben)'. Wenn Soltmann auf die von Tobler bekämpfte 'Fortlassung des *si*' zurückgreift, so verfällt er in eine jener schulmeisterlichen Ellipsentheorien, die wir abgetan glaubten. Auch die Einwände gegen Toblers Auffassung von *à moins que* (nicht = 'bei weniger als daß', wie Lücking will, sondern = 'bei Ausschluß davon daß') sind nicht stichhaltig. Daß Tobler nicht an einem haplologischen *que* statt *que que* (= **quam quid*) Anstoß nahm, kann die Stelle selbst (*V. B.* III² 118 ff.) nicht beweisen, wäre auch nach den von Tobler selbst zusammengestellten, mit Soltmanns Beispielen übereinstimmenden, wie *je ne demanderais pas mieux qu'il fût mon ami* (*V. B.* I, 226), sehr auffällig. Ferner erklärt ja Tobler nfrz. *à moins de* ebenfalls = 'bei Ausschluß von', somit als Fortsetzung der afrz. Bedeutung von *moins*, und es kann also nicht gegen Toblers Auffassung sprechen, daß die Wendung *à moins que* im Altfranzösischen noch nicht vorkommt. Ich will jedoch nicht leugnen, daß man mit Lücking und Soltmann *c'est vous que je veux, à moins que vous ne me refusiez* auch als 'bei weniger als einem eventuellen Refus', d. h. 'wenn es bei weniger als bei einem Refus bleibt, wenn es nicht zu einem Refus kommt, in jedem Fall außer wenn es ...' fassen könnte. — S. 184 wird Tobler unrecht getan: die Ergänzung eines *vous le direz cent fois, que je n'en croirai rien* zu *quand vous le direz cent fois, vous le direz cent fois, que je n'en croirai rien* nimmt Tobler (*V. B.* II² 131) ausdrücklich für einen 'Schüler, dem das Wahre zu erfassen schwer werden sollte', vor. Die konsekutive Auffassung des *que*, wie sie ältere Grammatiker und Soltmann vertreten, soll durch das 'musikalische Element der ersten Aussage' befürwortet werden: ich denke gerade umgekehrt, *vous le direz cent fois* mit seinem 'herausfordernden' Gipfelpunkt auf *cent* spreche für einen Sachverhalt, 'der nicht wirklich, sondern nur als denkbar, nur in Gedanken gesetzt ist', wie Tobler sagt; aber überhaupt kann dieses musikalische Element in heutiger Rede nichts beweisen, da die Wendung einer normalen Konditionalperiode *dites-le* (oder *si vous le dites*) *cent fois, je n'en croirai rien* gleichgeworden und daher auch deren Tonfall hat. — Nach der *V. B.* III² 68 ff. für *sitôt le soleil levé* etc. gegebenen Erklärung einer Neubildung nach *sitôt que* kann man die erstere Wendung nicht (S. 226) als 'elliptischen Temporalsatz' bezeichnen. Ebenso kann man (S. 252) nicht von einem 'zu ergänzenden *autant*' beim Typus *que je sache* sprechen, da ja *que* selbst 'so viel' bedeutet. Das Einschmuggeln der Negation in *il resta sans que Charles ne l'entendît* (S. 255) braucht man nicht

[1] In einem 1914 erschienenen Buche sollte schon auf die zweite vermehrte Auflage der *V. B.*, die schon 1908 bis zur dritten Reihe gedieh, Bezug genommen werden.

damit zu erklären, 'daß in der heutigen Sprache das Empfinden für das eigentliche Wesen der Konjunktion *sans que*, ihre negative Natur, geschwunden ist', nachdem Tobler *V. B.* III² 120 gesagt hat, 'daß die Sprache der Neigung gefolgt ist, die Nichtwirklichkeit eines Tuns oder Seins, trotzdem daß die Konjunktion, die selbst bereits hinlänglich anzeigt, auch noch durch eine zum Verbum des Nebensatzes tretende Negation anzuzeigen' — es ist dies eine Art 'syntaktischer Assimilation' (doppelt genäht hält besser), die so wie die entgegenwirkende 'syntaktische Dissimilation' 'der Sprache', d. h. jeder Sprache, als 'Neigung' zugesprochen werden kann.

Wenn nicht historischer Blick, so eignet dagegen in hohem Maße unserem Verfasser der Blick für die in Konversation sich ergebenden sprachlichen Kunststücke, durch die der Sprecher schon in seiner Diktion den Partner für den Inhalt seiner Rede stimmen, empfänglich machen, gewinnen will; so deckt er (S. 12) den 'psychologischen Trick' auf, der in einem Satze wie *Vous dirais-je toute ma pensée?* liegt: 'Tatsächlich nämlich löst er [der Sprecher] den Zweifel selbst, indem er das tut, weswegen er sich den Anschein gibt, zu zweifeln. Er weiß aber, daß trotzdem die Vorstellung, das Gefühl, daß er eben zweifelt, wie er ja aussagt, in der Seele des Hörers fortbesteht; und so erscheint er in dessen Augen als besonders zurückhaltend, schüchtern, bescheiden', oder den 'psychologischen Trick' der rhetorischen Frage (S. 14): 'Welchen Zweck verfolgt er nun aber damit, daß er den ihm so ganz sicheren Inhalt dennoch in der Form einer Schein-Unsicherheit darr stellt? Nun, durch diesen psychologischen Trick suggeriert er dem Höre- das Gefühl, an der Rede selber mitgearbeitet zu haben, was ihn, den Hörer, zumal es ihm nicht die geringste Mühe kostet, mit einer gewissen Befriedigung erfüllt.' S. 25 *Je ne sache pas que personne ait le droit de m'empêcher* ... 'Weil er [der Sprechende] der Unsicherheit nun nicht mit den ihm auch zu Gebote stehenden geringeren Mitteln, sondern dem stark wirkenden des subjonctif Ausdruck verleiht, so kann diese übertriebene Vorsicht und Bescheidenheit bei seiner Aussage, wenn er ihr noch eine markierte Betonung gibt, durch diesen psychologischen Trick zu einer Drohung werden.' (Es wäre überhaupt lohnend, die Ausdrücke der Bescheidenheit zu sammeln, die zu herrisch fordernden, drohenden etc. werden. Das Wesentliche ist wohl, daß man die Höflichkeitsgebote gerade bei herausforderndem Inhalt möglichst korrekt erfüllen will, um wenigstens keines Formfehlers bezichtigt zu werden und die eigene Sache nicht zu gefährden, daß aber anderseits der barsche Inhalt auf die Form abfärbt und die ursprüngliche Bescheidenheitsform zu einer hochmütigen Nuance gelangen läßt. Vgl. noch unhöflich gemeintes *dis-moi un peu, je vous demande un peu*, was ursprünglich eine Höflichkeitsbezeigung war: 'sage mir, ich frage Sie [; es ist ja nur ein wenig']; ferner *mon bon monsieur!* u. dgl. in ironischem Gebrauch). Oder S. 39 anläßlich *Monsieur, auriez-vous l'obligeance de me donner du feu?*: 'Anstatt die Frage, wie im vorigen, direkt an den Angeredeten zu richten [etwa *Voulez-vous me donner du feu?*], macht es der Sprecher mit Vorliebe etwas anders und zeigt sich dabei wieder als großer Künstler im psychologischen Raffinement. Er fragt den Angeredeten nämlich nicht: '*Wollen Sie* ...?', setzt ihm mit seinem in der Form der Frage vorgetragenen Anliegen nicht direkt die Pistole auf die Brust, sondern bedient sich wieder des auch sonst beliebten psychologischen Tricks, daß er dem Angeredeten seine bittende Frage, also sein Anliegen, als etwas bloß Angenommenes hinstellt: 'Wenn ich Sie nun darum bäte, würden Sie dann wollen ...?' Er macht sich damit, auch ohne den Bedingungssatz auszusprechen, dem Angeredeten durchaus verständlich, erzielt aber noch die gewollte besondere Wirkung, daß er in den Augen des Angeredeten als ein in hervorragendem Maße höflicher und bescheidener Mensch dasteht.' Es ist ein Verdienst des Verfassers, in der Modalität ein Werkzeug der raffiniert berechnenden, oft

bereden, ja beschwatzen wollenden Psyche des Sprechers erkannt zu haben. In derartigen feinen Beobachtungen zeigt sich Soltmann auf der Höhe psychologischer Syntaxforschung: gerade diese Fälle sind nämlich geschichtslos, d. h. sie gehören zum Bestande der Syntax (vermutlich wohl) aller Sprachen und Sprachperioden, und der Weg von der menschlichen Psyche zum sprachlichen Ausdruck ist ohne Umweg über die Geschichte gangbar. Eine psychologische Syntax kann nur die Ausdrücke des Allgemein-Menschlichen besprechen: aber da müßte erst von der Psychologie festgestellt werden, was allgemein-menschlich, allzeitlich und allörtlich ist! Eine psychologische Syntax setzt erst eine historische Psychologie voraus.

Es seien nun noch einige Details der im ganzen so wertvollen Arbeit hervorgehoben, in denen ich nicht der Ansicht des Verfassers bin: S. 16 *Le banquier et lui jouent aux échecs. Madame de Q. papillonne autour de son amant ... Elle embrassera hardiment de C. ... Le mari, fortuitement, lèvera la tête et bondira!* Soltmann meint, daß in den Sätzen mit Futur der Verteidiger vor Gericht die 'vermutlichen' Umstände darlegt, die zum Mord führten. Ich würde eher von den 'zu erwartenden' Umständen sprechen. Der Advokat prophezeit gewissermaßen, was sich aus den gegebenen Prämissen ergeben mußte: 'Der Bankier und er spielen Schach. Frau Q. tanzt um ihren Geliebten ... Sie wird [notwendigerweise] de C. küssen!' Voßler, *Frankreichs Kultur* etc. S. 148 hat für derlei den Namen 'Futurum oratorium' geprägt. — S. 19 *Je vous ai dû une heure qui m'a fait beaucoup de bien.* Die Erscheinung, daß 'der Sprechende sich in die Vergangenheit versetzt und demgemäß das Perfekt gebraucht, wo wir das Präsens erwarten würden', erklärt sich wohl daraus, daß der Deutsche Gefühle wie das Verdanken als eine bis in die Gegenwart fortgesetzte, der Franzose als nur im Moment des vergangenen Geschehens eintretende punktuelle Stimmung auffaßt. Ebenso steht es mit *j'ai aimé particulièrement telle ou telle partie de ce livre* in einer Rezension, wo wir im Deutschen zwar 'mir hat gefallen' (entsprechend nfrz. *j'ai goûté*), aber nur 'ich habe besonders gern' sagen können. Vgl. noch *Zeitschr. f. rom. Phil.* 1912, S. 197 ff. — S. 16 ff. Der Unterschied zwischen *Mlle. Planat pouvait* und *devait avoir changé d'idée* läßt sich im Sinne des Autors insofern deutlicher herausarbeiten, als man sagen kann, bei *devoir* stellt bloß der Sprechende den Sachverhalt als notwendige Konsequenz der Umstände dar, während der Hörer diese Notwendigkeit der Schlußfolgerung nicht unbedingt anerkennen muß: bei *pouvoir* gibt der Sprecher selbst zu, daß seine Behauptung nur im Bereich der Möglichkeit ist ('es kann sein, daß'). — S. 23 *Ça serait donc terminé.* Verfasser meint: 'Mir scheint die Aussage vielmehr die sich endlich (daher das Befreiende, daher auch die Natur der Aussage als Ausruf) ergebende Folge von einem vielleicht oftmals vorher ausgesprochenen und latent fortwirkenden Wunsche in der Form des Bedingungssatzes *Si seulement c'était terminé!* zu sein.' Das Deutsche sagt entsprechend *Das wäre nun (soweit) fertig!* [sc. sofern nicht etwas noch dazwischenkommt], wo mir das *soweit* die Richtigkeit der von mir angenommenen Ellipse zu verbürgen scheint. Ich verstehe nämlich nicht, wieso ein *Si seulement c'était terminé!* ein *c'est donc terminé* zu *ce serait donc terminé* umgestalten könnte. Ich weiß allerdings, daß Soltmanns Erklärung auch auf germanistischem Gebiet geäußert worden ist, vgl. Pietsch, *Zeitschr. f. d. Unterr.* X, 444, O. Weise, *Syntax der Altenburger Mundart* S. 96 f. — S. 34 *Ne va pas refuser à la légère un si brillant parti.* Ich frage mich, ob tatsächlich mit Soltmann ein Imperativ futuri (also etwas dem lat. *esto* entsprechendes) vorliegt, d. h. *ne va pas refuser* der Imperativ zu *je vais refuser* 'ich werde zurückweichen' ist; hat nicht im Gegenteil *ne va pas refuser* (ebenso wie der Typus der ironischen Aufforderung S. 35 *Allez donc faire de la politique étrangère dans une démocratie!* das Verb *aller* mehr Eigenkraft als in *je vais faire*? Dann hieße

ne va pas refuser 'geh nicht hin und weise zurück', *allez donc faire de la politique* 'gehen Sie hin und machen Sie Politik!': das Törichte eines Tuns wird durch das vorbereitende Verbum 'hingehen', das die Tätigkeit ausgedehnter, daher in seiner ganzen Plastik erscheinen läßt, noch mehr betont, ebenso wie *se mettre* in *il se mit à pleurer* durch die Betonung des Ingressiven die Tätigkeit deutlicher sich vorzustellen (und daher als der Situation entsprechend ungehörig oder unerwartet etc. aufzufassen) gestattet als ein einfaches *il pleura.* — S 46 *c'est à qui rira le plus fort* würde ich nicht erklären nach *le prix est à celui qui*, also 'das gehört dem, der', sondern 'es handelt sich [um das Spiel], wer ...?', wobei *à* durch ein (gedachtes) *jouer à* [*qui rira le plus f.*] sich erklärt. — S. 75. 'Der vorangehende *que*-Satz wird auch gern durch *le fait* eingeleitet, in welchem Falle das trennende Komma meist nicht gesetzt wird; z. B. *Le fait que l'on n'eût donné aucune consigne à la porte était un second indice*'. Sehr äußerliche Formulierung, die das Wesentliche gegenüber dem Typus *Que Charles l'ait fait, elle le dit* nicht hervorhebt. — S. 108. *Je ne puis pas m'imaginer que c'est vrai et que je sois ici, réellement chez moi* und S. 109 *Ne pensez pas que je suis folle, ni que je me sois forgé des chimères.* Ich möchte auch hier, wo der Konjunktiv an zweiter Stelle steht, ebenso wie Soltmann dies in den Fällen tut, wo er an erster Stelle zu finden ist, nicht Wechsel der Anschauung, sondern ein rein sprachliches Asymmetriebedürfnis annehmen. — S. 141. In dem Typus *Prenez garde que je vous prenne au mot* ist nicht die Negation 'versehentlich' ausgelassen (vgl. *gare de se méprendre*). Die meines Erachtens richtige Erklärung habe ich *Rev. d. dial. rom.* VI, 100 ff. gegeben. — S. 202. *Si peu qu'ils s'étaient gênés aux yeux de leur entourage, celui-ci et le pays ... avaient exercé une contrainte sur leur idylle.* Ich denke, der Indikativ wird sich nach Fällen wie den in diesem *Archiv* Bd. 132, S. 386 angeführten (Daudet) *Depuis si longtemps qu'ils* [les lapins] *voyaient la porte du moulin fermée ..., ils avaient fini par croire que la race des meuniers était éteinte,* d. h. in beiden Fällen liegt ein ursprünglicher Ausruf vor: 'So wenig hatten sie sich geniert!', 'Seit so langer Zeit sahen sie die Tür geschlossen', der durch die Zusammenrückung mit einem Hauptsatz im ersten Fall konzessiven, im zweiten kausalen Sinn gewonnen hat. — S. 206. 'Mit dem Konditionnel statt des subjonctif: *A la seule idée qu'un homme, aussi distingué serait-il, avec un titre ... pourrait te rendre la vie dure, eh bien, j'en suis malade.*' Die einleitende Konstatierung genügt nicht. Es liegt Kontamination vor von *aussi distingué soit-il* und *il serait aussi distingué* [*que vous voudriez*]. — S. 213. für *à force que*, das nach *avant que* — *avant de* + Inf. zu *à force de* + Inf. gebildet ist, zeigt konzessive Bedeutung (*A force qu'elle le dit et le redit, je ne pouvais ... supporter leurs égards*) womit der Soltmann unverständliche subjonctif sich nach *pour ... que, si ... que, tout ... que, quoique* etc. erklärt. — S. 220. Interessante Belege für einen Typus *l'on s'efforce de rire pour (ne) pas qu'on vous plaigne* ohne Erklärung: *pour (ne) pas qu'on vous plaigne* = *pour ne pas vous plaindre* (wo der Ausdruck des Passivs wie so oft vernachlässigt wäre) + *pour qu'on ne vous plaigne pas?* — S. 225. Da *dès que* mit 'stark kausalem Einschlag' zitiert ist, müßte auch *du moment que* = deutschem kausalem 'nachdem' nicht übergangen werden. — S. 235. Bei den beiden Konjunktionen *d'ici que* und *d'ici à ce que* müßte gesagt werden, daß *d'ici que* an Wendungen wie *d'ici trente ans* 'von jetzt dreißig Jahre (lang)', *d'ici à ce que* an *d'ici à trente ans* 'von jetzt an bis zu dreißig Jahren' anschließt (cf. afrz. *de ci a* neben *de ci que* (*Rom. Synt.* 283). — S. 245. Die 'Vertauschung von *plus tôt* gegen *plutôt* in der heutigen Sprache' ist etwas rein Graphisches (cf. *ce n'était pas plutôt dit que fait*), vgl. meinen Beitrag über *Pourquoi faire?* in *Ztschr. f. rom. Phil.* 1913, S. 717.

Wien. Leo Spitzer.

Percival Bradshaw Fay, Elliptical partitiv usage in affirmativ clauses in French prose of the fourteenth, fifteenth and sixteenth centuries. Paris, Champion, 1912.

Herr Fay, der obige Dissertation der Hopkins-Universität vorgelegt hat, ist nicht zufrieden mit den Beispielen, die Schneider in seiner Dissertation *Die elliptische Verwendung des partitivischen Ausdrucks im Altfranzösischen* (Breslau 1883) gegeben hat. Daher hat er aus der Prosa des 14.—16. Jahrhunderts eine größere Anzahl Belege für den 'article partitif' gesammelt, und zwar für den Fall, wo dieser nicht von einem Ausdruck (Substantiv oder Adverb) der Menge abhängig ist, was Herr F. im Anschluß an Schneider ganz besonders unglücklich 'elliptisch' nennt, was man etwa unabhängige oder, wenn man an die Bedeutung denkt, unbestimmte Teilform nennen könnte. So bildet obige Abhandlung einen Beitrag zur Entwicklungsgeschichte der französischen unabhängigen Teilform, deren Bedeutungsentwicklung, wie wir seit Schayers Arbeit *Zur Lehre vom Gebrauch des unbestimmten Artikels und des Teilungsartikels im Altfranzösischen und im Neufranzösischen* (Berlin 1897) wissen, entsprechend der Bedeutungsentwicklung des bestimmten Artikels im allgemeinen, die ist, daß *des hommes* ursprünglich (bis zum 13. Jahrhundert) eine durch den bestimmten Artikel determinierte Menge Menschen bezeichnet, während heute die Beschränkung auf eine gewisse Gruppe nicht mehr gilt, *des hommes* also nicht mehr 'eine gewisse Menge von den näher bezeichneten Menschen' bedeutet, sondern 'Menschen' im allgemeinen. Zwischen diesen beiden Endpunkten der Entwicklung liegt nun die Periode, aus der Herr Fay seine Belege holt. Gemäß der historischen Entwicklung der Teilform ordnet er seine Beispiele nach den Fällen, wo sie als Akkusativobjekt, als Subjekt, als Prädikatsnomen und nach Präpositionen vorkommen; ebenso unterscheidet er zwischen den Fällen, wo das Substantiv ein Adjektiv bei sich hat, und denen, wo ein solches fehlt. Das Resultat bestärkt im großen und ganzen, was wir schon wußten, daß im 16. Jahrhundert der Wendepunkt liegt, von dem ab die modernen Formen sich vorbereiten oder durchsetzen; ebenso daß bis zum 16. Jahrhundert hauptsächlich Konkreta die Teilform zeigen, Abstrakta erst von da ab in nennenswerter Menge (vgl. Fredenhagen, *Über den Gebrauch des Artikels in der französischen Prosa des 13. Jahrhunderts*, Halle 1906); ebenso daß bis zu jenem Zeitpunkt Wendungen, in denen das Teilverhältnis ausgedrückt ist, neben anderen stehen, in denen das bloße Substantiv steht, ohne daß man einen Unterschied bemerken könnte (vgl. Tobler, *V. B.* IV, 84). Am häufigsten findet sich die Teilform als Objekt verwandt, seltener als Subjekt und nach Präposition, am seltensten als Prädikatsnomen. Ob ein Adjektiv bei dem Substantiv steht oder nicht, macht kaum einen Unterschied für die Bedeutung; die Teilform mit bestimmtem Artikel verdrängt immer das bloße *de*, das sich aber bis ins 17. Jahrhundert findet (Haase § 119).

Die Zahlen der gefundenen Beispiele hat Herr Fay sodann, prozentualiter berechnet, in Listen zusammengestellt, eine sehr dankenswerte Mühe, wenn auch diese Listen nicht immer klar sind; aus ihnen ersieht man einmal die allgemeine Tendenz der Entwicklung und daneben das große Schwanken im Gebrauch von Text zu Text. Bloßes Substantiv (ohne *de* und ohne Artikel) partitiv ohne zugehöriges Adjektiv als Objekt gebraucht sinkt in den gelesenen Texten von 74 Prozent bis auf 6 Prozent, freilich mit großen Schwankungen; *de* mit Artikel steigt unter denselben Verhältnissen von 0 Prozent bis auf 16 Prozent, freilich auch wieder in sehr ungleicher Kurve; *de* allein findet sich immer nur vereinzelt. Hat das Substantiv ein Adjektiv bei sich, so sinkt die Zahl der Fälle, wo reines Substantiv unter gleichen Bedingungen steht, von 25 Prozent auf 10 Prozent, *de* mit Artikel steht dann immer ganz

vereinzelt, *de* allein sinkt von 29 Prozent auf 3 Prozent. Für partitives Substantiv ohne und mit Adjektiv als Subjekt ist der Gebrauch ohne *de* und ohne Artikel das Gewöhnliche, als Ausnahmen finden sich *de* mit Artikel und *de* ohne Artikel. Bei partitivem Substantiv als Prädikatsnomen ist das bloße Substantiv das Gewöhnliche. Nach Präpositionen ist das bloße Substantiv noch das Gewöhnliche.

Das Gesamtbild, das die dankenswerte Untersuchung bietet, ist das einer Übergangsperiode, in der das Neue sich unter großen Schwankungen anbahnt (Darmesteter, *Le seizième siècle* § 150).

Berlin-Tempelhof. Karl Schmidt.

Albert Schinz, Les Accents dans l'écriture française, Étude critique de leurs diverses fonctions dans le passé et dans le présent. Paris, H. Champion, 1912. 81 S. Fr. 2,50.

Im ersten Teil dieser Schrift gibt der Verfasser, im wesentlichen nach der Abhandlung von Emil Hillmann, *Geschichte der Akzentsetzung im Französischen seit der Erfindung der Buchdruckerkunst* (Dissertation, Halle), und nach Brunot, *Histoire de la langue française*, einen Überblick über die Geschichte der französischen Akzentzeichen, im zweiten behandelt er die Frage, wie in das *effroyable chaos*, das im jetzigen Gebrauch dieser Lesehilfen herrscht, Ordnung und Regelmäßigkeit zu bringen sei. Die Lösung, die er findet, ist radikal: an die Stelle des Chaos setzt er das Nichts, d. h. er schafft die Akzente ganz ab. So würde man also Sätze zu lesen bekommen, wie z. B.: *La civiere, portee par quatre hommes, s'etait arretee a la porte, puis le pauvre blesse, pale et defait, avait ete depose avec precaution sur une grande table preparee a la hate pour l'operation que le medecin avait declaree necessaire.* Ob eine solche Orthographie gegenüber der bestehenden, so inkonsequent diese ist, einen nennenswerten Fortschritt darstellen würde, darf wohl bezweifelt werden, denn die Leseregeln, deren Einprägung sie nötig macht, sind nicht ganz einfach. Allein für die Aussprache des Buchstabens *e* hätte man sich vier solcher Regeln nebst Ausnahmen zu merken (vgl. S. 70—71). Schließlich ist dem Erfinder selbst vor den Konsequenzen seines Systems etwas bange geworden: er stellt zur Erwägung, ob die Beibehaltung des *é* am Wortende sich nicht empfehlen würde: *L'é à la fin des mots allège l'effort de la lecture probablement même pour l'intellectuel; quoique non indispensable, cet accent-là est donc utile.* Ob mit, ob ohne dieses *é*, der hier skizzierte Reformvorschlag — das darf man wohl behaupten, ohne den Propheten spielen zu wollen — wird außer seinem Urheber wenig Anhänger finden.

Berlin. E. Pariselle.

August Wulff, Die frauenfeindlichen Dichtungen in den romanischen Literaturen des Mittelalters bis zum Ende des 13. Jahrhunderts. Halle, Max Niemeyer, 1914. X, 199 S. M. 6.

Obschon Abhandlungen über Satire und Moralgedicht im allgemeinen in stattlicher Zahl vorhanden sind, so fehlte doch bislang eine spezielle Untersuchung, die, über Lee Neffs Dissertation *La satire des femmes dans la poésie lyrique du moyen âge* (Chicago, Paris 1900) hinausgehend, einen Überblick über die misogyne Literatur der Romanen im Mittelalter gewährte. Diese Lücke hat A. Wulff auf Grund umfassender Belesenheit wenigstens für das frühe Mittelalter ausgefüllt. Nach einer Einleitung, die

sich kurz mit den frauenfeindlichen Dichtungen im Orient und im griechisch-lateinischen Altertum beschäftigt, bespricht und charakterisiert er in sechs Kapiteln zunächst die wichtigsten frauenfeindlichen Vers- und Prosadichtungen der mittelalterlichen lateinischen Literatur, darauf diejenigen der Franzosen, Italiener, Provenzalen und Spanier. Aus äußeren Gründen — seine Arbeit ist eine Dissertation — führt er seine Untersuchung nur bis zum Ende des 13. Jahrhunderts und beschränkt sich für das spätere Mittelalter auf eine kurze Skizzierung des Ganges, den die frauenfeindliche Literatur in Frankreich, Italien und Spanien genommen hat. So erhalten wir eine kulturhistorisch sehr interessante Zusammenstellung alles des Schlimmen, das asketische Geistliche und spottsüchtige oder durch üble Erfahrungen verbitterte Laien über die Frauen des Mittelalters zu sagen gewußt haben — und dessen ist nicht wenig.

Berlin. E. Pariselle.

La Gazette de 1609, réimpression textuelle avec une notice par Louis Loviot. Paris, Fontemoing et Cie, 1914. 93 S. 8°. (Vignette.) Nur in 200 numerierten Exemplaren gedruckt.

In der von ihm redegierten *Revue des Livres Anciens* 1913, Bd. 1, Fasz. 1, S. 78, hatte Louis Loviot die Mitteilung gemacht, daß er auf der Versteigerung der Bücher des verstorbenen J. Coudre in Mülhausen die Nummer 288 dieser Bibliothek erstanden habe. Diese enthält in einem Bande zwei satirische Werkchen: *La Bourgeoise desbauchée* (1610) und *La Gazette* (1609). Beide entstammen der Werkstatt des Pariser Druckers Nicolas Rousset, beide Texte sind aber nur Kopien der Originaldrucke, die Jean Petit II. von Rouen hergestellt hat. Das Original des ersten Werkes befindet sich auf der Berliner Kgl. Bibliothek (Sign. Xt 8870). Es trägt den Titel *La Petite Bourgeoise* und ist von mir in der *Bibliotheca Romanica* Nr. 205 mit den Varianten des Pariser Druckes kürzlich veröffentlicht worden. In der Vorrede zu dieser Ausgabe glaube ich dargetan zu haben, daß wirklich der Rouener Druck das Original ist, da Rousset auf dem Titelblatt seiner Ausgabe nichts über die Publikation seines Kollegen verlauten läßt. Emile Picot hat mir schriftlich beigepflichtet; Herr Loviot scheint aber noch immer zu zweifeln.

Auf dem Titelblatt der *Gazette* vermerkt Rousset indessen ausdrücklich: *Iouxte la Copie imprimée A Rouen* || [*par Je*]*an Petit* 1609. Das Original des Jean Petit ist verschollen. So hat denn Herr Loviot bei seiner Neuausgabe nur den Pariser Druck zugrunde legen können. Diese ist recht geschmackvoll ausgeführt. Wir wissen dem Herausgeber nicht nur dafür Dank, daß er uns in seinem Buche auf schönem, kräftigem Papier, in klarer Kursivschrift den Text, ohne irgendwie daran zu nörgeln, so überliefert, als hätten wir den alten Druck selber zur Hand, hält er doch sogar dessen Seitenzahl inne, er hat uns zugleich auch den Genuß bereitet, das Werk in der bizarren Orthographie der damaligen Zeit lesen zu können. Ein weiteres Verdienst des Herausgebers besteht darin, daß er uns in seinem Nachwort mit Hilfe von druckgeschichtlichen Nachschlagewerken, von Katalogen und Tagebüchern einen freilich bescheidenen Einblick in das Leben und Treiben der Vorfahren unserer modernen Zeitungsreporter tun läßt, als deren ältesten Vertreter er Marcellin Allard Forésien mit seiner *Gazette Françoise* (Paris 1605) hinstellt. Ohne einen neuen Versuch zu machen, das unbekannte Etymon des Wortes *gazette* zu entdecken (vgl. Rönsch, *Jahrb.* XV, 199), gibt Loviot durchaus einleuchtend an, welchen Sinn man zu Anfang des 17. Jahrhunderts mit dem Worte verband, und daß man darunter eine kleine Sammlung von satirischen, häufig auch politischen

Zeitberichten etwa verstand, die übrigens auch damals schon recht subjektiv gefärbt waren. Eine solche Sammlung stellt auch die *Gazette* von 1609 dar.

In seinem 'Leitartikel', der keine besondere Überschrift trägt, gibt der unbekannte Verfasser, nachdem er uns in einem Vorwort die Vignette seines Büchleins erläutert und uns mit Mme Gazettes fabulösem Stammbaum und ihrem Wohnsitz bekannt gemacht hat, einen Überblick über die gegenwärtige Lage. Äußere und innere Politik wird in höchst naiver Art besprochen, darauf regnet es Spottreden über die einzelnen Stände, ihren Luxus und ihre Verkommenheit; vor Heinrich IV. macht der Verfasser eine Verbeugung, um gleich darauf die Hofgesellschaft um den König desto unverschämter anzugreifen. Eingehende Kenntnisse verrät er hier wie auch sonst in bezug auf Kleidermoden, Schmuckgegenstände und Toilettenartikel der Damen. Man möchte fast glauben, er hätte damit gehandelt.

Die zweite Satire nennt sich *Les Ballieurs des Ordures du Monde.* Sie enthält eine Aufzählung sämtlicher Taugenichtse auf der Welt. Mit bissigen, derben, oft unzüchtigen Witzen überschüttet der Verfasser abermals alle möglichen Personen. Besonders scharf geht er gegen die Freigeister und Reformatoren seiner Zeit vor, ohne indessen irgend jemand namhaft zu machen.

Der dritte Artikel betitelt sich *La Caballe des Matois.* Spielwut und Verkehr mit liederlichen Weibern werden hier gegeißelt. Auch dies Stück wimmelt von zweideutigen Späßen. Pietro Aretino scheint der Verfasser fleißig studiert zu haben; die Stelle (S. 55): '*Nostre Caballe Matoise ... enseignoit en Latin Les postures d'Aretin*' bezieht sich zweifellos auf die unter Aretinos Namen laufende Schrift *La Puttana Errante,*[1] wo uns 38 solche '*postures*' beschrieben werden.

Der *Discours de la Mode et Bigarure du Monde,* die folgende Satire, beschäftigt sich ausschließlich mit neuen Moden, sei es in Barttracht, in Kleidung oder beim Tanzen.

Das nächste Stück *Les Joyeux et Attristez par la Blancque* führt uns acht unglückliche und einen erfolgreichen Spieler vor. Auch hier wird scharfe Sittenkritik geübt. Interessant ist dies Stück auch insofern, als dort zwei Leute aus dem niederen Volk auftreten, die normandisch reden. Die übrigen sprechen hochfranzösisch.

Daran schließt sich eine *Suitte de la Gazette,* betitelt *Les Couriers.* Diese Satire besteht im großen und ganzen nur aus Wiederholungen von Themen, die wir nun schon kennen. Mode, gesellschaftlicher Verkehr und Unsitten der Zeit, andere Zielscheiben seiner Spottlust findet unser Anonymus nicht. Sein Blick gleitet überhaupt nur über Äußerlichkeiten; etwas zu gestalten, ist er unfähig. Dagegen ist sein Buch für den Kulturhistoriker von Wert.

Um so mehr ist zu bedauern, daß Herr Loviot dem nicht Rechnung getragen hat. Ich vermisse zunächst ein Glossar seltener und ungewöhnlicher Ausdrücke. Der Text wimmelt davon. Das technische, erotische, Argot- und Dialektlexikon hätte so sehr bequem bereichert werden können. Das Auffinden der Worte wäre auch entschieden erleichtert worden, wenn die Verse numeriert worden wären. So kann man nur nach Seiten zitieren. Ist dies in bezug auf die sprachliche Behandlung des Textes zu bemerken, so wird anderseits auch der Literarhistoriker beklagen, daß er über den Autor selbst so wenig erfährt.

Es wird freilich kaum je möglich sein, diesen mit Gewißheit zu identifizieren. Immerhin hätte der Herausgeber darauf hinweisen können, daß zweifellos der Verfasser der *Petite Bourgeoise* und der *Gazette* ein und derselbe ist. Aus Mangel an Raum kann ich mich auf eine Stiluntersuchung

---

[1] Hs. Berlin, *Ms. ital.,* fol. 44, fo. 344r—407v.

nicht einlassen. Phrasenschatz, Darstellungsmittel und Reimbehandlung sind bei den beiden Werken überraschend ähnlich. Als Beispiel möchte ich nur zwei Stellen zusammenhalten, wo der Verfasser sich über Tänzerinnen in zweideutiger Weise lustig macht.

La Gazette, S. 28:

Si l'une en achevant son tour
Ouvre les yeux comme un autour,
Si l'autre se jette en triangle
Comme une mulle que l'on sangle:
Si l'une au son de l'instrument
Mouve du cul et de la dent
— — — — — — — — — —
Si l'une avance gravement
Comme un picquier de regiment,
Si l'autre au vent leve la teste
Comme un braque qui fait la queste
etc.

La Petite Bourgeoize, V. 815 ff.:

L'une dance trop lourdement,
L'autre saute légèrement
Comme une biche déferrée
En flairetant à la bourrée.
L'une va les bras trop ouverts,
L'autre se jette de travers,
Mouvant du cul à la scourade
Comme un qui fait de la moutarde.
L'une va la teste lochant,
Le costé dextre trop penchant
Et la fesse gauche trop lente
etc.

Auf S. 17 redet der Autor *du roturier, du Gentil-homme, Des mangeurs d'écaille de somme,* während V. 18 der *P. B.* lautet: *Un roturier le gentilhomme,* und V. 543: *Des mengeuses de Confiture D'escalle de somme aux matins.* So ließen sich viele Beispiele anführen.

Es könnte jemand auf den ersten Augenblick in den Sinn kommen, daß ja Mathurin Régnier im Jahre 1613 in Rouen sein Leben beschlossen hat, und daß er vielleicht als Verfasser der beiden Schriften in Betracht kommen könnte. Wer indessen nur einige Satiren von Régnier gelesen hat, dem wird einleuchten, daß der wohl kaum diese zwar witzigen und keck hingeworfenen, aber doch recht kunstlosen Machwerke geschrieben haben dürfte.

Friedenau-Berlin. Martin Löpelmann.

Bertran von Born. Herausgegeben von Albert Stimming. Zweite, verbesserte Auflage. ('Romanische Bibliothek', ed. W. Förster, Nr. VIII.) Halle, Niemeyer, 1913. X, 265 S.

Fast genau 700 Jahre nach des streitbaren Trobadors Tode kommt eine vierte Ausgabe seiner Werke an die Öffentlichkeit. Drei von ihnen sind aus Stimmings Werkstatt hervorgegangen. Die erste — die große — aus dem Jahre 1879 übertraf alle vorhergehenden Trobadorausgaben an Umfang und Tiefe. Dann erschien 1892 im Rahmen der 'Romanischen Bibliothek' Försters die kleine Ausgabe, die nunmehr in zweiter Auflage vorliegt. Der Zweck der Sammlung, in der sie ein Glied bildet, bestimmte ihre Anlage: Fortfall des gesamten textkritischen Apparats und Beschränkung der Anmerkungen, besonders der syntaktischen und metrischen, auf das Notwendigste. Aber auch sonst war eine bedeutende Änderung vorgenommen worden. Wies die große Ausgabe noch alle von Bartsch in seinem Grundriß aufgeführten 45 Gedichte in der alphabetischen Anordnung der Liedanfänge auf, so zeigte die jüngere nur noch 42 echte Lieder, während die übrigen in den Anhang gerückt waren. Die alphabetische Anordnung hatte der chronologischen Platz gemacht, wie sie sich aus dem eingehenden Studium des Lebens unseres Trobadors ergeben hatte. Eine Würdigung der literarischen Persönlichkeit Bertrans fehlte aber leider auch hier.

Die nun vorliegende neue Auflage der kleinen Ausgabe unterscheidet sich von der ersten Auflage äußerlich nur wenig. Dagegen sind im einzelnen eine Reihe von Besserungen und Änderungen vorgenommen, die teils

durch Arbeiten anderer, teils durch eigene Forschungen des Herausgebers veranlaßt wurden. So findet man nunmehr nur noch 41 echte Lieder, von denen das 41., das viel umstrittene Kriegslied *Be·m platz lo gais temps de pascor* (Gr. 233, 1), gewiß ebenfalls in den Anhang gewandert wäre, wenn der Artikel, der die Anmerkung S. 212 hervorgerufen, nicht gerade während der Drucklegung erschienen wäre. Und hätte sich der Herausgeber, wie Ref. zu tun geneigt ist, bezüglich Gr. 80, 41, des einen der beiden Klagelieder auf den 'jungen König', Stronskis Anschauung wenigstens in ihrem negativen Teil zu eigen gemacht, so würden nur noch 39 echte Lieder Bertrans vorliegen.

Auch die Reihenfolge der Lieder ist nicht mehr dieselbe wie in der ersten Auflage: Gr. 80, 40, das früher unter Nr. 20 stand, erscheint jetzt als Nr. 25, da der Herausgeber, einer Anregung Boissonnades folgend, das Lied aus dem Jahre 1188 in das Jahr 1194 verlegt. Bedenken dagegen sollen sogleich vorgebracht werden. Vorher aber ein Wort zur Datierung von Gr. 80, 45 (Nr. 22). Für das Lied stehen — nach S. 38 ff. — zwei Zeitpunkte zur Wahl, die Jahre 1189 und 1191, und der Herausgeber entscheidet sich für das letztere. Die Gründe sind subjektiv, und so darf man ihnen andere subjektive entgegenstellen. Würde sich Bertran wirklich in so herben Klagen über den Verfall der Welt ergangen haben in einem Augenblick, da der Kreuzzug, den er selbst gepredigt, sich vollzog? Nicht die körperliche Abwesenheit der Ritter und Fürsten beklagt er — das ist alles bildlich gemeint —, sondern das Fehlen des rechten Geistes. Wichtig aber ist auch die Tatsache, daß Philipp-August zweimal (besonders nachdrücklich V. 41) als König bezeichnet wird, während Richard viermal genannt wird, aber niemals den Königstitel erhält (einmal *en Richart*). Das würde auf eine Zeit vor dem 6. Juli 1189, dem Todestage Heinrichs II., hinweisen, also auch vor der Zusammenkunft in Nonancourt (22. Juli 1189). Ob vorher schon von einer Abtretung von Gisors an Richard die Rede war, vermag Ref. allerdings nicht zu sagen.

Wie wichtig der mangelnde Königstitel für die Datierung eines Liedes ist, zeigt sich auch an dem obengenannten Gedicht Gr. 80, 40 (Nr. 25), bei dem Stimming sich entgegen seiner früheren Meinung über dieses Argument hinwegsetzt. Denn die Handschrift Campori (*a'*) zeigt V. 18 dieses Liedes in folgender Form: *qel* c o n s *ricars qil ha tolgut ugan.* Daraus geht zur Genüge hervor, daß das Lied nicht im Jahre 1194 verfaßt sein kann.

Diese Stelle ist nicht die einzige, die es bedauern läßt, daß Stimming die erwähnte Handschrift *a'* völlig unberücksichtigt läßt.[1] Nicht nur hätte sich hier und da der Text der in *a'* erhaltenen Lieder Bertrans anders gestaltet, sondern die Ausgabe, die doch eine Gesamtausgabe sein soll, würde keine Lücken enthalten. So aber fehlen nicht nur zwei Verse des Geleits von Nr. 7 (Gr. 80, 14), sondern auch das Klagelied auf *Rassa* (Gottfried von Bretagne) und die beiden Strophen eines anstößigen Liebesliedes, an deren Echtheit man zwar trotz mancher derben Stelle in Bertrans Liedern (vgl. Nr. 10, 78; 21, 8; 31, 16; 32, 50; 34, 46; 40, 12) zweifeln kann, über die aber doch in der Einleitung etwas hätte gesagt werden müssen.

Daß im übrigen die Texte mit aller nur erdenklichen Sorgfalt und genauester Berücksichtigung alles darüber Veröffentlichten aufgestellt sind, bedarf kaum einer besonderen Erwähnung. Ebenso selbstverständlich ist auch, daß dabei noch nicht alles seiner endgültigen Lösung entgegengeführt ist. Es mögen deshalb hier noch ein paar Bemerkungen zu den Texten und den Anmerkungen folgen.

---

[1] Nur einmal, zu Nr. 7 (Gr. 80, 14), V. 25, ist sie benutzt worden, doch auch da nur indirekt.

1, 4. *on* soll nach Anmerkung und Glossar das Relativpronomen mit der Präposition *a* ersetzen. Dem Ursprung des Wortes nach wäre doch wohl eher *de* anzusetzen; es wird eine Folge (hier eine gewollte) ausgedrückt, ebenso wie 7, 64 und 8, 79.

1, 27. *e·lh d'Arago*. Der Artikel, hier sogar der angelehnte, als Determinativpronomen, verlangt eine Anmerkung oder wenigstens einen Vermerk im Glossar.

2, 8. Ein Hinweis auf Bertrans berühmten Ausspruch: *no cujava que totz sos sens l'agues mestier* wäre angebracht. Auch Thomas (S. 8) hat ihn.

3, 12. Die Erklärung des Namens *Rassa*, auf die auch in der Anmerkung zu 7, 73 Bezug genommen wird, gehört nicht hierher. Aber auch bei 4, 12, wo der jetzige Text *m'onranza* statt früherem *mos Rassa* zeigt, ist sie nicht mehr recht am Platze.

3, 28. Für *tractar* 'verhandeln' (so auch im Glossar der großen Ausgabe) setzt man wohl besser 'sich bemühen, trachten' ein, wie denn ja 'trachten' ebenfalls auf lat. *tractare* zurückgeht.

4, 12—14. Da in V. 11 *mos chans* (Obl. Pl.) steht, so kann die Übersetzung von *s'es acordatz* 'wenn er (der Sang) dargebracht wird' nicht richtig sein. Man lese etwa:

> ... puois a la belazor
> platz que mos chans deia colhir
> e'n m'onranza s'es acordatz
>   sos (*St. son*) cors a drei:
> e no·i (*so in a'*) a negu[s] d'els comtatz

'..., da es der Schönsten gefällt, meine Lieder entgegenzunehmen, und sie (*sos cors*) zu meiner Ehre in angemessener Weise Frieden gemacht hat; und doch ist noch keines von ihnen (den Liedern) dort (bei der Geliebten) vorgetragen worden (wörtlich: es gibt keine als vorgetragene).' Im Sinne des Dichters wäre dann zu ergänzen: wie wird sie mich erst aufnehmen, wenn sie meine Lieder hört! Die Dame müßte dann in den beiden ersten Strophen eine und dieselbe sein, nämlich die wieder versöhnte Maheut von Montagnac (vgl. Thomas S. 53).

4, 15. Bei dem in der Anmerkung zitierten Beispiel aus Aimeric de Belenoi Gr. 10, 9 kann mit *Terra-Major* Frankreich nicht gemeint sein (vgl. *Kreuzlied* S. 104).

4, 34—35 sind, da V. 34 in den benutzten Handschriften fehlt, nach *a'* zu ergänzen:

> Car ab lo rei
> s'es novellamen afiatz.

5, 13. Ein Hinweis auf die *razo* (Z. 11) wäre erwünscht.

6, 28. Lies *assetja* statt *assatja* (wohl der einzige Druckfehler in den Texten).

10, 2. Die in der Anmerkung gegebene Bedeutung von *si* 'wenn auch' fehlt im Glossar.

10, 20. Der hier vorliegende bildliche Sinn von *penchenat*, für den die große Ausgabe das Wort 'geleckt' bietet, fehlt im Glossar.

11, 9 ff. Die Interpretation dieser Strophe erscheint wenig glücklich (vgl. *Levy, S. W. B.* I, 363). Das viel umstrittene *prestar* (V. 14) dürfte wohl dasselbe sein, welches Kolsen (*Archiv* Bd. 129, S. 471) in der Anm. zu V. 35 von Gr. 242, 38 nachweist. Wie an der genannten Stelle *mesura prestar*, so hier *coralha prestar* 'Mut beweisen'. Übersetzung der Strophe (im Anschluß an Thomas' Interpunktion): 'Wir waren etwa 30 Krieger, jeder mit durchlöchertem Mantel, alles Ritter und Genossen durch die Lust zum entfesselten Kampfe, ohne daß wir je etwas dafür erhielten; im Gegenteil haben sie, als es nötig war, an den Schlägen ihren Mut bewiesen.'

Daß der Wechsel zwischen der ersten und dritten Person nicht sehr schön ist, muß zugegeben werden.

11, 50 ff. Die vier Verse sind der Reimordnung wegen als zwei Geleite zu drucken.

15, 6. Wer ist mit *ilh* gemeint?

16, 16. Auch auf wen das *l'* geht, ist wenig klar; etwa auf den fünf Verse später erscheinenden *senher de Roais*?

21, 23. Bei dem Zitat in der zweiten Zeile der Anmerkung lies 15, 57 statt 15, 27.

23, 33. Man kann die Lesart der Handschriften wohl belassen: *Be volgra·l en ma chausis.* Das logischerweise zu *chausis* gehörige Objektspronomen steht hier, wie oft, beim übergeordneten Verbum. Wenn *en ma* 'deutlich' heißen kann, wie Stimming meint, so ist dies die hier am besten passende Bedeutung.

23, 34. *Coras que* ist hier wohl kaum konzessiv ('wann auch immer' Glossar), sondern 'sobald als', und der Konjunktiv durch den im Hauptsatz ausgesprochenen Wunsch hervorgerufen.

25, 27. Das in der Anmerkung als unentbehrlich bezeichnete, in den benutzten Handschriften fehlende und in den Text eingefügte *l'* findet sich in der Handschrift *a'*.

25, 36. Auf den schlechten Reim *flors* (: *-os*) scheint bisher noch nicht aufmerksam gemacht worden zu sein.

30, 27. Lies *d'enan* und tilge *denan* 'von ... weg' im Glossar.

40, 22. Eine Anmerkung über den Konjunktiv in *Et es joves domna, quan be·s chapdel* wäre erwünscht.

Das Glossar steht an Gründlichkeit hinter den anderen Teilen des Buches nicht zurück, und doch muß man, da es ja an Übersetzungshilfen fehlt, mitunter zur großen Ausgabe greifen, um mit Hilfe der dort vorhandenen, in der kleinen Ausgabe fehlenden Belegziffern festzustellen, welche der verschiedenen Bedeutungen der Herausgeber für diese oder jene Stelle gemeint hat. Dabei findet man z. B., daß bei der nach *Levy, S. W. B.* I, 363 dunklen Stelle 2, 14 die große Ausgabe *coralha* mit 'Gemüt' wiedergibt, während diese gut passende Bedeutung im Glossar der vorliegenden Ausgabe ganz fehlt.

Kleinere Versehen sind auch im Glossar untergelaufen. So muß *atendre* hinter *ateis* und *conoisser* hinter *conoissenza* stehen. Inkonsequent ist die Art, wie die Formen der starken Verben verzeichnet werden. Ist ein solches Verbum nur in einer Form bei Bertran belegt, so erscheint es im Glossar nicht unter dem Infinitiv, sondern unter dieser Form; z. B. *esclava* von *esclaure, esparga* von *esparger* usw. Formen aber wie *dera* von *dar, coia* von *cozer* u. a., die für den Anfänger gewiß viel schwerer unterzubringen sind, stehen bei den zugehörigen Infinitiven, weil zufällig noch andere Formen des Verbums, zu denen der Infinitiv nicht einmal zu gehören braucht (z. B. *cozer*), bei Bertran erscheinen.

Berlin. Kurt Lewent.

Uncle and Nephew in the old french chansons de geste. A Study in the survival of matriarchy. By W. O. Farnsworth, New York 1913. — William A. Nitze, The sisters son and the Conte del Graal. Separatabz. aus 'Modern Philology' IX, 3 (Januar 1912).

Auch ich habe mir in früheren Jahren den Kopf darüber zerbrochen, warum dem Neffen so oft eine wichtigere Rolle im französischen Epos zufällt als dem Sohne. Allerdings, ohne auf die naheliegende Lösung zu kom-

men: darin sei ein Rest matriarchalischer Verhältnisse zu sehen. Sonst hätte ich vermutlich, trotz meiner Münchener Handschriften, mich an ein genaueres Studium der Frage gemacht. Heute bedaure ich die Unterlassung nicht, denn Farnsworths Buch ist gut; zu den Sammlungen hätte ich nur wenig Nachträge zu liefern; seine Methode ist vorsichtig; seine Darstellung leicht verständlich.

Er beginnt damit, darzustellen, daß zwischen Vater und Sohn im Epos häufig eine Spannung besteht. Das klassische Beispiel ist Marsilies im *Rolandlied*:

> Enveiums i les filz de noz muilliers;
> Par num d'ocire enveierai le mien.

Bei den meisten Beispielen kann man einwerfen: dem Dichter kam es irgendwie darauf an, entartete Menschen zu zeichnen. Hier den Heidenkönig. Die charakteristischste Stelle ist wohl die folgende aus *Doon M.*, die Farnsworth, soweit ich sehe, nicht erwähnt: Doon hat (3250 ff.) einen riesigen Ritter erschlagen. Dessen Söhne lauern ihm auf, bekommen aber, als er naht, Angst, und es sagt der eine zum anderen:

> 3395 Se il no pere a mort, que nous a donc grevé?
> Quer aussi mourust il espoir en chest esté;
> Aussi despendoit il no vin et nostre blé,
> Jamez ne gaaignast .|. denier monnoié.[1]

Das sind Verräter- und Heidengrundsätze!

Trotzdem also nicht alle Beispiele von 'Rabenvätern' und 'Rabensöhnen' die Lockerheit des Bandes zwischen Erzeuger und Sprößlingen belegen, so ist zuzugeben: das Verhältnis zwischen Onkel und Neffen ist meist ein innigeres als das zwischen Vater und Sohn. Das erweist Farnsworth an einer erdrückenden Anzahl von Beispielen, von den klassischen: Karl und Roland. Wilhelm und Vivien, ganz abzusehen. Wie oft ist der Onkel der Erzieher, der Ernährer, der Onkel stattet den Neffen aus, findet ihm eine Frau, ist der Berater usw.

Ich greife aus dem Kapitel die letzten, interessantesten Abschnitte heraus, diejenigen über die Blutrache. Hier fällt in der Tat Onkel und Neffen die Hauptrolle zu: *it is the uncle who plays the most important part; likewise the prime duty of the nephew is to avenge the uncle's death, imprisonment or defeat.* Und dies ist nun nicht etwas, was unbewußt als Rest verschollener Tage in den Sagen der Zeit schlummert, sondern was noch im Mittelalter sprichwörtlich war. Vgl. *Foucon C.*:

> 537 Toz jors l'oi dire: ainz vienge niés que fraire.

Aye d'Avignon:

> 2688 De la cort se depart Guichart et Aloris,
> Por l'amor de l[or] oncle ont tuit le roi guerpi.
> Por ce dit on encore: Ainz venge niez que fiz.

(Vgl. Farnsworth S. 210.) Damit fiele eigentlich der Einwand, ein Onkel und Neffenpaar, also Karl und Roland, seien vorbildlich, alle übrigen Nachahmung, von selber weg. Das dritte Kapitel ist dieser Frage gewidmet: *Stylistic treatment in the poems* (S. 117), und erweist, wie schon die Zahl und die Eigenart der Beispiele andeutet, daß hier von einem dichterischen Klischee allein nicht gesprochen werden kann. Auch ist es nicht im allgemeinen 'der Neffe', der von den Epen in dieser Rolle eingeführt wird,

---

[1] Derselbe Vater war exkommuniziert gewesen:

> 3253 Que il avoit éu de sa fille un enfant.

sondern oft ist er ausdrücklich als Schwestersohn bezeichnet, wie dies im IV. Kapitel *The sister's son* ausgeführt wird. So im *Roland*, *Saisnes* LXVII, 29; CCLIX, 9; *Gui de B.* S. 137; *Girart* R. 693; *Enf. Ogier* 97; *Aiol* 3210, 3309; *Aymeri N.* 4626; *Foucon C.* 3283, 7736; *Mon. Guill.* 4642; *Garin* II, 102; *Elioxe* 1639 usw.

Was ist aus dieser Sammlung zu schließen? Nach Farnsworths vorsichtiger Ansicht (S. 242, *Conclusion*) nichts oder wenig: *It is impossible to decide how much is a matter of tradition in the Chansons de Geste, and how much represents the life and thought of the periods in which they were composed. The belief of Léon Gautier and others that the poems are an exact picture of their times is not borne out by the present examination of the reciprocal attitude of uncle and nephew.* Und in der Tat ist das Sprichwort: *ains venge nies que fis* hierfür ein Beleg. Aber dann kommen die merowingischen Chroniken, die auch solcherlei enthalten, was schon Montesquieu als zum Mutterrecht gehörig auffaßte. '*C'est pour cela,*' sagt er im *Espr. des Lois* XVIII, Kap. 22, '*que nos premiers historiens nous parlent tant de l'amour des rois francs pour leur sœur et pour les enfants de leur sœur.*' Und dann denkt man sich doch allerhand aus, was gar nicht im Einklang steht mit der heute herrschenden Anschauung vom altfranzösischen Epos.

Und dazu kommt nun, daß im Kunstepos keltischen Ursprungs ähnliche, ja gleiche Züge gefunden wurden, die ebenso fremd und altertümlich in der Kunstdichtung des 12. Jahrhunderts stehen wie im Volksepos. —

Farnsworth war mit dem Hauptteil seiner Arbeit fertig, als in seiner Heimat eine andere Arbeit ähnlichen Inhalts erschien: W. A. Nitzes *The Sisters son and the Conte del Graal* (vgl. Farnsworth S. 34). Nitze, den wir nun aus mehreren kühnen, aber fleißigen und interessanten Arbeiten zur Gralssage kennen, hat das Prioritätsrecht, denn seine Studie erschien 1912. Aber seine Fragestellung ist enger, und darum bespreche ich ihn an zweiter Stelle. Als ich den Separatabzug zum erstenmal las, erschien mir die Frage noch nicht spruchreif. Erst die Farnsworthsche Veröffentlichung zeigte mir, daß die Amerikaner hier auf eine Goldader gestoßen sind.

Auch Crestiens Perceval ist ein 'Schwestersohn'. Der Eremit verrät ihm seine Beziehungen zum Gralkönig:

> 6377 Cil cui l'an an sert fu mes frere,
> Ma suer e soe fu ta mere.

In other words, the Grail King is our hero's maternal uncle (S. 5). Die Gegenprobe ist, daß von Percevals Vater kaum die Rede ist, und daß die Mutter (V. 401 ff.) das Geschlecht des Vaters kaum erwähnt, aber ausführlich die Bedeutung des ihrigen preist. Und dieses, nicht dasjenige des Vaters, ist die Sippe, die der Jüngling aufsucht, findet, um dann zwischen Mutter und Sippe zu schwanken und schließlich (nach Nitzes Ansicht) in die Stammesmysterien vom Mutterbruder, dem dies Pflicht ist, eingeweiht zu werden. Nach matriarchalischem Recht wird er sein Nachfolger bei Crestiens Fortsetzern, aber gewiß auch in seinem Sinne.

Ich muß nun allerdings darauf aufmerksam machen, was eigentlich Nitze nicht hätte entgehen dürfen, daß Percevals Verwandtschaftsverhältnisse nicht ganz klar sind. Suchier faßt sie in seiner Literaturgeschichte so wie Nitze; bei Voretzsch aber ist Perceval Neffe des *roi peschëor*, der mit dem kranken Greis 'ein und dieselbe Person ist' (*Einführung*, 2. Aufl., S. 325, 326). Baist, den ich bei dieser Sachlage um Rat anging, gibt Voretzsch recht: 'Die Handschrift Fr. 794 sei an dieser Stelle nach Sinn und Überlieferung abzulehnen.' Eine genaue Klärung hiervon wäre einmal erwünscht. Für Nitzes Theorie bleibt es sich natürlich gleich, ob der Gralkönig (= *cil cui l'an an sert*) oder der Fischerkönig (beide nach Baist und

Voretzsch identisch) Percevals Mutterbruder ist. Das Fehlen eines Sohnes beim Gral wäre sogar für Nitze eine Stütze.

Crestien hat wie immer der Tradition noch nahe genug gestanden, um sie zu erhalten, wenn er sie auch ihrem Kerne nach nicht versteht und deshalb verdunkelt (vgl. S. 28). Wo aber hatte er das Motiv her? Nun ist das keltische Recht voll von Resten matriarchalischer Urordnung: *The Irish law provides that when a sisters son has been slain, the maternal uncle shall avenge him.* Walter in *Das alte Wales* weist das Erbrecht der Schwestersöhne bei gewissen Mesalliancen nach: 'Das Wichtigste aber war, daß solche Söhne ihren mütterlichen Großvater neben den Brüdern ihrer Mutter beerbten, selbst wenn diese die Tochter des Grundherrn war, so daß dann deren Sohn der Grundherr seines eigenen Vaters wurde' (Walter S. 165; Nitze S. 16). Für die Pikten lehrt Zimmer: 'Auf einen Piktenherrscher und seine Brüder folgt nicht etwa der Sohn des ältesten, sondern der Sohn der Schwester, auf diesen und seine eventuellen Brüder von Mutterseite folgt wieder ein Schwestersohn und so fort' (*Zeitschr. der Savigny-Stiftung für Rechtsgeschichte* XV [1894], 218). Infolgedessen ist Percevals Rolle auch nicht alleinstehend: Tristan ist König Markes Schwestersohn, ja, der Konflickt scheint erst durch das Verständnis dieser Tatsache in seiner vollen Größe vorzutreten. Cliges ist Gauvains Schwestersohn, in *Flore und Blanceflor* (ed. Bekker) heißt es:

29 Flores fu fix de sa serour:
por çou fu sires de l'onour.

Man sieht, so leicht nehmen lassen sich diese Nachweise nicht, wie dies beispielsweise Golther im *Literaturblatt* 1912, Sp. 399 getan hat. Freilich bekommen Nitzes Behauptungen für den *Perceval* erst dann ihr Vollgewicht, wenn man Farnsworth mit seiner Fülle an Material zu Worte kommen ließ. Dann aber stützen sie sich gegenseitig. —

Eine dritte, unabhängig von diesen beiden entstandene und beide stützende Anschauung schließt sich an den *Peredur* an. Die *Mabinogion* sind 1913 von J. Loth in neuer, vollständig umgearbeiteter französischer Ausgabe erschienen. Unter ihnen befindet sich bekanntlich die Erzählung von *Peredur*, die mit Crestiens *Perceval* im Thema identisch ist. Allerdings ist Crestiens *Perceval* eine diffuse, durch die endlose Gauvain-Episode uneinheitliche und vielleicht darum von Crestien unvollendete Geschichte. Der *Peredur* bleibt bei seinem Helden ohne längere Abschweifung und wird einheitlich im Ton durchgeführt. Es ist schwer zu verstehen, wie man mit so viel Wucht hat behaupten können, daß der *Peredur* dem Crestienschen *Perceval* entstammt, obgleich alle Wahrscheinlichkeitsgründe dagegen stimmen, und Crestien selber so oft erklärt, daß er mit seiner Vorlage übereinstimme (67, 2685, 2769, 3224, 4578, 7645), daß ein Zweifel daran nur als unmethodisch und als *petitio principii* bezeichnet werden kann.

Wie sind nun im *Peredur* die Verwandtschaftsverhältnisse, und wie ist der Abschluß? Der Held kommt, nachdem er die ersten Besiegten, genau wie bei Crestien, an den Hof des Artus geschickt, in einen Wald (II, 60): *sur la lisière du bois, il y avait un étang, et, de l'autre côté de l'étang, un beau château fort. Sur les bords de l'étang, il vit un homme à cheveux blancs à l'air accompli, assis sur un coussin de 'paile', vêtu de 'paile', et des valets en train de pêcher.* Von diesem Greise, der zwei Söhne hat, einen blonden, einen braunen, wird er bewirtet und muß vor ihm Waffenproben ablegen. Dann eröffnet ihm der Greis (II, 62): *'Je suis ton oncle, le frère de ta mère.'* Er wird bei seinem Onkel bleiben, zum Ritter geschlagen und höfisch erzogen werden: *'Voici ce que tu devras faire: verras-tu quelque chose d'extraordinaire, ne t'en informe pas jusqu'à ce qu'on soit assez bien appris pour t'en instruire.'*

Am nächsten Tage gelangt Peredur zu einem zweiten Greis, der ihn dieselben Proben ablegen läßt und sich auch als Onkel entpuppt (II, 64): '*Je suis ton oncle, le frère de ta mère; nous sommes frères, moi et l'homme chez qui tu as logé hier soir.*' Hier ist es, daß unter Wehklagen die blutende Lanze und *un grand plat sur lequel était une tête d'homme baignant dans le sang* vorbeigetragen werden — Peredur fragt nicht und wird nach seinem Abzuge deshalb von einem schwarzen Mädchen geschmäht.

Erst nach mannigfaltigen, durchaus märchenhaften Abenteuern Peredurs wird dieser Faden (S. 103) wieder aufgenommen; das schwarze, überaus häßliche Mädchen kommt abermals, um den Helden wegen der unterlassenen Frage zu schmähen: '*une jeune fille aux cheveux noirs frisés, montée sur un mulet jaune, ayant en main des lanières grossières, avec lesquelles elle le faisait marcher.*' Die Beschreibung stimmt fast Wort für Wort zu Crestien, so daß Loth urteilt (S. 104[1]): *Malgré des différences dans la description de Crestien, il est clair que notre romancier et lui puisent à une même source et d'après Crestien à une source écrite:*

4578 E se les paroles sont voires
Tex com li livres les devise
Onques riens si leide a devise
ne fus neis dedanz anfer.

Sie schmäht ihn wegen der unterlassenen Frage; kündet, daß sie dem *Château Orgueilleux* entstamme, in dessen Nähe eine *Pucelle* zu befreien sei: '*Celui qui la délivrerait acquerrait la plus grande renommée du monde.*' Da gelobt Gwalchmei (Gauvain), nicht eher zu ruhen, als bis er dies verrichtet, Peredur den Sinn der Lanze zu ergründen. Beide ziehen, jeder für sich; die Erzählung bleibt eine Weile bei Gwalchmei, um dann Peredurs Karfreitagabenteuer wiederzugeben, ungefähr wie bei Crestien, doch ist der Eremit nicht sein Onkel. Nach einer Reihe von Abenteuern kommt Peredur zu dem Wunderkastell mitten im See, besteht im Auftrage des schwarzen Mädchens Abenteuer, findet Gwalchmei vor, und nun wird ihm das Rätsel von dem blonden Vetter gelöst (S. 118): *A ce moment, un jeune homme aux cheveux blonds tomba à genoux devant Peredur et lui demanda son amitié. 'Seigneur', dit il, 'c'est moi que tu as vu sous les traits de la jeune fille noire, à la cour d'Arthur, puis, lorsque tu jetas la table de jeu, lorsque tu tuas l'homme noir d'Ysbidinongyl,* etc. ... *C'est encore moi qui me suis présenté avec la tête sanglante sur le plat, avec la lance de la pointe de laquelle coulait un ruisseau de sang jusque sur mon poing, tout le long de la hampe. La tête était celle de ton cousin germain. Ce sont les sorcières de Kaeloyw qui l'ont tué; ce sont elles aussi qui ont estropié ton oncle; moi je suis ton cousin. Il est prédit que tu les vengeras.*' Diese Rache beschließt die Erzählung.

Kann man wirklich ernstlich behaupten, daß der bretonische Name *Peredur* den französischen Namen *Perceval* in einer Artusgeschichte ersetzte? Daß das *Mabinogi* die ritterlichen Abenteuer zugunsten der märchenhaften ausließ, die Abenteuer Gauvains aber auf ein paar Zeilen beschränkte? Oder ist nicht der wahrscheinlichere Vorgang der, daß *Peredur* in Frankreich zu *Perceval li Galois* wurde, daß Crestien die märchenhaften Züge als nicht stilgemäß fortließ, die kurze Gauvain-Episode aber, ohne auf die Einheit der Erzählung zu achten, über Gebühr ausspann und aufhörte, als er sah, daß er mit den weiteren märchenhaften Begebenheiten nicht fertig wurde? Denn die Schüssel mit dem blutenden Kopfe gehörte zur Lösung des Rätsels. Was war aber mit dem *Graal* anzufangen, ohne den Schluß von Grund auf zu ändern?

Loth hat hierüber ganz vorsichtig gesagt (I, S. 65): *En comparant Peredur-Perceval, on peut, avec quelque vraisemblance, supposer qu'il s'agit*

d'un récit de vengeance et d'expiation préhistorique ou vieille celtique. Er führt als Stütze hierfür in der Anmerkung an: *L'idée de la guérison du roi Pêchaur par la vengeance est profondément celtique. En vieil irlandais, l'idée de payement, acquittement d'une dette est exprimée par le même mot: iccaim signifie: je paye et je guéris; de même iachau en gallois.* Was hier noch fehlt als Schlußglied, das haben Nitze und Farnsworth geliefert: der Neffe ist nach keltisch-matriarchalischer Anschauung der prädestinierte Rächer im mütterlichen Geschlecht. Die Fülle der Beispiele, die beide Gelehrten beibrachten, das Sprichwort *ains venge nies que fiz*; die Beobachtung, daß keines der Epen, seien es Volksepen, seien es Kunstepen, ganz frei von dieser tief im Volke wurzelnden Anschauung ist; dazu schließlich als letztes Glied die Beobachtung, daß sie im 12. Jahrhundert schon mißverstanden wird, oder absichtlich umgangen wird als vulgär oder altmodisch oder unchristlich, ergeben folgenden Schluß: die wahrscheinlichste Lösung des *Perceval*-Problems ist, daß wir es mit einer Blutracheerzählung zu tun haben, der Illustrierung des mehrfach genannten matriarchalischen Sprichwortes. Ich brauche nicht hinzuzusetzen, daß der *Peredur* der ursprünglichen Version am nächsten steht, der *Perceval* aber, schon durch Ersetzung der Schüssel mit dem blutigen Haupte durch den *Graal*, die Geschichte absichtlich oder durch ein Mißverständnis denaturiert. Und das war ja von vornherein das Wahrscheinlichere für jeden, der nicht von einem Prinzip ausging.

München. Leo Jordan.

Jóusè d'Arbaud, Lou Lausié d'Arle. Pouèmo. Prefàci de Frederi Mistral. Paris, G. Oudin & Cie, 1913. V, 375 S.

Ist der jugendfrische Feliber von Meyrargues wohl der letzte gewesen von den begeisterten Jüngern, denen Mistral in seiner grundgütigen Art freundliche Geleitworte auf den dornigen Aufstieg zum Ruhmesgipfel gestreut hat? Das liebevolle, vom 22. Juli 1913 datierte Vorwort gewinnt ungeahnte Bedeutung in diesen Tagen der Trauer durch die beschauliche Siegerstimmung, von der die gütigen Zeilen an d'Arbaud getragen sind. Denn wer die Feliberaussichten der Zukunft mit düsterem Blicke zu prüfen geneigt sein sollte, jetzt, nachdem der letzte und hellste Stern der neuprovenzalischen Dichterplejade erloschen ist, dem scheint Mistral anläßlich dieser Einführung eines neuen, noch zagen Bannerträgers seiner Ideale prophetisch die richtigen Trostworte gespendet zu haben. ... *Ils se font rares ceux qui peuvent se sacrifier au culte pur de la Comtesse!*[1] — *Bah, il n'est, après tout, pas besoin d'être tant et trop nombreux. Toute la Grèce et toute Rome ne sont jamais représentées que par les œuvres et les chefs-d'œuvre de poésie et d'art, où revivent la langue et le génie de la race et tout le reste est effacé.*[2]

Daß eine Glanzepoche neuprovenzalischer Dichtung mit Mistral zu Grabe getragen worden ist, darüber dürfen wir uns keiner Täuschung hingeben; aber es wäre ungerecht und nicht im Sinne Mistrals, wollte man deshalb die jugendlichen Dichtergarben mißachten, die von strebsamer Hand gebunden auch reichere Zukunftsernten verheißen.

Die würzigen lyrischen Dichterproben, die d'Arbaud im Schatten seines *Lausié (laurier) d'Arle* zusammengereiht hat, verdienen unbedingt das Lob.

[1] Anspielung auf '*La Coumtesso*', *Lis Isclo d'Or*, Paris, Lemerre, p. 178.

[2] ... *Se fan rare aquèli que podon se sacrifica au culte pur de la Coumtesso! — Basto, es pièi pas besoun d'èstre, tant e trop noumbrous. Touto la Grèco e touto Roumo soun jamai representado que pèr lis obro e li cap-d'obro de pouesio e d'art, ounte revièu la lengo e lou gèni de la raço e tout lou rèsto es avali.*

das Mistral ihnen mit einem gemütstiefen, anheimelnden Vergleich zuerkannt hat: *Tout ce noble Laurier d'Arles est remuant de vie et brillant de victoire comme une messe des Rameaux. Il m'a fait la même impression que la grande armoire de ma mère, la pauvre Délaïde, quand, devant moi, curieux, elle l'ouvrait religieusement et qu'entre les portes, béantes, il en sortait la fine odeur des 'pommes de paradis' rangées sur les étagères pour parfumer le linge.*[1]

Die vorliegenden Dichtungsperlen liefern untrüglich Beweis von einem quellfrischen Talent, seelische Stimmungen in rhythmisch meisterhafte und sehr abwechslungsreiche Form zu fassen.

Einzelne Gedichte, darunter solche, die von Liebesfreude und Liebesleid künden, rufen förmlich nach dem Übersetzer wie nach dem Komponisten; sie muten ganz sangbar an, so insbesondere *Èr d'Auboi (Air de Hautbois)*, dessen Inhalt und Form einen überaus glücklichen harmonischen Bund geschlossen haben. Ich zitiere als eine der schönsten Strophen:

Oublide tout quand sies aqui:
Li libre niais, li faus ami,
La pluejo.
Vole béure dins tis iue pur
Lou vin d'amour, lou vin escur
E vuejo!

Eine eigenartige Symbolik bekunden *Li Bèllis Ouro (Les Belles Heures)*, die in blauem, scharlachfarbenem und düsterem Gewande dem Dichter wachrufen, was sein Herz am tiefsten bewegt. — *Toussant* ist wohl das feinste Stimmungsbild aller neuprovenzalischen Lyrik, während in *Lou Pouèmo* mit divinatorischem Schwung des Dichters Harfe im Einklang summt mit jedem Hauch der Schöpfung:

Faire un pouèmo! Estre la branco
De l'aubre, l'erbo dóu relarg,
Estre la lus mouvènto e blanco,
Estre la mar.

Der herbe Abschiedsschmerz, der mit einer langen Trennung von der Heimat verknüpft ist, findet eine zartsinnige Verklärung in *Lou Poutoun (Le Baiser)*. Der Kuß, den eine warmherzige Provenzalin dem Scheidenden in spontaner Teilnahme auf die Lippen drückt, wirkt in der kalten Fremde wie ein Talisman, der das Heimweh versüßt:

... *E caud comme un dégout dóu vin de nòsti souco,*
Un grand rai de soulèn davalo sus mi bouco.

Bisweilen blitzen auch in ganz einfachen Liedweisen Gedanken auf von seltener Tragweite, wie in *Miejour*, wenn der Dichter mit ein paar kraftvollen Worten die Parallele zieht zwischen der fruchtbringenden Sommerglut und seiner jugendlichen Schaffenskraft:

Miejour fui lusi lis espigo;
Jéu, la vese, alin, pensatiéu,
Ma Jouvènço que daio e ligo
Dins li restouble de l'estiéu.

[1] *Tout aquéu noble Lausié d'Arle es boulequièu de vido e flame de vitòri coume uno messo de Rampau. M'a fa lou meme efèt que lou gardo-raubo de ma maire, la pauro Delaïdo, quand, davans ièu, curious, lou durbié religiousamen e qu'entre li porto badanto, n'en sourtiè lou fin baume di 'poumo de paradis' qu'èron rejouncho sus li post pèr perfuma lou linge.*

Aus dem bunten Liederkranze hebe ich noch hervor die wehmütigen Anklänge an Villons *Où sont les neiges d'antan* in dem wehmütigen *Autounado*, die beiden allerliebsten Balladen mit *Envoi*, an Feliberköniginnen gerichtet, und *Chato d'Arle*, eine enthusiastische Reminiszenz für Mistrals und Aubanels Frauengestalten.

Etwas unklar wirkt *Cant Nouviau* — und fast grausam der Ausbruch gekränkten Dichterstolzes in *Toun Noum*.

Sinnig ist die Gruppierung der Lieder im Schatten des Lorbeerbaumes, den der Dichter zu Ehren der provenzalischen Heimat auf hohem Berggipfel aufgepflanzt hat und dessen Blätter einst nach heißem Tagewerk seine Stirn umkränzen sollen.[1]

München. M. J. Minckwitz.

Lettres inédites relatives à Giacomo Leopardi, publiées avec introduction, notes et appendices par N. Serban. Paris, Champion, 1913. XXIV, 260 S. 8°. Fr. 7,50.

Ungefähr gleichzeitig mit zwei anderen Werken, 'Léopardi et la France' und 'Léopardi sentimental', veröffentlicht der rührige Rumäne *'léopardisant'* 215 größtenteils bisher ungedruckte Briefe, die, wie schon aus der trefflichen Einleitung hervorgeht, vor allem ein Beitrag zur Geschichte der Werke des unglücklichen Dichters, besonders nach dem Tode desselben, und zur Charakteristik einiger Freunde sein sollen. Weitaus die meisten dieser Briefe sind von Antonio Ranieri, bekannt durch seine *sette anni di sodalizio con Giacomo Leopardi*, an den Florentiner Verleger Le Monnier und an den Begründer des noch heute bestehenden Lesezirkels und früheren Mittelpunktes des literarischen Lebens in Mittelitalien, Giampietro Vieusseux, gerichtet. Sie geben ein ungemein anschauliches, wenn auch allzuoft sich wiederholendes Bild des Kampfes zwischen Verleger und Herausgeber bis zum und noch nach dem Erscheinen der 'Opere di G. Leopardi, edizione accresciuta, ordinata e corretta, secondo l'ultimo intendimento dell'autore da A. Ranieri, Firenze, Felice Le Monnier, 1845, 2 voll. in 12°'. Wir sehen daraus, mit welcher Energie der Freund Leopardis diesen *non confutato* herausgeben wollte und wie sehr er dabei gegen die Zensur ankämpfen mußte, um wenigstens die von dieser angebrachten und auch in einem Anhang unserer Briefsammlung vorgeführten *Avvertenze* vom übrigen Text zu trennen. Über die Gereiztheit des temperamentvollen Neapolitaners läßt sich natürlich nicht urteilen, da die Briefe Le Monniers fehlen. Wie eifersüchtig aber Ranieri Leopardi für sich in Anspruch nahm, zeigt sein Verhalten gegen Giordani, von dem er in einem Briefe vom 24. Juni 1844 an Le Monnier bemerkt: *E vero che il Giordani stesso mi ha scritto mille volte che solo Antonio poteva scrivere bene la vita di Giacomo e mille e mille altre carezze tutte cortesia, gentilezza ed affezione. Ma sono carezze di letterati, le quali non sono mai un sintomo sincero che la piaga dell'amor proprio sia sinceramente rimarginata* — Worte, die S. mit Recht auf ihren Verfasser selbst beziehen kann. Und in einem späteren Briefe an Vieusseux (S. 237) beklagt sich Ranieri über De Sinners *ipocrisia germanica*, weil die griechischen Arbeiten Leopardis nicht in seine Hände, sondern in diejenigen des Bibliothekars Palermo geraten seien, als ob er, Ranieri, nicht ebensogut wie dieser Griechisch könne. In der Tat bedauert er auch (S. 147), bei der Korrektur über τὸ zweimal den Akzent vergessen zu haben, da doch *fuori Italia si bada moltissimo agli accenti greci* und *questa edizione andrà nelle mani dei*

[1] Ich hoffe, daß es mir gelingen wird, die schönsten Lieder d'Arbauds in einiger Zeit den deutschen Lesern in deutschen Versen näherzubringen.

primi filologhi di Europa. — In einigen Briefen Montanaris ist nur Leopardis Vater erwähnt, und ebenso bezieht sich der Briefwechsel zwischen Louis De Sinner, Vieusseux und anderen nur teilweise auf Leopardi selbst. Er berichtet nämlich von dem Übergang der stattlichen Bücherei De Sinners in die großherzogliche Bibliothek zu Florenz, der dem alternden, früher um die Würdigung Leopardis im Auslande so verdienten Berner Philologen eine monatliche Pension von hundert toskanischen Lire eintrug. Diese Würdigung zeigt sich offen in den wenigen Briefen der Professoren Creuzer in Heidelberg und Thilo in Halle, die bei aller Anerkennung der philologischen Jugendarbeiten Leopardis mit denselben nicht viel anzufangen wußten. Denn, meint Creuzer (S. 36), 'Porphyrii vita Plotini cum notis Jacobi Leopardi' 'ist mehr ein Kuriosum, weil es in so jungen Jahren zusammengeschrieben worden'. Am meisten sympathisch berühren wohl die Briefe des liebenswürdigen, überall helfenden und ausgleichenden Vieusseux und das an diesen gerichtete Schreiben (S. 28) der um ihren Bruder so angsterfüllten Paolina Leopardi. — Würde auch mancher Leser anstatt der streng chronologischen eine mehr sachliche Anordnung der Briefe vorgezogen haben, so wird doch gewiß jeder dem Herausgeber für die reiche Materialsammlung zur Leopardiforschung im weiteren Sinne dieses Wortes nur zu Dank verpflichtet sein.

München. G. Hartmann.

Francesco Torraca, Per la biografia di Giovanni Boccaccio. Appunti con i ricordi autobiografici e documenti inediti. Milano, Roma, Napoli, Soc. ed. Dante Alighieri di Albrighi Segati e C., 1912. 432 S. L. 4,50.

Genau 600 Jahre nach Boccaccios Geburt begrüßt man mit besonderem Interesse einen neuen Versuch, wieder einiges Licht in das in mancher Beziehung noch dunkle Leben des unsterblichen Novellisten zu bringen. Schon der Geburtstag, die erste der Tre date, womit der Verfasser seine appunti beginnt, ist ja nur dann auf induktivem Wege annähernd zu gewinnen, wenn man sich mit ihm, gegen Hutten, Wilkins und Hauvette,[1] an Petrarcas Ep. sen. VIII, 1, vom 20. Juli 1366, speziell an die Stelle *ego te in nascendi ordine novem annorum spatio antecessi,* anschließt und das Geburtsjahr nicht von Anfang 1313 bis Mitte 1314, sondern von einem Geburtstage Petrarcas bis zum nächsten dauern läßt. Von Torraca erfahren wir auch aus einem anderen Briefe Petrarcas, 'Crescens occupatio', daß für diesen das Jahr nach dem stile comune am 1. Januar und nicht nach dem stile fiorentino am 25. März begann. Das zweite und dritte Datum, die erstmalige Ankunft Boccaccios in Neapel und der Karsamstag, an welchem er sich in Maria d'Aquino verliebte, hängen insofern zusammen, als nach Caleone im Ameto zwischen beiden ein Zeitraum von sieben Jahren und vier Monaten liegen muß. Eine genaue astronomische Bestimmung würde als Karsamstag den 30. März 1331, als Ankunftsdatum den Dezember 1323 ergeben, ein Datum, das nach Della Tore durch Boccaccios Worte *quae fere vidit* mit Bezug auf das Leben der Filippa von Catania unterstützt würde, weil Boccaccio im Jahre 1324 ebensogut als 1345 und 1346 in Neapel gewesen sein müßte. Das letztere bestreitet aber T. mit Recht, und auch die *età pubescente di nuovo* weist, gegen die Annahme Hauvettes, auf den Dezember 1325 im Anschluß

[1] E. Hutten, *G. Boccaccio, a biographical study,* London 1910. E. H. Wilkins, *The date of the birth of Boccaccio* (*Romanic Review* I, 4, 1910). H. Hauvette, *Pour la biographie de Boccace* (*Bulletin italien* XI, 3, 1911). A. Della Torre, *La Giovinezza di G. Boccaccio.* Città di Castello 1905.

an den betreffenden Karsamstag, der zwischen 1330 und 1340, 16 Tage nach dem Frühlings-Äquinoktium am 18. März, nur 1333 gefunden werden kann. Der zweite und dritte Aufsatz, Dal Filocolo alla Teseide und Il preteso tradimento di Fiammetta, wollen vor allem dartun, daß Teile des Filocolo, deren Abfassung man wegen ihres Inhalts einer späteren Zeit zugewiesen, schon früher als dichterische Erfindung entstanden, sich im Filocolo widerspiegeln. Wenn in der koketten Alleiram Fiammetta nicht wiederzuerkennen ist, wenn diese auch noch später von Boccaccio gelobt wird, so könne sie wohl der Untreue gegen ihren Gatten, aber nicht gegen ihren Liebhaber bezichtigt werden. Diesen hält T., ohne sich zum Anwalt Marias aufwerfen zu wollen, für den einzigen, ersten und letzten Gegenstand ihrer Liebe. Denn der Verrat der Griseida an Troilo, dem Filostrato, finde sich schon in früheren Bearbeitungen, und einige verdächtige Sonette seien nicht auf Maria anwendbar. — Von den Briefen, die in Data e contenenza di alcune lettere und im letzten Artikel, Le ultime lettere e il de Casibus, besprochen werden, dürfte wohl am meisten die teilweise chronologische Neuordnung interessieren, aus der sich auch ein zweimaliger Besuch Neapels zwischen 1370 und 1373 ergeben würde. Das Buch 'De Casibus', das Hauvette dem Jahre 1362 zuweisen möchte, würde nach T., insbesondere mit Rücksicht auf die Widmung an Maghinardo Cavalcanti, nicht vor 1373 anzusetzen sein. Auch begründet T. durch eine genaue Vergleichung der bezüglichen Stellen gegenüber dem französischen Gelehrten die Ansicht, daß die kürzere Fassung aus der längeren entstanden sei. — T. versucht auch, mit mehr oder weniger Glück, unter dem Schleier der Donne dell'Ameto e dell'Amorosa visione die wirklichen Personen zu entdecken. Rileggendo le ecloghe erwähnt er Boccaccios Tochter Violante und deren Ähnlichkeit mit Petrarcas Eletta und erkennt in dem Dorilo der 10. Ekloge, den man für Boccaccio selbst gehalten, einen Schüler Dantes, Menghino Mezzani.[1] In Ekl. 16 dürfte die Stelle *nostris sub antris* von einem Donato aus Pratovecchio auf das Casentino bezogen sein. Dieses war Boccaccio bekannt, wie aus der Vita di Dante und aus dem Compendio hervorgeht. Aus jener erfahren wir, daß Dante mit einem Conte Salvatico im Casentino gewesen, aus dem Compendio, daß er gegen das Ende seines Lebens für eine *Alpigina* mit schönem Gesicht, aber weniger schönem Kropf geseufzt haben soll. — Ebensowenig wie Hauvette und Hutten weiß auch T. A proposito del Corbaccio dieses Pejorativ zu erklären. Seiner Vermutung nach müßte man an den Haß und die *slealtà* der Witwe denken, indem Boccaccio an Stelle von *sentimento* eine *bestia senza intelletto* gefunden, und die Witwe — auch der Rabe ist geschwätzig — mit anderen über seine Verliebtheit geklatscht habe. Von dem Geist des verstorbenen Gatten läßt sich Boccaccio vorwerfen, daß er 40 Jahre nachdem er aus den Windeln gekommen, also 41 Jahre alt, und 25 Jahre, mit Zurechnung des Windeljahres (warum?), 26 Jahre nachdem er die *costumi del mondo* kennen gelernt, sich so ungeschickt verliebt habe. Wenn er aber mit 15 Jahren, kaum in der Pubertät, noch nicht *fare all'amore* konnte, was man vielleicht bezweifeln darf, so würde etwa 1354 der Corbaccio entstanden sein, mit welchem, wie T. im Gegensatz zu Hauvette meint, sich der noch junge und verwöhnte Liebling der Frauen, nicht gegen diese überhaupt, sondern nur gegen die ungnädige Geliebte auflehnen wollte. Die zweite Hälfte des ganzen Buches enthält zunächst acht kürzere lateinische Dokumente und sodann Ricordi biografici, d. h. eine stattliche Auslese von Stellen aus Boccaccios lateinischen und italienischen Werken, und zwar als Grundlage und Ergänzung für die appunti aber *soprattutto ai giovani studiosi*, als *facile mezzo di conoscere i casi, i sentimenti, il carattere di lui*

[1] Vgl. Kraus, *Dante* S. 114.

15*

direttamente, vorrei dire dalla sua bocca (warum nicht *mano* oder *penna*), *non attraverso le impressioni e le opinioni de' biografi e de' critici. Facile* wird dieses *mezzo* auch durch die Übertragung der lateinischen Texte, und selbst von einem so gründlichen und geistreichen Biographen und Kritiker wie T. steigt man gern zu den autobiographischen Quellen der Forschung hinauf.

München. G. Hartmann.

C. Parpal y Marqués, Menéndez y Pelayo historiador de la literatura española. Barcelona, Imprenta de la casa provincial de caridad. 1912. 8°. 120 S.

Andrés Gonzalez-Blanco, Marcelino Menéndez Pelayo (Su vida y su obra). Madrid, Sucesores de Hernando, 1912. 8°. 160 S.

Von großer Begeisterung getragen ist Parpal y Marqués' Schriftchen über seinen Lehrer, Menéndez y Pelayo. Eine Lobeshymne stimmt er an auf den großen Forscher, den vielseitig belesenen und unermüdlich tätigen Schriftsteller, den auch wir nicht nur als Gelehrten, sondern auch als liebenswürdige Persönlichkeit hochschätzten. Ein knapper, ganz trefflich gezeichneter Überblick über Menéndez y Pelayos Vorgänger in der Erforschung der spanischen Literaturgeschichte führt uns zunächst ins 18. Jahrhundert, das, ohne viel Originelles zu bieten, doch die erste spanische Literaturgeschichte hervorgebracht hat. Die Romantik mit ihrer ausgesprochenen Liebe für Spaniens große Vergangenheit ließ frühere Jahrhunderte in Poesie und Prosa wiedererstehen, aber erst Milá y Fontanals, der bedeutende Katalane, schuf und belebte das systematische Studium altspanischer Literatur und Sprache. Wie bekannt, hat Menéndez y Pelayo als junger, eifriger Student in Barcelona des Meisters Ideen in sich aufgenommen und später einer weiteren, noch ausgedehnteren Vollendung entgegengeführt. Mit allen Perioden der spanischen Literatur beschäftigen sich seine Werke. Sein Ziel war, Spaniens vergangene Größe auf den verschiedensten Gebieten wissenschaftlicher Tätigkeit zu zeigen. Menéndez y Pelayo ist es auch zu danken, daß man in Spanien selbst auf die einstmalige hohe Blüte der heimischen Literatur aufmerksam wurde und daß die Spanier jetzt auf dem Gebiete wissenschaftlicher Forschung anderen Nationen nachzueifern streben. Eine stattliche Anzahl bedeutender Schüler betrauern deshalb mit uns den allzufrühen Heimgang des verehrten Meisters, Schüler, deren Namen in der wissenschaftlichen Welt einen guten Klang haben und von deren Forscherfleiß noch viel zu erwarten ist. Parpal nennt sie: *una raza de escritores del tipo aleman, absortos en detalles y embebidos en la observacion mas minuciosa* (pag. 43).

Ganz anders geartet ist Andrés Gonzalez-Blancos Werkchen. Es ist eine regelrechte Biographie, bei der auch die literarische Seite der Persönlichkeit Menéndez y Pelayos nicht zu kurz kommt. Nach der Schilderung des Lebens des großen Gelehrten widmet Gonzalez-Blanco ein eigenes Kapitel den Erstlingswerken (*Labor de Polemica*), den im Auftrag der Akademie unternommenen Ausgaben der Lopeschen Dramen und der *Antologia de poetas hispano-americanos (Labor de Academia)*, um dann Menéndez y Pelayos' dichterische Versuche (*Labor de poesia*) und besonders seine Tätigkeit als Kritiker (*Labor de crítica*) eingehender zu behandeln. Unter *Labor de historia* werden dann die wenig ansprechende *Historia de los heterodoxos españoles* und die verdienstvolle *Historia de las ideas estéticas en España*, unter *Labor de erudicion* schließlich die *Antologia de poetas liricos castellanos* wie die *Origines de la novela* eingereiht.

Über die Berechtigung dieser Einteilung läßt sich streiten. So könnten u. a. doch die unter *Labor de Academia* untergebrachten Arbeiten ebensogut unter *Labor de crítica* bzw. unter *Labor de historia* berücksichtigt werden. Was die beiden Studien über Menéndez y Pelayo aber besonders brauchbar macht, ist die beigegebene reichhaltige Bibliographie der Werke des vielseitigen Spaniers, wertvoll besonders deshalb, weil sich die beiden Bibliographien gegenseitig ergänzen, so daß sie zusammen wohl annähernde Vollständigkeit erreichen dürften. Bei Parpal y Marqués wird das Verzeichnis der literarischen Arbeiten Menéndez y Pelayos insofern gute Dienste leisten, als es nach historischen Gesichtspunkten geordnet ist. Bei jedem Jahrhundert werden genau die Stellen der Werke Menéndez y Pelayos verzeichnet, die über die betreffende Zeit handeln. Freilich, der Überblick leidet darunter, die Brauchbarkeit für literarische Zwecke dürfte dadurch aber nur erhöht werden.

Würzburg. Adalbert Hämel.

K. Pietsch, Concerning MS 2-G-5 of the Palace Library at Madrid (Reprint from Modern Philology 1913, Chicago).

Verfasser, der die Fragmente eines spanischen Gralzyklus in Hs. 2-G-5 herausgeben wird, unternimmt hier eine Vergleichung dieser Fragmente (*G*) mit der in zwei natürlich fast immer wörtlich übereinstimmenden Drucken erhaltenen spanischen *Demanda (D)* und dem *Baladro (B)*, von welch letzterem er übrigens nicht mehr kennt, als was G. Paris mitgeteilt hat.[1] Die Vergleichung beschränkt sich auf eine Juxtaposition von Parallelstellen. Verfasser kommt zu dem Schluß, daß eine spanische Graltrilogie, bestehend aus *Libro de Josep* [= *Grand-Saint-Graal*], *Estoria de Merlin* [alter *Merlin* + romantische Merlin-Fortsetzung] und *Demanda del Sancto Grial* [= *Queste* + *Mort Artu*] existiert habe; *G* bestehe aus Fragmenten dieses Zyklus: 1. *Josep* [= *Grand-Saint-Graal*], 2. *Merlin* [alter *Merlin*], 3. *Lançarote* [ein paar Folios aus der *Mort Artu*]; *B* repräsentiere den zweiten Teil der Trilogie, *D* den zweiten und dritten. Diese Resultate sind teils (größtenteils) ganz falsch, teils ungenügend begründet. *B* kann nicht aus einem spanischen Gralzyklus stammen: seine Quelle ist ein verlorener, aber oft erwähnter französischer *Brait*, und dieser war eine selbständig gewordene Branche eines sehr umfangreichen französischen Gralzyklus (*aO'* in meinem Stammbaum der Gralzyklen; *Zs. f. frz. Spr.* Bd. 29. *A* bei Wechssler). Zwischen dem *Brait* und dem *Baladro*-Druck muß ein handschriftlicher *Baladro* gestanden haben. An dieser Herkunft des *Baladro* ist auch nicht der geringste Zweifel möglich. *D* besteht aus zwei Teilen, dem *Merlin* und der *Demanda* im engeren Sinne (*Queste* + *Mort Artu*). Die letztere repräsentiert sehr wahrscheinlich, ebenso wie die portugiesische *Demanda*, den *bO'(B)*-Gralzyklus; der *Merlin* dagegen geht absolut sicher (mit oder ohne spanische[r] Zwischenstufe) auf den französischen *cO'(C)*-Gralzyklus zurück; er enthält aber, worüber ebenfalls nicht der geringste Zweifel bestehen kann, große Interpolationen aus einem spanischen *Baladro*, nicht dem Burgos-Druck, sondern der verlorenen handschriftlichen Version. Die Stelle aus *D*, die Pietsch (p. 4—8) der entsprechenden Stelle aus *B* gegenüberstellt, gehört zu diesen Interpolationen. Nur diese Interpolationen,

[1] Es ist zu bedauern, daß Verfasser seinen Aufenthalt in Spanien nicht dazu benutzte, diesen wichtigsten, nur in einem einzigen Exemplar, das in Privatbesitz ist und darum leicht einmal verlorengehen kann, erhaltenen Text zu kopieren oder zu exzerpieren, wenn dazu die Erlaubnis zu erhalten ist.

nicht aber die Hauptmasse des *D-Merlin*, haben dieselbe Vorstufe wie der Burgos-Druck. Der Schluß des letzteren ist übrigens ursprünglicher als derjenige des *D-Merlin*, während ihn Verfasser, *for stylistic reasons* (p. 8), die er aber nicht nennt, für eine Erfindung des Burgosdruck-Redaktors erklärt. Die Herkunft von *G* ist durch die kurzen Mitteilungen Pietsch' kaum aufgeklärt worden. Wenn der *Josep* nicht aus einer besonderen Quelle stammt, was trotz Pietsch' *It stands to reason*... (p. 16) möglich wäre (über ähnliche Fälle vgl. *Ztschr. f. frz. Spr. u. Lit.* XXXIV, 145, *Rom. Forsch.* XXVI, 150), so kann *G* nicht auf den *cO'*-, sondern nur auf den *aO'*- oder *bO'*-Zyklus zurückgehen. Im letzteren Falle können *G* und der zweite Teil von *D* dieselbe (spanische, portugiesische oder französische) Vorstufe gehabt haben. Wegen des fragmentarischen Charakters von *G* wird sich vielleicht Genaues nicht nachweisen lassen. Pietsch' Resultate mußten schon deshalb unsicher sein, weil er nur die spanischen Texte und nur einzelne Stellen vergleicht. Ich brauche meine Behauptungen hier nicht zu beweisen; denn dies ist von mir bereits in früheren Schriften getan worden, und zum Teil vor mir von G. Paris, Wechssler und Sommer. Pietsch, der zwar für ein paar Bagatellen auf eine meiner Schriften verweist, weiß von allen in Betracht kommenden Problemen und den bisher gewonnenen Resultaten rein nichts oder kümmert sich nicht darum. Vorliegende Schrift bezeichnet keinen Fortschritt.[1]

Davos. E. Brugger.

[1] Es sei noch ein unangenehmes Versehen erwähnt: p. 17 *Merlin* [lies *Josafas*!] *gave to Evolat an account* etc.

Verzeichnis der eingelaufenen Druckschriften.

Allgemeines.

Zeitschrift für österreichische Volkskunde. XX, 3-4. Juli 1914 [M. Höfler, Engelbrot. — St. Braßloff, Antike Motive in Volksbrauch und Sage. — J. Blau, Unsere Bastler und Holzschnitzer. — A. Kochanowski, Aus dem Leben der Schafhirten in der Bukowina. — V. Lebzelter, Unsere Kenntnisse von der physischen Beschaffenheit der Völker Österreichs].

Schweizerisches Archiv für Volkskunde. XVIII, 2 [H. Dübi, Die Verdienste der Berner um die Volkskunde im 18. Jahrhundert. — A. Rossat, Les 'Fôles'. — E. Hoffmann-Krayer, Heimberger Keramik. — Ders., Volkskundliches aus Jeremias Gotthelf]. 3-4 [P. Geiger, Schweizerische Kiltsprüche. — G. Barblan, Sitten, Gebräuche und Volksfeste im Unterengadin. I. — E. Wittich, Vier Zigeunergeschichten. — E. Wittich, Zigeunerische Amulette und sonstiger Gegenzauber. — Miszellen. u. a.: E. Hoffmann-Krayer, Volkskundliches aus Jeremias Gotthelf, II].

Report of the Royal Society of Literature, and list of fellows. 1914.

Transactions of the Royal Society of Literature. Second series. Vol. XXIII. Part I. London. Asher, 1914. 71 S. [Enthält u. a.: M. A. Gerothwohl. The poetry of Carmen Sylva. — F. J. Foakes-Jackson, George Crabbe.]

Blümel, Rudolf, Einführung in die Syntax (Indogerman. Bibliothek. Zweite Abt.: Sprachwissenschaftl. Gymnasialbibliothek, VI. Band). Heidelberg, C. Winter, 1914. XII, 283 S. Kart. M. 3,60.

Pokorny, Julius, A concise Old Irish grammar and reader. Part I: grammar. Halle a. S., Niemeyer, 1914. VII, 125 S. M. 5.

Lehmann, P., Vom Mittelalter und von der lateinischen Philologie des Mittelalters. S.-A. aus 'Quellen und Untersuchungen zur lateinischen Philologie des Mittelalters', begründet von L. Traube, hg. von P. Lehmann. Bd. V. München, C. H. Becksche Verlagsbuchhandlung, 1914. 25 S. M. 1,20.

Hilka, A., Beiträge zur Fabel- und Sprichwörterliteratur des Mittelalters. S.-A. aus '91. Jahresbericht der Schlesischen Gesellschaft für vaterländische Kultur'. Breslau, Aderholz, 1914. 38 S. M. 1.

Nolte, A., Sprachstatistische Beispiele aus den früheren platonischen Schriften und aus Ariosts 'Orlando furioso'. Als Manuskript gedruckt. Göttingen, Hubert & Ko., 1914. 56 S.

Hilka, A., Randglossen zu mittelalterlichen Handschriften. S.-A. aus 'Beiträge zur Forschung, Studien und Mitteilungen aus dem Antiquariat Jacques Rosenthal, München', Heft 4—5 der I. Folge 1914. S. 121—126. [Sachkundige Beschreibung von vier im Besitze des eben genannten Antiquariats befindlichen Handschriften, welche den anglonormannischen Boeve de Haumtone, Fierabras, Jehan de Paris und eine italienische Prosaübersetzung der sogenannten Historia Alexandri Magni de preliis enthalten. Die ersten beiden Handschriften gehörten früher dem Pariser Verleger Didot und waren schon von Stimming in seiner Ausgabe des Boeve de Haumtone, S. IV—VI, einer kurzen Betrachtung unterzogen worden. Die dritte, eine Papierhandschrift aus dem 15. Jahrhundert, ist mit der verloren geglaubten Handschrift identisch, welche A. de Montaiglon für seine Ausgabe des Jehan de Paris verwertet hat.]

Trauerfeier für Hermann Suchier in der Domkirche zu Halle a. S. am 7. Juli 1914. Als Manuskript gedruckt.

Der Vortrupp, Halbmonatsschrift für das Deutschtum unserer Zeit, hg. von H. M. Popert und H. Paasche. III, 12, 13, 14 (16. Juni bis 16. Juli

1914) [darin u. a.: H. Offe, Hemmnisse der Reform unserer höheren Schulen. — L. Katscher, Das Londoner Browning-Settlement].

Das Lyzeum. I, 9. Juni 1914 [Schnobel, Die dreiklassige Studienanstalt (Oberrealschule) in Sondershausen. — Pachaly, Der Frauenweg zur Universität. — Dickmann, Vom wissenschaftlichen Geist in unseren Lyzeen. — Kuttner, Zum französischen Unterricht]. I, 10-11. Juli bis August 1914 [enthält u. a.: Wagner, Über die lateinische Lektüre in der Studienanstalt. — Dubislav, Boek. Gruber, Röttgers, Zum französischen Unterricht. Eine Entgegnung und Schlußwort].

Zeitschrift für Geschichte der Erziehung und des Unterrichts. III, 1 [J. Kvačala, Die letzten autobiographischen Aufzeichnungen des Comenius. — F. Wienecke, Die Begründung der evangelischen Volksschule in der Kurmark und ihre Entwicklung bis zum Tode König Friedrichs I., 1540—1713]. 2 [A. Hasl, Austreib- und Kirschenkerne in den alten Schulverträgen und Schulordnungen. — G. Lühr, Zur Geschichte des Jesuitenkollegs zu Rössel. — M. Schipke, Gesangunterricht an den Schulen von Basel, 1775—1875]. 3 [W. Toischer, Zur Entstehungsgeschichte des 'Orbis pictus'. — F. Kammradt, Die Nationalerziehung der Zukunft nach Fichtes Staatslehre aus dem Jahre 1813. — R. Herrmann, Ein demokratischer Schülerverein aus dem Revolutionsjahre 1849]. 4 [R. Windel, Über die emblematische Methode des Johannes Buno. — P. Schwartz, Preußische Schulgeschichte in polnischer Beleuchtung].

Die Vorbildung zum Studium in der philosophischen Fakultät. Denkschrift der philosophischen Fakultät der Universität Göttingen. Leipzig, Teubner, 1914. 20 S. M. 0,80. [I. Seitdem das preußische Unterrichtsministerium auch den Absolventinnen der Oberlyzeen den völlig unbeschränkten Zugang zur Immatrikulation eingeräumt hat, wird das akademische Studium noch weit mehr als bisher mit unzulänglicher Vorbereitung begonnen. Die Folge davon ist 'eine unbewußte Anpassung an die Mindervorbereiteten und damit ein Sinken des Niveaus' (S. 4). Die Studierenden aber gehen, selbst wenn sie durch gewaltsame Willensanspannung die Staatsprüfung formell bestehen, innerlich unreif in ihren Beruf. — II. Welche Anforderungen an die Vorbildung stellen die einzelnen Fächer der philosophischen Fakultät? Für fast alle Fächer ist in erster Linie zu fordern eine 'genügende Beherrschung der lateinischen, der französischen und der englischen Sprache' (S. 7). Für die Philosophie wird daneben besonders die Notwendigkeit einer Schulung in Mathematik und Naturwissenschaften betont. Für das Studium der neueren Sprachen ist das Lateinische die conditio sine qua non. III. Nach diesen Gesichtspunkten sind 'Eigenart und Grenzen der höheren Schulen in ihrem Verhältnis zum Universitätsstudium' unschwer zu bestimmen. Die ganz großen Schwierigkeiten für das Universitätsstudium liegen jedenfalls erst in den lateinlosen Anstalten. Die Vorbereitung, die das Oberlyzeum für die Universität gibt, reicht für kein einziges Fach der Fakultät ohne weiteres aus; für die weitaus meisten Fächer aber zeigt sie Lücken, die keinesfalls nebenher ausgefüllt werden können (S. 13). IV. Folgerungen: Es sind Ergänzungseinrichtungen für die Vorbereitung nötig; diese sind teils an die Oberstufe der Schulen anzugliedern, teils an den Universitäten selbst zu schaffen. Namentlich ist bei der Aufnahme in die Universitätsseminare die unerläßliche Vorbildung ausdrücklich festzustellen. Für solche und andere dringende Reformen ist jedoch eins erforderlich: die persönliche Fühlungnahme der zentralen Unterrichtsverwaltung mit den Universitäten. R. Röhmer.]

Sperber, Hans, Über den Affekt als Ursache der Sprachveränderung. Halle a. S., Niemeyer, 1914. IV, 106 S. Geh. M. 2,40. ['Versuch einer dynamologischen Betrachtung des Sprachlebens': der Verfasser sucht festzustellen, welchen Einfluß die Affekte auf das Leben der Sprache haben.]

Hilmer, Hermann, Schallnachahmung, Wortschöpfung und Bedeutungswandel, auf Grundlage der Wahrnehmungen von Schlag, Fall, Bruch und derartigen Vorgängen dargestellt an einigen Lautwurzeln der deutschen und der englischen Sprache. Halle a. S., Niemeyer, 1914. XVII, 356 S. M. 10. [I. Teil: Schallnachahmung und Wortschöpfung. — II. Teil: Bedeutungswandel: Allgemeine Gesichtspunkte. — Einteilung des B. nach der Art der Benennung. — Die grundlegenden Vorstellungsknoten: 'Körper', 'Erhöhung', 'Vertiefung' und 'Bewegungen'. — Benennung von Schallvorstellungen. — Zusammenfassende Übersicht der Grundlinien des B. — Erneuerung des Wortschatzes durch Schallnachahmung. — Lautliche Abstufungen durch Urschöpfung oder durch Lautwandel unter begrifflich zusammenhängenden Wörtern. — Wortverwandtschaften unter geschichtlich zusammenhängenden Sprachen. — III. Teil: Anordnung der Belege nach Lauten und Bedeutungen. — Wortlisten.]

Hirsch, Julian. Die Genesis des Ruhmes. Ein Beitrag zur Methodenlehre der Geschichte. Leipzig, J. A. Barth, 1914. XV, 285 S. M. 6,60.

Het Welvaren van Leiden. Handschrift uit het jaar 1659 uitgeg. met duitsche vertaling, aanteekeningen en bibliogr. bijzonderheden [door Felix Driessen]. Met 5 facsimiles. 's-Gravenhage, M. Nijhoff, 1911. X, 172, 172, 43 S.

Leiden in den Franschen Tijd. Handschrift uit de jaren 1794—1813. Uitgegeven door Felix Driessen. Leiden. E. Ijdo, 1913. 84 S.

Report of the international commission to inquire into the causes and conduct of the Balkan wars (Carnegie endowment for international peace, division of intercourse and education. publication no. 4). Published by the endowment, Washington, D. C., 1914. X, 418 S. 3 Karten.

65. Bericht der Lese- und Redehalle der deutschen Studenten in Prag 1913. Sommersem. 1913. Wintersem. 1913/14. Prag, Verl. der Lese- und Redehalle der deutschen Studenten, 1914. 76 S.

Wie schützen wir die Kinder und uns vor Skrofulose und Schwindsucht? Praktische, durchführbare Ratschläge für jedermann. [Berlin] 1914, o. O. u. Verl. 43 S. M. 1,75.

Neuere Sprachen.

Literaturblatt für germanische und romanische Philologie. XXXV, 6. Juni 1914 [Det Arnamagnæanske haandskrift 81a fol. (Gebhardt). — Berg, Svenska studier (Gebhardt). — Körner, Nibelungenforschung der deutschen Romantik (Helm). — Pfannmüller, Die vier Redaktionen der Heidin (Helm). — Lütjens, Der Zwerg in der deutschen Heldendichtung des Mittelalters (Helm). — Biro, Lautlehre der heanzischen Mundart (Behaghel). — Klewitz, Die Natur in Günthers Lyrik (Moog). — Döll, Goethes Mitschuldigen (Alt). — Meszleny, F. Hebbels Genoveva (Moog). — Lenz, John Dennis. Sein Leben und seine Werke (Glöde). — Beck, La musique des troubadours (Schläger). — Fischer, The literary relations between La Fontaine and the 'Astrée' of Honoré d'Urfé (Minckwitz). — Butlletí de dialectologia catalana I (Spitzer). — Hanssen, Gramática histórica de la lengua castellana (Spitzer)]. XXXV, 7. Juli 1914 [Behaghel: Franck, Altfränkische Grammatik. — Hentrich, Wörterbuch der nordwestthüringischen Mundart des Eichsfeldes. — Helm: Kleinstück, Die Rhythmik der kurzen Reimpaare. — Collin: Traumann, Goethes Faust nach Entstehung und Inhalt erklärt. — Gloel: Metz, Friederike Brion. — Gebhardt: Fiske, Books printed in Iceland 1578—1844. — Glöde: Brüll, Untergegangene und veraltete Worte des Französischen im heutigen Englisch. — Meyer, Die Charakterzeichnung bei Chaucer. — Fuchs, Henry Lawson. — Lerch: Morf, Geschichte der französischen Literatur im Zeitalter der Renaissance, 2. Aufl. — Krämer: von Wurzbach, Geschichte des französischen Romans. — Spitzer: Koblischke,

Volkstümliches Französisch aus dem Pariser Landkreis]. XXXV, 8, 9. August u. September 1914 [Lerch: Petersen, Literaturgeschichte als Wissenschaft. — Helm: Matthias, Die geographische Nomenklatur Italiens im altdeutschen Schrifttum. — Rattay, Die Ostracher Liederhandschrift. — Wiesotzky, Untersuchungen über das mittelhochdeutsche Buch der Rügen. — Lüteke, Studien zur Philosophie der Meistersänger. — Behaghel: Vetter, Die Predigten Taulers aus der Engelberger und Freiburger Hs. — Holzträger, Syntaktische Funktion der Wortformen im Nösnischen. — Grimme, Plattdeutsche Mundarten. — Moog: Woerner, Ibsen. — Volkmann, Wilhelm Busch der Poet. — Wagner: Winther, W. Busch als Dichter, Künstler, Psychologe und Philosoph. — Ackermann: Schofield, Chivalry in English literature. — Baskervill, English elements in Jonson's early comedy. — Glöde: Seemann, Sir John Davies. — Urtel: Wartburg, Die Ausdrücke für die Fehler des Gesichtsorgans in den romanischen Sprachen. — Schneegans: Fr. Rabelais. Œuvres, éd. crit. p. p. A. Lefranc. T. II. — Rabelais, Gargantua et Pantagruel, texte transcrit p. H. Clouzot. — Foulet, Correspondance de Voltaire. — Stiefel: Pitollet, Contributions à l'étude de l'hispanisme de G. E. Lessing. — Ders., La querelle Caldéronienne de J. N. Böhl v. Faber et José Joaquin de Mora].

Modern language notes. XXIX, 6. June 1914 [A. H. Gilbert, 'Samson Agonistes', 1096. — C. Searles, The three kings of Racine's 'Andromaque', V 2. — P. A. Barba, 'Ein Mann ohne Vaterland'. — W. Chislett, jr., The sources of 'Ralph Roister Doister'].

Festschrift zum XVI. Neuphilologentag in Bremen vom 1. bis 4. Juni 1914. Heidelberg, Winter, 1914. 306 S. [J. Hoops, Swinburnes Tale of Balen und Malorys Mort d'Arthur. — H. Spies, Posies. Ein Beitrag zur englischen Volkskunde. — H. Maas, Zwei spätme. Texte der Bremer Stadtbibliothek. — C. Scriba, Whitman und Emerson. — W. E. Otto, Bildungswerte und Erziehungsprobleme der Vereinigten Staaten. — H. Tardel, Das Motiv des Gedichtes 'Botenart' von Anast. Grün. — E. Wechßler, Über den Witz (das Witzwort, *le mot pour rire*) aus Anlaß Molières. — E. Schütte, Zum Epitheton bei J.-J. Rousseau. — H. Vogel, Gedichte von P. Verlaine, in deutscher Umdichtung.]

Modern philology. XII, 2. June 1914 [A. W. Porterfield, Poets as heroes of epic and dramatic works in German literature. — S. W. Cutting, Notes on Walther von der Vogelweide. — Ch. Handschin, Goethes Abfall von der Gotik. — Fr. Schoenemann, Zur Literaturgeschichte der Mark Brandenburg. — J. J. Meyer, Zur Aufklärung über 'Isoldes Gottesurteil']. XII, 3. July 1914. Romance section [G. A. Dunlop, The sources of the idyls of Jean Vauquelin de la Fresnaye. — J. M. Burnam, Miscellanea Hispanica. — J. P. W. Crawford, The influence of Seneca's tragedies on Ferreira's 'Castro' and Bermudez' 'Nise lastimosa' and 'Nise laureata'. — E. H. Tuttle, Hispanic notes].

Revue germanique. X, 4. Juillet—Août 1914 [Régis Michaud, Emerson et Montaigne. — J.-J. A. Bertrand, L. Tieck et le roman picaresque].

Modern language teaching. X, 4. June 1914 [H. C. Wyld, Standard English and its varieties. — R. A. Williams, Spelling reform. — P. Chavannes, Chronique française. — E. Renault, Le français commercial en Angleterre. — G. F. Bridge, Registration and training]. X, 5. July 1914 [F. Boillot, Essai d'explication de texte. — H. H., French by the direct method. — J. Paillardon, La méthode directe].

The modern language review. IX, 3. July 1914 [R. M. Alden, The mental side of metrical form. — W. H. Williams, 'Palamon and Arcite' and the 'Knightes Tale', III. — G. C. Macaulay, The 'Ancren Riwle', II (contin.). — P. Toynbee, The S. Pantaleo Italian translation of Dante's letter to the Emperor Henry VII. (epist. VII). — S. H. Kenwood, Lessing in England, II.

— J. Crosland, 'Von dem Blümlin Vergißmeinnit', a Middle High German poem].

Germanisch-romanische Monatsschrift. VI, 7. Juli 1914 [R. Müller-Freienfels, Einige psychologische Grundfragen der Metrik. — R. Blümel, Vom heutigen neuhochdeutschen Modus. — R. Petsch. Das Kätchen von Heilbronn. — Ch. Bally, Figures de pensée et formes linguistiques, I, II]. 8-9. August bis September 1914 [A. Ludwig, Fortsetzungen, eine Studie zur Psychologie der Literatur. — E. Classen, The novels of Arnold Bennett. — Ch. Bally, Figures de pensée et formes linguistiques, III. — E. Lerch, Die stilistische Bedeutung des Imperfektums der Rede ('style indirect libre')]. 10-11. Oktober bis November 1914 [Die Universitäten des Deutschen Reiches an die Universitäten des Auslandes. — R. Rübel, Über psychopathologische Sprachstörungen. — H. Fischer, Goethes Tasso und seine Quellen. — A. Proeksch, Der Wortschatz Theodor Storms. — E. Eckhardt, Zur Charakteristik von Charles Dickens, I. — L. Spitzer, Matilde Serao (eine Charakteristik)].

Viëtor, Wilhelm. Elemente der Phonetik des Deutschen, Englischen und Französischen. Sechste. überarb. und erweit. Aufl. Mit einem Titelbild und Figuren im Text. Erste Hälfte. Leipzig, Reisland, 1914. IV, 194 S. [Inhalt: Einleit.: Die Sprachorgane. — Erster Teil: Die Sprachlaute. Vorbemerk.: Die Lautbezeichnung. 1. Kap.: Kehlkopfartikulation. — 2. Kap.: Mundartikulation. I. Laute mit Mundöffnung: 1. Stimmhafte: Vokale. 2. Stimmlose: Hauchlaute.]

Klinghardt, H., Artikulations- und Hörübungen. Praktisches Hilfsbuch der Phonetik für Studierende und Lehrer. 2. Aufl. Cöthen. O. Schulze, 1914. VIII, 255 S. Brosch. M. 6, geb M. 7.

Guthrie, K. S., Die Muttersprachmethode. Gedanken und Vorschläge zu einem nationalen, der Muttersprache und Heimatkunde angepaßten Lehrgang für fremde Sprachen. Mit einer Einleitung von Prof. Rein, Jena.

Bächtold, H., Die Gebräuche bei Verlobung und Hochzeit, mit besonderer Berücksichtigung der Schweiz. Eine vergleichend volkskundliche Studie. I. Bd. (Schriften der Schweizerischen Gesellschaft für Volkskunde, 11.) Straßburg i. E., Trübner, 1914.

Wagner, Max, Hollands Geisterdramen und ihre Beziehung zu den übrigen europäischen Literaturen. Münchener Dissertation, 1913. 48 S. [Ein Teildruck, ohne einen Vermerk darüber, wo die ganze Arbeit erscheinen soll. Die Einführung handelt von der Pflege Senecas in Holland und den Vorbedingungen für seinen Einfluß, mit besonderer Rücksicht auf den Volkscharakter. Kein anderes Land hat eine gleich große Zahl von Senecadramen hervorgebracht; doch tragen sie hier durchaus nationales Gepräge. Der Einfluß der übrigen Literaturen ist gering. Das gilt namentlich von der englischen; die Holländer schöpfen fast durchweg aus Seneca selbst, nicht aus englischen Bearbeitungen — eine Beobachtung, die sich auf die eingehende Untersuchung J. A. Worps (1887) stützt. Die nun folgende Einzelbetrachtung derjenigen holländischen Geisterdramen, die nach Worp in Beziehung zu englischen Bühnenwerken stehen, erstreckt sich in diesem Teildruck nur auf zwei Stücke des A. van den Bergh, 'Jeronimo' (1621) und 'Polidoor' (1622). Das Inhaltsverzeichnis stellt die Erörterung von weiteren 17 Werken in Aussicht.]

Jewett, Sophie, Folk-ballads of southern Europe, translated into English verse. New York, London, Putnam, 1913. XII, 299 S. 6 s. [Inhalt: Introduction. — Ballads of love. — Ballads of murder. — Ballads of prisoners. — Biblical and apocryphal ballads. — Ballads of the supernatural.]

A renaissance courtesy-book: Galateo of manners and behaviours, by Giovanni della Casa. With an introd by J. E. Spingarn (The

humanist's library, ed. L. Einstein, VIII). Boston, U. S. A., D. B. Updike, 1914. XXVII, 124 S.

Offe, H., Gedanken eines Neuphilologen zur geplanten Prüfungsordnung für das höhere Lehramt in Preußen (Sonderabdruck aus dem Pädagogischen Archiv, hg. von J. Ruska, 56. Jahrg., Heft 9). Leipzig, Quelle & Meyer, 1914. 11 S.

Endres, Josef, Höhere Schulen und deutscher Unterricht in Frankreich (Sonderabdruck aus der Bayrischen Zeitschrift für Realschulwesen, 1914). München 1914. 18 S. [Der Verfasser war mehrere Jahre lang als 'assistant d'allemand' in Lyon und Paris tätig. Der Aufsatz schildert die Wirkungen der Reform von 1902 mit ihrer radikalen Durchführung der direkten Methode im fremdsprachlichen Unterricht und den wachsenden Widerstand, dem diese Revolution von oben alsbald bei den Fachleuten und in der Praxis begegnet ist. Die hervorragenden Leistungen der französischen Lehrer des Deutschen werden voll anerkannt und aus den bekannten Vorzügen des dort herrschenden Systems der Vorbildung abgeleitet.]

Walter, Max, Der Gebrauch der Fremdsprache bei der Lektüre in den Oberklassen. Vortrag, gehalten auf dem XI. Deutschen Neuphilologentage zu Köln a. Rh. 2. Aufl. Mit Ergänzungen und Anmerkungen. Marburg i. H., Elwert, 1914. VI, 43 S.

Walter, Max, Aneignung und Verarbeitung des Wortschatzes im neusprachlichen Unterricht. Vortrag, gehalten auf dem XII. Deutschen Neuphilologentage zu München. 2. Aufl. Mit Ergänzungen und einem Anhang. Marburg i. H., Elwert, 1914. VIII, 69 S. [Die beiden Reden des verdienstvollen Vorkämpfers der (damals noch) neuen 'direkten' Lehrweise haben für die Lehrer der neueren Sprachen große Bedeutung gewonnen. Deshalb sei auch auf den Inhalt der zweiten (über die erste vgl. J. Block, 'Archiv' 116, S. 210—214) hier kurz hingewiesen, zumal da sie jetzt infolge der Neubearbeitung und der Einfügung mehrerer mit dem Thema zusammenhängender Erörterungen in verbesserter Gestalt vorliegt. — Ihren Kern bilden nach wie vor folgende vier Leitsätze: '1. Die Hauptquelle für die Aneignung des Wortschatzes ist der die Schüler interessierende Sprech- und Lesestoff. Im Anfangsunterricht insbesondere steht die Einprägung des Wortschatzes in engster Verbindung mit einem nach sachlichen Gesichtspunkten geordneten und der Fassungskraft der Schüler entsprechenden Sprachstoffe. 2. Die Schüler sind dazu anzuleiten, die Bedeutung aller auftretenden Wörter und idiomatischen Wendungen durch unmittelbare Verknüpfung mit der Handlung, dem Dinge oder Bilde (Zeichnung an der Tafel) oder durch Umschreibung in der fremden Sprache zu gewinnen oder soweit als möglich aus dem Satzzusammenhange zu erschließen. Die Muttersprache ist nur im Notfalle heranzuziehen. 3. Von Zeit zu Zeit empfiehlt sich eine Durchmusterung des Lesestoffes, um den gewonnenen Wortschatz nach bestimmten formalen und sachlichen Gruppen zu ordnen. 4. Der 'aktive' Wortschatz (= der Wortschatz, den man beim Sprechen anwendet) muß durch das Sprechen der Sprache lebendig erhalten und durch vielseitige Übungen in der Gruppierung und im Ersatz der Ausdrücke stetig befestigt und ergänzt werden. Sehr nützlich und anregend erweist sich hierbei die freie dialogische Behandlung geeigneter Sprachstoffe. Der 'passive' Wortschatz (= der Wortschatz, den man beim Hören und Lesen versteht, aber nicht selbst gebraucht) erfährt durch fleißiges Lesen stetige Erweiterung. Von der Einprägung selten vorkommender Wörter und Wendungen ist selbstverständlich Abstand zu nehmen.' — Die seit dem ersten Erscheinen des Vortrags (1906 in Viëtors 'Neueren Sprachen') hinzugefügten Anmerkungen und Textänderungen erläutern gewisse Begriffe, z. B. den der inneren Anschauung, tragen Literatur nach, warnen vor Überschätzung bestimmter Einzelmomente und vor Mechanisierung und empfehlen ander-

seits eine Reihe inzwischen erprobter neuer Mittel zu dem einen großen Zweck: den Schüler zu freudiger Selbsttätigkeit zu erziehen. Ein verhältnismäßig umfangreicher Anhang (23 S.) gibt eine Anzahl französischer Unterrichtsstunden des Verfassers und eines jüngeren Kollegen in Protokollform wieder.]

Germanisch.

The journal of English and Germanic philology. XIII, 2. April 1914 [J. Goebel, Aus Rudolf Hildebrands Nachlaß (Zu Walther von der Vogelweide). — J. Goebel, Zu Walther von der Vogelweide. — H. T. Collings, The language of Freytag's 'Ahnen'. — F. A. Braun, Marg. Fuller's translation and criticism of Goethe's Tasso. — E. G. Jaeck, John Oxenford as translator. — A. Le Roy Andrews, Ibsen's Peer Gynt and Goethe's Faust. — H. A. Eaton, De Quincey's love of music. — F. B. Snyder, Stuart and jacobite lyrics. — R. M. Alden, The use of comic material in the tragedy of Shakespeare and his contemporaries. — J. Q. Adams, jr., Some notes on H. Glapthorne's 'Wit in a constable'. — J. B. Fletcher, 'Spenser's earliest translations'].

Heims, Wilhelm, Der germanische Alliterationsvers und seine Vorgeschichte. Mit einem Exkurs über den Saturnier. Münsterer Dissertation. 1914. Weimar, Wagner. VIII, 126 S. [Aus dem Inhalt: 1. Verschiedene Tendenzen in der germanischen Metrik. — 2. Frage nach dem 'Metrum'. — 3. Synkopierte Senkungen. — 4. Taktbildung und Vortragsart. — 5. Taktbildung und Vortragsart beim Alliterationsvers. — 6. Hebungstakte und Senkungstakte — Typen. — 7. Kürze als Hebungstakt. — 8. Verwendung der viertaktigen Typen. — 9. Typus A 3 und Anschließendes. — 10. Sechstakter, ihre Formen und deren Verteilung auf die beiden Halbzeilen. — 11. Fünftakter (ebs.). — 12. Das Auftaktproblem — Siebentakter. — 13. Verwendung der fünf-, sechs-, siebentaktigen Typen. — 14. Zur Entstehung des Typensystems — Verhältnis des ae. Versbaues zum altnord. und altsächs. — Lateinische Einflüsse? — 15. Der saturnische Vers. — 16. Verhältnis der klassischen Metren zu den germanischen, speziell des Saturniers zum german. Alliterationsvers. — 17. Vorgeschichte des saturnischen Verses. — 18. Der Urvers. — 19. und 20. Entwicklung im Germanischen bis vor der Entstehung des Typensystems. — 21. 'Quantitierend' und 'akzentuierend'.]

Friese, Hans, Thidrekssaga und Dietrichsepos. Untersuchungen zur inneren und äußeren Form (Palaestra CXXVIII). Berlin, Mayer & Müller, 1914. VIII, 185 S. M. 5.50.

Haupt, Waldemar, Zur niederdeutschen Dietrichsage (Palaestra CXXIX). Berlin, Mayer & Müller, 1914. [VIII] 294 S.

Loewenthal, Fritz, Studien zum germanischen Rätsel (Germanistische Arbeiten, hg. von G. Baesecke, Heft 1). Heidelberg, C. Winter, 1914. IV, 150 S. M. 4. [Drei Rätselsammlungen werden hier studiert: 1. die Heidreksgátur der Edda; 2. die ae. Rätsel des Exeterbuches; 3. die verschiedenen mhd. Rätseldichtungen. Auf den Stoffkreis ist geachtet und auf die Form der Einkleidung. Abgesehen von einer Reihe Einzelbemerkungen, besonders zu den ags. Gedichten, wird als Ergebnis herausgearbeitet, daß die mhd. Rätsel viel näher zu den mittellateinischen stimmen als zu den altgermanischen. Darf man überhaupt die ags. Rätsel zu den altgermanischen rechnen? Wenn man zu denen des Exeterbuches noch die von 'Salomon und Saturn' sowie 'Pharao' rechnet, so hat man doch den Eindruck einer pseudogelehrten Tradition, die mit dem gemeinverständlichen Heldenwesen der altgermanischen Spielmannspoesie nur sehr entfernt verwandt ist. Eine ähnliche Schulwand wie in England hat sich auf deutschem Boden zwischen die altgermanischen und die mhd. Ratgedichte geschoben. A. B.]

Duriez, Georges, La théologie dans le drame religieux en Allemagne au moyen âge. Lille, R. Giard, 1914. 645 S. Fr. 15. [Inhalt: 1. La trinité. — 2. La création. — 3. Les anges. — 4. Les démons et l'enfer. — 5. L'homme. — 6. Patriarches. Prophètes. Sibylles. Les préfigurations. — 7. L'incarnation. — 8. La vie cachée de Jésus. — 9. La vie publique de Jésus. — 10. La rédemption. — 11. Jésus au jardin de Gethsémani. — 12. Jésus devant Anne et Caïphe. — 13. Jésus devant Pilate et Hérode. — 14. Le chemin de la croix. — 15. La compassion de Marie et les Marienklagen. — 16. La résurrection. — 17. L'ascension et la Pentecôte. — 18. L'assomption de Marie. — 19. L'antéchrist. — 20. Le jugement dernier.]

Duriez, Georges, Les apocryphes dans le drame religieux en Allemagne au moyen âge. Lille, R. Giard, 1914. 112 S. Fr. 3. [Inhalt: 1. L'interrogation de Jésus devant Pilate. — 2. Incarcération et mise en liberté de Joseph d'Arimathie. — 3. La descente aux enfers. — 4. L'assomption de Marie.]

Skandinavisch.

Språk och stil. Tidskrift för nysvensk språkforskning. XIV, 2-4. Uppsala 1914 [Jul. Swenning, Nysv. argbigga och besläktade uttryck. — Einar Gerdelius, Växlande artikelböjning med n och t. — J. E. Hylén, Ett par skolgrammatiska frågor. — Olof Gjerdman, Vår satskommatering. — Sigfr. Ehrling, Grammatik och logik. — Joh. Götlind, Är den fria versen poesi eller prosa?].

Noreen, Adolf, Geschichte der nordischen Sprachen, besonders in altnordischer Zeit. (Grundriß der germanischen Philologie, hg. von H. Paul. 3. Aufl.) 3., völlig umgearbeitete Aufl. Straßburg, Karl J. Trübner, 1913. 239 S. M. 4,50. [Die Bezeichnung 'völlig umgearbeitete Auflage' könnte irreführen. Denn die Anlage des langbewährten Werkes ist bis auf die Paragraphen gleichgeblieben. Höchstens ist einmal ein Paragraph ausgelassen (z. B. § 80) und sogleich durch einen neuen ersetzt (§ 82). Die neue Auflage hebt sich schon rein äußerlich durch übersichtlicheren Satz sehr vorteilhaft ab. Die Literaturnachweise sind jetzt nicht gruppenweise vereinigt, sondern aufgeteilt: auch das eine große Annehmlichkeit! Die sonstigen Änderungen können hier nur ganz kurz angedeutet werden. N. hat ganze Arbeit gemacht. Schon das erste Kapitel, die allgemeine historische Übersicht, läßt in den wesentlichen Abweichungen der meisten chronologischen Ansätze gegenüber der vor zwölf Jahren erschienenen Auflage nicht nur die Fortschritte, sondern auch die große Unsicherheit in der Datierung von Lehnwörtern. Runeninschriften usw. erkennen. Auf die präzisere Formulierung, die teils durch ein kleines Wörtchen frühere Behauptungen einschränkt, teils grammatische Erscheinungen schärfer heraushebt, hat der Verfasser größte Sorgfalt gewandt. Die Unterschiede zwischen ostnorwegischen und westnorwegischen Dialekten werden gleich zu Anfang viel genauer ausgedrückt. Wollte man alle Änderungen durchsprechen, so genügte dazu kaum eine bogenlange Rezension, die natürlich auch manches Befremdliche zu bedenken hätte, wie z. B. die terminologische Veränderung in dem überhaupt stark durchgearbeiteten Kapitel der 'qualitativen Veränderung von Sonanten'. N. nennt hier neuerdings die Erscheinungen, die man als Brechung und als Vokalharmonie zu bezeichnen pflegt, einfach Umlaut und spricht bei der Veränderung von *e* zu *ia* unter Einwirkung eines folgenden *a*, was man gemeiniglich Brechung nennt, gleichermaßen von einem *a*-Umlaut wie bei der Wandlung von starktonig kurzem *i* zu *e* unter Einwirkung eines folgenden *a*, also bei Vokalharmonie. Auch die Geschichte der Flexionsformen, die von jeher durch eine Darstellungsart ausgezeichnet war, die nur dem selbständigen Forscher bestimmt ist und sich dem An-

fänger gegenüber nichts vergibt, ist vielfach umgeformt worden. Doch ist auf diesem Gebiete seit der letzten Auflage keine Einzelarbeit erschienen, die große Umwälzungen nötig gemacht hätte. Ich widerstehe der Versuchung, mich in Details zu verlieren. Es war ein Vorzug dieser altnordischen, nicht systematischen, sondern historischen Grammatik, daß sie auch das Stiefkind der elementargrammatischen Lehrbücher, die Geschichte der Flexionsformen, mit allem Wissens- und Erwägenswerten behandelt und sich nicht nur auf die kurze Angabe der urnordischen Formen beschränkt, wie sie des Verfassers dem Lernenden bestimmte Grammatiken aufweisen. — Noreens Grammatik wird auch in dieser neuen, mannigfach durch Beispiele vermehrten und geklärten Auflage den Forscher hart an die grammatischen Probleme heranführen, und da kann man es schon in den Kauf nehmen, wenn der Anfänger durch die Selbstverständlichkeit und Voraussetzungslosigkeit der Diktion leicht entmutigt wird. — Vielleicht hätte die auf S. 6 stehende stilistische Entgleisung 'aus dem 7. Jahrhundert möchten sein: die Inschriften' statt 'mögen', die zu Eingang eines solchen Werkes besonders stört, getilgt werden können! W. R.]

Islandica. An annual relating to Iceland and the Fiske Icelandic collection in Cornell university library, ed. G. W. Harris. Vol. VII. The story of Griselda in Iceland, by Halldór Hermannsson. Ithaka, New York, 1914. XVIII, 48 S. $ 1.

Islandica. An annual relating to Iceland and the Fiske Icelandic Collection in Cornell University library, ed. by George William Harris. Vol. VI. Icelandic Authors of to-day by Halldór Hermannsson. Ithaka, New York, 1913. XIV, 69 S. $ 1. [1. Weitschweifige Vorrede über das reiche literarische Leben Islands, die in einen Hymnus auf die gegenwärtige kulturelle Blüte ausklingt! 2. Alphabetisches Verzeichnis noch lebender Dichter und Schriftsteller Islands, soweit sie besondere Schätzung genießen. Den Schluß macht ein Anhang über die wichtigsten Gesamtdarstellungen auf dem Gebiete der neueren isländischen Literatur von 1550 an. Die Auswahl will nicht mehr als eine Auswahl sein. Was man früheren Bänden dieses Unternehmens zum Vorwurf gemacht hat, daß gesuchte Vollständigkeit, die auch obskure Traktätchen berücksichtigt, mit einem bisweilen peinlichen Übersehen des Wesentlichen Hand in Hand gehe, wird die Kritik auch hier wieder zu tadeln haben. W. R.]

Lind, E. H., Norsk-isländska dopnamn ock fingerade namn från medeltiden samlade ock utgivna. Åttonde häftet. Uppsala. Leipzig. Harrassowitz [o. J.]. Spalte 1121—1272.

Deutsch.

Jahrbuch des Vereins für niederdeutsche Sprachforschung. 1914. XL. Norden u. Leipzig, D. Soltau, 1914. 176 S. M. 4 [R. Brill, Mnd. Predigtmärlein. — H. Deiter, Textkritische Bemerkungen zu Statwechs Gereimter Weltchronik. — Ders., Zwei nd. Gebete des 14. Jahrhunderts. — Ders., Zwei Priameln des 15. Jahrhunderts. — F. Steinke, Sprachproben aus Niekosken, Kreis Czarnikau (Provinz Posen). — O. Weise, Die Streckformen und die Akzentverschiebung. — H. Ballschmiede, Die sächsische Weltchronik. — Chr. Krüger, Quellenforschungen zu Fritz Reuters Dichtungen und Leben. XV. Bisher unbekannte Beiträge Reuters zu Zeitschriften].

Naumann, Hans, Althochdeutsche Grammatik (Sammlung Göschen. Nr. 727). Berlin u. Leipzig, Göschen, 1914. 159 S. M. 0.90.

Naumann, Hans, Althochdeutsches Lesebuch (Sammlung Göschen. Nr. 734). Berlin u. Leipzig, Göschen, 1914. 148 S. M. 0.90.

Aron, A. W., Die 'progressiven' Formen im Mhd. und Frühnhd. Dissertation Wisconsin (New York Univ., Ottendorfer memorial series of

Germanic monogr., no. 10). Frankfurt a. M., J. Baer, 1914. VIII, 112 S. [Eine Fortsetzung der Bonner Dissertation von K. Rick über das prädikative Part. Präs. im Ahd. Der umfangreiche Stoff ist mit Fleiß gesammelt und verständig gruppiert. Erwünscht wäre gelegentlich ein Seitenblick auf analoge Erscheinungen der englischen Syntax sowie zu Schluß eine Übersicht der Gesamtentwicklung vom Ahd. bis zum Nhd.]

Krüer, Friedrich, Der Bindevokal und seine Fuge im schwachen deutschen Präteritum bis 1150 (Palaestra CXXV). Berlin, Mayer & Müller, 1914. VIII, 357 S. M. 8.

Lasch, Agathe, Mittelniederdeutsche Grammatik (Sammlung kurzer Grammatiken germanischer Dialekte, IX). Halle a. S., Niemeyer, 1914. XI, 286 S. M. 6,80.

Naumann, Hans, Notkers Boethius, Untersuchungen über Quellen und Stil. (Quellen und Forschungen zur Sprach- und Kulturgeschichte der germanischen Völker, hg. von A. Brandl, E. Schröder, F. Schultz, 121. Heft.) Straßburg, Trübner, 1913. 115 S. M. 4. [Verfasser unterzieht die lateinischen Kommentare zur Consolatio des Boethius einer ausführlichen Untersuchung. Die Verwandtschaft der drei den Kommentar des Remigius von Auxerre enthaltenden Handschriften wird an der Hand des Glossenapparates zum 1. Carmen des ersten Buches anschaulich gemacht. Daß Remigius Verfasser des betreffenden Kommentars ist, zeigt der Vergleich mit seinen übrigen Kommentaren, deren Erklärungsmethode der des Boethius-Kommentars sehr nahe steht. Neben des Remigius Deutungsversuch gibt es aber noch einen zweiten, der nicht selbständig erhalten ist, sondern nur in Kompilation mit dem Werk des Remigius. Auch Notkers Kommentar ist eine Vereinigung von Remigius' und jenem selbständigen Kommentar. Doch bevorzugt Notker den Remigius (R) vor dem anderen (X). Der Zusammenstellung des von Notker aus R und X geschöpften Apparates folgt die Behandlung selbständiger Zusätze. Hübsche Parallelen ergeben sich zu genrehaften Einfügungen Notkers. Der Kommentar ist im wesentlichen logisch, rhetorisch, astronomisch. — Den Text der Consolatio hat Notker in mannigfacher Hinsicht vereinfacht und verdeutlicht. Für die ahd. Übersetzungstechnik fehlten Vorarbeiten, und so begnügt sich Verfasser mit ein paar vergleichenden Hinweisen auf den rheinfr. Isidor. In der Syntax hält sich Notker strenger an das Lateinische als andere ahd. Übersetzer, aber den Stil seiner Vorlage kopiert er nicht. Die Tropen der Vorlage beseitigt er, wo es nur irgend angeht; doch dem biblischen Stil gewährt er der ahd. Übersetzertradition getreu freieren Eingang und nähert sich damit dem volkstümlichen Ethos. Das letzte Kapitel über Notkers Stil bedarf, so dankenswert es im einzelnen ist, in den Grundanschauungen besonderer Nachprüfung, wie sie hier nicht am Platze ist. Notkers Stil erklärt N. weder mit Kögel aus der Kenntnis des alten Alliterationsepos noch mit Martin aus der literarischen Verfestigung der Umgangssprache, vielmehr wende Notker den deutschen Prosastil, den Stil der feierlich ungebundenen Redeweise, der Predigt und der Rechtssprache an, ohne sich dessen völlig bewußt zu werden. Darin hat er Vorgänger, die N. genauer betrachtet. Die im wesentlichen poetischen Mittel dieses Stils (Variation, Alliteration, Wortschatz, Epitheta) werden zum Schluß gewissenhaft gewürdigt. Die Gesichtspunkte des letzten Kapitels laden zu mannigfachen Erörterungen über den ahd. Prosastiel ein. W. R.]

Weller, Alfred, Die frühmhd. Wiener Genesis nach Quellen, Übersetzungsart, Stil und Syntax (Palaestra CXXIII). Berlin, Mayer & Müller, 1914. X, 259 S. M. 7,60.

Kudrun, hg. von B. Symons (Altdeutsche Textbibliothek, hg. von H. Paul. Nr. 5). 2., verbesserte Aufl. Halle a. S., Niemeyer, 1914. CXI, 343 S. M. 4,40.

Gogala di Leesthal, O., Studien über Veldekes Eneide (Acta Germanica. Neue Reihe. Heft 5). Berlin, Mayer & Müller, 1914. 164 S. M. 4,50.

Rischen, Carl H., Bruchstücke von Konrad Flecks Floire und Blanchefl0r nach den Handschriften F und P unter Heranziehung von BH. (Germanische Bibliothek, hg. von Streitberg. Dritte Abteilung: Kritische Ausgaben altdeutscher Texte, herausg. von C. von Kraus und K. Zwierzina, Band 4.) Heidelberg, Winter, 1913. 130 S. M. 2,80. [Daß die zwei von Zwierzina und Lambel vor Jahren veröffentlichten Bruchstücke die herkömmliche Meinung über den seinerzeit so verdienstlichen Text Sommers ins Wanken bringen würden, dessen war man sich vielfach klar. Vorliegende Arbeit gibt für die in den Fragmenten enthaltenen Partien einen neuen kritischen Text. Es versteht sich, daß damit noch mehr geleistet ist, als es äußerlich scheint. Denn gründliche Arbeit an der ganzen Dichtung war die Bedingung für die kritische Herstellung der etwa 1000 Verse umfassenden Bruchstücke. R. gibt eine Übersicht über die Schreibergewohnheiten der beiden Bruchstücke und läßt dem Text außer den selbstverständlichen begründenden Anmerkungen noch Beiträge zur Textverbesserung der in den Bruchstücken nicht enthaltenen Teile der Dichtung, also Verbesserungen zu Sommers Text, folgen. Über die Textkritik des Verfassers zu sprechen, ist hier um so weniger der Ort, als sie eine gründliche Detailbetrachtung verlangt. Kein Zweifel, daß R. an vielen Stellen über die vorhandene Ausgabe wesentlich hinausgekommen ist und daß er die Gesamtanschauung über die Dichtung und ihren Wortlaut vertieft und bereichert hat. Daß die Freude an der neuen Erkenntnisquelle bisweilen auch etwas neuerungssüchtig macht, namentlich an Stellen, wo kein ausschlaggebendes gewichtiges Moment vorhanden war, ist nur zu begreiflich. Metrische, von Kraus abhängige Darlegungen suchen zu erweisen, daß Konrad 'für die Rhythmik des Verses sowohl wie für die des Satzes ein feines Ohr besitzt'. Auf rein deklamatorischen Erwägungen beruht des Verfassers Ablehnung dreihebig stumpfer Verse. Wenn der Verfasser hier noch nicht seine Meinung überzeugend dartun konnte, so tröstet eine in Aussicht gestellte Untersuchung über die vierhebig klingenden Verse darüber hinweg. Eine sehr dankenswerte Zusammenstellung der Anklänge an Hartmann lädt zu weiterer Untersuchung der Beziehungen Flecks zu Hartmann und vor allem Gottfrieds ein, und in dieser anregenden Tendenz der Arbeit ist überhaupt ein gutes Stück ihres Verdienstes inbegriffen. W. Richter.]

Gülzow, E., Zur Stilkunde der Krone Heinrichs von dem Türlin (Teutonia, Arbeiten zur germanischen Philologie, hg. von W. Uhl. 18. Heft). Leipzig, Haessel, 1914. XXIV, 248 S.

Gebhardt, August, Das Erlanger Mandevillebruchstück und die Entstehungszeit der Diemeringenschen Verdeutschung (Sonderabdruck aus dem 'Münchener Museum'. II. Bd., 2. Heft). S. 191—204.

Höpfner, Rudolf, Untersuchungen zu dem Innsbrucker, Berliner und Wiener Osterspiel (Germanistische Abhandlungen, 45. Heft). Breslau, Marcus, 1913. X, 158 S. M. 5,60.

Schwaller, Joseph, Untersuchungen zu den Dramen Wolfhart Spangenbergs. Straßburger Dissertation. Rixheim (Ober-Elsaß), Sutter, 1914. VIII, 106 S.

Frey, A., Schweizer Dichter. Leipzig, Quelle & Meyer, 1914. 168 S. Geb. M. 1,25. (Wissenschaft und Bildung. Einzeldarstellungen aus allen Gebieten des Wissens. Nr. 126.)

Liebe und Haß. Ungedrucktes Trauerspiel von Wilhelm Waiblinger. Nach dem Manuskript hg. von André Fauconnet (Deutsche Literaturdenkmale des 18. und 19. Jahrhunderts. Nr. 148. Dritte Folge, Nr. 28) Berlin u. Leipzig, Behr, 1914. [VIII] 190 S. M. 3,60.

Georg Forsters Tagebücher. Hg. von Paul Zincke und Albert Leitzmann (Deutsche Literaturdenkmale des 18. und 19. Jh. Nr. 149. Dritte Folge, Nr. 29). Berlin u. Leipzig, Behr, 1914. XLV, 436 S. M. 10.

Das Wagnervolksbuch im 18. Jahrhundert. Hg. von Josef Fritz (Deutsche Literaturdenkmale des 18. und 19. Jahrhunderts. Nr. 150. Dritte Folge, Nr. 30). Berlin u. Leipzig, Behr, 1914. XXXVI, 58 S. M. 2,40.

Kersten, Kurt, Voltaires Henriade in der deutschen Kritik vor Lessing. Berlin, Mayer & Müller, 1914. VIII, 79 S. M. 1,60.

Deckelmann, H., Die Literatur des 19. Jahrhunderts im deutschen Unterricht. Eine Einführung in die Lektüre. 2., wesentlich erweit. Aufl. Berlin, Weidmann, 1914. XVI, 517 S. M. 7.

Wahl, Hans, Geschichte des Teutschen Merkur. Ein Beitrag zur Geschichte des Journalismus im 18. Jahrhundert (Palaestra CXXVII). Berlin, Mayer & Müller, 1914. VII, 272 S. M. 7,50.

Bräuning-Oktavio, H., Beiträge zur Geschichte und Frage nach den Mitarbeitern der 'Frankfurter Gelehrten Anzeigen' vom Jahre 1772. Auch ein Kapitel zur Goethe-Philologie. Darmstadt, Vogelsberger, 1912. X, 117 S. 8°. M. 3,50. — Morris, M., Goethes und Herders Anteil an dem Jahrgang 1772 der 'Frankfurter Gelehrten Anzeigen'. 2. veränd. Auflage. Stuttgart u. Berlin, Cotta, 1912. 191 S. 8°. [Es ist das Verdienst von Bräuning-Oktavio, in dem Darmstädter Prinzenerzieher und Hofprediger Georg Wilhelm Petersen einen neuen Mitarbeiter an dem Jahrgang 1772 der 'Frankfurter Gelehrten Anzeigen' erwiesen zu haben. Bräuning-Oktavio hat als erster die bisher auch von Morris in der ersten Auflage seines Buches übersehene Notiz in Strieders 'Grundlage zu einer Hessischen Gelehrten Geschichte' herangezogen, die auf Petersens eigenen Angaben beruht, und in der er bekennt, am Jahrgang 1772 der 'Frankfurter Gelehrten Anzeigen' Anteil zu haben. Zur Bestimmung dieses Anteils geht Bräuning-Oktavio von Petersens Rezensionen in der 'Allgemeinen Deutschen Bibliothek' aus, wobei ihm zustatten kommt, daß Rezensionen Petersens in der 'Allgemeinen Deutschen Bibliothek' mit Rezensionen desselben Buches in den 'Frankfurter Gelehrten Anzeigen' ziemliche Übereinstimmungen aufweisen, daß also Petersen offenbar ein und dasselbe Buch sowohl in den 'Frankfurter Gelehrten Anzeigen' als auch in der 'Allgemeinen Deutschen Bibliothek' besprochen hat. Es wiederholt sich bei Petersen dasselbe Schauspiel wie bei Friedrich Höpfner. Denn auch Höpfner hat, wie Morris früher gezeigt hat, Parallel-Rezensionen für beide Zeitschriften verfaßt. Die von Bräuning-Oktavio so für Petersen erschlossenen Rezensionen waren von Morris in der ersten Auflage seines Buches über 'Goethes und Herders Anteil an dem Jahrgang 1772 der Frankfurter Gelehrten Anzeigen' Herder zugesprochen worden, jetzt aber muß er in der zweiten Auflage, die nur den zweiten Teil (die Untersuchung) des ursprünglichen Werkes (vgl. 'Archiv' 125, 239) neubearbeitet abdruckt, die Ergebnisse Bräuning-Oktavios anerkennen und Herders Anteil reduzieren. Er muß aber auch Herders Anteil zugunsten Mercks weiter einschränken. Denn während er in der ersten Auflage Herder als 'Chorführer des Jahrgangs' und den ganzen Jahrgang als 'ein Herdersches Organ, an dem noch eine Anzahl anderer Rezensenten mitgearbeitet haben', bezeichnet hatte, sagt er, durch Bräuning-Oktavios weitere Untersuchungen über Merck bestimmt, in der zweiten Auflage: 'Merck hat also die Hauptmasse geliefert, die den Gesamteindruck des Jahrgangs bestimmt.' Also ein vollständiger Wandel, so groß, daß der ursprüngliche Titel kaum noch stimmt. Den Gefahren, die das stildiagnostische Verfahren in sich birgt, ist Morris unterlegen, denn die Entdeckung, die Bräuning-Oktavio in betreff Petersens gemacht hat, hat einen großen Teil von Morris' ehemaligen Ergebnissen umgestoßen, und es will mir scheinen, daß wir auch jetzt in der Bestimmung

der Verfasser des Jahrgangs 1772 der 'Frankfurter Gelehrten Anzeigen' noch nicht am Ende unserer Erkenntnis sind. W. Nickel.]

Goethes Werke. Vollst. Ausgabe in 40 Teilen. Auf Grund der Hempelschen Ausgabe neu hg., mit Einl. und Anm. sowie einem Gesamtreg. versehen von Karl Alt in Verbindung mit Emil Ermatinger, S. Kalischer, Wilhelm Niemeyer, Rudolf Pechel, Robert Riemann, Eduard Scheidemantel und Christian Waas. T. 1, 2—4, 14—16, 17—19, 20—22, 29—30, 31, 39—40. Berlin, Leipzig, Wien, Stuttgart, Bong, 1913. Pro Band M. 2. (Die früheren Bände sind angezeigt Bd. 124, 425 und 130, 407.) [Mit diesen Bänden ist der Text der großen Goethe-Ausgabe der Goldenen Klassiker-Bibliothek abgeschlossen; nur die Anmerkungen und das Register stehen noch aus. Die Biographie Goethes hat der Hauptherausgeber Karl Alt ruhig und würdig geschrieben. Die Auswahl der aufgenommenen Werke entspricht auch weitergehenden Ansprüchen. Das Leipziger Liederbuch, die Sesenheimer Lieder, das Buch Annette, die Jugendgedichte, die Xenien, auch das Tagebuch und die zurückgehaltenen Römischen Elegien, die Iphigenie in Prosa, der Urfaust, nichts ist vergessen, auf was man billigerweise Anspruch hat. Daß Wilhelm Meisters theatralische Sendung nicht hat abgedruckt werden können, liegt nicht in der Schuld der Herausgeber. Und unbillig wäre es wohl, auch den Werther in der ersten Fassung zu verlangen. In den Einleitungen zu den einzelnen Werken wird getreu Goethes Ausspruch dargetan, was an Konfessionen in ihnen steckt, was der Anlaß und wie die Entstehungsgeschichte ist. Deutungen werden versucht, so von Alt für das 'Märchen' durch wechselseitige Erhellung im Vergleich mit 'Pandora'. Einzelnes im Märchen scheint zur Deutung aufzufordern, wie der Riese, dessen Körper nichts, dessen Schatten aber alles vermag. Denn nicht immer macht die wirkliche Kraft den Erfolg aus im Leben, oft wird der Erfolg und seine Größe bestimmt nicht durch das Maß der Kraft, sondern durch die Kraft, wie sie anderen erscheint. Einzelnes ist wohl zu deuten, das Ganze trotz oft versuchter Deutung freilich nicht. Das Märchen gibt, wie Alt sagt, der Auslegung Raum, ist aber durch keine Auslegung zu erschöpfen. Die 'Maximen und Reflexionen' sind von Ermatinger neu nach logischen Grundsätzen geordnet. Wilhelm Niemeyers Einleitung zu den Schriften über bildende Kunst zeigt, daß Goethes Kunstbetrachtung mit seiner Naturbetrachtung im Zusammenhang steht, daß seine Lehre von der Metamorphose auch für seine Anschauungen von der Kunst grundlegend ist, und in Kalischers Einleitung sehen wir Goethe die Grundlehren der modernen Farbenphysiologie vorwegnehmen. Wohin wir auch sehen, wir finden überall Anregung und Belehrung. W. Nickel.]

Petersen, Peter, Goethe und Aristoteles. Braunschweig, Westermann, 1914. IV, 58 S.

Kanehl, Dr. Oskar, Der junge Goethe im Urteil des jungen Deutschland. Greifswald, Ratsbuchhandlung L. Bamberg, 1913. [Der Verfasser hat der Kritik von vornherein eine Waffe aus der Hand genommen: er erklärt, daß sein Buch nicht das geworden ist, was es werden sollte. Die 'literarischen Beziehungen des jungen Deutschland zum jungen Goethe' zu untersuchen, war gewiß eine psychologisch und literargeschichtlich in gleicher Weise interessante Aufgabe. Kanehl hat sich schließlich aber darauf beschränkt, zu zeigen, wie sich das Bild des jungen Goethe in der Seele der Jungdeutschen widerspiegelt. Zwar weist der Verfasser es zurück, eine bloße Sammlung von Aussprüchen geben zu wollen, und bemüht sich in der Tat eifrig darum, die aus den Schriften der Jungdeutschen herausgelösten Urteile über den jungen Goethe in einen inneren Zusammenhang zu bringen, trotzdem ist die Einordnung in die allgemein geistesgeschichtliche Entwicklung noch zu farblos geblieben. In der Einleitung und den drei ersten Kapiteln gibt Kanehl immerhin mit erfreulicher Klar-

heit ein Bild des Goethekults, der sich historisch aus der älteren Romantik herleitet, zeichnet das Anwachsen desselben nach Goethes Tode, die sklavische Kommentatorenarbeit einerseits, die feste Sammlung um Varnhagen anderseits, und entwickelt so genetisch, wie eine neue Einstellung zu Goethe teils als Reaktion, teils in Anknüpfung an die Goetheschwärmerinnen der jüngeren Romantik zustande kommen mußte. In einem Kapitel 'Anti-Goethe' deutet Kanehl die Beziehungen der Jungdeutschen zu Goethe aus einem allgemeinen Konflikt heraus. Durchdrungen von ihrem Aposteltum, lehnen sie sich gegen Goethes 'Riesenerscheinung' auf, weil dessen Passivität sie unbefriedigt läßt, und stehen doch 'in der Hörigkeit der großen, einen, zeitbeherrschenden Persönlichkeit'; sie wollen wie der Sturmwind alle Tradition über den Haufen werfen und sehnen sich doch nach dem gebietenden Geiste. So erinnern sie sich, daß ja auch Goethe einst den freien Individualismus gepredigt hat, und gelangen von dem mehr oder weniger leidenschaftlichen Haß gegen den Altmeister zur lebhaften Propagierung seines jugendlichen Wirkens, in dessen zeitlicher Umgrenzung sie übrigens untereinander nicht einig sind. Von diesem allgemeinen Grundsatz ausgehend, werden die Anschauungen der einzelnen Jungdeutschen: Menzel, Börne, Heine, Gutzkow, Laube, Wienbarg, Mundt und Gustav Kühne, mit gutem literarisch-psychologischen Blick charakterisiert und in zwei Gruppen unterschieden: 'Die eine mit ausgeprägten individuellen Zügen, farbiger, umgrenzter im Urteil, die andere mit schwankenden, befangenen Zügen, blasser im Urteil und flauer in der Verehrung ...' Als ernste Vorarbeit zu einer weiterdringenden Untersuchung, wieweit diese Goetheauffassung nun auf die jungdeutschen allgemeinen Kunstanschauungen und Werke gewirkt hat, wird Kanehls Schrift Dank finden. Edgar Groß.]

Seyffert, Wolfgang, Schillers Musenalmanache (Palaestra LXXX). Berlin, Mayer & Müller, 1913. 172 S. M. 4.80.

Schlegel, A. W., Geschichte der deutschen Sprache und Poesie. Vorlesungen, gehalten an der Universität Bonn seit dem Wintersemester 1818/19. Hg. von Josef Körner. (Deutsche Literaturdenkmale des 18. und 19. Jahrhunderts. Nr. 147 = F. 3, Nr. 27.) Berlin, Behr, 1913. XXXVIII, 184 S. 8°. M. 4,50. Subskr.-Preis M. 4. [Kurz vor dem Erscheinen des ersten Bandes von Jacob Grimms Deutscher Grammatik hat A. W. Schlegel in Bonn zum erstenmal seine Vorlesungen über Geschichte der deutschen Sprache und Poesie gehalten. Das Manuskript besitzt die Königliche Öffentliche Bibliothek zu Dresden, es ist bisher noch nicht veröffentlicht. Die Lektüre dieser Vorlesungen aus der Frühzeit der germanistischen Studien erweckt ein eigenes Gefühl, ähnlich vielleicht dem Gefühl, das man haben würde, wäre man aus dem Zeitalter der elektrischen Bahnen auf ein paar Stunden nur in die Zeit der Postkutsche versetzt. Ob Schlegel bei der späteren Wiederholung der Vorlesungen, als er von der 'Verschiedenheit: t — s und z' sprach, Jacob Grimms Gesetz der Lautverschiebung erwähnte, wissen wir nicht. Der Herausgeber der Vorlesungen, Josef Körner, hat auf einen Kommentar verzichtet, weil der zu umfangreich geworden wäre; er hat in der Einleitung die Vorgeschichte der Berufung Schlegels nach Bonn geschildert und auf einige fruchtbare Gedanken Schlegels in diesen Vorlesungen hingewiesen (Vorschlag zu einem Onomasticon Theotiscum, zu einem Thesaurus linguae Theotiscae, zu einem Glossar des 16. Jahrhunderts, Etymologie von 'deutsch' aus thiuda, das er freilich mit 'Thuisco beym Tacitus' zusammenbringt). Während Schlegel in den Berliner Vorlesungen bei der Frage nach dem Verfasser des Nibelungenliedes der Vorstellung der dichtenden Volksseele huldigte, wendet er sich jetzt — er hatte in der Zwischenzeit Heinrich von Ofterdingen als Verfasser aufgestellt — gegen 'gewisse Gelehrte', nach deren Meinung das Gedicht gar keinen Verfasser haben, sondern von selbst entstanden sein soll. Die Einzelschriften über die Nibelungen scheinen ihm

meist 'einseitig, mit unvollkommenen Sprach- und Geschichtskenntnissen — einige ganz verkehrt', und als Verfasser dieser Schriften nennt er die Brüder Grimm, von der Hagen, Göttling, Lachmann, Zeune. Der Irrtum Wilhelm Grimms in der Deutung der Stelle des Theganus über Ludwig den Frommen, der erst von Braune (Beiträge zur Gesch. d. deutschen Sprache 21, 5 ff.) beseitigt wurde, wäre nicht so lange in Geltung gewesen, wenn man gewußt hätte, daß schon Schlegel poetica carmina gentilia auf 'Virgil und andre classische Autoren' bezog. W. Nickel.]

Tibal, A., Études sur Grillparzer (Annales de l'Est p. p. la Faculté des lettres à l'Université de Nancy. 28 année, fasc. 1). Paris u. Nancy, Berger-Levrault, 1914.

Wagner, Richard, Parsifal. Hg. von Wolfg. Golther (Freytags Sammlung ausgewählter Dichtungen, mit Einleitungen und Anmerkungen). Leipzig, Freytag, 1914. 124 S. Geb. M. 1.

Enders, C., Gottfried Kinkel im Kreise seiner Kölner Jugendfreunde. Nach einer beigegebenen unbekannten Gedichtsammlung. Bonn 1913. (Studien zur Rheinischen Geschichte, hg. v. A. Ahn, Heft 9.) IV, 90 S. Brosch. M. 2,40. — Bollert, M., Gottfried Kinkels Kämpfe um Beruf und Weltanschauung bis zur Revolution. Ebd. (Heft 10.) V, 159 S. Brosch. M. 3,60. [Eine Gedichtsammlung Kinkels aus dem Jahre 1839, handschriftlich von ihm selbst hergestellt, liegt der Untersuchung von Enders zugrunde und ist auch von Bollert benutzt. Enders, der glückliche Besitzer, war doch insofern in ungünstiger Lage, als sich über die ziemlich unbedeutenden Gedichte nicht viel sagen ließ, so daß der Verfasser den größten Teil seiner Schrift mit Schilderungen der Umgebung Kinkels in der Zeit der Entstehung ausfüllen mußte. Doch versieht er den sorgfältig abgedruckten Text mit guten biographisch-historischen Anmerkungen. — Bollert hat ein ergiebigeres Thema. Die Akten, die er benutzte, sprechen in erster Linie für den ausgezeichneten Universitätskurator Rehfues, aber auch für den Kultusminister Eichhorn, der eine ganz persönliche Teilnahme für den jungen Privatdozenten beweist. Etwas weniger günstig stellt sich schon die Fakultät dar, die nur aus drei Gliedern bestand: dem bedeutenden Nitzsch und seinen Gefolgsmännern Sack und Blee, die alle Kinkel (S. 93) in unwürdiger Weise verunglimpft hat. Denn er selbst spielt die am wenigsten erfreuliche Rolle, als ein oberflächlich-ästhetischer Theologe, der sich über den eigenen Unglauben möglichst lange durch die Freude am tönenden Wort und an der salbungsvollen Phrase wegtäuscht, beim ersten Konflikt mit der Welt aber alles von sich wirft, was ihn an einer eitlen Selbstbespiegelung hindern könnte. Die Übertreibungen seiner eigenen Bedeutung und der gegnerischen Anfeindung, wie Bollert sie analysiert, wirken wahrhaft komisch; was übrigens die Art jener Anfeindungen selbst, die Entrüstung über die Verbindung des protestantischen Predigers mit einer Katholikin, nicht schöner macht. Dagegen ist zuzugestehen: sobald sich Kinkel einmal aus der ihm nicht angemessenen Lage gelöst, sobald er an Johannas Seite ein neues Verhältnis zu den religiösen Fragen gewonnen hatte, ist er dabei konsequent verblieben und hat auch den Versuchungen, in der Haft sich 'bekehren' zu lassen, tapfer widerstanden. — Beide Untersuchungen fördern unsere Kenntnis einer freilich mehr durch ihre Schicksale als durch Charakter oder Begabung bedeutenden Persönlichkeit; die zweite läßt uns noch in das Kirchen- und Universitätsleben der Rheinlande hineinblicken: und Kinkels Verhältnisse zu wichtigen Männern wie Wilibald Beyschlag und K. Fr. Lessing werden uns vorgeführt, auch (von Enders) das charakteristische Lebensbild des Düsseldorfer Malers Mengelberg. Aber die Tage des Bonner Kinkel sind doch nur ein schwaches Nachspiel der Düsseldorfer Zeit Immermanns. Richard M. Meyer.]

Kilian, Werner, Herwegh als Übersetzer (Breslauer Beiträge zur Literaturgeschichte. Neue Folge, 43. Heft). Stuttgart, Metzler, 1914. VIII, 112 S. M. 4.

Beyel, Franz, Zum Stil des Grünen Heinrich. Tübingen, Mohr, 1914. 201 S. M. 4.

Schiebries, Friedrich, Victor Hugos Urteile über Deutschland. Diss. Königsberg i. Pr., Hartung, 1914. 88 S.

Wocke, H., Arthur Fitger. Sein Leben und Schaffen. (Breslauer Beiträge zur Literaturgeschichte. N. F., H. 36.) Stuttgart 1913. [Die Persönlichkeit des Dichters und Malers Arthur Fitger, dessen wirksame dekorative Gemälde manche Wand in den Hansastädten schmücken, und dessen Dramen (besonders 'Die Hexe') und Gedichte in ihrer reizvollen Eigenart vielen Beifall fanden, verdiente gewiß einmal zum Gegenstande einer sorgfältigen Spezialstudie gemacht zu werden. Dieser Aufgabe hat sich Dr. Helmut Wocke mit Fleiß und Geschick unterzogen. Es war gewiß keine Kleinigkeit, all das vom Künstler während eines langen, schaffensfrohen Lebens verschwenderisch hier- und dorthin Verstreute zu sammeln und kritisch gesichtet zur Darstellung zu bringen. Und zu dieser äußeren Schwierigkeit gesellte sich die innere und noch dornenvollere, zum ersten Male nach zwar bedeutsamen, doch noch vom warmen Lebenshauche der zeitgenössischen Nähe vielleicht allzu subjektiv beeinflußten Anläufen ein Bild des erst jüngst dahingegangenen Mannes zu zeichnen, das mit dem Anspruch wissenschaftlicher Objektivität einen Beitrag für die Literaturgeschichte leisten soll. Zur Überwindung dieser Schwierigkeiten brachte der Verfasser Ernst und Liebe, besonders aber auch eine gewisse gerade Schlichtheit mit. Wortkarge Gediegenheit macht sich angenehm geltend. — Fitger war ein ungemein geistvoller und begabter Künstler. Sein Charakter hatte etwas Herbes und Schroffes, das nicht frei von Bitterkeit war, zugleich aber auch die rührendste menschliche Güte. Er war im Grunde seines Herzens wohl eine liebevoll weiche Natur, ein Lyriker, aber er trug um seine Brust geschnallt den Panzer des tapfer streitbaren Ritters seines Idealismus. In dieser Mischung von Härte und Milde lag ein seltener Zauber. Georg Brandes, der große dänische Kritiker, fühlte sich zu dieser Persönlichkeit, um die es so etwas zu geben schien wie nicht leicht durchschreitbare Einsamkeiten, lebhaft hingezogen. Fitger hatte mit dem Genannten den Glanz und die Höhe des Geistes jedenfalls gemein, eine gewisse an Voltaire erinnernde funkelnde Lebendigkeit des 'Esprit'. Die äußeren Mittel des Ausdrucks standen ihm in zwei Künsten mit gleicher Leichtigkeit zu Gebote. Seine schöne, schwungvolle Handschrift schien, auch wenn er schrieb, daran zu erinnern, daß er malen konnte. Ungemein mühelos flossen ihm eine bilderreiche Verssprache und die ihm eigene elegante und urpersönliche Prosa von den Lippen. Er war musikalisch, was man wohl an seinem Rhythmus fühlen konnte. Er war durch und durch Künstler und ein edler, reiner Mensch. Die fesselnde Unvergleichbarkeit und Einzigartigkeit dieser Gestalt hat nun das Schicksal, das wenigen Sterblichen vergönnt ist, in Bildern und in Worten fortzuleben und 'an des Paradieses Pforte ... leise klopfend' somit nicht nur mit Poetenklängen zu schweben, sondern sich bei Herz und Auge die Unsterblichkeit zu erbitten. — Die beigegebenen Briefe, die Tafel der Gemälde und schriftstellerischen Werke, das Literaturverzeichnis und Register sind mit Dank zu begrüßen, wie sich denn überhaupt der Verfasser durch diese Charakteristik um einen noch wenig bearbeiteten Stoff sehr verdient gemacht hat. Hans Lindau.]

Deutsches Kinderlied und Kinderspiel. In Kassel aus Kindermund in Wort und Weise gesammelt von Johann Lewalter. Abhandlung und Anmerkungen von Dr. Georg Schläger. Abgeschl. Anf. 1914. Kassel, Karl Vietor. 464 S. [Die vorliegende Sammlung, eine erweiterte und zusammen-

fassende Neuausgabe von Eskuche-Lewalters 'Hess. Kinderliedchen' (1891) und von Lewalters 'Deutschen Volksliedern, in Niederhessen ... gesammelt' (1890—1894), stellt das hessische Kinderlied und Spiel der letzten 25 Jahre in wohlgeordneter und sorgfältiger Behandlung dar. Für die Wissenschaft liegt der Hauptwert in den umfangreichen, fast die Hälfte des Buches ausfüllenden Anmerkungen, die von Georg Schläger, dem Verfasser einer eindringenden Liedstudie über das Thema 'Schlaf, Kindchen, schlaf!',herrühren. Der sowohl philologisch wie musikalisch gut geschulte Forscher gibt reichhaltige und allseitige Anmerkungen, die sich ihm manchmal zu kleinen Abhandlungen ausweiten. Es ist besonders hervorzuheben, daß sich der Verfasser neben liebevoller Versenkung in das kleinste Kleine den Sinn für höhere Gesichtspunkte bewahrt hat, überall den Wanderungen der Motive und Melodien nachspürt, kulturgeschichtliche Beziehungen aufdeckt und der mythologischen Ausdeutung die unbedingt erforderliche Zurückhaltung, wenn nicht Ablehnung entgegenbringt. Ich verweise auf die längeren Ausführungen zu Nr. 6 (Buko von Halberstädt), Nr. 39 (Hänschen im Schornstein), Nr. 64 (Ach, ich bin so müde), Nr. 76 (Engel am Bett des Kindes), Nr. 80 (Drei Spinnerinnen), Nr. 81 (Es regnet, Gott segnet), Nr. 119 (Bastlösereime), Nr. 170 (Engelland), Nr. 254 Nachtrag (Brückenspiel), Nr. 257 (Anna am Breitenstein), Nr. 262 (Es regnet auf der Brücke), Nr. 270 (Wir treten auf die Kette), Nr. 276 (Es kommen zwei Herrn aus Ninove), Nr. 282 (Murmeltier-Spiel), Nr. 283 (Hier ist grün, da ist grün), Nr. 307 ('Krune Krane, Witte Swane'), Nr. 322 ff. (Stammbuchverse), Nr. 594 (Der Herr, der schickt den Jochen aus), Nr. 718 (Les trois tambours), Nr. 731—926 (Rätsel und Scherzfragen). Was in den zersplitterten Anmerkungen steckt, wird man deutlicher sehen, wenn sie der Verfasser zu einer systematischen Abhandlung über das deutsche Kinderlied und Spiel verarbeitet haben wird, die schon für diese Ausgabe geplant war, nun aber gesondert erscheinen soll. Zum Buko von Halberstädt (Nr. 6) verweise ich noch auf R. Blocks Abhandlung im 'Jahrb. d. Ver. f. ndd. Sprachforschung' XXXVII (1911), S. 154—160. Die Kinderballade von Anna am Breitenstein (Nr. 257) wird auch von Max Adler in seinem Programm 'Volks- und Kinderlieder' (Halle 1901) S. 5—12 erörtert, ferner neuerdings von H. Rube im 'Korrespbl. d. Ver. f. ndd. Sprachforschung', 1814, S. 37—46. Zu den Reimen auf Taschentüchern (S. 363) ist jetzt der Aufsatz von H. Spies über die englischen 'Posies' in der Festschrift zum XVI. Neuphilologentag in Bremen (1914), S. 45—69, besonders S. 46, Anm. 1 zu vergleichen. Herm. Tardel.]

P a s z k o w s k i, Wilhelm, Lesebuch zur Einführung in die Kenntnis Deutschlands und seines geistigen Lebens. Für ausländische Studierende und für die obere Stufe höherer Lehranstalten des In- und Auslandes bearbeitet. 6. Aufl. Berlin, Weidmann, 1915 [1914]. 1. Texte. VIII, 256 S. — 2. Deutsche, französische und englische Sach- und Worterklärungen. 146 S.

Englisch.

Englische Studien. XLVIII, 1 [M. Rösler, Erziehung in England vor der normannischen Eroberung. — E. Björkman, Merc. *onsien* 'facies'. — J. Routh, The purpose of art as conceived in English literary criticism of the 16. and 17. centuries. — F. Knothe, Zu den Quellen der poetischen Einlagen in Walter Scotts 'Redgauntlet'].

Beiblatt zur Anglia. XXV, 6. Juni 1914 [Klaeber: v. d. Leyen, Das Studium der deutschen Philologie. — Classen, On vowel alliteration in the Old Germanic languages. — Beowulf, ed. Sedgefield. — Aronstein: Ulrich, Die pseudohistorischen Dramen Beaumonts und Fletchers. — Cowling, Music on the Shakespearean stage. — England's Parnassus, ed. Crawford. — Ackermann: Ker, Essays and studies by members of the English Associa-

tion, III. — Byron, Childe Harold's pilgrimage, ed. Thompson. — Groth: Fehr, Streifzüge durch die neueste englische Literatur. — Lindelöf, Altnordhumbr. *gimungo* 'Hochzeit']. XXV, 7. Juli 1914 [Ekwall: Lindkvist, M.E. place-names of Scandinavian origin, I. — Mutschmann, The place-names of Nottinghamshire. — Björkman: The later Genesis, ed. Klaeber. — Koeppel: Fansler, Chaucer and the 'Roman de la Rose'. — Gschwind: Seemann, Sir John Davies. — Huebener, Die stilistische Spannung in Miltons 'Paradise Lost'. — Mühe: Milton, The tenure of kings and magistrates, ed. Allison. — Caro: The English poems of J. Milton, ed. Beeching. — Petry: Wordsworth, Poems in two volumes 1807. — Jewett, Folk-ballads of southern Europe. — Schmitz: Bright and Miller, The elements of English versification. — Imelmann: Erwiderung. — Brotanek: Schlußwort]. XXV, 8. August 1914 [Jespersen: Collected papers of Henry Sweet, arr. by Wyld. — Wright, Rustic speech and folk-lore. — Hammond: Koch, A detailed comparison of the eight mss. of Chaucer's 'Canterbury Tales' compl. print. in the Publ. of the Chaucer Soc. — Hewitt: Verrall, Lectures on Dryden, ed. M. de G. Verrall. — Montgomery: Egan, A German phonetic reader, ed. Jones. — Gschwind: Maurice, The philosopher, by Cooke, with introd. by Schiller. — Zachrisson: Notes on some Early English and French grammars. — Imelmann: Abwehr. — Koch: Erwiderung]. XXV, 9. September 1914 [Brie: Esdaile, A list of English tales and prose romances printed before 1714. — M. Smith, Gabriel Harvey's Marginalia. — Berli, Gabriel Harvey. — Aronstein: Lenz, John Dennis. — Bieber, Der Melancholikertypus Shakespeares und sein Ursprung. — Brewster, Aaron Hill poet, dramatist, projector. — Vohl, Die Erzählungen der Mary Shelley und ihre Urbilder. — Kohlund, Benjamin Disraelis Stellung zur englischen Romantik. — Mühe: Northup, Essays and criticism by Th. Gray. — Watson, The English grammar schools to 1660: their curriculum and practice. — Trautmann: Die Zahl der ae. Rätsel. — Ders.: Zu den Lösungen des Exeterbuches].

The Scottish historical review. XI, 44. July 1914 [D. Murray: David Laing, antiquary and bibliographer. — A. S. Cook, Layamon's knowledge of runic inscriptions — W. Anderson, Narrative of a journey from Edinburgh to Dresden in 1814. — Scotstarvet's 'Trew relation', ed. by George Neilson. — Some Darien letters, by R. Turnbull. With notes by J. J. Spencer].

Björkman, Erik, Zur englischen Namenskunde (Morsbachs Studien zur englischen Philologie. Heft 47). Halle, Niemeyer, 1912. X, 95 S. M. 3,60.

Schrader, Wilhelm, *For-* und *fore-*Verbalkomposita im Verlaufe der englischen Sprachgeschichte. Diss. Greifswald 1914. 102 S. [Aus dem Inhalt: A. Einl.: Allgemeine Bemerkungen über *for-* und *fore-*Verbalverbindungen. Die Entstehung der *for-*Komposita im Urgermanischen. Die Etymologie der engl. Vorsilbe *fŏr-* (*fóre-*). Charakterisierung der griechischen Präpos. *παρά*, *πρό*, *περί* und ihre Bedeutungsberührungen. — B. Das engl. Präfix *for-* in sog. fester Komposition: § 1 *παρα-*Typen. § 2 *περι-*Typen. § 3 *προ-*Typen. § 4 analogische Bildungen. — C. Das engl. Präfix *fore* in sog. trennbarer Komposition. — D. Schlußbemerkungen: § 1, b) Werden und Vergehen der engl. *for*-Verbalkomposita; § 2, b) Über die Betonung der engl. *fore-*Komposita.]

Funke, Otto, Die gelehrten lateinischen Lehn- und Fremdwörter in der spätaltenglischen geistlichen Prosa. Ein Beitrag zur Geschichte des englischen Wortschatzes (Sonderabdruck aus dem Progr. der k. k. III. Deutschen Staatsrealschule in Prag). Prag, H. Mercy, Juni 1913. 28 S. [I. Fragen der inneren und äußeren Geschichte der lateinischen Lehnwörter. II. Chronologische Übersicht derjenigen Denkmäler, in denen Lehn- und Fremdwörter zum erstenmal in der ae. Literatur belegt werden. III. Alphabetisches Verzeichnis aller in II enthaltenen Wörter lat. Ursprungs, mit Angabe der ersten Belegstelle.]

Born, Max, Nachträge zu The Oxford English dictionary, ed. by Sir James A. H. Murray, H. Bradley, W. A. Craigie. III. Teil (Wiss. Beilage zum Jahresbericht der Chamisso-Schule in Schöneberg). Ostern 1914. 72 S. [Die Nachträge, sämtlich der Lexikographie des Verbums gewidmet, enthalten außer einem kleinen Beitrag zu L zahlreiche wertvolle Ergänzungen zu M bis T. Das Verzeichnis der Abkürzungen benutzter Werke — neun Seiten! — lobt den Fleiß des Verfassers auch in dieser dritten Programmschrift.]

Pound, Louise, Blends, their relation to English word formation (Anglistische Forschungen. Heft 42). Heidelberg, Winter, 1914. IV, 58 S. M. 1,60.

Müller, Johannes, Das Kulturbild des Beowulfepos. (Studien zur englischen Philologie, hg. von L. Morsbach. LIII.) Halle a. S., Niemeyer, 1914. XII, 88 S. M. 2,80.

Cook, Albert St., Some accounts of the Bewcastle Cross between the years 1607 and 1861, reprinted and annotated (Yale studies in English, 50). New York, Holt, 1914. VI, 148 S. $ 1,50. [Enthält folgende 'accounts': 1. Roscarrock's letter to Camden, 1607. — 2. Camden's account, 1607. — 3. Nicolson's letter to Ob. Walker, 1685. — 4. Nicolson's episcopal visitation to Bewcastle, 1703. — 5. Coxe's 'Magna Britannia', 1720. — 6. Smith's letter to the 'Gentleman's Magazine', 1742. — 7. Armstrong's plate, 1775. — 8. Hutchinson's 'History of Cumberland', 1794. — 9. Henry Howard's account, 1801. — 10. Lysons' 'Magna Britannia', 1816. — 11. Maughan's first account, 1854. — 12. Haigh's first account, 1857. — 13. Maughan's second account, 1857. — 14. Haigh's second account, 1861. — Dazu sechs ganzseitige und zahlreiche kleinere Abbildungen.]

Fehr, Bernhard, Die Hirtenbriefe Ælfrics in altenglischer und lateinischer Fassung hg. und mit Übersetzung und Einleitung versehen (Grein-Wülkers Bibliothek der ags. Prosa, IX. Band). Hamburg, Henri Grand, 1914. CXXVI, 269 S. [Erster Teil. Einleitung: Einrichtung der gegenwärtigen Ausgabe. — Verzeichnis der Hss. — Die Bearbeitung der Ælfricschen Hirtenbriefe ca. 1550 bis 1900. — Entstehungsgeschichte und Abfassungszeit der Hirtenbriefe: Ælfrics Brief an Wulfsiȝe; Æ.s Briefe an Wulfstan. — Die Handschriftenverhältnisse. — Die Sonderstellung der Fassung D von Brief II. — Die Quellen: A. Die Homiletik; B. Die Kanonistik; C. Die Liturgie. — Zweiter Teil. Texte: Der erste ae. Brief, an Bischof Wulfsiȝe. — Der erste und zweite lateinische Brief, an Erzbischof Wulfstan. — Der zweite und dritte ae. Brief, an Erzbischof Wulfstan. — Ein bisher unbekannter lateinischer Brief Ælfrics. — Anhang I und II: Fragmente zweier ae. Ordines. III: Teile aus Ælfrics Priesterauszug. IV: Ergänzungen zu Ps.-Ecgberts Exzerpten, Ausg. Thorpe. V: De septem aecclesiasticis gradibus. VI: Interpunktion der ae. Briefe. VII: Konkordanz zwischen der vorliegenden und Thorpes Ausgabe. VIII: Verbesserungen und Ergänzungen zu den Texten.]

Schumacher, Karl, Studien über den Stabreim in der mittelengl. Alliterationsdichtung (Bülbrings Bonner Studien zur englischen Philologie, Heft XI). Bonn, Hanstein, 1914. 213 S. M. 6,60.

Moore, Samuel, Studies in Piers the Plowman (repr. for private circul. from 'Modern Philology', vol. XII, no. 1, May 1914).

Engeroff, Karl W., Untersuchung des Verwandtschaftsverhältnisses der anglo-französischen und mittelenglischen Überlieferungen der 'Usages of Winchester' mit Paralleldruck der drei Texte (Bülbrings Bonner Studien zur englischen Philologie, Heft XII). Bonn, Hanstein, 1914. VIII, 106 S.

Zachrisson, R. E., Pronunciation of English vowels 1400—1700. Göteborg 1913. XIV, 232 S. ['Jespersens modernisierende Tendenz auf die Spitze getrieben' (Viëtor, Elemente der Phonetik, 6. Aufl., I. Hälfte).]

Macpherson, Charles, Meroure of wysdome Johannis de Irlandia. Greifswalder Habilitationsschrift. Edinburgh, the Darien press, 1914. 36 S. [Inhalt: The manuscript. — The author. — Other works by Irlande. — Synopsis of the 'Meroure'. — The transcription. — Die Schrift ist ein Teildruck der Ausgabe des M. of W., mit Einleitung, Anmerkungen und Glossar, für die 'Scottish Text Society'.]

Bischoffberger, Elise, Der Einfluß John Skeltons auf die englische Literatur. Freiburger Diss. 1914. 80 S. [1. S. und seine Zeit; 2. sein Versmaß; 3. S. und seine Zeitgenossen, speziell Lober und Gegner. Wird bis hierher nicht viel Neues geboten, so enthält das vierte Kapitel (Skeltons Einfluß auf spätere Dichter) eine Menge wertvolles Material. Namentlich die Satiriker der Shakespearezeit haben den Verfasser von 'Colin Clout' viel benutzt. Nachahmungen seines losen Versmaßes sind in der ganzen Elisabethzeit häufig, besonders bei den Dramatikern; sie begegnen auch noch bei Swift, Wordsworth, Thomas Hood. Bei der Nachwirkung seiner Einkleidungen, z. B. des Spatzenmotivs und der Vögelaufzählung, wäre wohl auch mit seinen eigenen Vorbildern zu rechnen.]

Tardel, Herm. [Prof. in Bremen], Zwei Liedstudien. I. Die englisch-schottische Raben - Ballade. II. Das Lammerstraten - Lied. Heidelberg, C. Winter, 1914. 70 S.

Cowl, R. P., The theory of poetry in England. Its development in doctrines and ideas from the 16. century to the 19. century. London, Macmillan, 1914. XIV, 319 S. 5 s.

Fansler, Harriott E., The evolution of technic in Elizabethan tragedy. Doktorschrift für Columbia. Chicago u. New York, Row, Peterson and Co., 1914. V, 283 S.

Stoll, Elmer Edg., Falstaff. Reprint. for private circul. from 'Modern Philology' XII, 4. Oct. 1914. S. 65—108.

Ackermann, August, Der Seelenglaube bei Shakespeare. Eine mythologisch-literarwissenschaftliche Abhandlung. Frauenfeld, Huber, 1914. VI, 151 S. M. 2,80. [Aus dem Inhalt: I. Der Seelenglaube (Animismus). — II. Seele und Seelenwesen im allgemeinen: Name — die Seele in der Luft — Seelen in Feuer- und Flammengestalt — Seelen in Tiergestalt — die Seele im Blut — mehrere Seelen in einem Körper. — III. Die Bewegung der Seelenwesen: bewegungslose Körper als Seelenwesen — die Bewegung in der Geisterwelt: to wander — die Bewegung der Elfen — das Tanzen der Elfen und Hexen — die Fahrten der Hexen. — IV. Die Bedeutung von Tod und Nacht: der Tod als Seelenwesen — Todesahnung und Todesverkündung durch Seelenwesen — Tod und Nacht — Die Nacht als Zeit der Geister und des Zaubers ... — Schwarz und Weiß — Das Erdbegräbnis und die unterirdische Geisterwelt. — V. Seelenwesen in menschlicher Gestalt: die Gespenster — die Elfen.]

Berzeviczy, Alb. de, Le surnaturel dans le théâtre de Shakespeare. Traduit du hongrois. Paris, Fontemoing [1914]. 179 S.

Pellissier, Georges, Shakespeare et la superstition shakespearienne. Paris, Hachette, 1914. 305 S. Fr. 3,50.

Tolman, A. H., Is Shakespeare aristocratic? (Sonderdruck aus den 'Publications of the Modern Language Association of America' XXIX, 3). 1914. S. 277—298.

Meißner, Joh., Jung-Shakespeare. Wien, C. Konegen. 1914. VIII, 284 S. M. 6.

Barth, Hermann, Das Epitheton in den Dramen des jungen Shakespeare und seiner Vorgänger. (Studien zur englischen Philologie, hg. von L. Morsbach, LII.) Halle a. S., Niemeyer, 1914. XI, 203 S. M. 6.

Haberl, Meinrad, Die Entwicklung des optischen und akustischen Sinnes bei Shakspere. Münchener Diss. 1913. Berlin, Trenkel. 70 S.

Albrecht, Louis [Superintendent in Kaukehmen, Ostpr.], Neue Untersuchungen zu Shakespeares 'Maß für Maß'. Quellen, Zeit und Anlaß der Entstehung des Stückes und seine Bedeutung als Offenbarung der persönlichen Weltanschauung des Dichters. Berlin, Weidmann, 1914. XXIII, 302 S. M. 7. [Aus dem Inhalt: Die Quellen von 'Maß für Maß': 1. Übersicht der bisherigen Auffassungen. — 2. Entwicklung der Auffassung des Verfassers. — VII. König Jakobs I. 'Basilikon Doron', eine bisher nicht erkannte bedeutsame Quelle. — Anspielungen in 'Maß für Maß' auf König Jakob I. und auf seine Zeit. — Zeit der Entstehung von 'Maß für Maß'. — Anlaß der Entstehung: äußerer Anlaß; innerer Anlaß. — Bedeutung von 'Maß für Maß' als Selbstoffenbarung Shakespeares.]

v. d. Heide, Anna, Das Naturgefühl in der englischen Dichtung im Zeitalter Miltons (Anglistische Forschungen, Heft 45). Heidelberg, Winter, 1915 [1914]. XI, 131 S. M. 3,60.

Hübener, Gustav, Die stilistische Spannung in Miltons 'Paradise lost' (Studien zur englischen Philologie, hg. von L. Morsbach, LI). Halle a. S., Niemeyer, 1913. 57 S. M. 1,80.

Aßmann, Karl, Miltons epische Technik nach 'Paradise lost'. Greifswalder Inaug.-Diss. Berlin, Blanke, 1913. VIII, 90 S.

Farquhar, George, A discourse upon comedy, The recruiting officer, and The beaux' stratagem. Edit. by L. A. Strauss [Prof. in Wisconsin Univ.]. (The belles-lettres series, sect. III.) London, Heath [1914]. LVII ('Biography' und 'Introduction'), 358 S. [Drei Perioden werden hier in der kurzen Zeit von Farquhars Schaffen unterschieden. In die erste stellt St. die Lustspiele 'Love and a bottle', 'The constant couple' und 'Sir Harry Wildair', als Darstellungen der Sitten in herkömmlicher Weise. In der zweiten Periode aber suchte F. die Komödie vor dem Tadel der Puritaner zu retten; so entstanden 'The Inconstant' und 'The twin rivals' — beides Mißerfolge. Im letzten Jahr seines Lebens gab er diese Absicht wieder auf und schrieb zwei ganz ungleichartige Stücke: 'The recruiting officer' und 'The beaux' stratagem'. Die beiden letzten sind hier neugedruckt, zusammen mit Farquhars kritischer Prosaschrift über die Komödie, worin einerseits gegen die streng klassischen Grundsätze protestiert, anderseits aber auch vor zu großer Laxheit des Baues gewarnt wird. Nach Farquhars Begriffsbestimmung ist die Komödie 'a well-framed tale, handsomely told, as an agreeable vehicle for counsel or reproof'. Als ihren Vater betrachtet er Äsop. Das einzige Lustspiel aber, worin Farquhar diese Grundsätze wirklich betätigte, ist 'The twin rivals'. Viel mehr als die Theorie hat das angeborene Temperament auf ihn gewirkt. Er war im Herzen weder Kavalier noch Puritaner, sondern 'a happy-go-lucky Celt who entered the world of warring conventions without prejudice as to forms of discipline, but with a mighty propensity for free feeling and the enjoyment of life'. Deshalb brachte er das englische Lustspiel für eine Weile 'into the mood of a joyous representation of life, unhampered by chronic English pretensions to moralism or satire'. — St. hat sich, wie diese Einleitung zeigt, in seinen Autor wirklich hineingearbeitet. Im übrigen schließt sich die Ausgabe, was Text, Anmerkungen, Bibliographie und Glossar betrifft, der bewährten Art dieser Sammlung an.]

Frisch, G. Adolph, Der revolutionäre Roman in England. Seine Beeinflussung durch Rousseau. Freiburger Diss. 1914. Pforzheim, Knoblauch. [X] 58 S. [Behandelt werden zuerst Price, Priestley, Paine und Godwin als Einführer der französischen Revolutionsgedanken in England; dann Rousseau in England. Daran schließen sich kurze Charakteristiken der englischen Romane von Holcroft, Godwin, Bage, Charlotte Smith, Mrs. Inchbald und Mrs. Opie. Ihre Erzählungstechnik, Stoffauffassung, Helden-

wahl und Rousseausche Denkweise werden beschrieben. Das Schlußkapitel schildert, wie diese revolutionäre Bewegung in England bekämpft wurde.]

Güttler, Felix, Wordsworths politische Entwicklung (Breslauer Beiträge zur Literaturgeschichte. Neue Folge, 41. Heft). Stuttgart, Metzler, 1914. VIII, 133 S. M. 4,50. [1. W. und die französische Revolution. — 2. W. als Republikaner. — 3. W. als hochkirchlicher Tory. — Die Wendung wird teils durch seinen Übergang in behagliche Verhältnisse erklärt, teils durch den Freiheitskampf der Spanier, auch durch das Anschwellen seines Nationalstolzes infolge der englischen Siege über Napoleon, während von der Vergewaltigung der Schweiz nichts gesagt wird. — 5. Überblick über die sozialen Zustände Englands in W.s Zeit. — 6. W. als Sozialpolitiker. — Auf andere Autoren der Zeit ist nicht viel Rücksicht genommen.]

König, Karl, Byrons 'English bards and Scotch reviewers'. Entstehung und Beziehungen zur zeitgenössischen Satire und Kritik. [O. O. u. J.] 114 S.

Hobohm, Joh., Matthew Arnold als Naturschilderer. Freiburger Dissertation. Halle, H. John, 1913. 94 S. [M. A. ist Schüler Wordsworths, aber nicht bloßer Nachahmer. Sein Lieblingsgebiet ist die Kleinmalerei, die Schilderung des Anmutigen, Lieblichen in der Natur. Im Fühlen und Denken zeigt er sich beeinflußt von einigen französischen Dichtern, besonders den Geschwistern Guérin, J. Joubert und E. P. de Senancour. Seine Eigenart ist die moralisierende Naturbetrachtung, seine Werke sind vor allem Gedankendichtungen; Gewaltiges, Erhabenes darzustellen fehlt es ihm an Gestaltungskraft.]

Bock, Eduard J., Walter Paters Einfluß auf Oscar Wilde (Bülbrings Bonner Studien zur englischen Philologie, Heft VIII). Bonn, Hanstein, 1913. [VI] 82 S. M. 2,80. ['A clever and painstaking piece of work': Ernst Bendz.]

Fuchs, Adele, Henry Lawson, ein australischer Dichter (Wiener Beiträge zur englischen Philologie XLIII). Wien u. Leipzig, Braumüller, 1914. [X] 100 S. M. 3.

Roz, Firmin, Le roman anglais contemporain. Paris, Hachette, 1912. XX, 284 S. Fr. 3,50. [Avant-propos. — George Meredith. — Thomas Hardy. — Mme Humphrey Ward. — Rudyard Kipling. — H. G. Wells.]

Collection of British authors. Tauchnitz edition:

Vol. 4492. Rhoda Broughton, Concerning a vow.
„ 4493—94. Jack London, The valley of the moon.
„ 4495. Joseph Conrad, Almayer's folly.
„ 4496. H. G. Wells, The world set free.
„ 4497. Baroness von Hutten, Maria.
„ 4498—99. Gilbert Parker, The judgment house.
„ 4500. Elinor Glyn, Guinevere's lover, or the sequence 1905—1912.
„ 4501. Alice Perrin, The happy hunting ground.
„ 4502. M. Betham-Edwards, From an Islington window.
„ 4503. W. E. Norris, Barbara and Company.

Morsbach, Lorenz, Universität und Schule, mit besonderer Berücksichtigung der englischen Philologie. Vortrag, gehalten auf dem XVI. Neuphilologentage zu Bremen in der Pfingstwoche 1914. Berlin, Weidmann, 1914. 20 S. M. 0,60.

Krüger, Gustav, Schwierigkeiten des Englischen. II. Teil: Syntax. 2. Abt.: Eigenschaftswort, Umstandswort. 2., verbesserte und stark vermehrte Aufl. Dresden u. Leipzig, C. A. Koch, 1914. XII, 484 S. [S. 219 bis 702]. M. 11.

Torrens, R. K., and Parker, Herb., English idiomatic and slang expressions done into German. Straßburg, Trübner, 1914. XII, 119 S. M. 2,25.

Wendt, G., Syntax des heutigen Englisch. II. Teil: Die Satzlehre. Heidelberg, C. Winter, 1914. XII, 279 S. Geh. M. 5. Teil I und II in einem Bd. geb. M. 11,60.

Caspar, C. N., Technical (S. 1: 'Technological') dictionary of the English and German language (S. 1: 'languages'). Comprising the most important words and terms employed in technology, engineering, machinery, chemistry, navigation (S. 2: 'Seekunde'!), shipbuilding, electrotechnics, automobilism, aviation, etc., etc. Milwaukee, Wisc., Caspar Co. [o. J.]. 272 S. (davon Part I, English-German, S. 7—148; Part II, Deutsch-Englisch, S. 151—264; 'List of technical and scientific books in English and German', S. 265—272).

Ellinger, J., und Butler, P., Lehrbuch der englischen Sprache. Ausg. A (für Realschulen, Gymnasien und verwandte höhere Lehranstalten). I. Teil (Elementarbuch). 3., verbess. Aufl. Wien, Tempsky, 1914. 162 S. Kr. 2,40.

Nader, Dr. E., Regierungsrat, Praktische Methodik des Unterrichts in der englischen Sprache (Praktische Methodik für den höheren Unterricht, hg. unter Mitwirkung von Schulmännern von August Scheindler in Wien). Wien, A. Pichler, 1914. VI, 83 S. Geh. Kr. 2,40, M. 2,05; geb. Kr. 2,90, M. 2,48.

Modern English Essays. Selected and annot. for the use of schools by R. Ackermann (Freytags Sammlung französischer und englischer Schriftsteller). Leipzig, Freytag. 1914. 132 S. M. 1,50.

Grünewald, W., The Robinson reader. Lehrgang der englischen Sprache im Anschluß an Defoes 'Robinson Crusoe'. Braunschweig, Westermann, 1914. X, 220 S. Geb. M. 2.20.

Henty, G. A., Under Drake's flag, a tale of the Spanish main. Für den Schulgebrauch bearbeitet von Rob. Huppertz (Französische und englische Schulbibliothek, Reihe A, Bd. 180). Leipzig, Renger, 1915 [1914]. VII, 103 S. M. 1. Dazu Wörterbuch, 47 S. M. 0,30.

Burnett, F. H., Little Lord Fauntleroy. Für den Schulgebrauch bearb. von Direktor Prof. G. Wolpert (Französische und englische Schulbibliothek, Reihe D, Bd. 1). 12. und 13. Aufl. Leipzig, Renger, 1914. IV, 101 S. M. 1,30.

Stevenson, R. L., The bottle imp, ed. with notes and gloss. by W. Fischer, Ph. D., and Mrs. A. Foster, L. L. A. (Diesterwegs neusprachliche Reformausgaben, hg. von Professor Dr. M. Fr. Mann, Nr. 42). Frankfurt a. M., Diesterweg, 1914. VI, 43 S. Geb. M. 1.20.

Four stories by Rudyard Kipling (A. Cliffe, 'Life of K.'. I: 'Rikki-tikki-tavi'. II: 'Toomai of the Elephants'. III: 'In the Rukh'. IV: 'Wee Willie Winkie'), ed. with notes for the use of schools by Kurt Lincke, Ph. D. Frankfurt a. M., Diesterweg, 1914. VIII, 100 S. Geb. M. 1,50. Dazu Wörterbuch, 47 S. M. 0,50.

Goldsmith, Oliver, She stoops to conquer. Für den Schulgebrauch hg. und erklärt von Prof. Dr. Joh. Ellinger (Freytags Sammlung französischer und englischer Schriftsteller). Leipzig, Freytag, 1914. 87 S. M. 0,85.

Dickens, Ch., Selected chapters from the Pickwick papers. Für den Schulgebrauch hg. von V. Meindl (Freytags Sammlung französischer und englischer Schriftsteller). Leipzig, Freytag, 1914. 133 S. M. 1,20.

Bauch, Reinhold, Modern London teaching English history. Für den Schulgebrauch zusammengestellt, mit 16 Bildern und einem Plan von London. Cöthen, Schulze, 1914. VIII, 112 S. M. 1,60.

Breul, K., Willkommen in Cambridge. Schlichte Antworten auf kluge Fragen. 3., stark erweiterte Aufl. Cambridge, University Press, 1914. 1 s. 6 d.

Dibelius, W., England und wir (Deutsche Vorträge hamburgischer Professoren, 2). Hamburg, Friederichsen, 1914. 30 S. Geh. M. 0,50.

Spies, H., Deutschlands Feind: England und die Vorgeschichte des Weltkrieges. Berlin, C. Heymann, 1915 [1914]. 103 S. M. 2. [Beide Schriften sind ausgezeichnet durch eine frische, tapfere Gesinnung und umfangreiche Stoffkenntnis.]

Germanischer und englischer Teil von Dr. R. Röhmer.

Französisch.

Zeitschrift für französische Sprache und Literatur, hg. von D. Behrens. XLIII, 1 u. 3. Der Abhandlungen erstes und zweites Heft [L. Jordan, Literarisch-bibliographische Studien. — R. Zenker, Weiteres zur Mabinogionfrage, II. — H. Gelzer, Zum 'Marques de Rome'. — A. Hilka, Die anglonormannische Version des Presbyters Johannes. — A. Franz, Studien zur wallonischen Dialektsyntax, IV (mit 7 Kartenbeilagen)]. XLIII, 2 u. 4 [Referate und Rezensionen].

Sommer, H. O., The structure of the 'le Livre d'Artus' and its function in the evolution of the Arthurian Prose-Romances. A critical study in Mediaeval Literature. London u. Paris, Hachette and Company, 1914. 47 S. Sh. 3.

Carlé, Th., Der altfranzösische Dichter Garnier von Pont-Sainte-Maxence und seine Zeit. Münsterer Dissertation. Münster 1914. VI, 126 S.

Förster, W., Kristian von Troyes. Wörterbuch zu seinen sämtlichen Werken. Unter Mitarbeit von H. Breuer verfaßt und mit einer literargeschichtlichen und sprachlichen Einleitung versehen. (Romanische Bibliothek, Nr. 21.) Halle a. S., Niemeyer, 1914. 237* u. 281 S. M. 10. [Eine in jeder Hinsicht bedeutende und wertvolle Veröffentlichung. Dem sorgfältig gearbeiteten Glossar, das auch die Vokabeln des Gralromans enthält, ist eine lange Einleitung voraufgeschickt, welche in drei Teile zerfällt. Der erste behandelt die Vorläufer Kristians, der zweite sein Leben und seine Werke, der dritte seine Sprache. Daran schließt sich noch 'Bibliographisches' und 'Nachträge zur Einleitung'. Im zweiten Teile sind sämtliche Einleitungen der Einzelausgaben verarbeitet worden, nicht ohne eine Durchsicht und Erweiterung erfahren zu haben. Ganz neu sind der interessante erste Teil, der ganze lange Abschnitt über den Gralroman mit dem glänzend geschriebenen, auch für den Germanisten sehr lehrreichen Kyot-Kapitel sowie der Text der beiden Lieder Kristians. Es war ein glücklicher Gedanke, den ganzen Stoff auf diese Weise zur Gesamtdarstellung zu bringen; hoffentlich ist es dem hochverdienten Forscher noch vergönnt, die in einige Aussicht gestellte Ausgabe des Gralromans auszuführen und damit den Schlußstein zu der großen Edition zu liefern, auf welche die romanische Philologie in Deutschland stolz sein darf. Auf S. 27* ist übersehen worden, daß ich in *Zs. f. rom. Phil.* XXXVII, 236 eine ganze Reihe von Belegen dafür beibringe, daß, wenn ein Adjektiv, welches die Herkunft von einem Lande oder von einer Stadt bezeichnet, zu einem Personennamen tritt, der bestimmte Artikel nicht zu stehen braucht. Im ersten der beiden Lieder, die übrigens das Glossar nicht berücksichtigt zu haben scheint, kann die Interpunktion nicht befriedigen; setze Punkt nach *vandre* und Fragezeichen nach *passages*. Nicht unerwünscht wäre es gewesen, wenn S. 224 ff. auch die Anzeigen von Försters Einzelausgaben namhaft gemacht worden wären.]

Spamer, H., Die Ironie im altfranzösischen Nationalepos. Straßburger Dissertation. Straßburg, Du Mont-Schauberg, 1914. VI, 105 S.

Förster, Margarete, Die französischen Psalmenübersetzungen vom 12. bis zum Ende des 18. Jahrhunderts. Ein Beitrag zur Geschichte der französischen Übersetzungskunst. Berliner Dissertation. 1914. XXIV. 270 S.

Henningsen, W., Das Verhältnis der französischen Plejadendichtung zur älteren französischen Literatur. Kieler Dissertation. Kiel, Jensen, 1914. X, 131 S.

Strauß, Bettina, La culture française à Francfort au XVIIIe siècle. (Bibliothèque de littérature comparée.) Paris, Rieder et Cie, 1914. II, 292 S. [Das Werk der von F. Baldensperger beratenen Verfasserin behandelt nach einer Einleitung, in der die besondere Bedeutung Frankfurts in der Geschichte des französischen Einflusses auf Deutschland hervorgehoben und gezeigt wird, wie sich bereits im 16. und 17. Jahrhundert namentlich durch den Kalvinismus französische Beziehungen dort ergaben, ihr Thema in neun Kapiteln. Sie erörtert zunächst die politischen Zusammenhänge der Reichsstadt mit Frankreich in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts, gedenkt der französischen Okkupation (1759—1762) und mustert dann die Frankfurter Sittengeschichte, das Erziehungs- und Unterrichtswesen, das Verhältnis des Frankfurter Bürgertums zur französischen Literatur, die bildende Kunst, die wissenschaftlichen und philosophischen Strömungen, um endlich im letzten Kapitel das Abflauen des französischen Einflusses in der Zeit des Sturmes und Dranges festzustellen. Ein umfänglicher Anhang bringt Exkurse und Auszüge aus schwer zugänglichen gedruckten und ungedruckten archivalischen Quellen. Die Verfasserin hat ein großes und vielseitiges Material fleißig exzerpiert und ihre Notizen zu einer übersichtlichen und lesbaren Darstellung zusammengefügt: tiefere und umsichtigere kultur- und geistesgeschichtliche Herleitungen darf man in dem eigentlich kaum etwas Neues bringenden Kompendium nicht suchen. Hervorgehoben sei, daß sich die Verfasserin jeder tendenziösen Betrachtungsweise enthält und sich dadurch wohltuend unterscheidet etwa von der chauvinistischen 'Histoire générale de l'influence française en Allemagne' von L. Reynaud (1914). Unsere Verfasserin beschränkt sich gern auf das Urkundliche und Tatsächliche und zeigt in ihrer Arbeitsweise einen deutschen Zug entschieden ausgeprägt. Wenn sie die Dinge doch bisweilen urgiert, so ist das eine Gefahr, die lokal beschränkte Arbeiten wie diese häufig mit sich bringen, namentlich wenn ihre Verfasser am Beginn ihrer wissenschaftlichen Betätigung stehen. Am auffälligsten war mir, daß die Verfasserin sich bemüht, auch im Sturm und Drang die französischen Einflüsse in den Vordergrund zu rücken. Die große Bedeutung Rousseaus für die Geniezeit mag dazu verführen, Hauptsache bleibt aber für den Geisteshistoriker dieser Epoche das von literarischen Anregungen unabhängige Auftauchen einer elementaren und im deutschen Charakter verwurzelten Gefühls- und Anschauungswelt. Über Einzelheiten wie über diese und jene Unklarheit, die wohl auf flüchtige Quellenbenutzung zurückzuführen ist (z. B. S. 61), über falsche oder ungenaue bibliographische Angaben, über die sehr zahlreichen Druckfehler in deutschen Namen und Wörtern sei mit der Verfasserin, die, wie gesagt, einen sehr ausgedehnten Stoff bewältigt hat, nicht weiter gerechtet. Aber zweierlei läßt doch die Frage erheben, ob sie, soweit die in ihr Thema so vielfach hineinspielende Goetheforschung in Betracht kommt, in der Lage gewesen ist, den Fortschritt der wissenschaftlichen Arbeit zu begleiten: einmal der Umstand, daß, wo immer sie für ihre Zwecke auf den 'Wilhelm Meister' exemplifiziert, der 'Theatralischen Sendung', die doch bei weitem 'Frankfurterischer' ist als die spätere Fassung, mit keinem Worte gedenkt. Und sodann, daß sie für die Frage nach den Verfassern der Artikel in den 'Frankfurter Gelehrten Anzeigen' nur auf Scherer zu verweisen vermag. Franz Schultz.]

Poulain, L., Traces de l'influence allemande dans l'œuvre de Théophile Gautier. Wissensch. Beilage zu dem Jahresbericht des Gymnasiums, der Realschule und der Töchterschule in Basel. Basel 1914.

Bernheim, Pauline, Balzac und Swedenborg. Einfluß der Mystik

Swedenborgs und Saint-Martins auf die Romandichtung Balzacs. (Romanische Studien, Heft XVI.) Berlin, Ebering, 1914. 123 S. M. 4.

Coleman, A., Flaubert's literary development in the light of his 'Mémoires d'un fou', 'Novembre' and 'Éducation sentimentale' (version of 1845). (Elliott Monographs in the Romance languages and literatures edited by C. Armstrong, no. 1.) Baltimore, The John Hopkins Press — Paris, Champion, 1914. XV, 154 S. $ 1,50.

Fay, P. B., und Coleman, A., Sources and structure of Flaubert's Salammbô. (Elliott Monographs, no. 2.) Baltimore, Paris 1914. 55 S. $ 0,75.

Blossom, F.-A., La composition de Salammbô d'après la correspondance de Flaubert (1857—1862) avec un essai de classement chronologique des lettres. (Elliott Monographs, no. 3.) Baltimore, Paris 1914. IX, 104 S. $ 1,25.

Curtius, E. R., Ferdinand Brunetière. Beitrag zur Geschichte der französischen Kritik. Straßburg, Trübner, 1914. V, 138 S. [Eine gute und anziehend geschriebene Untersuchung über Brunetières Leistungen auf kritischem und literarhistorischem Gebiete. Treffend wird ausgeführt, daß seine Theorie von der Entstehung der literarischen Arten unhaltbar ist. Es werden ferner die mehrfachen Inkonsequenzen in seinen Gedankengängen klargelegt, so wenn er zwar den gesellschaftlichen Charakter der französischen Literatur und ihre Verstandesmäßigkeit erkennt, aber nicht die entsprechenden Folgerungen daraus zieht, sondern in die Phrase ausweicht, daß die französische Literatur 'der Größe des französischen Namens und dem gemeinsamen Wohl der Menschheit diene', und hier oder auch S. 28 hätte darauf hingewiesen werden sollen, wie das wahre Wesen der Lyrik Brunetière ganz verschlossen blieb, so sehr, daß er in der 'Évolution de la poésie lyrique en France au dix-neuvième siècle' wiederholt von lyrischen Themen reden konnte. Ganz richtig ist auch die Wahrnehmung, daß er über die deutsche Literatur 'nur die falschen allgemeinen Urteile vorzubringen weiß, die sich in Frankreich seit den Zeiten der Romantik festgewurzelt haben', sowie weiter, daß er weniger die Geschichte als über die Geschichte der französischen Literatur schreibt.]

Lanson, G., Manuel bibliographique de la littérature française moderne (1500—1900). Index général précédé d'un Supplément aux fascicules I—IV. Paris, Hachette, 1914. S. 1527—1712 u. XXVI S. Fr. 4. [Über dieses bibliographische Hilfsmittel hat schon Morf in dieser Zeitschrift 122, 464; 124, 229; 126, 293; 130, 466 berichtet. Die große Lückenhaftigkeit wird auch durch das hier vorliegende Supplément nicht beseitigt. Sollte keine Vollständigkeit angestrebt werden, so mußte dafür ein wirklich kritisches Verfahren Platz greifen, aber von einem solchen ist wenig zu spüren, denn es sind wichtige Schriften nicht nachgetragen, nicht einmal diejenigen, auf welche schon Morf hingewiesen hatte; dagegen ist, wie schon in den ersten Bänden, mancherlei Bedeutungsloses verzeichnet. Man nehme z. B. Frau von Staël. Es fehlen nicht nur verschiedene Bücher oder Aufsätze, deren Titel freilich nicht besagt, daß sie Briefe der Frau von Staël enthalten, wie u. a. Urlichs, Briefe an Schiller, Goethe-Jahrbuch, Bd. V (21 Briefe an Goethe), Briefe von Karl Victor von Bonstetten an Friederike Brun, hg. von Matthisson, Mémoires du roi Joseph, hg. von du Casse (X, 424 ff.), P. Gautier, Lettres d'Allemagne in der Revue de Paris, 1. Mai 1914, sondern auch die Briefe an Camille Jordan, welche Sainte-Beuve publizierte, auch C. Ott, Ungedruckte Briefe von Mme de Staël an Fauriel im *Archiv* Bd. 124. Es sind ferner nicht nachgetragen, um nur einiges herauszugreifen: Schlosser, Mme de Staël und Mme Roland; Fr. Kreyßig, Studien zur französischen Literatur- und Kulturgeschichte, S. 201—241; Caro, La fin du XVIIIe siècle, Bd. 2 (Coppeter Periode); Geffroy, Mme de Staël ambassadrice in Revue des deux

mondes 1. Nov. 1856; Faguet mit gutem Aufsatz ebenda 15. Sept. 1887; Morf, Frau von Staël in 'Aus Dichtung und Sprache der Romanen'.]

Friedmann, W., Die französische Literatur im 20. Jahrhundert. Leipzig, Haessel, 1914. 58 S. M. 1,25. [Selbst der Versuch einer auch nur skizzenhaften Darstellung von charakteristischen Strömungen, die man in der französischen Literatur einer Zeit, welche uns so nahe liegt, wahrnimmt oder wahrzunehmen glaubt, ist immer ein gewisses Wagnis. Daß die heutige französische Dichtung in der Lyrik und im Roman eine vorwiegend aristokratische Färbung aufweist, wird man allerdings wohl kaum bestreiten wollen, aber daß man schon jetzt einem sich dort etwa kundtuenden '*élan vital*' seine Bewunderung spenden solle, ohne die wirklichen Ergebnisse abzuwarten, kann nicht verlangt werden. Überhaupt ist in dem Büchlein das Fremde nach deutscher Art mit allzuviel Liebe und Sympathie betrachtet worden. Es mag sein, daß den Herren Verhaeren und F. Fort die alles verstehende Menschlichkeit eigen sei, wiewohl das bei dem ersteren noch recht zweifelhaft ist, aber daß dieser '*humanisme*' die Franzosen im allgemeinen auszeichne (S. 34, 55), wird niemand mehr glauben. Auch gegen die Beurteilung von Rollands 'Jean-Christophe' und gegen die Meinung, daß dieser Schriftsteller 'der wichtigste Vermittler deutschen Geistes in Frankreich geworden ist', muß Einspruch erhoben werden; das Buch ist letzten Endes eine Verherrlichung der französischen Kultur — wie hätte es auch sonst von der Académie française einen Preis erhalten können?]

Schmidt, G., Manuel de conversation scolaire. Recueil de termes techniques pour l'enseignement du français, 3e édition. Berlin, Weidmann, 1914. 88 S. Geb. M. 1,40.

Böddeker-Bornecque-Erzgräber, Französisches Unterrichtswerk: Übungsbuch für höhere Mädchenschulen, Lyzeen, Oberlyzeen und Studienanstalten. Ausgabe B (in einem Bande). Mit einer Karte von Frankreich und einem Plan von Paris. Leipzig, Freytag, 1914. 254 S. Geb. M. 2,75.

Görlich, E., Materialien für freie französische Arbeiten. Ein Hilfsbuch für den französischen Unterricht an sämtlichen höheren Lehranstalten. Dritte, verbesserte und vermehrte Auflage. Leipzig, Renger, 1914. VI, 375 S. M. 5. [S. die Besprechung der ersten Auflage im *Archiv* 95, 461 f.]

Reformmethode Seidel. Analytisch-synthetischer Lehrgang zur Selbsterlernung fremder Sprachen. Französisch von A. Seidel. Analytischer und synthetischer Teil. Berlin, Friedberg & Mode [1914]. 160 u. 400 S. Geb. M. 6.

Hardy, G., La Révolution française, vol. II. Morceaux choisis et annotés en collaboration avec W. J. Leicht. Texte et Notes. (Collection Teubner publiée à l'usage de l'enseignement secondaire par Dœrr et Petry. no. 11.) Leipzig et Berlin, Teubner, 1914. 73 u. 52 S. M. 0.60 u. 0,50.

Quinche, Ph., Exercices de grammaire française. Complément aux manuels en usage. St. Gallen, Fehr, 1914. 135 S. M. 1,50.

de Marney, T., Toujours prêt. Nouvelle systématiquement rédigée pour servir à l'étude de la langue, usuelle dans les écoles et dans l'enseignement privé. Deuxième édition revue, avec un vocabulaire français-allemand. Stuttgart, Violet [1914]. 47 S. Geb. M. 0.80.

Lagarde, L., Seule au monde. Nouvelle pour servir à l'étude de la langue pratique, des mœurs et des institutions françaises, spécialement appropriée aux besoins des écoles de jeunes filles. Avec un appendice: Notes explicatives. Deuxième édition revue. (Violets Sprachnovellen.) Stuttgart, Violet [1914]. 124 S. Geb. M. 1,80.

Bornecque, Röttgers, Druesnes, Explication littéraire des Ouvrages et Textes français le plus souvent lus. Deuxième partie: dix-neuvième siècle. Berlin, Weidmann, 1914. 205 S. M. 5.

Französische und englische Schulbibliothek, hg. von O. E. A. Dickmann und Eug. Pariselle. Leipzig, Renger, 1914:

Reihe D, Band 2. Alphonse Daudet, Le petit chose. Für den Schulgebrauch bearbeitet von A. Wetzlar. 119, 43 S. Geb. M. 1,40.

Reihe D, Band 5. V. Duruy, Règne de Louis XIV. Für den Schulgebrauch ausgewählt und erklärt von H. Müller und G. Steinmüller. Mit einer Karte und einer Stammtafel. 87, 71 S. Geb. M. 1,60.

Fetter und Ullrich, La France et les Français. Lehrgang der französischen Sprache für Mädchenlyzeen und verwandte Lehranstalten. V. Teil. Mit 35 Abbildungen, einem Plan von Paris und einer farbigen Karte von Frankreich. Wien, Pichler, 1914. 189 S. Kr. 2,40.

Hasberg, L., Praktische Phonetik im Klassenunterricht, mit besonderer Berücksichtigung des Französischen. Leipzig, Renger, 1914. 4. Aufl. 71 S. Geb. M. 1.50. [Der Verfasser scheint die Besprechung der ersten Auflage im *Archiv* Bd. 108, 260 nicht gelesen zu haben: seine Aufmerksamkeit sei hiermit darauf gelenkt.]

Provenzalisch.

Franz, A., Über den Troubadour Marcabru. Vortrag, gehalten auf der Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner, Marburg, 2. Oktober 1913. Marburg, Elwert, 1914. 24 S. M. 1.

Carstens, H., Die Tenzonen aus dem Kreise der Trobadors Gui, Eble, Elias und Peire d'Uisel. Königsberger Dissertation. Königsberg i. Pr., Leupold, 1914. 110 S. [Eine fleißige und im ganzen verdienstliche Arbeit. Nach einer Einleitung über die Uisels, ihr Leben und ihre Dichtungen erhalten wir den Text von 20 Tenzonen oder Coblen, welche zum größten Teil noch nicht kritisch herausgegeben waren und stellenweise dem Verständnis Schwierigkeiten bereiten. Die Anmerkungen sind mehrfach zu elementar, während sie an manchen Stellen, z. B. I, 35—36, IV, 40 ff., ganz fehlen. Aus den Übersetzungen erhellt nicht immer, wie der Herausgeber wirklich verstanden hat. Folgendes noch im einzelnen: ein Frauenname *Gidas* ist nicht denkbar; es muß ein Schreibfehler in P vorliegen (hervorgerufen durch das folgende *de Mondas*), wie schon Chabaneau angedeutet hat. S. 32 sollte man eigentlich nach dem Voraufgegangenen nicht erwarten, daß die Ansicht ausgesprochen wird, Guillem Gasmar und Guillem Ademar seien verschiedene Persönlichkeiten. *Plait* (I, 51) ist 'Streit', nicht 'Spiel'. *Que* (III, 7) heißt 'denn'. III, 8—9 sind nicht richtig aufgefaßt; es heißt: 'wenn er sich so sehr vorsieht (d. h. wenn sie es nicht unbemerkt tun kann), daß sie ihn darum bittet' (d. h. bitten muß). Das Subjekt zu *doblar n'a* (III, 18) ist nicht sie, sondern er. *E·l clar iorn* (IV, 38) steht parallel zu *coingda sazo*, ist also Objekt zu *chausic*, und daher ist ein Zeugma (s. Anm.) nicht vorhanden; ein Verb 'sehen', das in der Übersetzung erscheint, steht nicht im Text. IV, 44 liegt keine Prolepsis vor; der Fall III, 43 ist ein anderer. IV, 60, Anm. schreibe 'ad sensum' statt 'Anakoluth'. *Per que* dürfte allerdings IV, 73 'wofern' bedeuten, aber es war zu bemerken, daß diese Stelle bei Levy, S.-W. VI, 225 fehlt, der überhaupt keinen Beleg aus einem Trobador beibringt. IV, 80 gibt die Lesart von R (s. Anm.) doch nur einen Wortsinn, denn wie man es sich vorzustellen hat, daß man eine Dame aus Mangel an Geld liebt, war des näheren darzulegen. *Avenz* (V, 8, Anm.) brauchte Levy im S.-W. nicht zu verzeichnen, weil Raynouard zwei Belege hat; im Pet. Dict. fehlt es wohl, weil es Kirchenwort ist, s. ib. S. VII. In VI, 21 ist unbedenklich *set* für *cet* der Hs. in den Text zu setzen. *Campis* führt freilich Levy im Pet. Dict. auf, aber im S.-W. bringt er nur die Form *campich* aus dialektischem Prosatext, so daß eine Bemerkung über die Natur des Ausganges am Platze gewesen wäre. Nr. VII ist identisch mit Gr. 183, 9

und 130, 1. VII, 28 kann *metre* schwerlich 'aufwenden' bedeuten; der Sinn verlangt 'vorzubringen', 'sagen', was sonst allerdings *metre avan* heißt. Die Übersetzung zu VII, 42 ist kaum richtig; ich verstehe: 'für wie viel ich mich töten würde'. IX, 11 muß ein Schreibversehen in a' vorliegen: ich möchte vorschlagen: *car eu no·l voil l'anar ni no·i enten.* Die Übersetzung der letzten Strophe fördert das Verständnis nicht; es ist *be·s* für *be·us* (V. 25) zu schreiben, dagegen V. 31 *faitz* der Handschrift beizubehalten und der Satz zu verstehen: 'macht Ihr immer noch (schreibe *enqar* für *e qar*) den Aufbrechenden zu einem Vergnügteren', d. h. behauptet Ihr noch immer, daß ...; für diese Bedeutung von *enqar* (Levy, S.-W. gibt nur ein nahestehendes 'künftig noch') habe ich zwar augenblicklich keinen Beleg zur Hand, nordfranzösisches *encore* zeigt sie aber. XII schreibe hinter O: '93' statt '85'. V. 15 ist *l'apensatz,* das alle Hss. gegen R bieten, beizubehalten: setze Semikolon nach *d'avinen,* Komma nach *penssaria* und schreibe *no'n,* denn *assemblar* kann hier nicht wohl 'zeigen' heißen, welcher Sinn bisher nur aus einer Stelle belegt ist, wo ein Objekt dabeisteht, das hier fehlt, sondern wird 'scheinen' bedeuten, s. Levy, S.-W. V. 26 ist *per que dopta faillir* dem *que*-Satz untergeordnet und demgemäß die Übersetzung zu ändern. V. 29 steht *tort* vielleicht *ἀπὸ κοινοῦ*. V. 45 würde ich mit leichten Änderungen schreiben: *per q'es fiz sers e·s sufris* (Präs.) *de parlar* (wo ist eine 3. Sg. Perf. *fiz* belegt?). V. 50 heißt *amenar* nur 'leiten'. s. Lex. Rom. IV, 190 und Levy, Pet. Dict., also: 'daß die Liebe ihn da leite', d. h. beherrsche. XIII, 8 ist die Übersetzung dunkel; *eretar* bedeutet hier 'mit einem Erbe ausstatten'. XV, 6, Anm. *frumen* braucht kein Italianismus zu sein, da lat. *ū*, nicht *ŭ* vorliegt. XVII, 10 dürfte das Natürlichste sein, *fa* für *fo* der Hs. zu schreiben. V. 28 ist mit *l'emperaire* sicher Friedrich II. gemeint, da ein anderer nicht in Betracht kommen kann. Nr. XVIII bietet allerhand Schwierigkeiten, und die Fragezeichen in der Übersetzung konnten noch vermehrt werden. Daß *mon ioven* und *ma ricor* Umschreibungen von *me* seien, halte ich trotz Appel, Chr. Gl. so lange nicht für glaublich, als bis man Parallelstellen für solche Verwendung von *ioven* und *ricor* aus dem Altprovenzalischen beibringt (der Verweis auf afz. *jovente* ist nicht beweiskräftig): ich ziehe *de mon ioven* zu *hom* (ein 'als ich' braucht nicht besonders zum Ausdruck zu kommen), während der V. 12 mir allerdings unrettbar verderbt erscheint und sich daher auch über die syntaktische Natur der folgenden Zeile nichts Bestimmtes aussagen läßt.]

Bertoni, G., I Trovatori d'Italia (biografie, testi, traduzioni, note). Con 14 illustrazioni e 2 tavole fuori testo. Modena, Orlandini, 1915. XVI, 598 S. [Auf diese Veröffentlichung kommen wir noch besonders zurück.]

Italienisch.

Calderini de-Marchi, R., Jacopo Corbinelli et les érudits français, d'après la correspondance inédite Corbinelli-Pinelli (1566—1587). Milano, Hoepli, 1914. 288 S.

Niggli, B., Übungsbuch zum Übersetzen aus dem Deutschen ins Italienische. Bern, Francke, 1914. 77 S. Geb. M. 1,50.

Spanisch.

Bertrand, J.-J. A., L. Tieck et le théâtre espagnol. Paris, Rieder et Cie, 1914. 182 S. Fr. 4. (Bibliothèque de littérature comparée.)

Bertrand, J.-J. A., Cervantes et le romantisme allemand. Paris, Alcan, 1914. VIII, 635 S. Fr. 10. (Bibliothèque de philologie et de littérature modernes.)

Pfandl, L., Robert Southey und Spanien. Leben und Dichtung eines englischen Romantikers unter dem Einflusse seiner Beziehungen zur Pyre-

näischen Halbinsel. (Extrait de la Revue Hispanique, tome XXVIII.) New York, Paris, 1913. 315 S.

Marx, R., Die katalanische Terminologie der Korkstopfenerzeugung. Bonner Dissertation. Halle, Karras, 1914. 80 S.

Spitzer, L., Syntaktische Notizen zum Katalanischen. Köthen, Schulze, 1914. (S.-A. aus der Revue de dialectologie romane, S. 81—138.) [Interessante, von großer Belesenheit zeugende Behandlung einer ganzen Reihe syntaktischer Punkte. Nicht überall wird man mit der Anordnung und Deutung einverstanden sein, so z. B. bei *si* 'ob' (no. 18), wo die Fälle, in denen es doch zweifellos = unserem 'ob nicht' ist, von den anderen gesondert hätten zusammengestellt werden sollen; diese Bedeutung begegnet übrigens auch im Altprovenzalischen nach *gardar* und *garar*, worauf ich in *Zs. f. rom. Phil.* XXVII, 606 zu V. 6284—6 sowie auch im *Prov. Elem.-Buch* [2], S. 158, Anm. 1 hingewiesen habe, und sie ist auch dem Neufranzösischen nach *voir* und *deviner* nicht fremd: *On verra bientôt si, pour lui-même et surtout pour sa fille, il eut lieu de s'en repentir* (Gautier, Mme de Staël et Napoléon, S. 68), *Vous devinez si je suis étonnée* mit dem Sinne 'ich bin gewiß erstaunt' (Fabre, Toussaint Galabru, S. 318); für das Italienische sei noch Petrarca, Canzone III angeführt: *Che sai s'a miglior tempo anco ritorni ed a più lieti giorni?*, und für das Spanische Cervantes, Don Quixote, seg. parte, cap. 47: *Mirad si quereis otra cosa*, sowie ib. cap. 48: *¿y quién sabe si esta soledad ... despertará mis deseos que duermen.*]

Varia.

Cartellieri, O., Beiträge zur Geschichte der Herzöge von Burgund. (Sitzungsberichte der Heidelberger Akademie der Wissenschaften, Stiftung Heinrich Lanz. Phil.-hist. Klasse, Jahrg. 1914, 6. Abhandlung.) Heidelberg, C. Winters Universitätsbuchhandlung, 1914. 55 S. [Enthält Fragmente aus der zweiten 'Justification du duc de Bourgogne' des Magisters Johann Petit, deren französischer, aus der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts stammender und sorgfältig behandelter Text für den Romanisten nicht ohne Interesse ist. *Tourblé* der Brüsseler Hs. konnte ruhig belassen werden (S. 47), da diese ursprüngliche Form auch sonst noch im 15. Jahrhundert vorkommt. Warum ist *quartement* (S. 22) beseitigt? Für das erste nicht überlieferte *pourveu* (S. 29) empfiehlt es sich, mit G *pourmeu* zu schreiben. Beachtenswert ist der Satz *Je replique qu'il y chiet ung doce* (S. 32); die Erklärung von *doce* mit 'Schote, Hülse, also etwas Wertloses' ist richtig, nur war zu bemerken, daß uns das Wort (s. Godefroy unter *dausse* und *dolse* und vgl. das prov. *dolsa*) sonst nur als Femininum bekannt ist, s. Näheres bei A. Thomas, Nouveaux essais de philologie française, S. 245.]

Grammatik der ruthenischen (ukrainischen) Sprache von St. von Smal-Stockyj und Th. Gartner. Wien 1913. XV, 550 S. Kr. 15. [Von den beiden Verfassern erhalten wir die erste wissenschaftliche Gesamtdarstellung der ruthenischen Sprache. Sie gibt die ruthenische Schriftsprache wieder, die auf der ukrainisch-galizischen Mundart beruht, und stellt ein außerordentlich reiches Sprachmaterial zusammen, das in musterhafter Klarheit und Übersicht geordnet ist. Der Einfluß von Leskien, dem Meister sprachwissenschaftlicher Darstellung, ist unverkennbar, die Vorrede hebt außerdem die von ihm empfangenen Anregungen ausdrücklich hervor. Ich möchte besonders auf die eingehende Darstellung des wichtigen Kapitels der Aktionart (S. 161 ff.) hinweisen. Das Buch enthält mehr, als man gemeinhin in Grammatiken zu erwarten pflegt, nicht nur eine Syntax (S. 376 ff.) und eine Wortbildungslehre (S. 116 ff.), sondern auch ein kurzes Kapitel über den Wortschatz, d. h. über die Lehnwörter der ruthenischen

Sprache (S. 113 ff.). Die heutige Sprachform wird ständig aus der altbulgarischen entwickelt: das Buch vereinigt in sich die historische und deskriptive Behandlung des Ruthenischen. Der Abschnitt über 'Die Stellung des Ruthenischen innerhalb der slawischen Sprachen' (S. 455 ff.) hat ein spezielles Interesse auch für denjenigen, der sich nicht gerade für das Ruthenische interessiert: das Kapitel gibt ein sehr gutes Bild vom lautlichen, flexivischen und syntaktischen Charakter der Sprache und erörtert in origineller Weise die Gruppierung der slawischen Sprachen. Die Einheit der südslawischen und der russischen Gruppe, zu welch letzterer bisher das Ruthenische gerechnet wurde, wird auf Grund statistischer Vergleichung der sprachlichen Merkmale bestritten, und gegenüber der üblichen Dreiteilung der slawischen Sprachen (Süd-, Ost- und Westslawisch) vertreten die Verfasser mit Nachdruck eine geographische Anordnung der einzelnen Sprachen als selbständiger Einheiten, die sich zwar mit anderen berühren, aber mit keiner einzelnen Sprache näher zusammenhängen: die Verfasser verlangen also für die Einteilung der slawischen Sprachen jene Anordnung, die mit der 'Stammbaumtheorie' völlig bricht und für die Gruppierung der indogermanischen Sprachen schon längst anerkannt ist. — Von Smal-Stockyj rührt auch das 'Ruthenisch-deutsche Gesprächsbuch' her, das in der Sammlung Göschen (Nr. 681, 1914) erschienen ist. Es enthält nicht nur eine Sammlung nützlicher Gespräche für den täglichen Verkehr, sondern auch ein deutsch-ruthenisches Wörterverzeichnis (S. 115—170), das für die erste Einführung ins Ruthenische gute Dienste zu leisten vermag. A. Thumb.]

Sammlung Göschen, Berlin u. Leipzig, 1914. Das Bändchen geb. 90 Pf.:

Deutsch-russisches kaufmännisches Wörterbuch von M. Kulhánek. 111 S. [Das Büchlein hat, abgesehen von seinem praktischen Nutzen, auch für den Sprachforscher seinen Wert. Denn es gibt die kaufmännische Terminologie des Russischen und ermöglicht so einen Einblick in ein einzelnes Gebiet des russischen Wortschatzes, auf welchem der starke Einfluß des Auslandes, besonders Deutschlands, in die Erscheinung tritt. A. Thumb.]

Ungarisch-deutsches Gesprächsbüchlein von W. Tolnai. 146 S.

Veröffentlichungen der Junta para ampliación de estudios é investigaciones científicas in Madrid:

Manuscritos árabes y aljamiados de la biblioteca de la Junta. Noticia y extractos por los alumnos de la sección árabe baja la dirección de J. Ribera y M. Asin. Madrid 1912. XXIX, 320 S.

Escuela española de arqueología é historia en Roma. Cuadernos de trabajos I—II. Madrid 1912—14. IX, 127 S.

Libro de regla o cartulario de la antigua abadía de Santillana del Mar, p. p. D. Eduardo Jusué. Madrid 1912. VI, 150 S.

Noticias y documentos históricos del condado de Ribagorza hasta la muerte de Sancho Garcés III (año 1035), por M. Serrano y Sanz. Madrid 1912. 503 S.

Cartulario de don Felipe III rey de Francia, p. p. D. Mariano Arigita y Lasa. Madrid 1913. VII, 158 S.

Juan de Vallejo, Memorial de la vida de Fray Francesco Jiménez de Cisneros, p. p. A. de la Torre y del Cerro. Madrid 1913. XXV, 131 S.

Ginés Pérez de Hita, Guerras civiles de Granada, primera parte, p. p. Paula Blanchard-Demouge. Madrid 1913. CXVIII, 337 S.

Archivio general de Simancas. Catálogo IV. Secretaría de Estado, por Julián Paz. I (1265—1714). Madrid 1914. XII, 902 S.

Zamora en tiempo de la guerra de la independencia (1808—1814), por Rafael Gras y de Esteva. Madrid 1913. 265 S.

Germany.

1915.

Fronting the world she stands erect
In valor, strength, and self-respect.
The threats and insults of her foes
She answers grim, with scorn and blows.
In peace, a wisely ordered state,
In war, she shows herself as great;
Witness, the drenching blood that stains
Polonian, Gallic, Belgian plains,
Whilst Britain's coasts at spectres stare
That leap from sea, or drop from air.

The world ere now such marvel saw
Never, and halts 'twixt rage and awe.
Vain rage! This stark, consummate might
Is girt with adamantine right —
The right to live beneath the sun,
The right to hold what hath been won
By toil and science, thrift and art,
In camp and farm, in school and mart —
A right which still without avail
Revenge and cant and greed assail.

Before such prowess rage must sink,
And generous minds be bold to think.
Hypocrisy hath here no place;
Barbarian? — that imperial race!
By heaven, you Germany, to-day
Holding so splendidly at bay
Those variegated tribes of men,
Is not a thing to hunt and pen!

Enough of blind hysteric fear,
Enough of menace, vaunt, and sneer,
Enough of ghastly tales untrue!
Give the heroic state her due!
Strength to her arm, and to her brow
All glory that the Gods allow!

New York City.
February 22, 1915.

W. P. Trent.

Austria-Hungary.

1914-1915.

O Land of many tongues, with past
Chequered, and present overcast;
Land of the Danube rolling strong
Its wooded banks and cliffs along;
Land of broad plains and mountains high,
Of wheat and vines and friendly sky,
Where peasants, gay with song and dance,
Suggest a more exotic France;
Land of great capitals renowned,
Vienna, Buda, Prague, the crowned
City upon the Moldau's stream —
Ah, how I see, as in a dream,
Your beauties and your subtle charms
Threatened with dangers and alarms,
With plague and famine and the dread
Barbarian invader's tread!

Hast thou not since the long ago
Suffered enough of toil and woe?
Hast thou not guarded Europe well
From onsets of the Infidel,
Clifflike amid the mad waves' toss,
O Eastern Bulwark of the Cross?
Hast thou not oft, though scarce through lust
Of conquest, staggered in the dust
Of sore defeat, and in the gloom
That wraps the Hapsburgs' line of doom?
Couldst thou not turn another page
Of history in this onward age,
And, peaceful, give thy peoples laws
And progress, with the world's applause?
Ah, no! before thy portals sate
Incarnate Murder, Greed, and Hate,
And, ere thou couldst avert the blow,
The crown of all thy hopes lay low!

Then in just anger, deep, not rash
Thou struck'st, and lo! the armèd clash
Of jealous nations answered. Now
Thou battlest with undaunted brow
And hand of steel, while at thy side
Thy great Ally, in all the pride

Of patriotic strength doth stand,
Faithful, impregnable, and grand!

Strike on, strike on, and show the world
Thy fearless banner high unfurled;
Let him who will thy course decry,
Thy valor is thy best reply;
May Przemysl's heroic fall
Prove but a louder battle call;
And, when subsides the din of arms,
Resume, O Austria, thy charms
Through suffering heightened, and once more
Let Music rule the Danube's shore!

Columbia University, New York. W. P. Trent.

Im polnischen Exil.

Briefe von Therese Forster an ihre Stiefmutter.

Mitgeteilt von

Albert Leitzmann.

Im vierten Teil der 'Erzählungen' von Therese Huber, von ihrem Sohne Viktor Aimé Huber in pietätvoller Treue gesammelt, erschienen im Jahre 1831 höchst interessante und fesselnd geschriebene 'Fragmente über einen Teil von Polen, aus Briefen einer Engländerin, im Jahr 1789 geschrieben'. Ausgezeichnete Charakterisierungskunst verbindet sich in ihnen mit geschickter Darstellung einer Fülle von Einzelheiten des damaligen polnischen Daseins in staatlicher, sozialer und persönlicher Hinsicht, und man begreift, daß der Herausgeber sich in der Zeit der polnischen Revolution eine besondere Wirkung von der Veröffentlichung dieser Skizzen versprach. Die Engländerin freilich hat nie existiert: Therese hat darin ihre eigenen Eindrücke aus Warschau und Wilna, während sie mit ihrem ersten Gatten Georg Forster, dem kurz vorher ernannten Professor der Naturgeschichte an der Universität Wilna, dort eine zweijährige, über Erwarten rasch durch einen Eingriff des Schicksals zu ihrem Ende gelangte Verbannungszeit durchlebte, schriftstellerisch verwertet. Im folgenden teile ich mit, was von Briefen Theresens an ihre Stiefmutter, des großen Altertumsforschers Heyne zweite Frau, aus jener Zeit sich erhalten hat, und ich denke, man wird diese lebendigen Zeugen der Eindrücke, die die deutsche Gelehrtenfrau damals vom polnischen Wesen empfing, gerade in unsern bewegten Tagen nicht ohne Teilnahme betrachten können. Das Bild der merkwürdigen Frau schwankt noch immer im Urteil der Literaturgeschichte, und eine Materialsammlung, wie sie mit verbindendem Text Geiger über sie vorgelegt hat (Stuttgart 1901), ist natürlich weit davon entfernt, das letzte Wort über sie gesprochen zu haben, die Erich Schmidt noch kürzlich ('Karoline' 1, 676) 'neben Karoline die begabteste und interessanteste unter Göttingens Professorentöchtern' genannt hat. Weitere Publikationen, die Paul Zincke vorbereitet, werden bald noch mehr Licht über sie verbreiten.

1.

Warschau den 31 8br 1785.

Sie haben wohl nicht erwartet liebe beste Mutter daß ich noch jezt von Warschau aus schreiben würde; es ist mir auch sehr unangenehm daß es so ist, aber bei dießen Polen darf man gar nicht darauf rechnen ein

Geschäft zur bestimmten Zeit zu schließen. Aus Wilna haben wir zu meiner großen Freude Nachricht daß unßer Hans in Ordnung ist, neue Treppe, Boden ff — ich weis zwar schon die ganze Einrichtung will Ihnen aber doch davon nichts sagen damit ich Ihnen wenn ich erst ganz in meiner kleinen Ordnung bin, bestimt melden kann wie ich eingerichtet bin. Bis dahin nur so viehl — Forsters vorsichtige Liebe hat mir alles weit schlechter geschildert wie es ist, und die Wirklichkeit erleichtert mir alles. Mein Haus ist sehr bequem wenn gleich nicht schön. Ich habe Plaz genug, habe Küche Keller, Speißekammer — genug um Ordnung zu halten. Meine Köchin ist des Bedienten Frau, ein junges reinliches Weib. Ich lies sie unverhoft durch Marien[1] besuchen die sie sehr reinlich gefunden hat mit ihren Kindern; sie war bis jezt Wäscherinn, und hat uns weiße Wäsche, und seidne Strümpfe sehr schön gewaschen. Daß sie wenig kochen kann ist freilich schlimm allein Gäste wollen wir nie haben, und eine Suppe einen Braten, und ein Gemüße wird sie können, und ich ihr lehren. Forster ist ein ganz fürtrefflicher Mensch! liebe Mutter, ist der einzige der ein so verkehrtes Geschöpf konnte glücklich machen. Er schränkt sich ein, er versagt sich — alles mit der edelsten Art die ihn mehr ehrt als Reichtum. Man hat hier gar keinen Sinn für wahre Aufklärung, keinen Sinn für die Hülfmittel dazu. F. hat der Erziehungskommission ein Memoire[2] überreicht das voll gerechter Forderungen, keine für sich, nur für das Institut war. Es war mit Aufrichtigkeit und Troz entworfen. Der Fürst Primas das Haubt der Commission erhielt es nur als Plan, fand es zu heftig, man müste solche Wahrheiten nicht sagen wenn man forderte, da sie dem Corps gesagt wurden das keine Macht hat, konnte man es wohl leiden sie nun zurück zu nehmen da sie der Primas wuste der die Macht hat — das Memoire wurde nun umgeschmolzen, und der Primas hat seine Naße incognito behalten, und es ist ihm noch dazu die Schmeichelei wiederfahren als sei auf seinen Rath und Befehl die Schrift geändert. Ob man nun wird die Forderungen eingehn wird man sehn. Dieße Sache hat sehr lange aufgehalten. Endlich werden wir aber doch abreißen auf den 3 9br. Ich sehne mich nach Arbeit und Ruhe. Der Aufenthalt an dießem Ort hat mir gar kein Vergnügen gewährt wegen der Leute bei denen wir wohnen. Der Alte Otto[3] ist ein 40jähriger sehr guter offner Mann, aber Baron Scheffler[4] und seine Frau ist das ge-

[1] Marie war ein von Therese aus Göttingen nach Polen mitgenommenes deutsches Dienstmädchen.

[2] Dies Mémoire, 'sehr dringend, mit Deutlichkeit und stringenten Beweisen gespickt, scharf und nachdrücklich' ('Forsters Briefwechsel mit Sömmerring' S. 251), hatte den besten Erfolg, indem der für die naturwissenschaftlichen Institute in Wilna ausgeworfene Etat auf das Dreifache erhöht wurde; 'ich weiß nicht, wo man in Deutschland noch so viel für die Wissenschaft getan hätte' (ebenda).

[3] Regimentschirurg in Warschau, Freund des in der folgenden Anmerkung genannten Scheffler.

[4] J. P. E. von Scheffler (1739—1809), Bergrat in Warschau, war Forster seit seiner englischen Zeit bekannt und der besondere Günstling des Fürsten Primas, des Bruders des Königs von Polen. Forster urteilt von ihm ('Briefwechsel' 1, 418): 'Mein zärtlicher und verehrungswürdiger Freund, Baron von Scheffler, dessen Herz so warm für mein Glück ist, als es das Herz eines Mannes sein kann, der meine Denkart geprüft, mich in London in einer traurigen Lage gekannt und gesehen hat, wie seine eigenen, damals

meinste Volk. Der Mensch ist vor 15 Jahren in Göttingen geweßen 4 Wochen, hat unßer Haus viel gekannt, hat mit der verstorbnen Mama den Mesias geleßen. Ein 45 Jähriger Mann den Marie für 26 hielt, so jung, und doch zugleich sehr kränklich sieht er aus. Aufgeblaßen, eitel, hochmütig, an die Großen sich schmiegend, rechthaberisch, für Polen wie ein Krautweib für ihren Kram eingenommen. Das Weib sieht im Negligee wie aus der Bärengaße in Berlin *sauf le respect,* und gepuzt wie Ihre Köchin aus, spricht aber dümmer und gemeiner. Die Leute thun alles um die Menschen von uns zu entfernen, aus einem elenden Neide. Man hat uns eingeladen, und sie habens verschwiegen, man hat uns besuchen wollen und der Thor hat den Leuten glauben gemacht, wir können vor Besuchen und Geschäften niemanden sehn. Seit den beinahe 3 Wochen daß ich hier bin hat die Baronne de Thundertendrunk[1] sich auch nicht die Mühe gegeben mir einen Nachmittag Zeitvertreib zu verschaffen, da doch alle Tage polnsche, und italiänische Komödie ist. Auch seh ich sie nur bei Tisch, und dann zank ich mich mit dem Baron, spreche mit dem alten Otto, und geh um 3 Uhr wieder herab bis zum Abendeßen. Ich habe viel geleßen, geschrieben, geneht, und mit meinem lieben Manne geschwazt. Man weis hier nichts von Conversation, so wie man zusammen kommt spielt man. Um 3 Uhr nach Tisch, ja vor Tisch um 11 Uhr hab ich Pharao spielen sehn. Ich that es nie, und will nie spielen, als unter ganz vertrauten Freunden, bisweilen fand ich einen Menschen mit dem ich sprechen konnte, doch selten; Weiber nie. Eine Famillie interesiert mich, aber einmahl sinds keine Pohlen, und sie leben auch ganz anders. Es ist der Kammerherr von Boscamp. Der Mann ward ehemahls von dem König von Preußen in die Krimm zu den Tartaren geschickt, lebte lang in Constantinopel, heirathete eine Griechinn die schön war und eine artige Gesellschafterinn hatte. Die schöne Griechinn steigt einmahl eben aus dem Wochenbett auf, und findet ihren Herrn Gemahl beschäfftigt ihre artige Gesellschafterinn auch zu einem Wochenbett zu verhelfen; daran that er gut; sie grämte sich darüber, und starb; darinn machte sie einen dummen Streich. Boscamp heirathete die Gesellschafterinn, und brachte sie nun *tout a son aise* ins Wochenbett. Dieße Frau mit einer zierlichen Figur, einer Phisionomie wie die schöne Othaheiterinn, ganz Sanftheit und Natur — eine große Anzahl Stief- und eigne Kinder wovon zween Söhne in Hamburg sind — der Mann der Orientalischen Genuß nie verachtete, der lange in dem Krais der beschwerlichsten Geschäfte lebte, nun einzig mit seinen Kindern lebt. Er lehrt sie alles selbst, nur Schreiben und zeichnen nicht, sie sind den ganzen Tag bei der Mutter. Er gesteht es selbst daß er nicht ungenuzt im Orient war — aber ist dießes nicht wahre Philosophie so zu reden? Dießes ist die einzige Interesante Bekanntschaft die ich machte, und so schmeichelhaft gütig die sanfte Griechinn gegen mich ist, so kann ich doch nicht hoffen sie fortzusezen. Man soll nicht zu früh urtheilen, und so will ich über Warschau den Stab noch nicht brechen; allein mir däucht daß man gar nicht weis was Geschmack ist, in nichts. Die Geschäffte werden elend betrieben, langsam und ohne Ordnung. Theuer ist hier beinahe nichts

---

sehr unangenehmen und niederschlagenden Schicksale mich desto fester an ihn ketteten.'

[1] Die 350 Pfund schwere Herrin des westfälischen Schlosses, auf dem Candide in Voltaires Roman erzogen wird.

als die Domestiken, und bei dießen so wie in allen Dingen herrscht Ueberfluß ohne Bequemlichkeit. Eine Menge Menschen die nichts thun. So ists bei allem. Man kauft eine Menge Fleisch, man trägt Schüßeln auf — aber es ist weder weich noch sauber. Das ist meine große Freude daß die Unbequemlichkeit die ich finde, gar nicht vom Mangel der Dinge, sondern vom schlechten Gebrauch herkommt. Also wirds von mir abhängen alles beßer zu haben. Dießen Winter haben wir noch keine Pferde, und das ist mir lieb, ich kann es eh übersehn was ich zu thun habe. Doch ich hoffe, Mutter, es soll gut gehen. Marie hält sich sehr gut, ich werde sie sehr beschäfftigen, aber es soll niemand im Hauße müßig sein, und wenn ich nicht genug zu thun habe, so will ich für Forster abschreiben oder spinnen. Wenn ich doch erst in meinem Häuschen wär! — Liebe Mutter, wie müde wird man dießes müßige von Langerweile geplagte Volk! — Meine Winterfeten werden darinn bestehen daß wir den Rouseau zusammen leßen George, und ich. Er liest mir oft vor, und ließt jezt viehl hüpscher wie sonst. Es ist zum erstaunen welchen Einfluß der Schwung des Geistes selbst auf den Ton der Stimme hat, denn er deklamirt, spricht, und gebraucht die Worte jezt ganz anders wie sonst. Wie hat dieße unglückliche Schwärmerei[1] seinen Geist gedrückt! Gegen Weiber macht ihn seine Liebe zu mir würcklich blind. Er ist der Streitbare Ritter des Interesanten, denn bis zur Unverschämtheit mich für schön auszugeben, hat ihn seine Liebe noch nicht gebracht. Liebe Mutter, ich sage Ihnen nichts von meinem ehelichen Glück, es läßt sich auch Kinderglück schwer beschreiben, es besteht in solchen Kleinigkeiten! solchen großen Kleinigkeiten! er nennt mich die Priesterinn der Natur, Assad[2] nennt mich Vestalin indem er von meinen Kindern spricht. Ach Mutter, Natur giebt Unschuld, nicht Unerfahrenheit ist ihre Mutter. Ich erstaune mich über das einfache meiner Wünsche, meiner Freuden. — Ich bin ein paar Tage krank geweßen, sehr krank ohne zu wißen woran? eine sehr heftige Kolick die 6 Tage dauerte, Fieber, Mattigkeit — noch solche artige Dinge wie Hunger und Eckel ist — da haben die Leute hohe Dinge vermuthet; jezt ist alles vorbei, bedürfte wenigstens einer schleunigen Bestätigung. Ich habe Forster schuld gegeben, so bald es bestätigt wär, würde er sich vor den Spiegel stellen und sich becomplimentieren, und krazfüßen, und den Kopf aufwerfen wegen des großen Stückchens, und würde wie Kaiser Leopold sagen nachdem er das Maul zugemacht — das hat gewaltig geholfen. Da aber nun die Vermutung ganz ungegründet scheint sollen Sie auch keinem Menschen ein Wort sagen; Wenn es aber einmahl wahr ist müßen Sie mir mit Fischers[3] Autorität sagen welche Art Diät mir die beste ist. *a propos de* Diät so würde ich hier bald sterben, die Leute eßen gar kein Gemüße, manchmahl viererlei Fleisch, und in drei Tagen kein Gemüß, da es doch sehr gut ist. Dabei haben sie exelentes Bier, das beinahe wie

---

[1] Gemeint ist Forsters langjährige Verbindung mit dem Rosenkreuzerorden während seiner Kasseler Zeit, über die Therese in ihrer Biographie Forsters spricht ('Briefwechsel' 1, 26).

[2] Assad hieß nach Lessings Tempelherren ('weil man so wie um Lessings Assad werben muß, eh man ihn bewegt, Zutrauen zu haben' 'Aus Herders Nachlaß' 2, 393) der mit dem Forsterschen Paar eng befreundete Göttinger Bibliothekar Friedrich Ludwig Wilhelm Meyer (vgl. 'Zur Erinnerung an F. L. W. Meyer' 1, 180).

[3] Johann Heinrich Fischer (1759—1814), Arzt in Göttingen.

englisches Bier schmeckt. — Die Nachricht von Diezens Tode[1] war mir ein Donnerschlag! Ich las sie in Zeitungen. Da ich Sömmering schrieb[2] legt ich gleich einen Brief für Fiekchen mit bei, der sie freilich wenig wird getröstet haben, denn ich wuste keinen Trost für sie. Wären die guten Leute jezt in Göttingen, so hätten sie doch gewiß mehr Hülfe, denn dort werden sie nicht solche thätige Freunde finden wie Sie und die Leß[3] würden geweßen sein. Schreiben Sie mir ja was sie zu machen gedencken. Sehen Sie Mutter, so handelt das Schicksal. Den Herder[4] hat die verdammte Backmeistern gehabt, und die muß ihn wiederschaffen. Die Verzeichniße meiner Sachen hab ich gefunden. Herder wolte mir ihn selbst schencken, wie er ihn auf meinem Tische fand.[5] Reich[6] hat alle unßre Commisionen verdorben. Unßre Decken sind lilla, unßre Pelze theuer und schlecht; die Tonnen schickt er über Prag nach Cracau wo sie 40 Meilen umgehn; nicht genug, schickt er ein zweites Pack Sachen eben den Weg. Man mus sich über Dinge die nicht zu ändern sind, nicht ärgern. Assad ist in Hannover? oder wohl schon wieder zurück? wenn er doch Schrödern[7] gefunden hat wie er ihn ehmals kannte! Mein Zutraun auf die Menschen ist so schlecht daß ich fürs Wiedersehn von zween Freunden zittre; das auf das Schicksal ist wie ich täglich bemerke noch geringer; Forster empfängt keinen Besuch, erbricht keinen Brief daß ich nicht in der sichern Erwartung bin, daß ich etwas Unangenehmes erfahren werde. — Mein bester liebster Vater ist doch wohl? und Marianne, und meine kleinen Lieben, und Blumenbachs[8] und Fischer? Ihr Geschäft freut mich sehr. Unßre Leute grüß ich recht sehr, auch Borhenck, das war doch mein bester Friseur, seitdem must ich meinen Kopf mancheinem übergeben, jezt frießiert unßer Michal (wird ausgesprochen wie das lezte Wort eines gehenckten.) — Schreiben Sie mir doch von allen — ach nun fühl ich daß ich nie zurückkehre! Mein Gott! — Nur für den Mann! nur um so eines Mannes einiges Glück zu sein, und so vollkommen zu seinem Glück hinzureichen. — Adieu! Ich umarme meine gute Mutter.

Ich küße der besten Mutter Hand. GF.

---

[1] Der Bibliothekar Johann Andreas Dieze in Mainz, vorher in Göttingen, mit dessen Tochter Sophie (Fiekchen) Therese eng befreundet war, war im Herbst 1785 gestorben.

[2] Dieser Brief Theresens an Sömmerring vom 19. Oktober 1785 ist in 'Forsters Briefwechsel mit Sömmerring' S. 247 gedruckt.

[3] Die Frau des theologischen Professors Leß in Göttingen.

[4] Wahrscheinlich ist der 1784 erschienene erste Teil von Herders 'Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit' gemeint.

[5] Forsters hatten auf der Durchreise in Weimar auch Herder kennengelernt. Goethe schreibt am 16. September 1785 an Frau von Stein ('Briefe' 7, 96): 'Der jüngere Forster war hier mit seinem jungen Weibchen, einer geborenen Heyne von Göttingen; sie aßen abends bei mir mit Herders, Wieland und Amalie Seidler, die von Gotha aus eine Vertraute der jetzigen Forster ist.'

[6] Kommissionär in Leipzig.

[7] Gemeint ist der berühmte Schauspieler Friedrich Ludwig Schröder, dessen Biographie Meyer später aus intimster Kenntnis heraus geschrieben hat (Hamburg 1819).

[8] Die Familie des berühmten Anthropologen Johann Friedrich Blumenbach in Göttingen war mit Theresens Familie verschwägert.

2.

Wilna den 10 9br 1785.

Ja Mütterchen ja im Ernste ich bin in Wilna und bin lustig und vergnügt und glücklich. Daß wir von Warschau endlich, endlich abreisten, und in 3½ Tagen und 2 Nächten 68 Meilen reisten, einen schönen Weg hatten der oft recht häßlich war, von Rodniza bis Merretsch, wo die Merretschanke in den Niemen fällt, so schöne Gegenden daß ich glaubte in meinem Vaterland zu sein, überall Berge mit Wäldern von Fichten Tannen und Laubholz, freilich von der kältern Zone am Boden gehalten, aber doch noch ein Beweiß von der Vorsorge der gütigen Natur. Dann Kornfeld bis Wilna, oft eine Meile bloßer dürrer Sand, oft einige Meilen im Sande, aber die Dörfer reiner wie in Grospohlen, die Menschen schöner und größer. In Bialistock waren wir einen Tag — Assad soll von dort Ihnen erzählen — wir kamen den 8ten Abends 6 Uhr hier an. Es war schlechtes Wetter — ich war mutig wie immer — das heist ich glich auf der ganzen Reiße einem Menschen der seines Vermögens größre Hälfte in die Lotterie sezte. Die Ankunft in Wilna war der Ziehungstag. Ich hoffte von Langmeyers[1] nichts, denn von Menschen und von der Menschen Gott hoff ich lange nichts mehr — ich glaubte eine abscheulige Stad zu finden, ich glaubte ein leeres, schmuziges, kleines Haus zu finden, ich glaubte Trähnen verschlingen zu müßen um Forsters Trähnen zu ersparen — und hatte Muth, denn ich blieb mir, meine Genügsamkeit die mit dem Entbehren steigt, und die Liebe für meinen Mann die mit der älternden Zeit wächst. So war ich wie ich in Langmeyers Haus trat — im Finstern auf der Treppe begegnet uns der Bediente und wie er Forsters — Guten Abend Franz! hörte, sah nicht uns an, sondern stürzte mit einem Freuden Geschrei hinein zu seiner Herrschaft — Herr Forster ist da — ich war gerührt wie ich das gute Weib umarmte — wir waren gleich ohne Ceremonie einig und sagten uns wie wir beide wolten uns einer dem andern Freude machen, so viehl es ging. Der Mann war sehr froh, sie liebkoßten meinen George wie den wiederkehrenden Sohn, und das gute Weib streichelte seine Wangen und freute sich daß sie so voll und gesund wären. — Ich war nun beinahe über den Unglauben meines so oft von dem Betrug der Menschen überzeugten Herzens böße. Hier war das Schicksal gütig geweßen — L. und Forster gingen herrüber in unßer Haus, und besahen es, ich solte nicht mit ihnen. Endlich durft ich auch dahin — was ich finden würde war mir gleichgültig — liebe Mutter, wie hatte Forster uns betrogen! — Wenn ich mir ein Häuschen aussuchen solte, sucht ichs nicht anders, nicht reinlicher, nicht bequemer — wohl brillanter, wohl eleganter könnte

[1] Professor der praktischen Medizin in Wilna. Mit ihm und seiner Frau bildete sich bald ein angenehmer kollegialischer Verkehr heraus, zumal man dicht beieinander wohnte. An Sömmerring schreibt Forster ('Briefwechsel' S. 160): 'Langmeyer ist unter allen Hiesigen der Gründlichste, Gelehrteste, Erfahrenste und Beste. Gerade und rechtschaffen, haßt er das Unrecht und die Falschheit, ist simpel in seiner Praxis wie in allem, ohne alle Charlatanerie; sehr weiches Herz und Grundsätze den unsrigen sehr anpassend, wiewohl nicht mit der Ausbreitung von Kenntnissen aus andern Nebenwissenschaften. Seine Frau ist eine gute, gerade, treuherzige Wienerin, nicht gelehrt, nicht klug, nicht witzig, sondern ganz hausbacken, wie man zu reden pflegt, und gerade das, was ihr Mann fordert, eine ihn liebende Frau mit gesundem Leib und etwas Menschenverstand.'

es sein, soll es werden. Zu erst führte man mich in mein Zimmer — ein Zimmer so breit, und beinahe so lang wie meines Vaters Saal, grün tapeziert, sehr hüpsche grüne Stühle, ein gutes ganz neues Kanape, jezt einen allerliebsten Mahagony Bureau der mit Forster die Reiße um die Welt machte, und einige gute saubre Eichen Tische. Das Schlafzimmer dabei, eben so groß, und hoch — zwei sehr artige Bettstellen mit saubern neuen gefüllten Strohsäcken, Tisch, Stühle; in meinem Wohnzimmer das ein Eckzimmer ist 4 große Fenster, zwei im Schlafzimmer. — Nun denken Sie sich meine Überraschung! — Nun will ich Ihnen mein Haus beschreiben — es ist wie die alten Häußer oft sind auf der einen Hälfte höher als auf der andern, so daß sich die Etagen auf die Hälfte immer paßen, so Beim Eingang linker Hand ein kleines Zimmer, gute Küche, Holzraum, Waschkeßel und Backofen, und eine herrliche Speißekammer. Ganz neue, schmale, aber sehr bequeme helle Treppen — rechter Hand zwei Treppen hinauf einen langen Corridor, so wie Küche, Speißekammer ff. mit Backstein belegt. Daran linker Hand meine beiden Zimmer — noch eine Treppe hinan, aber vorher noch einen kleinen Vorplaz — vier Kleine Zimmer die niedrer sind, die zwei hintern mit Steinen belegt, bekommt der Bediente und seine Frau, meine Köchinn — dann ein gediehltes hat Marie, es hat Tapeten, dann noch ein Tapeziertes, wo Forster sein Herbarium hat, die beiden vordern hüpsch helle, die hintern nicht so. — Ich bin noch so unbekannt in meinem Hauße daß ich mich in den Etagen verirrt habe — Die erste Treppe hinnauf linker Hand sind zwei helle, artige, Tapezierte Zimmer, die Forsters Studierzimmer sind, er hat Schränke darin, ein sehr hüpsches Kanapee, und Stühle, die der Academie gehören — neben seinen Zimmern ist ein Saal, wo die Bibliothek ist. Alle Fußböden sind neu — Wagenremißen, Holzplaz, Pferdestall — Keller. Und meine Zimmer auf den Garten und Hoff, frei, freundlich und grün — Schränke, einfach, von Tannenholz bekomm ich — meine Küche wird mit Geräthe versehn werden, mein Keller mit gutem Bier, meine Speißekammer mit Vorrath. Ich habe noch sehr hüpsche Wäsche für Betten gefunden, 10 sehr hüpsche weisleinene Gardienen die mit buntem Kattun besezt in meinem Zimmer prangen sollen — habe alles was ich brauche, durch das geringste mehr wie ich erwartete, mehr als ich wünschte, und durch alles mehr als ich verdiente erhalten — Gute Mutter, in 4 Wochen mus alles recht orndlich sein — ich bin schon recht eingewohnt — noch zwei sehr gute ganz neue Domestiken Betten hat Forster hier bestellt, und ich fand sie vor. Wenn meine Tonnen werden ankommen solls eine wahre Herrlichkeit sein wie sauber ich sein will — und meine hüpsche Bettchen! — alle Reparatur im Hauße, Treppen, Fußböden, alles was nur nötig war hat die Academie machen laßen, und der Rektor hat Langmeyer alle Tage fragen laßen, ob irgend etwas wär was noch unßre Bequemlichkeit könnte vermehren, man wolte alles thun — Die armen Jesuiten erzählten mir in ihrem schlechten Französisch *nous avons souvent dit entre nous: mondieu si cette pauvre madame Forster veuille seulement avoir patience, nous et l'academie fera tout au monde pour la contenter — Mrs le Recteur a dit milles fois, qu'il ferait son posible de vous procurer toutes les comodités dont votre maison soit susceptible* — und so sagen sie alle mit rechter Ehrlichkeit — und über meine Zufriedenheit sind sie so entzückt daß der eine Mensch der am ersten Abend

da war voll Freude sagte — *Ah je m'en vais le communiquer a toute la ville que la bonne dame est si contente de sa situation* — Sehn Sie, so wird alles gut gehn — ich bin ausnehmend wohl — habe Freude an allem — ja so gar der Himmel wird klar, es friert, und die Sonne scheint seit zwei Tagen wo wir hier sind. — Nun kennen Sie mein Haus — o Sie waren mein erster Gedanke — wenn Sie mich so froh sähen — und dann Forsters Freude! mich zufrieden zu sehn! guter Gott — was thät er nicht um mich zu erfreun — für dießen Gözendiener reicht die ganze Schöpfung nicht hin wenn es darauf ankommt um mir zu dienen! Sagen Sie Mutter, solt ich ihm denn wohl so viehl wehrt sein können? — Wir werden sehr wenig Umgang haben — ich verlange keinen. Nur so viehl um niemand zu beleidigen. Zu Langmeyers geh ich ohne über die Straße oder Hoff zu gehn, durch die Gänge — ich bin sehr glücklich — jezt beschäfftige ich mich Töpfe, Tonnen, — solche Dinge zu kaufen. Meine Köchinn komt in einigen Tagen mit den übrigen Sachen, auf einem Wagen, der Forster eigen gehört — o ich freue mich viehl zu thun zu haben! — noch speißen wir bei Langmeyers, sie schicken uns auch unßer Frühstück — des Abends eßen wir eine Suppe, weiter gar nichts — die Leute sind so gut, so sehr gut. Forsters Memoire ist in Warschau übergeben, Chreptowiz[1] hat alle Forderungen gebilligt, der Primas auch, man hat versprochen daß es soll alles gewährt werden; doch soll man in Warschau so gut Wort halten als in Wilna. — Ich will nicht hoffen — denn hoffen — *hope is the fawning traitor of our life, she robs us our last comfort — resolution*[2] — es ist falsch geschrieben, aber Sie werden den Sinn verstehn — Ich will nicht hoffen, aber thun will ich, will thun und nicht wünschen. Ach das Schicksal soll uns *surprisen* zubereiten, es mag wollen oder nicht. Forster hat einen starken Schnupfen, aber ist sehr wohl! Gott sei Dank! — ich wolte daß ich einen Gott glaubte um ihm danken zu können — ich danke alle Tage und jeden Augenblick, ist ein Gott, so nehm er den Dank und freue sich meines Genußes, ist keiner — so ist der Dank mein Genuß geweßen, und der Geist der Natur nimmt ihn an. — Und dann dacht ich an Assad — o dachte an ihn wie ich auf meinem Kanape saß, und wie ich an meinem freundlichen Kamin stand — und wenn Fröhlichkeit in meinem Herzen ist, und wenn ich Forster will fröhlich machen, denk ich und sprech ich von Assad. — Marie ist sehr froh, sie grüßt tausend mahl — sie ist zufrieden, bekommt 24 Thaler leicht Geld, und verlangt nicht mehr — Ich umarme alle meine Kinder, meine Marianne, meinen Vater, meinen guten Vater — meine Mutter, freun Sie sich ein bischen über uns. Ich erwarte kein ununterbrochnes Glück, ich erwarte heut und morgen, und jeden Augenblick kleine Unfälle, aber wenn sie auch kommen, so werden sie vorüber gehn, wie alles was bis jezt mich traf. — Ihre Tochter betet Sie an, und Ihr Sohn küßt Ihnen die Hand.

3.

Wilna den 10 Xbr. 85

Wie ists möglich, meine gütige Mutter, daß so eine unendliche Zeit hingehn kann eh ich die mindeste Nachricht von Ihnen bekomme? noch sind 9 bis 10 Wochen, und noch weis ich durchaus nicht was in Göttingen vorgeht.

[1] Der Unterkanzler von Litauen.
[2] Ungenaues Zitat aus dem dritten Buche von Sidneys 'Arcadia'.

Wenn nicht Forsters liebevolle Bitten, und die Ueberzeugung wie notwendig mir Ruhe der Seelen ist, mich zu ruhiger Erwartung ermahnte, so hätt ich Ursache zu tausend Besorgnißen. Von meinem Assad hatt ich noch vor 4 Wochen Briefe und er hat mir gar nichts von Ihnen gesagt, also muß er doch nichts unangenehmes zu sagen gewußt haben, denn er weis daß das Verbergen nicht für mich gemacht ist. Aber nun hab ich länger als 4 Wochen auch von Assad keine Briefe. Ich dencke meistens daß bloßes nicht schreiben schuld ist, denn Sie, meine gütige Mutter, konnten ja bei Boie und Rougemont ein solches Stillschweigen so gotteslangmütig entschuldigen, daß Sie vermuthlich vergeßen haben daß ich behaubtete, daß nur Gefangenschafft zwischen 4 Wänden bei mir Entschuldigung sei. So lang ich von Göttingen bin, und das sind nun 13 Wochen, hab ich noch keinen orndlichen Brief von Ihnen gehabt, denn die zwei Zettelchen dürfen nicht so heißen. Meine gute Mutter, was ist das? solte denn die Therese die sonst Ihr Alles, die sonst Ihr Liebling war, Ihrem Herzen so bald entberlich geworden sein? Nun wohl! daß man mich nur so lange liebe wie die Liebe für mich Freude macht, nie länger — aber wenn Sie nicht mehr nur Ihrentwillen mir schreiben, so laßen Sies nur um meinet willen geschehn — o Mutter, du warst ja sonst gut! und wenn Lorenz[1] mir nur mit zwei Worten sagt daß Sie wohl sind, so ists ja schon gut. — Ich bin jezt practische Philosophinn. Ich nehme die Welt wie sie ist und finde sie gut. Forster ist ein Engel in Menschengestalt — wir kennen ja keine andre Engel. Sie würden ihn nicht mehr kennen. Er ist beständig heiter, oft ausgelaßen froh; seine Gesundheit ist herrlich! — unßer kleines einfaches Mahl, von meinen Händen bereitet, ist ihm und mir jeden Mittag ein Fest. Eine Stunde beim Frühstück, wo ich auch polnisch leße, und zwei kleine Stündchen beim Mittag ist alles was er mir giebt; und er steht immer um 6 Uhr auf. Wenn er mit mir speißt und froh über seine gelungne Arbeit und fröhlich über meine Zufriedenheit ist — so ist kein Trohn der Erde den ich ohn ihn für Lithauens Tannen und Sand tauschte. Die Zukunft zeigt sich uns nie — wir dencken nur an sie um sie uns froh zu machen, denn wir leben dem heutigen Tage. Wenn ich traurig bin, so hat es blos körperliche Ursachen, denn so sehr ich jedes Elend fühle das hier noch mehr wie in meinem Vaterlande die arme Menschheit drückt, so bin ich doch trozig zufrieden, denn ich seh immer mehr daß mit dem Lumpenhund, sonst Schicksal genannt, nichts zu thun ist. Mein einziges Bestreben ist Forstern Bequemlichkeit zu verschaffen und seinen Haushalt so wenig kostbar wie möglich einzurichten. Seine Dankbarkeit ist mir die überschwänglichste Belohnung. Er hat Ruhe und Mut zur Arbeit. Dieße Nation hat noch Jahrhunderte zu arbeiten eh sie wird einen Gipfel erreichen von dem wir schon wieder anfangen herab zu sincken. Vieleicht ist alle sein Bemühen fruchtlos — mag es, mögen wir bis ans Grab uns bemühen, und dann in die nie unterbrochne Ruhe sincken mit dem Gefühl, gearbeitet zu haben. — Man liebt Forster hier — wie ists möglich ihn nicht zu lieben? — unter den hießigen Leuten ist der Recktor, und der President die besten, Der lezte der Striecky heist[2] ist ein guter Mann, der das Marterholz der ganzen Aca-

[1] Vater Heynes Diener.

[2] Auch Střzecky, Abbé und Stadtpfarrer von Wilna, Kanonikus von Livland, außerdem Professor der Astronomie, war Forster schon von London her bekannt, 'ein recht guter Kerl und ganz mein Freund' ('Briefwechsel mit Sömmerring' S. 158).

demie ist. Wenn Sie lezthin mit mir in einer Gesellschafft geweßen wären wo ich war, Sie hätten sich tod gelacht. Eben der President gab an seinem Nahmenstag ein sehr glänzendes Fest, wobei Musick war. Ein paar der polnschen Damen von denen auch nicht eine interesant ist, zwang einen alten Jesuiten eine Polonaise zu tanzen, und bald wurden alle dieße *reverends peres* in ihren Ordenskleidern hingeschleppt und musten alle wie die Bären tanzen. Ich stand von weiten und sah zu, denn ich fand es durch aus nicht vortheilhaft für mich mit den Leuten ins Handgemeng zu kommen. Graf Grabowsky wolte mich dazu bereden, ich schlugs ab, und Forster ward bös, aber ich mag durchaus niemals unter den Haufen gerathen. Hernach gestand auch Forster ich hätte recht gehabt. Wenn der gute President bei Langmeiers ist wohin er immer einen Tag um den andern kommt weil wir Abends immer unßre Suppe drüben eßen, so sehen ich mich nicht umher zu springen; und lezthin muste der ehrliche Jesuit und Forster durch aus nach dem Marsch aus den *Deux avares* in dem Zimmer marschieren. Er nennt unßer Haus einen Himmel weil wir uns so lieben, und mich *son tresor*. — Da haben Sie einen Begriff von ein Jesuitel wie die Langmeier sagt. Ich habe würklich aus wahrem, lebhaftem *depit* Ihnen so wenig geschrieben — aber liebe Mutter, ich bitte Sie, schreiben Sie doch. Ich umarme meinen Vater von ganzem Herzen! Leben Sie doch tausendmahl wohl, auch meine Kinder umarm ich. Adieu! Adieu.

Den 13. da ist wieder ein Posttag verfloßen ohne Nachricht. Das ist unbarmherzig von Ihnen. Können Sie Ihr Herz so bald loßsagen, so will ich das meine so lange schwach schelten, bis es vergießt wie es vergeßen ward. Und wenn ganz Wilna unterging, so würd ich sterbend dem lezten Polnschen Sclaven sagen — schreib ihnen daß ich tod bin. — Und wenn ein, und zwei Briefe nacheinander verlohren sind, drei nacheinander gehen nicht verlohren — also haben Sie nicht geschrieben. Die erste Unterbrechung meines häuslichen Glücks kömmt daher wohin ich sein Bild am gegenwärtigsten wünschte um durch Theilnahme es auch zu genießen. Ich erwarte, ich ängstige, — ich hoffe umsonst, von einem Posttag zum andern — nun hoff ich nichts mehr, aber bei Gott — bald wünsch ich auch nicht.

Meine Haubtneuigkeit hab ich gedroht bis zulezt zu sparen, und so thu ichs auch. Wenn nicht alle Anzeigen mich betrügen und den edeln *Forsterus*, und *Langmeyerus*, so wird wohl in einer Zeit von verschiednen Monaten ein kleiner Forster unterthänigst aufwarten. Ich bin ganz zufrieden damit obschon ich wie ein armer Teufel an Eckel und Uebelkeit leide. Ich möchte oft weinen, und oft wein ich auch im Ernst und mächtiglich — das gehört mit dazu, und ich kanns nicht laßen. Wenn das nicht solte die Uhrsache meiner Zufälle sein, so hätt ich freilich eine sonderbare Krankheit zu erwarten — denn ich bin ganz aus meiner Natur. Forster ist glücklich wie ein König, und die Langmeyer Eifersüchtig, wie ein Page. Forster bildet sich orndlich ein er habe etwas großes gethan. — Lezthin that ich einen abscheuligen Fall, über eine Waschtonne, und schlug mir die linke Seite des Unterleibs und der Hüfte ganz schwarz. Ich war grad auf die Schärfe der Tonne gefallen. Es ist ein eignes Ungefähr daß es nichts geschadet hat. Ich wolts Ihnen nicht schreiben damahl weil ich erst recht sicher sein wolte daß ich keinen Schaden genommen. — Sagen Sies aber noch keinem Menschen, ich bitte Sie! denn es ist noch gar zu anfänglich. — Ich fürchte mich vor den Schmerzen, obgleich nicht vorm Tod. — Fischer macht mir durch sein

Andencken viele Freude. Sagen Sies ihm — ich schäze den Mann sehr hoch. Die Gesellschafft eines solchen Mannes würde unßrer Glückseeligkeit allen Zuwachs geben deßen sie fähig ist. — Hier ist kein Mensch — es sind bei Kenntnißen, und Lebensart, und Verstand, dennoch Polacken. — Ich dencke aller meiner Freunde mit inniger Liebe — Meine Kinder umarme ich. Leben Sie wohl! O könnt ich meinem Bilde einen Blick meines Vaters stehlen! Leben Sie wohl, meine gütige Mutter! sein Sie ruhig, und glücklich! Adieu. T. F.

4.

Wilna den 7 Jenner 1786.

Wenn ein Brief 17 Tage oder gar 3 Wochen unterwegs ist, so kann man keine Neujahrswünsche schreiben, also ist auch das neue Jahr wie ein Dieb in der Nacht gekommen und hat man nichts davon gemerckt als daß ich am lezten Xbr zwei Stunden im Wagen erfror um Gratulations Visieten zu machen die kein Honneter Mensch annimmt. Doch hab ich sehr viel an die Vergangenheit gedacht den lezten Tag im Jahr. Voriges Neujahr! Guter Gott! Da war ich so fremd, so allein daß niemand mit mir weinte, und alles bis auf das Fleckchen wo ich um Mitternacht kniete, mir fremd war. Dießes Jahr hab ich die Mitternacht verschlafen — wie verändert! jedes Neujahr seit so einer Reihe von Jahren die ich mir erinnern kann — wie verändert! und vieleicht aufs Jahr? o wie verändert vieleicht alsdann. Ich habe an Herr Brandes[1] dießen langen Brief geschrieben am neuen Jahr. Es war mir so ein Gelüst mit seinem Kopf mich zu unterhalten. Unßre Verständer begegnen sich und haben Ehrfurcht für einander, denn übrigens sind wir Antipoden. Es hat mir Freude gemacht indem ich ihm schrieb dabei die Länge lang zu überlegen daß doch mancher Mann von Verstande mein Freund ist. — Sie werden wohl, meine gütige Mutter, zuerst neugierig sein von mir selbst persöhnlich etwas zu wißen. Da läst sich denn nun nicht leugnen daß meine *taille* unverbeßerlich verderbt ist. Ich bin sehr gesund, eße aber so viel als nichts weil nun seit 4 Wochen — o beinahe 6. Eckel und Übelkeit mich unabläßig quälen. — Wenn ich Ihnen soll sagen wie alt meine Plage ist, so muß ich mich für die Lüge todschlagen laßen — doch glaub ich daß es bald 4 Monde sind — am Ende Jenners. — Nun genug von dem langweiligsten aller Gegenstände. Nicht die Sache, denn es ist meine Freude, meine Hoffnung, aber die Umstände sind dumm. Also *badum dono* Frau Großmama! hahaha! Und in 6 Monden eine Wiege, und kleine Hemde, und eine Ruthe und ein ewig quäken. O du schöner Morgenstern, ist das das Ziel deines Laufs? Aber jezt im Ernst, meine liebe Mutter, NB daß ich gerade jezt so tödlich übel bin daß ich würcklich meine Geduld zusammen nehmen muß um nicht ein bischen zu heulen. Ich sehe Sorgen, Kummer, Schmerz voraus — ich fürchte sie nicht. Mein Kind, sei es Mädchen oder Knabe, zu einen außerorndlichen Geschöpf wie es die Welt verlangt, zu machen ist nicht mein Ehrgeiz — Erziehung, das heist den Zufall der die Umstände darbeut mit Vortheil nuzen, es gesund und trozig machen, ihm Brod verdienen, Uebel ertragen lehren — das kann ich hier beßer wie in

---

[1] Mit der Familie Brandes in Hannover, aus der Theresens Stiefmutter stammte, unterhielt das Heynesche Haus enge Beziehungen. Welcher Brandes speziell hier gemeint ist, ob der Bruder oder der Vater von Theresens Mutter, ist nicht auszumachen.

Deutschland, denn ich habe keine Bekannte die sich über meine Weiße scandalisieren, und der Mangel an Kenntniß der teutschen Sprache wird die Fremden abhalten was ich arbeite zu verderben, denn wir werden eh verhüten als befördern daß das Kind früh polnisch lerne. Ein glücklicher Mensch soll es werden, kein Gelehrter. Bin ich zu stolz wenn ich glaube ich könnte einen glücklichen Menschen bilden? Wenn es nicht bloßer Augendienst wär lies ich das Ding meinetwegen Katolisch taufen, es brächt ihm Vortheil, aber es zög uns Pfaffen ins Haus, die wollen wir nicht und so geschiehts sicher nicht. Forster und Langmayer versichern ich hätte weder viel Schmerzen, noch weniger Tod zu fürchten — ich fürchte leztern für mich nicht, aber Forster wär durchaus ganz zugrundgerichtet, und es blieb ihm nichts übrig als Tod. Sie haben davon keinen Begriff wie er nur durch mich lebt, nichts in der Welt ihn freut, ihn thätig macht, nichts zu seiner Existenz gehört als in Rücksicht auf mich. Da die Zukunft nicht unßer gehört, so will ich nicht für sie sorgen. Ich dencke mit Faßung an unvermeidliche Möglichkeit. Das Leben ist mir jezt süß, doch sind Augenblicke wo ich den Tod — wo ich neugierig bin den Tod kennen zu lernen. Meine Erfahrung die viel Unmögliches möglich fand leugnet nichts was der Vernunft nicht wiederspricht; aber noch überzeugender fühlt meine Vernunft, mit dießem Gewebe des Körpers, mit dießen Bestandtheilen von Maße kann jenseits nichts sein. Ich bin damit zufrieden, bin dabei innig dankbar gegen das höhere fremde Weßen, das noch unbestimmt wie, außer mir sein Dasein hat. Doch wenn ich von zeit zu zeit fühle mit welcher flammenden Stärcke mein Gefühl in mir über Schicksal und Zeit erhaben, allumfaßend ewig, ewig nichts findet das körperloß gleich ihm doch jede Kraft des Daseins erfüllt — dann scheint mir doch das Leben nicht hinreichend um dießes Gefühl zu beschäfftigen. Nicht mein Geist — so sehr er Überlegenheit fühlt, nicht meine That, so oft sie mich beruhigt, eine glücklichere Organisation gab mir jenen, Umstände Schicksal diese — mein Gefühl ist ein feineres Weßen. Aber es ist ohne Unruh daß ich so forsche — ein sehnender Gedanke eine Möglichkeit zu finden, und dann bald ein befriedigender Blick daß wenn es in der Natur des Menschen liegt, ein Theil von mir auch glücklich sein wird, sich bewust sein wird — und ist das nicht so, so ist jenes heran nahen des Nichts das viele fürchten ja auch der Zeitpunkt wo keine Furcht mehr uns stört. Ein alter lateinischer Dichter hat ein so wahres Gedicht gemacht wieder die Furcht vor dem Tod in dem er dießes so einfach beweist. Der Vater wird wißen wer es ist, ich erinnere mir den Namen nicht mehr.[1] Langmayer sagt — ich weis nicht was da sein wird, so viel weis ich, mir ist wohl wenn ich traumloß schlafe. Lezthin träumte mir ich müst sterben, und thats gern, nur weint ich daß grad jezt es sei da ich durch Forster so glücklich würde. Das Gefühl im Traum ist immer wahr. Ach! sagen Sie doch Jetten ich dächte so lebhaft noch oft an sie daß ich lezthin träumte sie solle mir irgend wo beistehn, und dreimahl im Schlaf so laut ihren Nahmen rief daß Forster aufwachte. — Meine Träume quälen mich, die Diät ist nicht daran schuld, denn ich eße ein klein wenig Suppe zu Nacht und sonst nichts. Heut Nacht sah ich meinen Vater, er wolte sterben und nahm Gift, dawieder hatt ich nun gar nichts, denn ich fand es erklärlich daß man Gift nähm wenn man sterben wolte; aber nun konnt er nicht sterben,

[1] Es kann nur Lukrez 3, 830 gemeint sein.

und rang so lang mit den Tod, und ich sah ihn so natürlich, so lebhaft, so unendlich gut wie er immer außah, aber seine Augen waren gebrochen. Kindesliebe ist ein Geschöpf der Gewohnheit, Naturbande Tand gegen anerkennen des Herzens, aber meinen Vater ehr ich als einen der aller besten Menschen die ich kenne, als einen der grösten Männer. Ich möchte ihn wohl noch einmahl sehn! o die Welt meiner Einbildungskraft ist sehr groß geworden! denn meine würckliche besteht in einem einzigen Menschen, freilich einem Menschen der mir täglich theurer, er wird meinem Geist und Herzen täglich mehr. Wenn ich seh wie der Mann ganz für mich in mir lebt — so unendlich einzig nur mich hat — dann denck ich mit andrer Anwendung zwar an eine Stelle in meinem vergeßnen Jung *lean not on earth 't will piece thee to the heart*[1] — ungefehr — ein schwaches Rohr wenn sie treu ist, doch oft ein schneidend Schwerd durch welches dein Frieden blutet und deine Hoffnung erstirbt. So möcht ich sagen, seze dein Glück nicht in eine einzige Sache, denn sie giebt nur quälende Freuden, und wenn du sie verliehrst unveränderliches Elend. Es wär aber Christenphilosophie ihm seinen jezigen Genuß zu stören weil er vieleicht künftig leiden wird. In der Nähe ist für jedes Elend ein Hülfsmittel. Wenn Sie sich nicht ärgern wollen, so will ich Ihnen sagen daß wir noch nicht unßre Tonnen haben. Sie sind seit 6 Wochen in Warschau, und man erfährt kein Wort weiter. Doch sind sie dort sicher, aber Sie können dencken wie viehle Bequemlichkeit wir entbehren müßen. Wir haben heut über 30 Grad Kälte nach Reaumur gehabt, die fürchterliche Petersburger Kälte, die man als einzig erwänt, war nur 32. Dießes ist ein Zufall den man sich in Wilna selbst kaum erinnern kann. Die gröste Kälte in diesem Jahrhundert war im Winter 80. und betrug 25½ °. Obschon unßer Schlafzimmer Abends noch geheizt wird fror ich, da ich noch kein Federbett habe, diese Nacht, und unßer Ofen ist so breit wie die ganze Fließenwand im Eßsaal bei Ihnen. Reich hat Forster durch die linke eigensinnige Ausrichtung seines Auftrags unendlichen Schaden gethan, nicht so wohl an den Tonnen, als an einem zweiten Transport von Bäumen für den Fürst Bischoff, von denen wir auch gar keine Nachricht haben. Es ist mir sehr ärgerlich, weil er zu gleicher Zeit Carln Spener[2] der eigentlich die expedition der Sache hatte, unendlich grob dabei begegnet hat. Ich hätte Sie sehr gebeten die wenigen Zinsen meines berühmten Kapitals auf Ostern dazu anzuwenden daß Sie mir aus Leibzig Leinwand für Unterhemden für Forster gekauft und es Spener übergeben, der doch Pakete alle Messe an Forster schickt. Nun fürcht ich mich neue Zänkerei zwischen den beiden Leuten zu stiften wenn sie sich vieleicht sähen. Durch dieße Gelegenheit kann ich keine Bequemlichkeit zu einer andern Gelegenheit erhalten, weil die Meßwaare immer zu spät im Sommer kommt, wo der kleine Drache schon schreien wird wie ein Löwe. Uebrigens ists immer vortheilhafter Leinwand kommen zu laßen bei solchen Gelegenheiten, als sie hier zu kaufen. Der Preis ist rasend und die Ware schlecht. — Nun eine kleine Haußaffair. Ich habe mit meiner Marie einen Verdamten Tanz gehabt, in dem sie sich äuserst unvernünftig betrug. Es war von ihrer Seite Neid auf meine polnsche Bediente die sie durchaus für Hunde ansieht und mit denen ich doch sehr zufrieden bin. Sie nöthigte mich zu gewaltigen

---

[1] Young, '*Night-thoughts*' 3, 145.
[2] Buchhändler und Kommissionär in Berlin.

Texten, ärgerte sich drei Tage kranck und kroch zu Kreuz, ist nun um den Finger zu drehn. Sie hatte bittres Unrecht und hat meine Marischa dabei unmenschlich begegnet. Bei der Gelegenheit erfuhr ich nun sonderbare Dinge. Langmeyers haben eine Wiener Jungfer ein Herzgutes Mensch, die denn Mariens einzige Vertraute ist, was mir sehr lieb ist daß sie doch eine Seele hat mit der sie schwazt; allein dieße vertraut der Herrschaft wieder, und so erfuhr ich denn, daß die Liebschaft mit Walchs ehemaligem Bedienten immer noch dauert, er ihr schreibt, und des Mädchens Kopfhängerei und Launen nur durch diese verfluchte Liebschafft veruhrsacht werden. Sie hält sich für unglücklich melancolisch ff. Er wär Neujahr Schulmeister geworden, also kuckt nur die verpatschte Frau Schulmeisterinn herfür. Wie sie sich entschloßen hätte mit mir zu gehn wär sie grade uneins mit ihm gewesen und hätt sich vor der Abreiße versöhnt ff. Haben Sie von der saubern Geschichte etwas gewust? Hätt ich es gewust, so hätt ich sie nimmer mit mir genommen, denn das Mensch könnt mir darüber unklug werden. Die Correspondens geht durch Friedrickens Hände — Können Sie nicht dem Kerl *raison* in Kopf bringen? denn es ist doch nur zweierlei. Entweder kann der Mensch sie heiraten, so laß den Narrn es schreiben, ich schaff sie mit Meßgelegenheit, so nöthig sie mir bei meinen Umständen sein wird, nach Leibzig, kann er sie, will er sie nimmer freyn, so verdient der H. v. Schweinigel den Kantschuck daß er das arme Mensch thöricht, und untüchtig macht. Könnten Sie nicht ohne mich zu compromettieren thun als hätten Sie die Sache entdeckt? den Kerl kommen laßen und ihm einmahl den Kopf waschen? doch weder ich noch die Vertraute Waberl muß bekannt werden, sonst ist alles Verderb. Daß sie eine Vertraute hat ist ein Glück, sie würde ungescheut wenns anders wär, das Herz plazt ihr. — Assad ist sehr schlecht geweßen, sein Herz ist noch niedergedrückter und noch größer als es war. Forster erkennt nur das Glück mich zu besizen über das so edel zu sein als Assad.

5.

Wilna den 27 Jenner 86.

Wir haben am 23 Jenner Ihren Brief vom 1ten erhalten. Ich dancke Ihnen, meine liebe beste Mutter, für alles was Sie darinn mir melden, am meisten für die Nachrichten von meines besten Vaters Gesundheit welche mich sehr glücklich gemacht hat und von meinen Kindern. Wenn Sie mir Bogen voll schrieben, jedes Wörtchen was die guten Geschöpfe sagen, so würde ich alles mit der grösten Begierde leßen, und beim lezten Geschwäz mit eben der Wehmut weinen als beim ersten Wörtchen vom Blatte. Wenn Frize gesund ist so wünsch ich ihr Leben, sonst wars immer mein Wunsch daß sie sterben möchte, weil ihre Schwächlichkeit bis auf die späteste Zeiten auf Geist und Körper würken, und ihr Ruhe in dem kleinen Fleckchen Erde die leicht und bluhmig ihren kleinen Körper bedeckt hätte beßer geweßen wär, als ein genußloßes Leben. Ihre Vermuthungen werden nun bestätigt sein, denn so wüst die Posten wie Sie glauben gehen, so werden meine beiden lezten Briefe, von der Mitte des X. und den 2 Jenner, angekommen sein. Im Ende Jun. oder Anfang Juls wird *Pani Forstrova* das Bett hüten Was Sie von der Würckung befürchten die mein Zustand auf meinen Geist haben würde, davon fühl ich, dank dem Schicksal! noch nichts. Mager werd ich wie ein Hering, weil ich nun seit drei Monaten nicht eßen mag und mir immer nur hinein Komplimentire. Meine Uebelkeit hat doch ein

bischen nachgelaßen, aber die Schwäche meines Magens ist unglaublich Kein Gemüß, es mag Nahmen haben wie es will, nicht Petersille, Kraut noch Wurzel — nichts von Kohl — nicht ein mahl den Geschmack der Lorbeerblätter verdaut er. Nur Milch, Fleisch und Fisch, aber ohne Fett und Eyer. Mein Schlaf daucht nicht viel; meine Nerven leiden. Oft eine Mattigkeit in den Gelencken der Knie und Ellenbogen daß ich sie gar nicht fühle, sondern Stundenlang wie ein Stück Holz da liege. Wenn mich was agitirt, Schrecken, oder Freude, so zittre ich eine virthelstunde, oder fahre vielmehr zusammen, und weine dann oft ohne die geringste traurige Empfindung *a chaudes larmes.* Meine Arme sind an der Hand so mager daß ich sie mit dem Daumen und fordern Finger reichlich umfaße, und mein Hals hat beim Schlüßelbein Hölen. Doch seh ich sehr wohl aus wenn ich nicht die Schwäche im Gelencken habe, denn alsdann sind mir die Augen trübe. Ich sehe jünger wie je aus; der Bischoff frug mich lezthin — *mais en conscience Madame, quel age aves vous? en dix ans mon Prince je ne vous dirais plus la verité. aujourdhui j'ose la dire, j'ai vingt un ans passé, comment? mais vous avés l'air d'une enfant de 13 ans — grace a ma conduite folle, monseigneur.* — Sie müßen bedencken daß die Weiber hier schon in 20 Jahren zu verblühen anfangen, und die toilette nicht verstehen — und daß mein äuserst einfacher Anzug, abgeschnittnes Haar, und beinahe unmerkliches rothauflegen, da die andern fingerdick mahlen, mich sehr jung macht. Die Ruhe und Faßung meiner Seele, die Ordnung meiner Lebensart giebt mir einen Ausdruck den Menschenkenner für das Gepräg innres Friedens erkennen würden, das aber polnsche Bischöffe nur den *jeunes enfans de 13 ans* kennen. Man bewundert meinen Verstand, meine Kentniße — das ist hier kein Kompliment, die Melle Funken würde hier mit den ihren glänzen — man erstaunt sich über meinen Fleis — auch keines, denn die Polinnen ruinieren ihre Männer alle, so bald sie sie zum Hanrey gemacht, sie haben von Wirthschafft keinen Begriff. Der Fürst Bischoff der bei einigen Millionen Einkünften bei einer Kälte von 30 Grad weder Kredit noch Geld hatte Holz zu kaufen sagt mir, er will von mir Wirthschafft lernen. Den andern Tag versezt er für 1000 Duc. Silberzeug. Ich würde das Studium der Oeconomie damit nicht anfangen. Es ist sehr schade um diesen Mann, das Spiel richtet ihn zu Grunde. — Ich bin aber auch fleisig. Mache Forstern Nachtcamisöle, strick ihm Strümpfe an; hab mir ein paar Kleider geändert. Nun beßre ich alle seine Hemde aus, muß mir noch zwei Kleider zurecht machen, noch einen Haufen Kleinigkeiten, und dann 8 neue Hemden für ihn machen; damit gedenck ich bis gegen Ende Aprils fertig zu werden, dann wird für den Tronerben gearbeitet. Meine Augen sind ganz unbegreiflich gut; ich steppe 3 Stunden bei Licht Oberhemdenleinwand, (um neue Kragen auf alte Hemden zu sezen) und habe keine Empfindung davon, als wenn ich Karte spielte. Mein Kopf ist beinahe immer frei, frühmorgens ist er schwer wenn ich die Nacht nicht schlafe, sonst niemals. Unßre Tonnen kamen am 17 oder 18 Jenner an. Ich lies sie mit Todesangst öffnen — das erste wie die Große Tonne aufgebrochen ward, was mir in die Augen kam, war ein verfaultes Federküßen, wo ein Theil des Einzugs am Brett klebte. Hilf ewiger Himmel! — aber es war Forsters altes Kopfkißen, und außer dießem, wovon ich die Federn immer noch brauchen kann, ist auch alles so gut geblieben, nicht ein Fädchen verdorben. In Warschau hatten sie auf der Mauth auch keinen Stein auf dem andern gelaßen, alles von einander gerißen und ein ins andre

hinein gestopft. Ihre *dejeuné* war aber dennoch ganz, und täglich trincken wir daraus, und ich habe herzliche Freude daran. Haben Sie Danck dafür, beste Mutter. Sie können dencken wie gut uns unßre herrlichen Betten behagen, da wir auf dem schlechten Mägde Bett ohne Matraze so lange lagen. Da Sie sich über die Einrichtung unßers Häuschens so gefreut haben, so muß ich Ihnen auch melden wie Forsters unermüdliche Zärtlichkeit immer neue Bequemlichkeit und Zierde für mich erdenckt. Mein Zimmer ist mit einigen sehr hüpschen neuen Meubles versehn. Ein toiletten Tisch, so schön gearbeitet und beschlagen daß man ihn in London nicht sauberer bekäm, und hier gemacht. Ein artiges von Eichenholz gebohntes Eßtischchen, das rund ist und zusammen geschlagen wird, höchstens für 3 Personen, woran wir täglich eßen. Ein Holz Kasten (beim Kamin NB muß man immer Holz im Zimmer haben.) in Form eines Korbes sehr hüpsch gearbeitet, und dann eine Menge Blumen Töpfe in denen jezt die schönsten Blumen anfangen zu blühn (heimlich hab ich auch Körfel, Kreße, und Petersiel nein gepflanzt, mir ein süßer Geruch in der Küche.) Die Blumen haben alle Nahmen, und jezt blühen 4 Hiazinten, genannt *cœur aimable, Auguste Stanislaus, Reine Vasti,* und *la beauté blanche.* Schön zu schauen. Mein Gott wie mir meine kleine Einsamkeit oft so sonderbar vorkommt. Für das Frühjahr hab ich für mein Gärtchen tausend Plane, habe schon schönen Gemüße Saamen von des Bischoff Gärtner, einem guten Hannoveraner, der in Herrenhaußen lange war, er heist Feureißen; ich werd bald Gevatter bei ihm. Seine Frau ist Katolisch, er nicht. Ich frug ihn wie er denn das Kind taufen lies? O liebe Madam, das ist mir gleich, er muß erst ein ehrlicher Mann werden, zu welcher Secte er sich dann wendet, so wird er ihr Ehre machen. Sehn Sie, Mutter, daß man keine feinere Organisation, oder Erziehung braucht um richtig zu dencken, wenn Vorurtheil uns nur nicht irre führt. Einen großen Theil meines Vormittags bring ich in der Küche zu, wenn ich wohl bin ist mirs eine angenehme Bewegung, bei dießem wunderlichen Wetter die Einzige die ich habe, doch wenn mein Eckel vor dem Eßen recht gros ist, so wird mir der beständige Anblick davon zur Qual. Meine Marischa hat über ihre zu erlernende Kunst nur *Ideas confusas,* selbst das Gemüße lehr ich sie puzen, denn Gelbe wurzel, Kartoffel, Steckrüben — alles kochen die Polen ungeschält. Ich steck die Werke am Spies (ein schönes Reb, Haßel, oder Birkhun, oft für 6, 7, oder 8 Groschen — eine Ente 6 Groschen) ziehe Haßen ab — Oho wenn Miß Therese nichts gelernt hätte äß *Pani Forstrova* mit den Schweinen. Gegen mein Wochenbett wird sie doch schon klüger sein. Ich mag gar nicht daß Georg bei Langmeier ißt. Sie kochen eckelhafft Fett, unschmackhafft, und 4. 5.ley — dann wird er zum Weintrincken genötigt, und beinahe immer hab ich meinen guten Mann einige Tage kranck — dann leid ich mehr wie er. Wir haben — heut Mittag den 27 Jenner Einen Sander (von 6 ℔ für 18 Groschen eßen wir 3 Mahl dran.) mit einer einfachen Eyersoße, Sauerkraut mit gebacknen Fleischklümpen — *et voila tout* — jezt mach ich Sausse und Klümpe, also adieu! Der Sauerkraut toutulisiert mich, ich darf keinen Bißen eßen. Den 29. Nachdem Klöschen gemacht und Sandart gegeßen, und wieder gekocht und wieder gegeßen, und beide mahle mit viel Zärtlichkeit an den guten Vater gedacht ward — wenn er doch auch ein Stück hätte! denn er war im Ernst ganz *delicieux* Nun gut also jezt wend ich mich nach zween Tagen wieder zu meinem Schreibtisch, der Beschäfftigung die mir noch meine liebste, aber noch mehr wie sonst

die ist der ich nur in den Stunden nachhänge wo ich nichts versäume. Gestern früh hatt ich mirs in Kopf gesezt ein Hemd für Forster auszuflicken das dennoch nicht fertig ward, und nachmittag bin ich immer zu übel um zu schreiben. — Nun meine liebe Mutter ein kleines Wörtchen über unßern kleinen Zwist, wegen des Briefwechsels. Wir sehen dießes Geschäfft aus verschiednen Gesichtspunkten an; den meinigen will ich Ihnen vorlegen. Ich bin hier sehr glücklich, ja ich kann sagen so glücklich wie ein Geschöpf meiner Art je sein kann, allein ich bins blos durch mich selbst, und weil ich mich zum Herrn der Umstände aufgeworfen habe. Forster und ich sind eine Welt für uns, eine Art Geschöpfe befremdend denen Menschen um uns, ihnen unbekannt, und kennten sie uns, ihnen ein stiller Vorwurf und also gehäßig. Wir zaubern uns Freuden in die öde Natur, denn nicht ihr Prunckkleid allein, nein, auch ihre ärmlichste Tracht zeigt unßerm Auge das Ideen verbindet, Nuzen im Kleinen schäzt, und das Glück, den Vortheil der kleinsten Menschen, des Sclaven des ärmsten Starosten für das Glück eines Menschen hält, den der Zufall zu einem genußvollern Geschöpf hätte machen können als uns — es lag nicht an ihm. So interesiert uns die Natur, so finden wir in ihr Harmonie, Uebereinstimmung, sanfte Beschäfftigung in einem Sandkorn. Ich pflanze bei 30 Grad Kälte in dürres Erdreich Blumen, sie frieren in Tag und Nacht geheiztem Zimmer hinter doppelten Fenstern, und durch unabläßige Sorgfalt bring ich sie zum Blühen. So sind alle unßre Freuden, uns kostbar, aber Gewächse in Fremdes Erdreich verpflanzt die nur unßer beider Sorgfalt erzieht. Die Menschen um uns her sind keiner fähig zu fühlen was unßer Glück ist. Sie preißen Forster glücklich, denn sie sehen sein Weib ist keine gewöhnliche Verschwenderinn. Sie preißen mein Glück, denn Forster erwirbt ihre Achtung ohne ihnen im Wege zu stehen. Keiner versteht was uns freut, indeß uns alles freut: keiner kennt allgemeines Wohl, Verhältniße der Menschheit, Freuden der Natur, häusliche Glücksseeligkeit durch Ausbildung des Geistes — die Regierungsform stöhrt hier das alles, macht alle Harmonie, und Aufklärung unmöglich; die Nation bleibt blind, die Menschen verderbt. Langmeyer wird ein Pole, er will Geld gewinnen, nicht ein geschickter Mann sein: er hat nicht die Ambition seinen Kräften genug zu leisten, sondern mehr wie seine Kollegen zu sein, und sich ein Kapital zu sammeln das er dann in Hungarn unter Wohlleben und Nichtsthun verzehren wird, wenn er seine Absicht erreicht. Mein guter Mann seufzt ihn täglich alltäglicher werden zu sehn. Seine erste Erziehung war versäumt, und die Seele muß durch Umstände sehr starck erhalten werden um dann nicht einst zu sincken. Sie ist ein gutherziges, ganz gewöhnliches Weib. Nur für sich interesiert, und für andere in so fern sie Vortheil davon zu ziehen glaubt. Eigennüzig, und ohne Cultur. Wir sehen sie täglich eine Stunde, können nie vertraut werden weil sie mich nie verstehn würde, sehen uns nie länger weil sie nie arbeitet, zum theil aus Faulheit zum theil aus Augenschwäche. Sie ist eine geschäfftige Müßiggängerinn, läuft immer der Köchinn in Weg, glaubt sich um alles zu bekümmern, und hat die Schlüßel zur Speiskammer nicht selbst. Dieße Frau ist nicht für mich, der Mann der um keine Wißenschafft sich bekümmert, in seiner nun stehn bleibt, nicht für George. Wir sehen verschiedene Menschen, und bleiben doch nur wir zwei. Unßre Zeit ist überflüßig gefüllt, unßer Herz ist es; still und ruhig und nüzlich geht schnell ein Tag nach dem andern hin. Forsters Absicht muß sein, hier so viel zu

nuzen wie möglich, ins Große geht ein Mönchsplan nie, sie werden wollen immer Schüler, nie Musensöhne um sich haben. In Teutschland nicht vergeßen zu werden muß seine zweite Absicht sein, und ihr ist alle Zeit geweiht die seine Schuljungen nicht nehmen, die kein honnetter Mensch nach der Copje zu sehn kriegt. Wir erhalten Bücher aus Deutschland, und lieber würd ich noch mehr mich einschräncken, und noch ein Jahr länger ohne Kutsch und Pferd leben, als mir diese Nahrung versagen. Wir sehen deswegen Menschen so oft es schicklich ist, denn man kann auch in elenden Schrifften einen guten Gedancken finden, oder ihn erwecken durch sie, wenigstens wird man nicht so schnell einseitig. So lange glühendes Gefühl uns unterstüzt wird Einseitigkeit, Einschlummern, fern von uns bleiben, aber wir sind Menschen wie andere, wir können alltäglich werden wie andere, und nur Nahrung des Herzens und Geistes kann uns schüzen. Deswegen unterhielt ich verschiedne Briefwechsel — der Lande sind mehrere, das Intereße ist ausgebreiteter — und unßer Herz verengt sich schwerlicher, auf uns und unßern vereinzelten Vortheil eingeschränckt. Der Stand einer Mutter ist auch ein Mittel dagegen, ich habe für mein Kind zu fordern, und um seinet willen werd ich die Welt dulden, ihr bleiben. Ihre Briefe konnten das meiste thun. Sie an der Quelle des neuen, nüzlichen, geistreichen, hätten durch Ihre Nachrichten, durch Ihre kurzen Anzeigen der Dinge die in der geistreichern Welt vorgehn, unßre Bekanntschafft mit Interesanten Menschen, und unßre Bekanntschafft mit ihren Werken erhalten können. Sie können durch sich und durch den guten Vater urtheilen welches Buch uns zu lesen gut sei. Wir hätten die besten kommen laßen, die übrigen dem Gegenstand nach von dem sie handeln gekannt. Wir hätten mehr Abwechselung in unsern Ideen, Gesprächen. Ihrer Liebe gewiß so lange von Ihrem Herzen noch eine Spur in Ihnen bleibt ist mir die erneute Versicherung davon, immer willkommen und theuer, nie nothwendig. Daß meine wilde Einbildungskraft, mein von trüben Erfahrungen gebildeter Sinn oft bößes vermuthet wo es nicht ist, ist ja eine Sache die man alltäglich antrifft. Nun, Meine gute Mutter, ist aber auch gut. Sie sehen die Sache nicht von der Seite an. Schreiben Sie mir wenn Geschmack, Zeit, und Gesundheit es Ihnen zuläßt. Mein Herz wird noch lange zu laut schlagen um für einzelne Gegenstände zu leben; und ist Thereße ein gewöhnlich gutes Geschöpf geworden, so dulden ihre wenigen teutschen Freunde den Schatten deßen was sie war mit liebender Erinnerung. Heut früh erhielt ich Ihren Brief vom 11 Jenner. Ich küße Mimmi für den Ihrigen, hier ist meine Antwort. Ihre Hand ist zum Verwundern gut und wenn sie sich gewöhnte bisweilen ihre Wünsche, Bitten, Plane Ihnen schrifftlich zu geben, so würde sie sich gewöhnen ihre Ideen aufs Papier zu bringen. Rougemont[1] hat mir eine sehr freundschafftliche Epistel geschrieben. Er will mich darinn zum wahren seeligmachenden Glauben bekehren; habe nicht gewust daß er so fromm wär? es thut mir leid daß ich ihm habe Unruh für mich gemacht. Herr Brandes hat mir einige recht angenehme Worte auf den Brief ge-

[1] Georges Rougemont (1758—1824), ein alter Freund Theresens aus der Göttinger Mädchenzeit, der dauernd mit ihr in Verbindung blieb: im politischen Leben seiner Heimat Neufchatel hat er als Generalprokurator und Staatsrat eine hervorragende Rolle gespielt (vgl. auch Geiger, 'Therese Huber' S. 31).

schrieben, er meldet mir in vier Zeilen grade was mir zu wißen Freud macht, Nachricht von allen meinen Bekannten. Meine Marie die sich jezt recht gescheut aufführt, und sich über meine Schwangerschafft sehr ergözt, ist heut zum erstenmahl in der Kirche. Mein Michal ist lutherisch aber ein *esprit fort*, oder Dummkopf wie der Pöbel hier meist. Unterwegs kamen wir einst an einen Christus, den der Wind herab geworfen, — Ey schaun der gnädge Herr — da hat ein Herr Gott den andern in den Dreck geschmißen, sie sind sich ja selbst uneins. — Ich paßiere meist für reformirt, und da ich mit keiner Kirch etwas zu thun habe, so kenn ich auch nur den reformirten Geistlichen der auch ein Pastor ist wie alle. — Marianne schreibt mir lezthin einen sehr guten Brief. Glauben Sie mir, meine gute Mutter, fremd thun kann wohl der bequemste weg sein, der rechte ists nicht. Dem Mädchen fehlt an Zutraun und sanftem Gefühl, geben Sie ihr das, und sie beßert sich; wenn sie nur Fremd sein findet da wo sie zu erst Duldung, Nachsicht, Liebe, Zutraun, fordern kann — wo soll sie welches erlangen? Ihre Karaktere paßen sich nicht. Sie sieht einseitig, findet also an Ihnen vieles das ihren Begriffen, Gefühl, Grundsäzen, und Moral nach pflichtwiedrig ist. Sie wird nie weitumfaßend genug dencken um alles fürtreffliche was sie mir zur liebsten meines Geschlechtes macht zu fühlen, aber sie ist scharf sehend, und so wie sie zurückgestoßen ist durch einige Ihrer Schritte die ihr alle bekannt sind ohne daß sie sie versteht, so würde sie die einen Wilden bezähmende Güte in Ihnen lieben wenn sie nicht immer die falsche Meinung hätte daß Sie über sie herrschen da sie Sie doch tadelt. Meine beste Mutter, von allen meinen Zurückgelaßnen macht mir keine das Herz so schwer wie sie. Sie schreibt mir lezthin — es ist mir recht traurig so einsam übergeblieben zu sein von meinen Geschwistern, und oft denck ich mein Vater sei zu beklagen daß er grade das Kind um sich hat nach dem er am wenigsten frägt. Ein Herz das so nach Freundschafft und Vertraulichkeit ringt ist deßen noch fähig. Es ist zu spät als daß je etwas ganz gutes daraus kommen könnte; aber etwas glücklicher könnte sie werden. Assad hat sehr gelitten in seiner Kranckheit; seine Seele ist in einem Aufruhr von erzwungnem Leichtsinn und ausgebreiteter Bitterkeit. — Leben Sie wohl, meine ewig liebe beste Mutter.

6.

Den 11 Februar Sontag mittag. Jezt sezen Sie sich in Göttingen zu tisch. Wie mir dießes Bild kann lebhafft werden! sonst war ich nothwendig dabei, mein Plaz hier beim Ofen zwischen Nette und Edward, und dann die kleinen Affen alle aufmercksam auf mich wem und was ich austheilte. Und dann — meines raucht nicht mehr! meines ist schon kalt, darf ich eßen? — Sagen Sie mir einmahl aufrichtig, liebe Mutter, vermißten Sie mich in allem, und allenthalben nicht viel mehr wie ich ein halb Jahr abwesend war, und Sie wusten daß ich in einem halben Jahre wiederkommen würde, als jezt da Sie wißen daß ich nie wieder kehre, oder wenn einmahl doch, dann wenn zehn oder mehrere Jahre unßre vorigen Freuden so weit entfernten, daß wir sie nicht mehr an denselben Fäden können fortspinnen. Sie wißen, *hope is the fawning traitor of our life*,[1] wenn man noch erwarten darf, so zählt man die Stunden die uns vom Ziel trennen, wenn dunkle Hüllen der Zukunft

[1] Vgl. oben S. 275.

uns das Ziel auf ewig entrückt, so gehen wir ruhig den einmahl entschiednen Weg. Selbst die Möglichkeiten fehlen mir, die mich mit euch wieder vereinen könnten; wollt ich ihr den Zügel schiesen laßen, so kann selbst meine Phantasie keine Brücken bauen über die Abgründe die uns trennen. Und was ich liebe hierher wünschen? Das nie. Daß ich hier glücklich bin, und ich bins — das ist nun einmahl so — für mich allein ist dießes Land ein Wohnplaz, giebt mir nur einen Heerd, für jeden von euch wärs ein Exil, und keine bleibende Stäte gäb eurem Fuß Ruhe. Daß der Mensch doch so oft im Genuß des Glücks über das Unglück sich betrübt das da nach erfolgen kann! Wenn Forster und ich uns umarmt halten, und ganz fühlen daß wir unßre jezige Welt an unßre Brust drücken, stürzen oft Trähnen aus unßer beider Augen. Warum Forster dann weint weis ich nicht recht genau — es ist wohl theils Zärtlichkeit, theils der Gedancke der Möglichkeit mich zu verliehren. Mein Gefühl ist dann so gemischt: ich kanns selbst nicht alles erklären. Theils denck ich mir, obs denn möglich sein wird also vergnügt immer zu sein, alleine durch uns zu sein, in einem Lande wo alles um uns, wenn wir nicht mehr als gewöhnliche Menschen sind, nur dazu gemacht ist, uns zu entarten. Oder ob nicht die Einsamkeit in der wir leben bei uns, obschon sie ein Kind der Nothwendigkeit ist, die Folgen haben wird die sie nach meiner gegen Sie oft gemachten Bemerkung immer hat, uns eingeschränckt aufs kleine Intereße unßrer Person zu machen. Ich trau mir selbst nicht ob es nicht geschehen kann, so feurig mein Herz vor andern Herzen auch glühte, es kann auch einmahl einschlafen, hier wo kaum ein freundlicher Sonnenblick uns mit der übrigen Welt verbindet.

Sonst ist der Wunsch Freunden und Liebenden gemein, vor dem andern zu sterben, und nicht den Schmerz zu haben seinen Freund zu verliehren. Mir däucht daß der Egoismus der den größten Theil der Welt regiert, auch dieses Wunsches Ursprung ist. Man hält den Tod vor etwas schreckliches, und das Leben, wenn es auch nur Dasein wär ohne Genuß, für so etwas reizendes, da glaubt man dann einen Heroismus zu begehn wenn man sterben zu wünschen glaubt, und zugleich dem andern ein mächtig Geschenck zu machen wenn man ihm das Leben länger gönnt. Im Grunde leuchtet aber der Abscheu herfür den ich habe meinen Freund tod zu sehn, und das Ahnden der Unbehaglichkeit wenn ich nun ohne ihn leben muß. Bei mir ist dießes Gefühl umgekehrt. Wenn eines von uns das andere verlaßen muß, so wünsch ich sehr daß ich allein bliebe. Wenn Forster erst einmahl wieder in Deutschland wär, Menschen und Freunde um sich hätte, so wärs eine andere Sache, dann würd ich ohne so viel Kummer an meinen Tod dencken. Ohne ihn ist mein ruhiges Glück, mein süßer häuslicher Genuß hin, und wenn ich auch nach Forster einen Mann genug achten könnte um ihn zu meinem Beschüzer, und Versorger machen zu können, wenn ich ihn auch lieben könnte, denn ich liebe Assad, ich könnte keines Mannes Weib sein. Ich hätte alles verlohren was mir Freude ohne Kummer gab, ich wär arm und hülflos, wenn nicht noch eine Aussicht zur Versorgung in diesem Falle sich mir öffnet, aber ich blieb mir selbst übrig, ich hätte die Freiheit in meinem Vaterlande, unter Menschen mein Brod zu suchen — Forster müste hier bleiben, müste ohne mich leben, und hier leben ohne mich. Er würde nicht allein nicht mehr glücklich, er würde nicht mehr Forster sein, kann es nicht mehr sein ohne mich. Wenn Dasein, bewustes Dasein nach dem Tode wäre, so würde mein Geist die Schrancken seines neuen Wohnorts

zerbrechen, würde hierher zurückkehren, und über seinen Jammer sich zum Menschen weinen. Wenn dießes geschehn solte, was doch aber aller Wahrscheinlichkeit nach nicht geschieht, so thut ihr alle, was ihr könnt um den Adel seiner Seele und seinen Verstand zu retten, reißt ihn, seis doch mit Verlust seines zeitlichen Glücks, hier hinweg. Zeitlich Glück. Hui, wenn doch das ein Pastor hörte, so könnt er so noch nicht ganz verzweifeln ob ich nicht ein Christenkind wär. Glauben Sie nicht daß ich den Tod wünsche, fürchte oder vermuthe weil ich bisweilen davon rede; ich rechne ihn mit unter die gewöhnlichen Angelegenheiten des Lebens auf die man gelegentlich so gut als auf jede andre dencken muß. Wenn es aber geschehen solte, so reißen Sie Forster gleich hier loß. Was ists denn nun wenn er hier davon geht? entweder ist seine Schuld schon abgetragen oder es bleibt wenig übrig das getilgt werden kann. Menschen die ihr euer Leben nicht halten, fühlende Menschen die jede Qual kennen die uns treffen kann, denckt, was ist dann ein Leben ohne Freude? opfert Jahre eures Daseins auf um einen Tag zu leben. Allein nie lebt einen Tag der euch dann zwingt jahre lang nur zu existieren. Mutter, erbarmen Sie sich Ihres Sohnes, des edelsten, besten Theils Ihrer ewig danckbaren Therese wenn sie stirbt.

Den 26 März Ihr lezter Brief, meine gute Mutter, vom 24 Februar (heut kam der vom 8 März auch an) hat mir viehl Freude gemacht. Ich muß Ihnen auch gleich sagen, daß ich Sie nicht umsonst sprechen laße. Wegen meiner Forderung in Ansehung unsers Briefwechsels bin ich schon längst beruhigt. Ich habe etwas unthunliches gefordert, und so lange meine Mutter mein Herz nicht verläßt, giebt sie meinem Kopf die beste Nahrung. Sein Sie ruhig darüber, Sie haben mir nichts verweigert, Sie haben mich nur gelehrt daß meine Bitte nicht überlegt war. Sie haben recht, in gewißen Augenblicken fürcht ich auch nicht mehr für die Einschränckung meiner Ideen. Alltäglich werden wir nicht werden, liebe Mutter; Sonderbar vieleicht. Unßer Kopf muß sich weit mehr aus eigner Erfahrung abstrahiren, unßre Ideen sind keine erlernte mehr in einigen Jahren, eh erfunden, wenn ich so sagen darf. Nein Mutter, Sie werden Ihre Kinder, nicht nur den Schatten Ihrer Kinder wiedersehn. — Wegen Mariannen *vis a vis* von Ihnen, haben Sie mich auch beruhigt. So wie Sie mir damahls so kurz schrieben hatte meine Einbildungskraft freies Feld sich recht viel dazu zu dencken. So bald sie zurück kömmt, schränckt sie sich leicht in die Bande des billigen Verlangens ein, und diesem thun Sie völliges Genüge. Ich bitte Sie, werden Sie nicht müde, zu thun, was Sie thun können. Ihre Therese, der Sie sonst so viel sein konnten, müßen Sie nun so thatloß lieben, geben Sie die Thätigkeit der andern Tochter die Ihre Liebe nicht so schäzen kann. Wenn ich nur so ruhig über Mar. in Absicht auf T. und die andern Gecken wär. Ein noch größerer Narr als Gr. Sch.[1] hätte mir kein Geschenck geboten — das war mein lebelang zwischen meinen *amants* und mir eine ungedachte Idee. — Doch T. macht mir fast bang. Warum muß das arme Mädchen den Weg

---

[1] Gemeint ist Graf Karl Friedrich Gebhard von Schulenburg-Wolfsberg (1763—1818), einer von Theresens ausgesprochenen Verehrern während ihrer Göttinger Mädchenzeit, mit dem sie noch als Braut eine Zeitlang in brieflicher Verbindung geblieben war (vgl. Geiger, 'Therese Huber' S. 27). Wer T. ist, habe ich nicht feststellen können.

der göttinger Mamsellen gehn? Wenn er sich nun auch erklärt, wirds mein Vater zugeben? womit wollt ihr ihn binden? und wenn er verspricht und nicht hält, was wird das arme Mädchen machen? Wenn er sich erklären solte, und ich fürchte daraus wird nichts — so beredet ihn oder bedingt nur gleich, daß er die Reiße nicht thun soll; um seines Herzens und seines Beutels willen; daß er so gleich den Plan seiner künftigen Bestimmung ausführe, sobald er einen Titel, eine Besoldung, oder was dahin gehört, hat, so gebt ihm das Mädchen, denn ich dencke er hat eine Frau nöthig. Ist er aber gesund? — Doch alle diese Vorsicht wird seine stillschweigende Abreiße unnöthig machen. Nur hüten Sie sich daß die beiden jungen Leute unter sich sich keine Versprechungen geben — Wird der Mann treuloß gegen das Versprechen das er einem Vater that, so schüzt der Stolz der Famillie das Mädchen; wird er der Liebe allein treuloß, so grämt sie sich ungerochen. Gewöhnlichere Seelen bindet das Versprechen dem Vater gegeben mehr als das, was er der Tochter gab; denn es faßen mehrere Intereßen dort in das Triebrad seiner Handlungen. — Wie kann Assad keine Briefe von mir bekommen? Ich schrieb ihm allein, und zweimal schloß ich Briefe ein an Sie. Ich hoffe jezt müßen sie da sein. Assad soll das nie dencken von mir. So lang ich noch die Feder führen kann, schreib ich ihm, und wenn es mir unmöglich sein wird, so werd ich ihm erscheinen. O dieße Entfernung ist sehr traurig. — Der Schnee lies Ihre Briefe wohl zu mir gelangen, allein das jezige Thauwetter wird alle Comunikation unterbrechen. Man sagte vor einiger Zeit es würden rusische Truppen nach, und durch Lithauen marschieren. Es ist nicht wahr — im Fall es Sie sollte unruhig machen. Es gehen Truppen nach Tauris, wie man sagt, um die Kaiserinn dort zu erwarten. *quelle comedie imposante.* — Wir haben Archenholz über Italien[1] gelesen; der Mann getraut sich selbst zu sehen, zu loben, und zu tadeln — das findet man heut zu Tage wenig. Wir haben noch einige Bücher zu lesen, gegen die Zeit daß sie zu Ende sind bekommen wir schon andere. Jezt ist Forster so beschäfftigt daß gar selten mir meine Stündchen von 6 bis 8 Uhr zu kommen. Da sez ich mich denn in seine Stube, lese allein, und bin mäuschenstill. Wir haben manchmahl recht angenehme Gespräche zusammen. Lezthin sprachen wir über etwas wo ich so herzlich wünschte mein Vater möchte da sein, um uns seine Ideen mitzutheilen. Der Gegenstand war folgender. Forster hält es für eine mögliche, oder beinahe wahrscheinliche Sache, daß die Menschen einmahl beßer, vollkomner, und also glücklicher werden. Ich behaubtete daß die Menschen nie beßer werden können im Ganzen, als sie sind, daß im Wechsel der Dinge einzelne Nationen auf einige Jahrhunderte aufs höchste an Vollkommenheit und Glückseeligkeit steigen, aber der Natur der Sache nach immer derselbe Antheil an Tugend und Glück in der Welt vertheilt sein wird; und mir schiens unwiedersprechlich daß Tugend nur durch Vergleich mit, und Wiederstand gegen Laster hervorgebracht wird, und also sich algemeine Tugend nicht als möglich dencken läst. Ich bin Ihnen ein gewaltiger *Maitre Panglos.*[2] Aber kann man anders wenn man so wie ich sicht wie nahe uns der Friede ist wenn wir ihn nicht weit außer uns suchen. Wenn meine Zeit und Gesundheit, am meisten aber die unabläßige

[1] 'England und Italien', Leipzig 1785.
[2] Der Erzieher in Voltaires 'Candide'.

Abwechselung meiner Ideen mir zulies mehr aufzuzeichnen über die Dinge über die ich nachdencke, meine Freunde würden einst eine eigne kühne — aber sicher sehr ungelehrte nur gefühlte Philosophie in meinen Papieren finden. Forster bittet mich oft zu schreiben — aber die Lebhaftigkeit meiner Ideen erseufzt bei der Langsamkeit meiner Federzüge — ich habe ganze Bände im Kopf, und nie eine Zeile auf dem Papier. Vorgestern fand ich eine Apologie des Todes in meinen ...

7.

Die Nachricht von Carls[1] Bestimmung nach Taurien hat mich durch Freude und Schmerz ganz erstaunlich erschüttert. Gewiß musten auch sonderbare Empfindungen dabei in mir streiten. Daß mein Vater in einem Jahr zween seiner Kinder auf die Art verlohr — sich doch vieleicht auf ewig von ihnen trennte; denn ich weis nicht, welche Unwahrscheinlichkeit größer ist, ihn oder mich je wieder zu sehn. Es muß diesen guten Vater sehr schmerzen! und dann doch nun zween Kinder versorgt, Carln von der Seite des Glücks freilich als einzelnen Menschen reichlicher als mich — doch nun zween Sorgen und Ausgaben weniger — vieleicht wird Marianne einmal auch eben so unerwartet ein Pläzchen finden, und dann kann er doch einige Ruhe seinem Alter versprechen, denn seine jüngern Kinder selbst zu versorgen wär ein überzähliges Glück was das Schicksal ihm wohl schencken könnte, ihm schencken müste wenn das was wir Gerechtigkeit nennen, seine Richtschnur wär — was er aber kaum erwarten darf. Für sie wird auch gesorgt werden. Sie sind noch so jung, daß es von ihrer Erziehung abhängt ob sie einst viele Bedürfniße, und wenig Genügsamkeit haben sollen. Für Karln selbst ist es wohl ein Glück, in aller Rücksicht. Zum feinen Weltmann ist er auf immer verdorben, und ein sehr ehrlicher würdiger Mann kann er werden wenn sein Studententon auch in ein bischen militärische Rauheit sich verwandelt. Er kann viel nuzen dort wohin er geht, und als Arzt viel gewinnen. Wenn es ihm glückt als Accoucheur Hülfe zu leisten, so würde die Menschheit darunter gewinnen, denn das ist die Gelegenheit wo in diesen Gegenden, auch noch hier in Polen, die Unwißenheit den traurigsten Schaden stiftet. Er kann vieleicht in einigen Jahren seine Besoldung zu einem Kapital anlegen, das ihm den Fleis seiner Jugend im Alter lohnt, und ihm in sein Vaterland zurück zu kehren und dort zu leben erlaubt. Wie neu wird dem Menschen diese Art Welt sein! Ich fürchte nichts für ihn so bald er ein für alle mahl fest beharrt nie zu trincken, und nie zu spielen. So bald er sich einmahl darauf einläßt, so ist er verlohren, er mag noch so viel arbeiten um zurück zu kehren — ich bin nun 6 Monate unter einem sehr ähnlichen Volke, und weis daß hier durchaus gar keine Mittelstrase zu treffen ist — trinckt er, spielt er einmal, so ist meine Hoffnung auf sein Glück auf ewig geschlagen. Folgte er nur in diesem einzigen Falle; ein Jahr Zwang hätte ihn gegen die Versuchungen abgehärtet, er wär gezwungen aus Langerweile schon seine Kunst nicht als Handwerck zu treiben, sondern auch als Studium fortzusezen. Solt er bei Empfang dieses Briefs noch bei Ihnen sein — woran ich dennoch zweifle, so laßen Sie Ihre lezte Worte doch diesen Gegenstand zum Inhalt haben. Deswegen wünsch ich es wär möglich ihn noch hier bei uns zu sehen. Wenn er zu Lande,

[1] Theresens Bruder Karl ging als Militärarzt in russische Dienste.

und über Königsberg geht, so ist nichts leichter als nach Wilna zu kommen, und kostet ihn nur 5 Tage — und 5 Tage um seine Schwester vermuthlich zum leztenmahle zu sehen, ist nicht viehl — sie zu sehen ist so viehl! Wir könnten ihm hier von dem Lande, von den Menschen unter denen er nun leben wird manches sagen, das ihm nuzen würde — es würde ihm gut sein noch eine Seele in der Entfernung von seinem Vaterlande zu sehen, die ihm angehört. Von hier bis Riga ist der Weg dann weit beßer als von Königsberg dorthin — bitten will ich nicht — denn Ihnen würd es, und Karln würd es schwer werden mir eine Bitte abzuschlagen, aber vieleicht wär er ja der lezte aus meiner Famillie der mich in meinem Leben säh. Es würde mir eine unaussprechliche Freude sein! — Mein guter Vater hat mich durch seinen Brief recht glücklich gemacht, ich sehe daraus daß er in seiner Art zufrieden ist. Ja ich hoffe auch daß wir werden auskommen, und bequem leben wenn ich meine Gesundheit behalte. Jezt müßen wir unßre Zimmer ausbeßern laßen, was doch auch eine ziemlich ansehnliche Ausgabe ist. Meine Zimmer waren 3 Jahr lang verschloßen, Laden und Thüren zu, sie wurden also so feucht daß in dem einen die Tapete vor meiner Ankunft abgerißen werden muste weil sie faul war, und in dem andern, was eigentlich mein Wohnzimmer ist, sie den ganzen Winter mit gewaltigem Gepolter und Geknall überall durchriß und herab fiehl. Wir laßens nur mit Waßerfarbe schlicht grün weißen, ohne alle Mahlerei als einen dunkeln Rand. So wird das zweite Zimmer auch — denn weil ich nur zween habe, so muß ich sie so einrichten sie beide brauchen zu können. Dann müßen wir den Coridor abtheilen laßen um eine Art Vorzimmer zu erhalten, um die Kälte abzuhalten von unßern Thüren, und um Schräncke für Wäsche und Kleider dahin zu stellen, die nicht an der offnen Treppe, wegen Dieben, stehn dürfen. Auch ist hier die abgeschmackte asiatische Sitte, daß kein Polacke ohne einige, doch gewiß einen Bedienten hinter sich, drei Schritt geht. Oft haben sie drei solche Lümmel hinter sich, die sich aber nicht nach Hause packen nachdem sie ihre Herrn wohin gebracht haben, sondern sich in die Vorzimmer lagern, und so Stundenlang und länger liegen. So sind oft 12—14 Bedienten im Vorzimmer wenn 3 oder 6 Herren da sind. Wenn einer ausreutet hat er einen eben solchen Troß. Wenn hier zu eßen gegeben wird wartet das alles auf, stiehlt, stopft sich die Taschen voll, oder hindert einer den andern. Nirgend ist man so schlecht bedient als hier bei Gastereien, und meistens sind so viel, oft mehr Diener als Gäste. Ich hatte lezthin Gäste, und untersagte einen fremden Bedienten ins Zimmer zu laßen. Es geschah — aber einer, der Jäger des Exjesuiten der mir immer Zuckerwerck schickt und oft kommt, er ist President (hat einen Kammerdiener, Jäger, Bedienten, Kutscher, und Strusch oder Hausknecht — und kein Zimmer ist gekehrt bei ihm — hier ist Sittenschilderung die Sie ärgern wird.) der Kerl stüzte sich auf seine Bekanntschafft im Haus, und mein Carl lies ihn aufwarten. In einer Virthelstunde strozten seine Taschen, Semmeln, Kuchen, Bratenknochen — alles stack darein — daneben fordern die Menschen noch eine Buteille Wein zum Dancke, die aber kein Mensch von mir bekommen. Für dieses Gesindel dient also auch das Vorzimmer. Diesen Winter zähnklappten sie auf dem mit Stein gepflasterten Koridor — das ging mir durch die Seele. Wie zerlumpt oft solche Bursche aussehen können Sie nicht glauben. — Wir geben nie zu eßen, und ich habe nie Fremde gehabt weil es uns Kosten machen würde die nur durch Un-

annehmlichkeit und Langeweile belohnt wären. Aber am Nahmenstage der beiden Forsterschen Herrschaften mus man, wenn man nicht das Signal geben will keinen Menschen in seinem Hause sehn zu wollen, eine Gesellschafft geben. Besonders um der ganzen Academie zu zeigen daß weder Menschenscheu noch Verachtung uns von ihren Gesellschafften entfernte, noch Unfähigkeit sie zu bewirthen, hatten wir sie alle hier — da hat denn Ihr Töchterchen und Marie für 30 Personen ein sehr niedliches Souper angerichtet. Man giebt hier Abend nur Braten, Salte und Nachtisch. Langmeyers Barbara spickte uns die Braten, aber Kreme, Eis, Kuchen — alles machten wir — der Tisch war so niedlich wie möglich besezt — L. Bedienter und ein andrer guter Deutscher warteten mit dem unsern auf, wuschen und puzten Gläßer, Messer pp. Von früh 6 Uhr bis abend um 12 kam ich nicht auf den Stuhl zu sizen — aber meine Füße und Knie waren auch geschwollen von Schwäche, und Ermattung. Die Langmeyer die zu stolz ist, und auch gar nichts in der Wirtschafft versteht, kam von meinen Gästen am spätesten, ich hatte also keine Hülfe. Ganz unerwartet kam aus offenherziger Freundschafft die sehr hüpsche Frau des oft erwähnten Kaufmann Schwarz die auch eingeladen war, schon um 3 Uhr, und half mir den Tisch decken. Wenn Marianne einst 27 Jahr alt ist, so wird sie eben so aussehen, sie sieht ihr auffallend ähnlich, ist eine Preußinn, kleidet sich allerliebst, und obschon sie nicht hat *l'esprit orné,* so ist sie doch eine sehr artige, häußliche Frau. Sie deckte den Tisch, sezte die Schüßeln, half mir einen Blumenkorb auspuzen — Andre laßen die Bedienten nun an eben dem Tage trincken und eßen, die ganze Rotte — ich gab meinen und L. Leuten aber den Tag darauf ein Souper, Suppe, Braten und Kartoffeln, Salat und eine Schüßel gekauft Gebackenes die des vorigen Tags übrigblieb. Da waren sie denn so froh wie die Fürsten. — Die Langmeyer schwazt viel von Arbeit und Wirthschafft, thut aber im Grunde gar nichts, sie verpolackisiert so gewaltig daß wir beinahe uns ekeln drüben zu eßen. Wird nachläßig in ihrem Anzuge und schmuzig in der Wirthschafft. Forster gesteht er kenne sie kaum. Dabei hat sie den Bauernstolz von *parvenues,* rechnet sich viele Arbeiten für erniedrigend usw. — ich thu das nie, denn mir däucht, jede nöthige Arbeit ist meine Pflicht, und meine Pflicht immer ehrend, nie beschimpfend — sie schämt sich grobe Strümpfe zu stricken, im Garten zu arbeiten — jezt da das Glück ihrem Mann lächelt, denn nach ihrer eignen Erzälung muste sie zu Haus wohl sich einschräncken. Meine jezige Gestalt erlaubt mir kein Graben und Hacken, aber ich habe Erbsen und Bohnen gepflanzt, ich begiese, ich thue was ich kann. Ich gestehe daß mir meine Thätigkeit selbst freut — jezt könnt ich anfangen ein bischen schwerfälliger zu werden, aber ich laufe noch und kann tragen und heben wie ein Däuschen. Es ist sonderbar daß meine *taille* nicht unförmlicher ist, aber mein Wuchs mus es verbergen, und meine Haltung. — Aber ich bin auch eine wackre Frau — früh um 7 Uhr siz ich immer schon angekleidet wie sichs gebührt beim Frühstück mit Försterchen — Lezthin kam ein junger Curländer, Forsters Bekannter, um 7 Uhr und brachte ihm einen Bärenkopf den er Sömmering geschickt — er hatte gemeint noch alle Welt im Bett zu finden und war also wie von Wolken gefallen da man ihn ins Zimmer führte, und ich ihn zum Frühstück bat. Mein Magen und mein Schlaf taugen nur nicht. Manchmahl schlaf ich ganze Nächte bis gegen 3, 4 Uhr gar nicht — und andre hinwieder ist meine Fantasie bis zum Fieber verwirrt. Doch bin ich nicht

matt am Tage. Jezt neh ich nun wacker darauf los Kinderzeug. Da die Unruh mit dem Stuben ändern, und mancher Spaziergang den ich doch meiner Gesundheit schuldig bin mir Zeit hinnehmen werden, auch bis ich eine zweite Magd habe Marie wenig nehen kann, so muß ich noch fleisig sein, da kein Mensch mir hilft. Liebe Mutter, wenige arme Mädchen sind gezwungen ohne alle Hülfe diese Arbeit zu thun, sie haben immer nah oder fern eine Mutter, Schwester oder Freundinn die ihnen arbeitet — ich bin so entfernt, ich habe niemand. Ich weis nicht einmal was dazu gehört — alle überflüßige Narrheiten und Weichlichkeiten von Brustfleckchen und Untermüzchen u. dgl. will ich ohnehin nicht, aber da ich mein Näßchen nie ins Wochenbett steckte, so könnte mir manches fehlen wenns zum Treffen kommt. Schreiben Sie mir doch bei Gelegenheit ob man außer Kinderzeug noch andre Wercke nöthig hat? Bürdelle sein Unfall hat mir sehr leid gethan — Pfy ihr Göttinger, womit gebt ihr euch ab? Das ist nicht erlaubt — wir morden hier Juden und Christen — das thut nichts — vorige Woche ward ein Jude eine halbe Meile von der Stad an den Thüren eines Klosters erschlagen — aber dafür sind wir ja Polacken. Ja mein gutes Mütterchen, hier giebts denn so ein bischen Mordschlag. — Ich wünschte Ihnen nur meine herrlichen Birck und Rebhüner die ich hier das Stück zu einem Gulden — *c'est a dire* 5½ Groschen kaufe — Haßelhüner — herrlich — und dabei frischen Salat, den ich als das einzige Gemüß das wir jezt haben gern mit 3 Groschen bezahle, heute hab ich den ersten Kopfsalat von meinen Mistbeeten. Meine Erbsen, mein Spinat geht auf. — Mein guter Forster war diese Tage her nicht wohl, noch mehr trübsinnig. Da hab ich denn was zu trösten — und Gott weis mit was für blutendem Herzen ichs denn oft thu wenn ich dencke — wer würde ihn nach dir trösten? — er ist dann so unzufrieden mit sich, seinen Arbeiten, seinen Fähigkeiten, seinen Hülfsmitteln — daß glücklicherweise der Anfall nicht lange dauert. Meist erhalt ich meinen Mut dabei, aber freilich wein ich manchmal mit ihm anstat ihn zu trösten. Doch ist seine Gesundheit im Ganzen unendlich beßer als sonst. Unßre ganz einfache Kost erhält sie. Ich habe heute die erste große Wäsche angefangen — sie muste vor der Zimmer Reparatur geschehen, denn wenn so viehle Fremde Kerl im Haus sind wars nicht thunlich — bis October brauch ich nun wieder weder Tisch noch Bettwäsche. Ich habe zween teutsche Waschweiber dabei für die ich heute koche und siede. So viele Wäsche zu haben ist hier etwas unerhörtes — es ist elend was vor Wäsche die schmuprichten Weiber haben. Oft kein einziges paar Waschstrümpfe — nur seidne hinter die sie leinene Flicken sezen — ich sah die Wäsche oft in meinem Hof hängen — die Weiber die alle Tage seidne Röcke anhaben. Die Regnier, ein College von Herr Forster,[1] ist eben so weit in ihrer Schwangerschafft als ich — sie wohnt im gleichen Gebäude mit uns und wir sehen uns zuweilen. Ostern lies sie um meinen Backofen bitten ob sie ihn zu ihrem Kuchen heizen dürfe? es wurden gegen 16 Topfkuchen darin gebacken, und einige Braten zur Weihe. Ich besuchte sie den Tag auf eine halbe Stunde, und fand sie wie immer wenn die Weiber nicht ausgehn, im Nachtzeug und Mantel — sie sagte so *en passant* — *j'ai pris la liberté de vous demander votre four* — ich sagte ihr dann

[1] Regnier, früherer Kammerdiener des Fürstbischofs, war Professor der Chirurgie in Wilna.

sie backe ja fleisig oder so was daher — *Je ne sais pas ce que mes domestiques feront, je n'ai pas quitté ma chambre, je ne sais quelle sorte de gateau on aura fait* — sehen Sie, so schämen sich die Weiber der Wirtschafft, so laßen sie versoffne Mägde hausieren. Sie ist so alt wie ich — aber auch geht so eine Wirthschafft zu Grund, die Weiber trennen sich von ihren Männern, die Kinder werden in elend vergeßen. — Heut habe ich Ihnen viel polnsche Sitten geschildert ohne es zu wollen — ja noch das — diese Frau ist 4 Jahr schon verheiratet und frug mich bei einer Gelegenheit voll Verwunderung — *comment? on peut conserver des pommes? comment est ce qu'on fait?* — ihr zweites Kinderzeug läßt sie alles aus Warschau kommen. — Nun Adieu! ich muß noch an die Schwägerinn Antonie in Coppenhagen schreiben. — Im Ganzen sammle ich hier artige Beiträge zur Geschichte der Menschheit und Sitten.

An meine liebe Mutter.

Ich bin ein unartiger Mensch, liebe Mutter, denn jeden Posttag sage ich mir, ich müße an Sie schreiben, und immer hab ich jeden Posttag Abhaltung. Aber ich darf demohngeachtet mir schmeicheln daß Sie von meiner zärtlichen Liebe überzeugt sind, und mir meine anscheinende Nachläßigkeit nicht anrechnen. Ich küße Ihre liebe Hand darauf, und höre Sie sagen, daß Sie mir doch gut sind. [G. F.]

8.

Wilna den 5 April 1786.

Daß Ihr liebe Leute doch nicht meynt daß des lieben Herrgotts Sonne bei euch alleine schien — warlich, mein Mütterchen, sie scheint hier auch, und so schön, so schön — Die Bibel sagt, die Erde ist allenthalben des Herrn [1] — ich gebe dem Dinge einen andern mir geläufigern Nahmen und fühle diese Gegenwart eines allwirkenden Weßens eben so lebhafft. Zu einer andern Zeit hätte mich die Art wie es hier Frühling wird wohl gar traurig gemacht, und ich hätte behaubtet es sei doch ungerecht daß die Sonne hier nicht mild lächelte wie am Ufer des Rheins, und dergleichen mehr — aber jezt seh ich nur die Sonne, die freundliche zauberische Sonne die selbst aus unßerm Sande Leben herfür lächelt, und dencke — wenn die Sonne hier so schön ist, wie wird sie dort sein wo keine ewige Wälder, und keine wüsten Sandfelder ihre Wirkung hemmen, und wo sie auf freyere glücklichere Menschen strahlt; und dann freu ich mich daß Ihre Sonne schöner, und meine doch auch schön ist. Endlich ist unßer Schnee geschmolzen, wir haben Mittags bis zu 11 Grad Wärme im Schatten, die kahle arme Erde wird entblößt, und schon schießen kleine Blümchen hervor. Die Natur ist hier sehr arm! und doch so schön! doch wohlthätig. Wenn die Menschen nicht solche sinnlose Geschöpfe wären, so könnten sie in Kurzem die Gegend um die Stad blühend machen. Es sind blose dürre Sandfelder bis zu den Hügeln die mit Fichten bewachsen sind — wenn man nun die ungeheure Menge Mist die täglich aus der Stad geführt wird auf die mit Mos und Heide Kraut bedeckten Felder führte, wenn man diese 5 Jahr mit dem Dünger umackerte, so trügen sie das 6te gewis das schönste Gras. Anstat deßen fahren sie zu Fudern den Mist vors Thor auf Haufen, werfen

[1] Psalm 24, 1.

ihn am Wege nieder, haben dort am Ende des Herbstes bis zu vielen hundert Fuder Mist durch den sie waden müßen — und die Gegend bleibt ein Sandfeld! Was Gärtnerey ist wißen sie nicht — hier ist kein Baum bei vielen Dörfern, kein Feldchen — alles Wüste. Eine Meile von hier ist ein Dorf von Muhamedanischen Tartarn — diese Menschen die, wenn das Klima daran Schuld wär, schon ausgeartet sein müsten, liefern alles Gartengewächs, spinnen, würken, ärnten und sind auf den ersten Blick vom Lithauer zu unterscheiden. — Bald werd ich nun grünes Gemüß bekommen, vieleicht darf ich das eßen — bis jezt leb ich blos von Braten und Bouillon. Krebse bekomm ich auch schon, die ich vorgestern so gut wie bei uns das Schock zu 27 ₰ kaufte, nicht einmahl so viel, ungefehr 3 Groschen — dencken Sie nur, ein Schock Krebse 3 Groschen, da will ich mir recht was zu gute thun, denn sie sollen sehr gros werden hier.

Nächstertags fang ich auch an mein Gärtchen zu bestellen, in die Mistbeete ist schon Salat, Spinat, Kohlpflanzen aller Art gesät — bis jezt war die Erde noch hart gefroren — bis 1 Klafter tiefes Eis giebts noch in den engen Straßen. Ich habe so viele Bluhmentöpfe im Zimmer! Goldenlack, und Levkojen, und Terzetten — liebe Mutter, das macht mich so glücklich wie ein Kind! — ich geh zu Fuß weit spazieren, bin zwar hernach so matt wie eine Fliege — denn anjezt heist Weende weit für mich. (vor 3 Wochen lies ich Ader weil ich ein bischen Blut auswarf — die Brust leidet deswegen nicht, es war nur der Zufluß des Bluts zum Kopf — das Blütchen war so wäßrich wie ich mein Lebe keins sah, und ein *soupçon* von Inflamation — nun bin ich recht gut, obschon ich noch zuweilen, besonders nach dem Spatzierengehen ein bischen Blut auswerfe, aber das ist mehr aus dem Kopf, als von der Brust.) — Mein Gartenbau soll mich unendlich glücklich machen! — Forster war ein paar Tage an einer albernen Kolick kranck, denen er unterworfen ist — ich bin dann in großen Nöthen, und weis mir kaum zu helfen — der gute Mensch sieht gleich so elend aus, als sey er 3 Wochen kranck. (Juchheißa! eben kauf ich viel schönere Krebse, das Schock zu 1 Groschen 4 ₰.) Ich bin so bang daß er bei der Kolick in dieser Jahrzeit orndlich kranck wird. Der gute Mann hat diese lezten Tage sein bischen Kummer gehabt weil es in einer Arbeit ihm nicht glücken will, an der er seine Zeit nun so lange vergeblich aufwendet. Das ist mein gröster, oder vielmehr mein einziger Gram wenn seine Geschäffte unterbrochen werden, oder ihm nicht glücken. Er ist dann so niedergeschlagen — und mein Mut der kann alles ertragen so lange er zufrieden mit sich selbst ist, und doch grade dann hab ich ihn am nöthigsten wenn der liebe Mann sich mit seinen Grillen plagt. Sehen Sie, liebe Mutter, er hat hier keinen Menschen mit dem er über irgend einen Gegenstand seiner Wißenschafft sprechen könnte, das war er mit Sömmering so gewohnt — er muß alles aus sich herausklauben, und auseinandersezen — denn ich armes Ding habe ja gar keine Talente zu solchen Dingen, die in das praktische Fach einer Wißenschafft gehören — das speculative, oder raison- und deraisonnieren darüber ist allein meine Sache. Botanick lern ich ein bischen, hin und her — und lezthin hab ich Nord-Nord-West, Süd bei Ost, und Süd-Süd bei West — und dergleichen Windhistorien auch gelernt; und dann lern ich vom Weltkörpern, wenn die Sterne am Himmel sind; das ist recht gut, denn das Buch vom Weltkörpern das Ihren Kindern dedicirt ward wie sie noch in der Mutter Schoos verborgen waren hab ich ja aus *depit* daß es mir nicht

zugeeignet war, nie gelesen. Das ist sehr angenehm, liebe Mutter, wenn man so ein Männchen hat das von mehr als einer Sache einen lehren kann. Meine Gesundheit geht jezt beßer. Ich werde zwar immer magrer, aber ich bin wieder stärker an Kräften und nicht so aneantirt — das ist ein sehr schönes Wort! — Warum ich eigentlich schon wieder schreibe, das hat eine sehr lustige Ursache. Sie können Dietrich nach Leibzig ein Paketchen mitgeben, das er dort an den 'Herrn Buchhändler Kummer' abgiebt, um dieses machen Sie eine Adreße an den 'Herrn Kaufmann Schwarz aus Wilna, oder Wildau' — dieser befindet sich in Leibzig zur Meßzeit, alle Ostern, und bringt mir das Paketchen in der Tasche mit, wenn es so groß wie ein Octavbändchen ist. Allein nun muß ich auch sagen was hinein soll — da schäm ich mich fast! — ein falscher Chignon. Ja ja, eine Büke. Ich kann mich nicht entschließen hier falsche Hare zu kaufen, wo die Leute Läuse, Weichselzöpfe und so sehr allgemein venerische Kranckheiten haben — es ist nicht allein Wiederwille, sondern würkliche Furcht. Also bitten Sie doch meinen scharmantesten Borheeck, er solle mir in dieser 200 Meilen weiten Entfernung den Kopf mit Haaren bepflanzen. Hier ist ein Pröbchen. Wenn Sie daneben mir einige Duzend feine Hemdeknöpfe für Mannshemden legten, die ich hier nicht bekomme, und bei der Gelegenheit von Göttingen sowohl als von Leibzig erhalten kann — aber eine 6 Duzend müstens sein. Sehen Sie also, da soll in dem Octavpaketchen ein Folio Chignonalgen sein. Weiter nichts — und dann will der närrsche Forster mit gewalt etwas von Blumenbach, einen dummen Wisch — den legen Sie dabei. — Sie werden sich gewundert haben über Forstern daß er dem guten Lorenz lezthin schrieb wegen der Anzeigen.[1] Dem Vater wolt er aus Pazigkeit nicht schreiben, weil er die Anzeigen nicht will geschenckt haben, und haben muß er sie, um in einiger Konnection mit der gelehrten Welt zu bleiben. Der Alte Forster hatte den Auftrag übernehmen wollen, aber da wartete das arme Jüngelchen seit einem halben Jahr vergeblich. Endlich wies ich ihm den Lorenz, als einen treuergebenst gehorsamen Diener. Also empfehl ich mich gehorsamst. Liebe Herzenmutter, Adieu! wir sind kein einziges mahl recht vergnügt ohne an Sie und Väterchen, und Assad zu denken. O so oft, so oft! an Väterchen denck ich heut Mittag wenn ich Krebse eße — aber dafür werd ich auch keine Auster zugesicht bekommen — 5 bis 8 Ducaten das Hundert. Und sie stincken. — Adieu, mein liebes bestes Mütterchen. Herjemine! bald Grosmütterchen! Hätten Sie doch so schöne Blumen, und so ein zufriednes Herz wie die sarmatische Frau Tochter, so würden Sie mir nicht bös sein wenn ich einmal lustig bin. Adieu, meine beste Mutter. Also Borheeck, Buchhändler Kummer, und Kaufmann Schwarz.

9.

Wilna den 17 April 1786.

Sie werden doch nicht bös, liebe Mutter, so ein Paket Briefe von mir bestellen zu müßen? Sie sehen, es sind Leute denen ich sonst nie schreibe, wie die Backmeister, Cusine — werden Sie sich darüber wundern? Assad wird schrein — ja da kann sie mir freilich nicht schreiben wenn sie solchen Lumpen schreibt — Marianne wird sagen — nun ja, ein andrer würde Gott

[1] Gemeint sind die 'Göttingischen gelehrten Anzeigen', deren Redakteur Theresens Vater war.

dancken wenn er nichts mehr mit den ennuianten Leuten zu thun hätte — Und Assad hätte wohl recht, und Marianne auch. Aber mir gehts nun anders. Ich habe mich — Gott weis wie oft bei Postmeisters ennuyirt und bei dem Backfisch erärgert — aber jene meintens gut mit mir, diese ist die beste Seele auf Erden. Mit jenen ging ich 6 Jahre ununterbrochen um wenn sie sich mit allen zankten, viel Ehre für sie, und für mich. Ich bin einmal ein danckbares Geschöpf — denn ich empfing von gleichgültigen Leuten sehr wenig. Sie sind doch die einzigen Menschen in meiner Vaterstad die sich nicht von mir absonderten weil ich mich von ihnen unterschied. Meine Kleinen in Göttingen haben vieleicht einmahl Freunde aller Art nöthig, und es wird ihnen nicht schaden, wenn man ihnen auch um meines Andenkens willen Gefälligkeit erzeigt. Mit dem Backfisch kann ich den alten Plan den ich hatte wie ich Sie verlies noch immer nicht aufgeben. Sie würden über Ihre Kinder sehr viel ruhiger sein können wenn sie bei Ihnen wär, und das gute Thierlein wär glücklich. Vieleicht kommt die Tante bald in Abrams Schoos, und dann denck ich treibt sie ihr eigner Geschmack, zu Ihnen zu kommen. Ich kann Ihnen so viel sagen, liebe Mutter, hier wäre die Gesellschafft einer Backmeistern die größte Wohlthat die ich erhalten könnte. Sie, oder Fieckchen D.[1] wären bei mir recht glücklich, und die B. würde mir sehr viel sein, ja so gar Forstern; sie hat viehl *bon sens*, darüber sind wir einig, und in dem Alter wo sie noch ist würde ein Jahr Handlen-Gedancken und Gewißensfreiheit einen ganz andern Menschen aus ihr schaffen. Wenn unßre häusliche Umstände sicherer sind, und irgend eine leichte Gelegenheit so einen Plan auszuführen sich zeigte, so würd ich in ein paar Jahren es gewiß thun — wenn ichs noch so wie jezt für zuträglich hielt. Ich fühle das Bedürfniß eines dritten Geschöpfs, außer Marien um mich, gar nicht; aber ich fühle den Nuzen den es, besonders wenn ich Kinder haben werde, stiften muß — nicht um mir Mühe zu erleichtern — danck dem Schicksal! noch sind nie meine Pflichten über meinen Kräften geweßen, und ich hoffe sie werdens nie — aber um verschiedne Menschen im Anfang gleich um das Kind zu haben — und für uns selbst, um noch ein menschliches Geschöpf das, wenn auch nur entfernt, gleiches Intereße wie wir hat, zu besizen. Das ist der einzige Fall in dem ich die Abgeschiedenheit unßrer Lage fühle — wenn irgend eine Veranlaßung uns beide auf einige Augenblicke niederdrückt — und wo finden sich diese Augenblicke nicht? — so ists mir als wenn nur das Fleckchen Erde wo wir weinend stehen für uns da wär, wie ein paar Schiffbrüchige auf einer Klippe die nichts wie wilde Wogen um sich her hören, die den Schall ihrer Seufzer verschlingen — zweihundert Meilen weit kein lebend Geschöpf das es fühlt warum dein Herz blutet! ruft mir dann die grenzenlose Weite zu in der ich keine Lichtgestalt sehe, um uns zurück zu rufen, in Ruhe und Heiterkeit — kein Strahl der Sonne der uns zeigte daß auf diesem Felsen eine sichre Hütte sei, und auf dem kleinen Felde freundliche Blumen wachsen, und die Sonne die morgen uns aufgeht die Wogen beruhigt und mit ihrem lächelnden Blick von unßrer kleinen einsamen Hütte zu dem fröhligen zahlreichern Zirkel uns verwandter Seelen hinschaut. Daß doch dieselbe Sonne uns leuchtet! Doch diese Augenblicke gehen bald vorüber. Wenn ich Forster so niedergedrückt seh, so raff ich

[1] Fiekchen Dieze; vgl. oben S. 272.

meinen Mut zusammen, und wisch meine Augen, und lächle eins mit zitternden Lippen — und da ists gut, so ruh ich nicht bis ich ihn wieder fröhlig habe. Das kommt nicht oft und bleibt nicht lang. Doch hab ich nie in meinem Leben eine Empfindlichkeit gesehen die des Mannes seiner gleich käme! Wie oft muß sein Herz verwundet gewesen sein ohne eine freundliche Hand die es heilte. Sein ganzes Selbst ist zerrüttet wenn etwas was mich betrifft — besonders wo er sich tadelswehrt glaubt, ihn schmerzt — das ist kein Zorn, oder Ärger — ein so dumpfer, sprachloser, betäubter Zustand — liebe Mutter, was würde nach meinem Tode aus diesem Mann? Und er dürfte nicht sterben, ein ehrlicher Mann darf nicht sterben wenn er unbezahlte Schulden hat, und es ist eine Schmach der Menschlichkeit leben zu müßen wenn man seines Lebens Seele ins Grab gescharrt hat.

Diese Tage her bin ich Augenzeuge von manchem Aberglauben, Albernheit, und Pfaffenkomödie gewesen. Wenn man Religion in der Nähe sieht, so kann man sich erstaunen wie ein unverdorbnes Herz, ohne Haß gegen alle Religion, diese Geißel der Menschheit dulden kann. Es ist unbegreiflich, es ist schrecklich was sie für Schaden thut. Wär sie überall ein Theil der Gesezgebung, dem Gesez unterworfen, so wolt ich sie wie das Gesez hochachten, aber so ist sie die ewige Kette die zwischen Menschlichkeit und den Menschen gezogen. Dencken Sie nicht daß ich vergrößere — lesen Sie, hören Sie, untersuchen Sie das Böse was da geschieht und nehmen Sie in der Aufsuchung der Quellen Rücksicht auf Religion, so werden Sie finden daß sie seit Christus lebte Ursach oder Vorwand, verdeckt oder geheim, aller Flüche war die über das Menschengeschlecht gesprochen wurden. Es ist keine Religion des Friedens, selbst diejenige die der gute Mann lehrte wars nicht ganz; er war sanft und menschlich, aber ein Sectenstifter kann nicht menschlich lehren. Die Frazen, Poßen und Trauerspiele nahmen kein Ende — laßen Sie mich was ich oben sagte verändern. Nicht seit Christus lebte, seit die so genannte geoffenbahrte Religion Anhänger hat sind diese Menschen Thoren und Tiger geworden um ihretwillen. Mittwochs ging der Juden ihr Fest an. Donnerstag Morgens fand man in dem Theil der Stad den sie bewohnen ein ermordetes Weib, schändlich zugerichtet, Kehle, Brust, Beine mit Stichen verunstaltet. Die alte, auch in Deutschland bekannte Sage giebt den Juden schuld sie müsten Christenblut zu ihrer Osterfeyer haben. Ihr Gesez wird es nicht fordern, das weis ich; ihre Nation wird es nicht vergiesen, das glaub ich gewiß, aber ihr Gott macht sie zu Fanatikern, einige wohl in dem Grade daß sie Christenblut vergiesen, um den unbekannten, nahmenlosen Geist der Natur in dem Bilde eines blinden Wütrichs den ihre Religion ihnen zum Gott gab, anzubeten. Entweder habens einige Juden gethan, und auf sie fällt aller Verdacht, zween dieser Unglücklichen sollen schon festgesezt sein. Ich glaube nicht daß dieses Volk es gethan, wegen der Unvorsichtigkeit mit der sie den Leichnam vor ihre Thüren legten — eh glaub ich daß Christen diese Zeit wählten, um ihren Mord den Juden aufzubürden durch den Kunstgriff den Körper in ihre Strase zu legen. In dem einen oder dem andern Fall, seht doch, ihr Pfaffen, ihr Religionsstifter, ein rührendes Beispiel von Abscheuligkeit die eure Lehre berechtigt oder erlaubt. Entweder geschah der Mord um ein gottgefälliges Opfer zu bringen, oder er geschah in der Zeit wo ihr ein zweitausendmahl wiederholtes Poßenspiel wiederholtet und euer Lamgottes würgen saht um der Sünde der Welt willen. Eure Anhänger quälten das

Leben aus den durchs Alter erschlafften Fiebern eines alten armen Weibes in den Stunden, die ihr lehret daß vor zweitausend Jahren Gott an seinem Sohne eben das that — und wälzten dann den Haß der Welt auf Unschuldige um ungestraft zu sein. Und warens die Juden die es thaten — o dann sehet die schöne Stüze worauf ihr eure Weisheit gründet, seht die Wirkung von den Lehren der Männer die euren Heiland der Welt verkündet haben sollen. — Weil die ganze Welt Altar einer unbekannten, nie zu verkennenden Macht ist, weil man nur Mensch sein darf um im kleinen zu thun wo das unbekannte Wesen im unaussprechlich, undenckbar grosen thut — binden wir unßre Augen um nur im Finstern zu sein, verleugnen die Stimme des Weltalls, um uns zu quälen. — Was wollen Sie Ihren Kindern lehren? Mein Kind will ich dancken lehren wenn der Blizstrahl der ihn in Asche verwandelt noch ein Licht wirft auf das Fleckchen Erde wo er niedersinckt — aber nie soll er eine Lehre anders kennen lernen, als eine unvollkommne Bemühung des Stifters gutes zu thun, und als ein Werkzeug in der Menschen Hand böses zu stiften. Er soll keine Lehre haßen, jeden Lehrer wenn er Mensch ist ehren, weil ihn Geseze schüzen, aber nie eine Religion die das Volk glaubt zur Richtschnur und Belohnung seiner Handlungen anschaun. Wir können das hier leicht, weil uns niemand stöhrt, um der Sprache willen niemand stöhren kann, bis das Kind in einem gewißen Alter ist, wo es ohne Falschheit und Furchtsamkeit hat schweigen gelernt, bei Dingen die es vor Unrecht erkennt, ohne sie ändern zu können. — Die Poßen die in den Kirchen getrieben sind bei dem Begräbniß, und der Aufferstehung, wie sie Kanonen abgefeuert, und sich hernach betrunken — wie die Speise, Kuchen, Schincken, Braten gestern auf Bahren und in Körben in die Kirchen geschleppt, wo es der Priester mit der Kerze in der Hand unter Gebet weihete, indem er das weise Chorhemd auf die Speise legte — Sie haben noch in keinem Katolischen Lande gelebt, liebe Mutter, und wir erfahren bei uns von den geheimen Thorheiten dieser Menschen zu wenig. — Ich könnte von denen Aneckdoten die geradezu zur Verblendung der Menschen, zur Dummheit und Barbarei abzwecken, ein paar Bogen voll schreiben. — Leben Sie wohl! Sie werden durch die Post vermuthlig früher als mit dieser Gelegenheit einen Brief bekommen von mir.

Zeitgenössische Urteile über Iffland.

In den folgenden Ausführungen soll versucht werden, an der Hand eines Teils des gesammelten Materials eine Vorstellung von dem unmittelbaren Eindruck zu vermitteln, den der Schauspieler und Theaterdichter Iffland auf das große Publikum machte,[1] unter der Voraussetzung, daß die Stimme des Durchschnittskritikers sich im allgemeinen nicht in Gegensatz zur Meinung der breiten Leserkreise stellt. Als Grundlage für diese Darlegungen dienten die Jahrgänge 1801 und 1802 der 'Zeitung für die elegante Welt' und Jahrgänge 1804, 1805 und 1806 des 'Freymüthigen' von Kotzebue. Hierbei zeigt sich nun, daß auch die 'Zeitung für die elegante Welt' mit dem Lob der Ifflandschen Kunst keineswegs zurückhaltender ist als der 'Freymüthige', daß anderseits auch die letztgenannte Zeitschrift Tadelnswertes nicht verschweigt oder beschönigt. Im allgemeinen findet man allerdings weit mehr Enthusiasmus als analysierende Kritik, und nur wenige dieser Beurteilungen machen einen ernsten Versuch, die Kunst des Schauspielers zu charakterisieren, wie etwa Tieck. Dafür haben wir es hier freilich auch nur mit journalistischen Berichterstattern zu tun, die keine Kunstkritik im höheren Sinne üben. Trotzdem müssen uns solche Urteile wertvoll sein, gerade weil sie durch die angedeutete Äußerlichkeit die Meinung der Menge repräsentieren, für die übrigens in damaliger Zeit das Theater und seine Welt viel mehr bedeutete als heutzutage.

Mit seltener Einmütigkeit wird Iffland als der größte lebende Schauspieler nicht bloß der Deutschen gefeiert, sondern auch über die französische Schauspielkunst gestellt. Der höchste Enthusiasmus herrscht schon in Erwartung des Künstlers, wochenlang vorher wird sein Erscheinen angekündigt, werden Berichte über sein Auftreten in anderen Städten veröffentlicht. In Breslau erzählt man von der Apotheose Ifflands in Wien; die Möglichkeit einer Absage seines Gastspiels wird geradezu als ein Verbrechen am Publikum bezeichnet. Und wie schmerzlich ist man berührt, als das Geld und der Weihrauch der Kaiserstadt diese Befürchtung zum Ereignis werden lassen. 'Der Einzige unter allen lebenden Schauspielern' — das ist der gangbare und selbstverständliche Ausdruck des Enthusiasmus, den seine Kunst erweckt.

Diese Urteile sind um so bemerkenswerter, als Ifflands äußere Erscheinung von der Natur keineswegs verschwen-

---

[1] Die bekannten Urteile von Tieck, Böttiger, Schulze usw. wurden dabei nicht herangezogen.

derisch ausgestattet war. Gelegentlich macht sich dieser Umstand auch unangenehm bemerkbar. So spielte Iffland bei der Aufführung des 'Jon' auf dem Berliner Theater im Juli 1802 den Xuthus, meisterhaft auch im antiken Kostüm, in dem man ihn nur selten zu sehen bekam. Freilich müssen sowohl Iffland als auch seine Partnerin, Madame Meyer (Kreusa), sich gefallen lassen, von dem Kritiker der 'Zeitung für die elegante Welt' daran erinnert zu werden, daß die Kleider zum Bekleiden des Leibes bestimmt sind und nicht zum Zeitvertreib für die Hände. Eine tragische Person auf der Bühne darf sich nicht mit Faltenwerfen abgeben. Und insbesondere bei Iffland hatte diese Ungeschicklichkeit die Folge, daß dadurch der Mantel den starken Unterleib zu stark hervortreten ließ, der dann, im Profil gesehen, für den thessalischen Krieger eine zu monachische Physiognomie gewann.[1] Auch sein Organ hat sich nicht immer fügen wollen, es wurde im Affekt leicht schreiend, wie der 'Freymüthige' bekennt. Dies zeigte sich zum Beispiel gelegentlich einer Aufführung von Kotzebues 'Oktavia' (Leipzig 1804), wobei Iffland den Antonius, oder in den 'Hagestolzen', als er den Reinhold spielte. Anderseits gelingt es ihm oft, eine Modulation in seine Stimme zu bringen, eine ganz geringfügige Veränderung der Klangfarbe, welche die Zuhörer aufs innigste erschüttert. Übrigens wurden auch die erwähnten Mängel durch einen Vorzug ausgeglichen, der gewiß mit dazu beitrug, seine Kunst auf die höchste Stufe der Vervollkommnung zu heben: seine Augen. Immer wieder wird der Glanz und das Feuer seiner Augen, die unwiderstehliche Gewalt seines Blickes geschildert, der alle Nuancen von der innigsten und rührendsten Sanftmut bis zum titanischen Trotz und zur übermenschlich gesteigerten Ekstase auszudrücken vermochte. So spielt er etwa den König Lear, so den Luther in Werners 'Die Weihe der Kraft' mit hinreißender Gewalt und Größe: 'Sein Blick war immer fest, traf immer stark und feurig, auch in den sanftesten Szenen.'

War Ifflands Auge der lebendige Ausdruck seines Temperaments und seines Geistes, so kann man überhaupt die Beobachtung machen, daß sein Geist an der Gestaltung der Rolle einen wesentlichen Anteil hat. Iffland ist, wie allgemein festgestellt wird, ein denkender Künstler. Dieses verstandesmäßige Element seiner Kunst wird wiederholt hervorgehoben:[2] im Sinne der Zeit und im

[1] In seiner 'Theorie der Schauspielkunst für ausübende Künstler und Kunstfreunde' I, 5, 168/9 (Berlin 1815): 'Über den Vortrag in der höheren Tragödie' nimmt übrigens Iffland selbst gegen diese Unart energisch Stellung.

[2] Zum Beispiel in der Rolle des Herzogs von Sully in 'Heinrich IV., König von Frankreich', einem Trauerspiel von Adolf Bergen.

Sinne Ifflands selbst wird er als Meister und Muster hingestellt. Mit Hilfe seines scharfen Verstandes weiß er immer neue Feinheiten auszuklügeln, an welche ein anderer Schauspieler gar nicht gedacht hätte. Hierher gehört die Kunst seiner psychologischen Charakteristik: Blick, Gebärde, Gestus wird so stark und vernehmlich, daß man den Inhalt der Reden zu kennen vermeinte, auch wenn man sie nicht hörte.

Ifflands Spiel war von hinreißender Wirkung, nicht bloß für das Publikum, auf welches er geschmackbildend wirkte, sondern auch für die übrigen Schauspieler, welche alle trachteten, das Beste in ihrer Kunst zu leisten. Auf diese Weise wurde noch ein anderes erreicht, nämlich ein treffliches Zusammenspiel der Kräfte. Ebenso wird Ifflands Kunst auch als Maßstab der höchsten Kunst beim Vergleich herangezogen: wenn Madame Unzelmann gelobt werden soll, wird ihre Kunst als die Kunst der Eckhofe und Ifflande bezeichnet.

Iffland ist sowohl in komischen als auch in tragischen Rollen von hervorragenden Qualitäten. Sein komisches Spiel in Konversationsstücken wurde mit Vorliebe gesehen und übte die vorteilhafteste Wirkung. Dabei hatte seine Kunst auch nach Ansicht der 'Zeitung für die elegante Welt' ihre Grenzen, deren sich Iffland übrigens — als denkender Künstler — sehr wohl bewußt war. So erklärt er selbst, bei einem Gastspiel in Wien, in einer Weidmannschen Rolle nicht aufzutreten. Mit dem ihm eigenen Kunstverstand hat er erkannt, daß er nicht imstande sei, den österreichischen Humor und seine nationale Verkörperung treffsicher und erfolgreich zu vertreten. Es ist natürlich, daß diese strenge, wahrscheinlich auch nicht unberechtigte Selbstkritik ihm die Wertschätzung der heimischen Kunstkenner eintrug, welche denn bei aller Anerkennung des Meisters der deutschen Kunst und des deutschen Fleißes nicht umhinkönnen, mit Stolz und Genugtuung auch des heimischen Eigentums an Kunstwerten zu gedenken. Wir nehmen hier eine scharfe Scheidung zwischen nord- und süddeutscher Kunstübung wahr, insbesondere auf dem Gebiete des komischen Spiels: der Kritiker erkennt die Grenzen der Schauspielkunst dort, wo lokale, hier österreichisch-wienerische Eigenart Voraussetzung des Komischen bilden. Von diesen Grenzen abgesehen aber war Iffland mit den natürlichen Gaben des Komus ausgestattet, zudem war er unerschöpflich im Finden und Auffassen einer Menge kleiner Züge, die sich dann zu einem abgerundeten Ganzen zusammenschlossen.[1] Aber eben weil

[1] Tieck ist hinsichtlich dieser Abrundung kritischer, wenn er sagt, daß Iffland die Wirkung durch die Häufung zahlreicher kleiner Züge erreiche, die er kunstvoll zusammenzufügen verstehe. Nur daß eben häufig die Ver-

dieses Talent von Anfang an so reich und vollkommen entwickelt war, konnte es darin kein eigentliches Fortschreiten geben. In gewisser Hinsicht konnte man sogar mit der Zeit einen Rückschritt wahrnehmen, bedingt und hervorgerufen durch zu starkes Auftragen, dadurch, daß Kunst vielfach zur Manier geworden war. Deutlich dagegen und unleugbar entwickelte sich Ifflands tragische Kunst: 'Wir sehen hier', sagt die 'Zeitung für die elegante Welt' (vom 9. September 1802), 'die genaueste Berechnung der Kräfte und Wirkungen, eine weise Kunst, mit wenig viel zu wirken.' So wird der Fortschritt offenbar, den der denkende Künstler gemacht hat.

Der Rollenkreis Ifflands, sein Repertoire, ist nicht unbegrenzt, wenigstens nicht die Zahl der Rollen, in denen er brillierte und in denen er also auf seinen zahlreichen und ausgedehnten Gastspielreisen einem fremden Publikum seine Kunst in ihrem vorteilhaftesten Licht zeigte. So erscheint er als der große, bewunderungswürdige Schauspieler in der 'Oktavia' von Kotzebue als Antonius, das Nonplusultra ist er als Constant in dem von ihm selbst verfaßten Stück 'Selbstbeherrschung'. Eine Glanzrolle ist auch sein Vater Dominik im 'Schubkarren des Essighändlers'. Häufig tritt er auch auf im 'Deutschen Hausvater', in der 'Ehelichen Probe' und als Pygmalion. Eine seiner am feinsten ausgearbeiteten Rollen ist die des trägen Langsalm in Kotzebues 'Wirrwarr', die im 'Freymüthigen' (vom 4. März 1805) geschildert wird: 'Alles an seinem Körper war Tendenz zum Faulsessel, von seinem ersten Schlummer bis zur letzten Szene. Alles neigte und beugte sich zur rechten Seite an diesem Schlafratz, er mochte gehen, stehen oder liegen. Denn auf dieser Seite schlief er immer. Welch eine Murmeltiernatur!' Ähnlich heißt es dann weiter: 'Er ist bis in die äußersten Fingerspitzen der schlafsüchtige, aufgedunsene, halbstarre Langsalm, sein stummes Spiel, wenn er selbst nicht am Dialog teilnimmt, übertrifft an mimischer Beredsamkeit alles, was sonst die geübtesten Schauspieler in ihren glänzendsten Debuts zu sprechen pflegen.' Anderseits aber zeigt Ifflands Spiel auch das sichere Maß: hier ist nie etwas zuviel, er ist der Meister wohlberechneter Effekte, zum Teil bedingt durch die kärglichen körperlichen Mittel, mit denen ihn die Natur ausgestattet, die er aber aufs klügste auszunützen oder zu verdecken weiß. Er gibt immer nur so viel, als zur vollen Wirkung notwendig ist, aber nie mehr. Auch hier spielt Iffland wie immer die Gattung, aber mit einer Fülle individualisierender Züge. Man sollte schwören, man sei solchen

---

bindungsstellen sichtbar bleiben und so der harmonische Gesamteindruck fehle.

Langsalms, solchen Abbés, solchen unsteten und feigen Schurken schon hundertmal in seinem Leben begegnet. Aber eben darum sind Ifflands Darstellungen wahre genialische Kunstwerke, weil sie in einen Rahmen so viele einzelne, von Einzelwesen abgezogene Züge versammeln, eben darum verhält sich Iffland zu den meisten seiner lebenden Kunstverwandten wie der wackere Historienmaler zum Porträtisten. Ein bemerkenswertes Detail ist auch die Kunst des Pausierens; dadurch wird die Natürlichkeit und Wahrheit des Spiels unendlich gefördert Das zeigt sich besonders in der Darstellung des Lorenz Stark in der 'Deutschen Familie' nach Engels Roman. Eine andere berühmte Rolle Ifflands ist sein Franz Moor. Hier ragt er durch unübertreffliche psychologische Wahrheit hervor, auch dort, wo 'der jugendliche Dichter von seiner gigantisch ausschweifenden Phantasie am weitesten entführt wurde'. Es gibt nur einen Vergleich für den begeisterten Kritiker des 'Freymüthigen' (18. Mai 1805): Garrick. Besonders glänzend spielte Iffland die Szene, wo Franz den Bedienten ausforschen will (IV, 2) und V, 1, wo er ihm den Traum erzählt. Von überschwenglicher Begeisterung erfüllt aber ist der Rezensent (des 'Freymüthigen' vom 18. Juni 1805), wenn er Iffland als König Lear schildert: 'Der achtzigjährige Monarch, dessen physische Kraft gebrochen war ..., aber dessen Sinn noch aufstrebt ...' So führt er die Rolle durch: 'Den Körper nach vorn zusammengesunken, die Arme fast perpendikular von den Schultern herabhängend. Zu jeder Geste hebt er den ganzen Arm, seine Schritte wanken, aber sein Haupt ist zurückgeworfen, er hält sich aufrecht und stützt sich auf sein Schwert. Dann seine Stimme, wenn sie Flüche donnerte und man die krampfhafte Anstrengung der Brust zu sehen vermeinte. So gewaltig war der Eindruck seines Spiels, daß die Darstellerin der Goneril, eine sonst sehr gewandte und tüchtige Schauspielerin, infolge der inneren Echtheit des Spiels Ifflands sich selbst und ihre Rolle so weit vergaß, daß sie herzueilte, um, zum Troste bereit, die Hände des Königs zu fassen. Und nur mit Mühe fand sie sich wieder in ihre Rolle zurück, die ihr so harte Reden vorschrieb.' Auch als Nathan der Weise entzückt er seine Zuhörer, wofür er freilich — 'wie wohl überall' — kein sehr zahlreiches Publikum fand. Eine andere Rolle, in der Iffland gerühmt wird, ist, wie bereits erwähnt, die des alten Stark in der 'Deutschen Familie'. Engel hat als Verfasser der vielberufenen Mimik schon an und für sich Schauspielerrollen geschaffen, und die Rolle des Lorenz Stark vollends war Iffland wie auf den Leib geschrieben. An ihrer Durchführung wird wieder die feine Schattierung hervorgehoben, wodurch der Meister sie — vielleicht als einziger in Deutschland — zu höherer Wahrheit durchzubilden verstand. In seinem

eigenen Stück 'Die Hausfreunde' spielte Iffland den Geheimen Rat Mantel, einen ehrsüchtigen und beschränkten Kopf; auch da war alles — bis auf die Farbe der Kleider — berechnet, die Auffassung und den Eindruck des Gecken zu unterstützen. Diese feine Durcharbeitung der Charakteristik aber erscheint nicht minder eine Frucht des Nachdenkens als des Talents. Im 'Spieler' tritt Iffland als Hauptmann Possert auf, eine in ihrer Vollkommenheit unübertroffene Leistung, welche, so trefflich auch das Stück ist, dieses allein möglich macht. Auch als Wallenstein hat er sein hohes Können bewiesen. Doch hier ist eine Einschränkung zu machen, es gibt noch einen größeren: Fleck. Alle diese Urteile — und es sind nicht bloß Urteile, sondern auch Schilderungen von Wirkungen — bilden gewiß ein starkes Gegengewicht gegenüber den tadelnden oder wenigstens das Lob sehr einschränkenden Bemerkungen Tiecks. Wenn selbst eine Schauspielerin, die mit dem Künstler auf der Bühne steht, also ganz gewiß im Gegensatz der Charaktere lebt und von dieser Vorstellung des Kontrastes noch viel mehr erfüllt sein muß als etwa ein Zuschauer, derart hingerissen wird, daß sie gänzlich aus der Rolle fällt, und aus der Goneril eine sanfte Cordelia wird, die herbeieilt, um den Greis zu trösten, so erscheinen gegenüber einer solchen mit allen Merkmalen schlichter Objektivität erzählten Tatsache alle Bedenken kleinlich und unbedeutend im Verhältnis zu der restlosen Erfüllung der ersten Aufgabe aller Schauspielkunst: der dargestellten Persönlichkeit eine solche 'Wirklichkeit zu verleihen', daß der Zuschauer den Darsteller völlig vergißt und zu jener selbst in ein persönliches Verhältnis gezwungen wird.

Der äußere Erfolg von Ifflands Spiel ist nach den vorliegenden Berichten immer unbeschreiblicher Enthusiasmus. Namentlich wirkt er auf den edleren Teil des Publikums, der seinem Erscheinen sehnsüchtig entgegensieht. In Wien (Juli 1801) erntete Iffland anhaltenden Beifall. Hochgestellte Persönlichkeiten suchten ihm ihre Wertschätzung zu beweisen, so die Königin von Neapel und Erzherzog Karl. Mehr wert als diese Äußerungen fürstlicher Gunst war ihm das Honorar von 3000 fl., welches ihm statt 'in dem hier üblichen Papier' in Speziesdukaten ausgezahlt wurde. Außerdem erhielt er noch anläßlich desselben Gastspiels eine goldene Dose nebst 100 Dukaten vom Vizedirektor des Hoftheaters, Baron Braun. Bei einem neuerlichen Gastspiel in Wien erfährt Iffland wiederum Gunstbezeugungen durch den Erzherzog Karl, der ihm eine emaillierte, perlenbesetzte Dose schenkte mit der schmeichelhaften Widmung: 'A la fois le Terence et le Roscius de sa patrie.' Als ihm der Künstler persönlich seinen Dank abstattet, spielt sich eine Szene ab, die von Iffland

nicht bloß hätte erlebt, sondern auch erdichtet werden können. Es heißt in dem Bericht ('Zeitung für die elegante Welt' vom 23. Juli 1801): 'Als er (Iffland) vor dem großen, echt deutschen Fürsten in Bewunderung verloren dasteht, den Helden Deutschlands mit dem biederen, gefühlvollen Menschen so innig verschmolzen findet, überwältigt ihn endlich sein Herz, und er bricht in die Worte aus: "Möchte es mir doch vergönnt sein, von dem so edelmütigen Fürsten nach altdeutscher Sitte durch einen warmen, kraftvollen Händedruck Abschied zu nehmen." Und mit einem Blick voll der höchsten Güte reicht der erhabene Fürst ihm seine Hand. Eine Träne im Auge, ergreift sie der Künstler, drückt sie an seine Lippen und scheidet darauf in sprachlosem Entzücken von ihm. "Es ist die seligste Stunde meines Lebens!" rief Iffland aus, als er darauf im Zirkel seiner Freunde der unvergeßlichen Szene gedachte.' Die Szene könnte aus einem Ifflandschen Drama herausgeschnitten sein. Wir finden darin die bei Iffland nicht seltene Deutschtümelei, das Verhältnis des Bürgers, hier insbesondere des Künstlers zum Fürsten; wir finden den sentimentalen Händedruck als Symbol inniger Gemeinschaft und innerlicher Gleichstellung bei demütig gewahrter Distanz vor der Erhabenheit irdischer Majestät; und es fehlt schließlich auch nicht die Träne im Auge als äußerer Ausdruck des Gefühlssturmes, der Handkuß als das vielsagende Zeichen sprachloser Seligkeit. Noch nach Monaten wird in einem Bericht (der 'Zeitung für die elegante Welt' vom 3. Dezember 1801) über das Theater der Konversation in Dresden auf dieses Ereignis angespielt:

> ... Wie einst ein deutscher Fürst, gleich groß an Kopf und Herz,
> Ifflanden einst mit einem Händedrucke lohnte ...

Auch in Berlin und in Dresden wird Iffland von den beiden Kurfürsten auf das glänzendste geehrt, und dieser Ehrungen wird als der schönsten Anerkennung seiner schauspielerischen Leistungen gedacht. Vom Publikum wurde Iffland immer mit Begeisterung begrüßt; so bei einem Gastspiel in Mannheim, der früheren Stätte seiner Wirksamkeit, als er im 'Deutschen Hausvater' auftritt und die ersten Worte seiner Rolle spricht: 'Wie erfreulich ist es mir doch, wieder bei jenen zu sein, die ich liebe.' Ein ungeheurer Beifallssturm durchtost das Haus. In Stuttgart erhofft man sich von seinem Gastspiel, welches das Publikum aus der ganzen Umgebung zusammenströmen läßt, geradezu eine neue, durch erhöhte und reinere Empfänglichkeit für die Kunst ausgezeichnete Epoche. Die Berliner hingegen verfolgen inzwischen, während der Gastspielreisen ihres Direktors Iffland, mit Spannung die Berichte von den jubelnden Empfängen, die dem Künstler an verschiedenen Orten wurden, 'da jeder schätz-

bare Besitz durch eine temporäre Entbehrung um so werter zu werden pflegt' ('Zeitung für die elegante Welt' vom 30. Oktober 1802).

Die Stellung Ifflandscher Dramen auf der Bühne ist keineswegs unbestritten. Iffland selbst trat nicht ausschließlich in seinen eigenen Stücken auf, gehörten ja auch viele seiner Glanzrollen fremden Dramen an. Ifflands Dramen bieten weniger interessante Aufgaben für den Schauspieler als etwa die Dramen Kotzebues, noch auch von hinreißendem Schwung getragene Charaktere wie etwa die Jugenddramen Schillers oder der Stürmer und Dränger. Dazu ist Iffland in seinem Werk zu philiströs und moralisierend. So gehören seine Stücke im allgemeinen nicht zu den kassenfüllenden, wenn sie auch wegen ihrer Tendenz, namentlich von der Behörde, hochgeschätzt werden. So sagt die Nürnberger Ratsdeputation zur Aufsicht und Zensur des Theaters ('Zeitung für die elegante Welt' vom 15. September 1801), daß die Ifflandschen Stücke zur Schande eines großen Teils des hiesigen (Nürnbergischen) wie des Publikums anderer großer Städte ganz und gar nicht auf den Vorteil der Kasse berechnet sind. Es ist bezeichnend, daß von der Kritik ('Zeitung für die elegante Welt' vom 24. Dezember 1801) die Dramen Kotzebues als besonders wirksam hingestellt werden durch ihre allerdings oft ins Karikaturenhafte verzerrte Charakteristik, die es aber auch einem mittelmäßigen Schauspieler ermöglicht, den Effekt hervorzubringen. Wie sich dagegen 'die neueren Ifflandschen Stücke der gefährlichen Klippe der Langweiligkeit nähern, wird man da am besten gewahr, wo sie durch keine vorzüglichen Talente der Schauspieler emporgehalten werden'. Ein andermal gefallen in Riga drei Dramen von Kotzebue außerordentlich, während man mit Ifflands 'Höhen' weniger zufrieden war. Anderseits fehlen auch nicht Zeugnisse von großer Wirkung. Schon die Tatsache, daß Schillersche, Goethesche und Ifflandsche Stücke in einem Atem genannt werden, kann als Zeichen der Popularität und Wertschätzung durch die Zeitgenossen gelten. In ähnlicher Weise wird er an anderer Stelle nicht bloß neben Goethe und Schiller, sondern zugleich in einer Reihe mit Lessing und — Engel genannt. Es ist dies ein Augsburger Kritiker, der sich (in der 'Zeitung für die elegante Welt' vom 3. Juni 1802) bitter über die Verderbtheit des Geschmacks beklagt, der nur mehr an Singspielen, Räuber- und Gespensterstücken Gefallen findet; sowie über den Zustand der Bühnen, die es nur darauf anlegen, 'dem rohen Haufen zu gefallen und durch üppige Bilder die Sinnlichkeit aufzukitzeln, anstatt Nutzen zu stiften und Sinn für Moralität und Anstand zu wecken'. Doch scheint dies nur die verhallende Stimme eines Predigers in der Wüste gewesen zu sein.

Zu den Stücken Ifflands, welche häufig im Repertoire erwähnt werden, gehören: 'Das Vaterhaus', 'Der Fremde', 'Leichter Sinn', 'Der Spieler', 'Die Hausfreunde', 'Die Jäger', 'Reue versöhnt', 'Das Vermächtnis' und manche andere. 'Der Spieler' erweckt solches Interesse, daß in Rudolstadt (August 1801) einige Farospieler einmal die Vorstellung zu stören drohen; es kommt allerdings nicht zu dem beabsichtigten Skandal. Jedenfalls wurde die Wache verdoppelt und alle Vorsichtsmaßregeln getroffen. Das ist ein Zeichen der Popularität gewisser Tendenzdramen, welche gesellschaftliche Schwächen geißelten. Nicht überall aber erregt es dasselbe Interesse. Anläßlich einer Leipziger Aufführung (Mai 1804) wird es als ein Stück bezeichnet, das seine langweiligen Stellen hat, die nur die große Kunst der Schauspieler, etwa Iffland selbst, auszufüllen vermag. In den 'Hausfreunden' erkennt der 'Freymüthige' (vom 11. März 1805) sofort ein Stück Ifflands, wenn es auch anonym erschien. Die objektive Kritik, die hier gefällt wird, ist bemerkenswert. Besonders gefällt daran, wie Iffland es auch hier wieder verstanden hat, 'Gestalten und Verhältnisse, die er in der Gesellschaft so trefflich auffaßt, sinnreich und zu heilsamen Zwecken zu gruppieren' — von dem gebührenden Abstand abgesehen, in welchem das Schauspiel der wirklichen Welt hinter dem hohen poetischen Drama zurücktritt, so wie der Roman hinter der Epopöe. Unnatürlich erscheint nur der Charakter des Sekretärs Dingel, 'weil eine solche Menschenschlacke wohl böse sein, aber schon aus Stolz und Vorsicht niemals niedrig handeln kann'. Auch seine Vertrauensstellung im Hause erscheint unmotiviert. Damit berührt der Kritiker einen schwachen Punkt der Ifflandschen Dramentechnik, den wir auch bei andern Bösewichtern seiner Dramen wahrnehmen können. Charakteristisch ist, daß auch der allzu sentenziöse Charakter des Dialogs bemerkt wird.

Ifflands Stücke ziehen übrigens die Aufmerksamkeit der Kritiker auch in der Beziehung auf sich, daß Abhängigkeiten sorgfältigst vermerkt werden, wie zum Beispiel zwischen einem Stück des Hamburger Schauspielers Arresto 'Der Indienfahrer oder der Zufall' und Ifflands 'Selbstbeherrschung'.

Eine Zusammenfassung alles dessen, was die Zeit an Iffland geschätzt hat, ein klares Bild jenes Iffland, wie ihn seine Zeitgenossen gesehen haben, bietet ein Huldigungsgedicht der Karoline Pichler, welches anläßlich des Abschieds Ifflands von Wien nach seinem erfolgreichen Gastspiel am 4. Juli 1801 entstand und in der 'Zeitung für die elegante Welt' vom 23. Juli erschien. Es bezieht sich auf das letzte Auftreten Ifflands im 'Leichten Sinn' am 29. Juni 1801, lobt sein 'tiefdurchdachtes Spiel' und fährt dann fort:

Nimm unsern Dank für all die feinern Freuden,
Den köstlichen Genuß, den uns dein Spiel gewährt!
Doch mehr noch für die Tugenden, die Sitten,
Das wahre Lebensglück in ländlich stillen Hütten,
Das deiner Muse sanfter Ernst uns lehrt;
Die Muse, die bald kühn in tiefverderbten Zeiten
Den treuen Spiegel uns erzürnt entgegenhält,
Und das mit einer Kunst, die die geheimsten Saiten
Der Seele mächtig rührt, des Hauses innere Welt,
Der Pflichten Heiligkeit im Haus- und Vaterstande,
All jene süßen Sorgen, zarten Bande
In hoher Wahrheit uns vor Augen stellt ...

Wien. Max Lederer.

Unbekannte Briefe Ifflands.

In der reichen Autographensammlung des Herrn Geheimrats Töbe in Breslau, dem ich für die freundliche Überlassung der Schriftstücke dankbar verpflichtet bin, befinden sich fünfzehn Briefe und Billette Ifflands. Manche davon sind bereits gedruckt, z. B. ein Schreiben an Werdy, undatiert, aber von dem früheren Besitzer mit der Bezeichnung versehen: 'Zu 1794'. Zwei Schreiben an den berühmten Schauspieler Unzelmann vom 1. September 1798 und 16. Januar 1800 sind von Dorow, 'Krieg, Literatur und Theater', Leipzig 1845, S. 232 bis 235 und S. 236, das zweite Schreiben korrekt, das erste nicht vollständig genau veröffentlicht. Kleine Inkorrektheiten sollen nicht hervorgehoben werden, aber manches in dem Abdruck ist doch recht bedenklich. Statt 'meinen Zweck der Veredelung dieses Theaters' druckt Dorow 'zur Veredelung'. Statt meinen 'guten Willen' druckt er 'meinen Willen'. Wenn Iffland dem Adressaten vorwirft, daß er, 'was heute geschieht, manchmal sehr bald vergesse', so setzt Dorow 'oftmals morgen'. Das Schlimmste aber ist folgendes. Unter den Vorwürfen, die Iffland dem Schauspieler macht, ist der hauptsächliche der: 'Sie dehnten dann in ewigen Pausen neben jedem Komma'; statt dessen läßt Dorow den Schreiber ganz unverständlich sagen: 'neben jedem Kenner'.

Unter den Töbeschen Schriftstücken befindet sich ferner ein Schreiben des Theaterdirektors Seconda an Iffland aus dem Jahre 1799 mit einer kurzen Bemerkung Ifflands, des Inhalts, daß der Direktor ein Gastspiel Ifflands, im ganzen acht Vorstellungen, jede zu 20 Louisdor, annehme.

Einzelne andere Billette können mit einer kurzen Erwähnung abgemacht werden. Zwei stammen aus der Franzosenzeit. Das eine bezieht sich auf eine Zahlung von 1350 Taler, die von dem General Bignon erwartet wird. Das andere in französischer Sprache hat gleichgültigen Inhalt. Ein anderes, undatiertes und unadressiertes Billett, das Gastspiel einer Schauspielerin betreffend, ist gleichfalls ohne sonderliches Interesse. Bedeutender ist ein viertes an Dem. Beck, 22. März 1811, das ein eventuelles Gastspiel der Mme. Schütz betrifft, die in der Rolle der Merope, Maria Stuart oder der Braut von Messina auftreten soll.

Während all diese Schriftstücke mit einem kurzen Hinweis abgetan werden können, verdienen die übrigen wörtliche Mitteilung.

1.

An einen Maler, der nicht genau festgestellt werden kann. Er muß Iffland in seiner Mannheimer Zeit porträtiert und ihm eine

Kopie seines Bildes nach Berlin geschickt haben. Iffland bedankt sich bei ihm und schreibt folgendes (die nachstehenden Briefe werden in moderner Orthographie wiedergegeben):

Wohlgeborener Herr, hochgeehrtester Herr Professor!

Sie haben durch Ihr gütiges Geschenk meine herzlichste Dankbarkeit erregt, und ich ersuche Sie, deren in ihrem ganzen Umfange gewiß zu sein. — In jener Zeit, als Sie die Güte hatten, mit meinem Gesicht sich zu beschäftigen, war mein Kunstgefühl allerdings noch unbefangen und nicht erdrückt vom Tagewerk der Direktion wie jetzt. Indem ich also das Andenken eines verehrten Künstlers von Ihrem Wohlwollen empfangen habe, ist mir zugleich die wehmütige Erinnerung an eine schönere Zeit gegenübergestellt. Sie lehre mich, jeden Augenblick festzuhalten!

Vielleicht gelingt es mir, wenn schon in einem geringeren Kunstwerke, meinen reinen Dank Ihnen abzustatten!

Mit Liebe und Verehrung
Ihr Freund Iffland.

Berlin, den 11. November 1801.

2.

Mannheim, den 13. März 1795.

Ihre Krankheit hat mich erschreckt, meine Zudringlichkeit, die ich begehen m u ß t e, betrübt mich. N i e soll das wieder der Fall sein! N i e!

Haben Sie die Güte, mich wissen zu lassen, w a n n ich den 'Vormund' und die 'Reise nach der Stadt' zum Druck schicken soll. Das Honorar hat Zeit bis Michaelis 1796. Ich möchte nur wissen, wann der Druck Ihnen gelegen ist.

Eher würde ich alles tun, als einem so würdigen Manne, wie Sie sind, Mißvergnügen machen!

Ihr wahrer Verehrer und Freund Iffland.

Der vorstehende Brief ist offenbar an den Buchhändler Georg Joachim Göschen in Leipzig gerichtet, mit dem Iffland vermutlich seit 1790 (vgl. Viscount von Goschen, Biographie seines Großvaters, London 1903, S. 117 ff.) in Verbindung stand. Das Drama 'Der Vormund', ein Schauspiel in fünf Aufzügen, ist noch in demselben Jahre, Leipzig 1795, in dem gleichen Jahre die 'Reise nach der Stadt', ein Lustspiel in fünf Aufzügen, gedruckt worden. Die Beziehungen zu Göschen, durch persönliches Zusammentreffen beider Männer gefördert, blieben lange Zeit durchaus freundschaftliche.

3.

Ich habe nun 'Cato' ganz gelesen. Der letzte Akt und der vierte noch mehr ist von ruhiger, aber ernster Wirkung.

Das Stück ist von der Art, daß ich es nicht eben zur Vorstellung wählen würde, da es, wie ich glaube, sehr viel weniger tun wird als 'Regulus' und minder als 'Rodogune'. Dazu kommt, daß, als Sie mir 'Cato' nannten, die

'Braut von Messina' bereits verteilt, 'Coriolan', der seit neun Monaten hier ist, lange vorher auf den 3. August versprochen war und 'Eugenie' eingegangen ist.

Indes habe ich es versprochen, und so wird 'Cato' ganz gewiß gegeben. Die ersten drei Akte lassen sehr kalt und haben nicht den raschen Fortgang, den man jetzt will.

'Das Labyrinth' ist auf den 8. Juli angesetzt, die Zeit nachher bis zum 3. August gehört für 'Coriolan'. Inwiefern es nun möglich sein werde, vom 30. Mai an bis 30. Juni die 'Braut von Messina', die Oper 'Lehmann' und 'Cato' zu geben, das hängt von Zwischenzufällen ab, die bei einer so verwickelten Verfassung nicht mit Gewißheit vorher zu bestimmen sind. Ich will es gern, wenn es sein kann. Ihnen schien die Beeilung des Stückes vor Rückkunft der Mme. Unzelmann lieb. Da aber Marcia eine Rolle ist, worauf Mme. Unzelmann nicht Anspruch machen wird, so denke ich nicht, daß das eine Ursache sein dürfte, das Stück so zu beeilen, daß daraus der Vorstellung Schaden entstehen könnte. Ich danke Ihnen für die Mitteilung vom Namen des Übersetzers, den ich, wie seine Familie, kenne und achte. Delikat ist es, daß ich das Manuskript durch Sie erhalten habe, und so wollen wir das Verhältnis lassen.

Welche Wünsche der Übersetzer und ich über das Stück haben, so ist es am passendesten (sic!), wir legen sie bei Ihnen nieder.

Hochachtungsvoll

Euer Wohlgeboren ergebenster Diener Iffland.

Berlin, den 25. Mai 1803.

Der vorstehende Brief ist ziemlich sicher an den österreichischen Dichter Heinrich Joseph von Collin (1771—1811) gerichtet. Denn von ihm rührt der 'Regulus' her, Berlin 1802, von ihm der 'Coriolan', gleichfalls Berlin 1804. Eine Übersetzung der 'Rodogune', von der in unserem Briefe die Rede ist, ist allerdings nicht von ihm bekannt. Von wem die Übersetzung des 'Cato' ist, um die es sich in unserem Briefe handelt, läßt sich nicht bestimmt feststellen. Sicher ist nur das eine, daß diese Übersetzung trotz Ifflands festem Versprechen in Berlin nicht zur Aufführung gelangte. Was die übrigen von Iffland genannten Stücke betrifft, so war Collins 'Regulus' am 24. Februar 1802 zuerst in Berlin gegeben worden und hielt sich bis 1811. 'Coriolan', das mit dem Shakespeareschen gleichnamigen Stücke wenig zu tun hat, kam am 3. und 4. August, aber nur diese beiden Male, auf die Berliner Bühne. 'Das Labyrinth oder der Kampf mit den Elementen', Singspiel von Schikaneder, Musik von Winter, wurde erstmalig am 18. Juli 1803 gegeben. Die sonst erwähnten Stücke sind Schillers 'Braut von Messina' (Erstaufführung am 14. Juni 1803) und 'Eugenie' (Goethes 'Natürliche Tochter'), 12. Juli 1803. Die Oper 'Lehmann' hat den Nebentitel 'Der Turm von Neustadt', ein Singspiel aus dem Französischen von Siemens, Musik von d'Alayrac. Sie wurde zuerst am 7. Juni 1803 gespielt.

4.

An Herrn Theodor Hüldig, Wohlgeboren.

Wohlgeborener Herr!

Zugleich mit Ihnen hat ein Herr von Hagen zu Berlin den 'Cid' bearbeitet. Zu meinem großen Leidwesen kann ich vom 'Cid' überhaupt nicht Gebrauch machen. Das Schreiben, welches ich deshalb heute an Herrn von Hagen erlassen, folgt hier in Abschrift, weil in beiden Fällen meine Gründe dieselben sind.

Abschrift des Briefes über den 'Cid' an Herrn von Hagen.

Die französischen Trauerspiele, welche in Frankreich glänzendes und anhaltendes Glück gemacht haben, erreichen dieses durch die lange Bildung der französischen Parterre und ihrer Schauspieler. Der gereimte Vers, der dort aufgenommen ist und den tragischen Rhythmus begünstigt, welcher fast 150 Jahre lang als Melodie der hohen Tragödie gilt, dafür anerkannt wird, und worin beide Teile, Darstellung und Genuß derselben, sich herüber und hinüber geben, kann den Erfolg dieser Gattung in Frankreich sichern. In Deutschland ist dies der entgegengesetzte Fall.

Wir würden den gereimten Vers, der so ausschließlich diese Stücke zu dem Effekt erhebt, den sie dort machen, nicht gern hören, und würden ihn auch wahrscheinlich nicht gut sprechen hören. Die Art, wie man ihn in Frankreich gibt, gleicht einem glänzend vorgetragenen Rezitativ mit einer beständig fortwährenden Nuancierung glänzender Variationen. Die Schauspieler müssen zu dieser Weise gebildet werden, das Publikum muß durch Jahre daran gewöhnt werden. Die lange Übung muß sie erschaffen, der Enthusiasmus muß sie veredeln, erheben. Dieser Enthusiasmus muß das Parterre ebenso ergreifen, sonst bleibt die Konvenienz in der Mitte, stört den Geber wie den Empfänger, und beide Teile stehen unbefriedigt vor einer Manier, welche unseren Nationaleigentümlichkeiten nicht anpaßt, sowie ohne diese durchaus einem französischen Parterre das Trauerspiel ungenießbar erscheint.

Von allen französischen Trauerspielen haben in Deutschland nur 'Merope', 'Alzire' Glück gemacht, und 'Tancrède' hat sich erhalten. In 'Merope' wirkt das große, allen Teilen faßliche Interesse der Kindesliebe, in 'Alzire' die Liebe in einer Deutlichkeit, wie sie zu allen Herzen spricht, und in 'Tancrède' der Wechsel der Szenen wie die Kontrastierung der Charaktere.

'Cid' hat nicht dieses Interesse. Ein ehrwürdiger Greis, der öffentlich geschlagen wird, eine Tochter, die vier Akte zwischen Liebe und Rache schwankt, die Länge, mit der Rodrigo hin und her geworfen und am Ende mit alledem doch noch auf ferne Proben hinausgewiesen wird, sind der Gegenstand einer Handlung, die als Handlung ein deutsches Parterre nicht interessiert, welches — in der Regel — die galante Chevalerie nicht zu würdigen weiß.

Nur der prachtvolle, klingende gereimte Versbau, so wenig ich ihn eingeführt wünsche, kann Schönhei[ten] der Diktion des Moments, der Emphase veranlass[en, bei] welchen die Handlung gleichsam die Nebensache bl[eibt] und der Pomp der tragischen Melodie zur Hauptsache [ ] seine elektrische Wirkung gedeihen kann.

Diese Überzeugung von Nichtwirkung macht, daß [das] Berliner Theater beide ihr eingesendeten Bearbeitun[gen] des 'Cid', wieviel Achtung sie für

den Geist, der aus [ihnen] atmet, auch empfindet, zur Darstellung anzunehmen, a[bleh]nen muß.

Berlin, den 27. Juli 1805.

Generaldirektion des Königlichen Nationaltheaters.
Iffland.

NS. Das Manuskript des 'Cid' liegt bis auf weitere Order des Herrn Verfassers versiegelt auf dem Direktionszimmer.

Der vorstehende Brief ist nicht eigenhändig geschrieben, nur die Unterschrift des Namens. Von dem dritten Blatt ist ein Stück abgerissen, die fehlenden Stellen, die sich ohne Mühe bis auf eine ergänzen lassen, sind in eckigen Klammern hinzugefügt. Der Brief ist, wenn auch die Adressaten nicht bekannt sind (vgl. unten), aus einem allgemeinen Grunde sehr merkwürdig. Ablehnungen angebotener Stücke seitens der Theaterdirektion pflegten und pflegen namentlich jüngeren, unbekannten Autoren gegenüber mit einer stehenden Formel zu erfolgen; Iffland, zu dessen Fehlern allerdings eine ungemeine Schreibseligkeit gehörte, macht von solchen Formeln keinen Gebrauch, sondern geht mit einer Ausführlichkeit, die bei dem vielbeschäftigten Manne schwer begreiflich ist, aber doch etwas Rührendes hat, auf das Stück ein. Denn einer der hervorragendsten Züge in Ifflands Charakter ist seine Menschlichkeit. Er, der selbst am Anfang seiner schriftstellerischen Laufbahn kaum zu ringen und zu kämpfen, sondern der das Glück genossen hatte, seine Stücke bei Theaterdirektoren, bei Verlegern und beim Publikum rasch durchzubringen, versetzte sich in die Seele der jungen Leute und versüßte ihnen die Ablehnung durch freundliche Worte und durch ein wirkliches Eingehen auf die Arbeit selbst.

Den Adressaten Theodor Hüldig kann ich durchaus nicht nachweisen, ebenso den Herrn von Hagen, an den derselbe Brief gesendet wurde. Denn an den bekannten Germanisten F. von der Hagen ist sicherlich nicht zu denken. Die von beiden Genannten herrührenden Übersetzungen des 'Cid' von Corneille sind mir nicht bekannt. Ifflands Bemerkungen über dieses französische Trauerspiel und den deutschen Geschmack sind sehr beachtenswert; merkwürdig bleibt es nur, daß er trotz seiner durchaus richtigen Ausstellungen gegen den 'Cid' sich doch entschloß, das Trauerspiel 1806 aufzuführen, und zwar in einer Übersetzung von A. Niemeyer; wie richtig seine Voraussagung war, ergibt sich daraus, daß das Drama nach zweimaliger Vorstellung abgesetzt werden mußte. Daß die übrigen von Iffland genannten und nicht übel charakterisierten französischen Stücke 'Merope', 'Alzire' und 'Tancrède' von Voltaire sind, bedarf kaum der Erwähnung. Alle drei sind unter Ifflands Direktion (der

'Tancrède' in Goethes Bearbeitung) in Berlin zur Darstellung gelangt, hatten aber auch keinen übermäßigen Erfolg.

Den Schluß dieser Mitteilung sollen drei Billette machen, die alle drei den letzten Jahren von Ifflands Leben angehören. Sie sind sowohl wichtig wegen der Persönlichkeiten, an die sie gerichtet sind, als auch durch ihren Inhalt. Das erste ist an den Schauspieler Beschort gerichtet, der mit anderen Kommissaren Ifflands Vertretung während dessen Badereise nach Reinerz übernommen hatte. Bemerkenswert ist in diesem Billett der geradezu zärtliche Ton, in dem Iffland schreibt. Er sticht ab gegen die Art, mit der Iffland sonst mit Schauspielern, selbst mit hoch- und höchstgestellten, verkehren konnte, und kontrastiert mit anderen Zeugnissen, aus denen hervorgeht, daß Iffland selbst diesem Meister gegenüber (1767—1846; seit 1796, kurz vor Ifflands Berufung, in Berlin) Eifersüchteleien zeigte, und daß er gelegentlich auch gegen ihn den Vorgesetzten hervorzukehren verstand. Es lautet so:

5.

Bad Reinerz, den 11. Juni 1813.

Geliebter, geehrter Freund!

Wiederum mußte ich eine Last auf Sie bürden und konnte Sie nicht einmal selbst darum bitten! Sie helfen edelmütig ein Werk erhalten, dessen Zierde in jedem Sinne Sie sind und an dem ich mit inniger Liebe und mit einer verzeihlichen Vorliebe hänge. Die Zeit wird kommen, wo ich wenigstens Ihrer Mühe meine Aufmerksamkeit und Achtung beweisen kann, wenn es mir auch nicht gegeben sein sollte, dieser das Maß zu entgegnen, womit ich sie empfinde.

Verlieren Sie die Geduld nicht, verwenden Sie sich ferner für eine Sache, welche Künstlern heilig ist, wofür bei diesen der Mut mit der Bedrängnis wächst, während die Handwerker nur kleinen Sinn, engen Mut, kleine Blicke und schlechten Willen haben. Möchte ich mehr sein, damit meine volle Achtung Ihnen ein volleres Genügen geben könnte.

Iffland.

Das nächste Aktenstück ist an die berühmte Frau Friederike Unzelmann-Bethmann gerichtet, mit der Iffland während seiner ganzen Berliner Zeit in einem fast ununterbrochen herzlichen Einvernehmen lebte. Das in dem Billett vorkommende Wort 'Viehgarten' muß eine scherzhafte Bezeichnung für den Tiergarten sein, in dem Iffland wohnte. — Der in dem Briefe vorkommende Ausdruck 'Der gestrige Abend' bedarf einer kurzen Erklärung. Er bezieht sich auf Müllners Drama 'Die Schuld'. Die Bethmann wollte ursprünglich die Rolle der Elvire in diesem Stücke nicht übernehmen, wie sie dann Iffland im November oder Dezember 1813 schrieb. Iffland suchte das Stück in seiner Antwort vom 16. Januar 1814 zu verteidigen und die Schauspielerin

zur Übernahme der Rolle zu bewegen (beide Aktenstücke sind mir von Herrn Geh. Hofrat Siehe aus den Akten der Generalintendantur mitgeteilt worden). Schließlich ließ sich Frau Bethmann doch dazu bewegen, die Rolle zu spielen. Der dankbare Direktor schrieb nach der ersten Aufführung voller Entzücken an sie: 'Worte sagen es nicht, was ich für Ihr Talent, Ihre Lieblichkeit und Hoheit empfinde.' Diese erste Aufführung hat am 14. Februar stattgefunden. Die erste Wiederholung war am 21. Februar. Iffland selbst spielte nicht in dem Stücke. Obgleich er schon nach der ersten Vorstellung seinen großen Beifall ausgesprochen hatte, hielt er es doch für nötig, nach der zweiten nochmals sich an die Künstlerin zu wenden. Das Billett lautet:

6.

Adresse: An die Königliche Schauspielerin Madame Bethmann.

Die Nacht war leidlich, dennoch will ich heute abend ruhig und still im 'Viehgarten' ausharren und mich still ausruhen und strecken, weil das angegriffene Ganze es nötig macht.

Verstatten Sie mir, Sie ehester Tage an Ihren wohlwollenden Gedanken erinnern und den Abend mit Ihnen sein zu dürfen. — Wie herrlich war der gestrige Abend! Er hat angegriffen. Doch, lieber nicht leben als nicht angegriffen sein können!

B., 22. Februar 1814. Ihr Iffland.

Der letzte Brief endlich ist vor dem Antritt von Ifflands letzter Badereise geschrieben und an den Königlichen Kammersänger Fischer gerichtet. Der Adressat ist der berühmte Bassist Ludwig Fischer (1745—1825). Er wirkte seit 1788 in Berlin als einer der gefeiertsten Sänger seiner Zeit. In der Epoche, aus der unser Brief stammt, ließ er sich nur selten hören. Nähere persönliche Beziehungen zwischen ihm und Iffland sind nicht bekannt. Das Billett lautet:

7.

Erlauben Sie mir, da ich durchaus nicht selbst kommen kann, mich bei meiner Abreise Ihnen und Ihrer lieben Frau herzlich zu empfehlen. Ebenso empfehle ich Ihrem Talent und Ihrer persönlichen Teilnahme die Angelegenheiten des Theaters. Sie liegen mir sehr am Herzen, und ich gestehe, daß ich bei so manchem, was sich häuft und drängt, in einer Unruhe bin, die der Sorge gleich ist, welche ich durch eine Reihe von Jahren dem Werke gewidmet!

Leben Sie wohl und lassen Sie mich mit angenehmen Verpflichtungen zurückkehren. Von Herzen der Ihre.

Berlin, 23. Juni 1814. Iffland.

Auch dieser letzte Brief Ifflands atmet seine menschliche Teilnahme an dem Ergehen der Künstler, die mit und unter ihm

wirkten, und seine zärtliche Sorge für das Theater. Er ist etwa drei Monate vor Ifflands Tode geschrieben und beweist aufs neue, mit welcher Treue und Hingebung Iffland seines Amtes waltete, und wie er, obgleich sehr schwer leidend, für die Angelegenheiten der ihm anvertrauten Anstalt zu sorgen bemüht war.

Die vorstehenden Briefe sind, wenn ich mich nicht täusche, höchst wichtige Beiträge zur Charakteristik des Menschen, des Schauspielers, des Theaterdirektors Iffland. Es sind nicht vereinzelte Stücke, sondern die Briefe bilden in gewisser Weise eine Einheit. Nicht bloß dadurch, daß sie sich zufällig in einer Sammlung befinden — denn in diese sind sie ja in verschiedenen Zeiten und aus mannigfachen Quellen zusammengeströmt —, auch nicht bloß dadurch, daß sie von einem und demselben Manne geschrieben sind, sondern im wesentlichen durch den Umstand, daß sie die Persönlichkeit des Schreibers von verschiedenen Seiten und doch einheitlich beleuchten. Es gibt Menschen, die durch Veröffentlichung intimer Äußerungen verlieren, andere, die nur gewinnen, je mehr man von ihnen kennenlernt. Zu den letzteren gehört Iffland. Das menschliche Bild dieses vielleicht zuviel geschäftigen, gewiß nicht fehler- und fleckenlosen Mannes wird durch die meisten seiner Briefe und so auch durch diese verschönt: seine unermüdliche Tätigkeit, selbst in den Zeiten schwerer Krankheit und bei Abnahme der Kraft, sein Eifer für das ihm anvertraute Institut, seine wahrhafte Begeisterung für die Kunst, sein Verständnis für die zeitgenössische Produktion, seine echte, nie von Eigennutz diktierte oder beeinflußte Teilnahme an den Menschen tritt immer deutlicher, oft geradezu leuchtend hervor. Mag er als Theaterschriftsteller trotz vieler Wiederbelebungsversuche, die man selbst in diesem Säkularjahr seines Todes gemacht hat, der Vergessenheit anheimgefallen, ja dem Tode geweiht sein — als Beamter und Bürger, als Künstler und als Mensch hat er bedeutende, ja, man braucht das Wort nicht zu scheuen: wirklich große Seiten und verdient deswegen, er, der im höchsten Sinne dem Besten seiner Zeit genuggetan, fortzuleben im Gedächtnis der Menschen.

Berlin. Ludwig Geiger.

Drei Briefe von Elizabeth P. Peabody über Nathaniel Hawthorne u. a.

In Julian Hawthornes biographischem Werk *Nathaniel Hawthorne and his Wife* (London 1885) ist im I. Band, S. 442 f. ein Brief aus Dresden abgedruckt, den N. Hawthorne im Sommer 1852 erhielt und dessen Absenderin dort genannt wird 'Amelie Bötta'. Dies ist eine falsche Lesart für Amely Boelte[1] (auch: Bölte). Diese zu ihrer Zeit wohlbekannte deutsche Schriftstellerin (1811—1891), deren Romane besonders im englischen Gesellschaftsleben spielen, schrieb damals an N. Hawthorne und bat ihn, ihr das zu senden, was er vor *The Scarlet Letter* verfaßt habe:

'An author who will be one of us, we must know from the beginning of his career ... You therefore would truly oblige me by collecting what you think will form in future times the complete edition of your works.' ...

Sie bittet ihn, indem sie sich als Frauenrechtlerin zu erkennen gibt, auch um die Druckbogen seines nächsten Werkes, damit es sogleich gut ins Deutsche übersetzt werden könne.

Daß das Interesse der regsamen und klugen deutschen Schriftstellerin für N. Hawthorne auch im hohen Alter, über dreißig Jahre später, noch nicht erloschen war, beweisen einige Briefe seiner Schwägerin Miß Elizabeth Palmer Peabody, welche diese im Jahre 1886 an Amely Boelte richtete.

Diese Originalbriefe wurden mir seinerzeit mit anderen Korrespondenzen aus dem Nachlaß Amely Boeltes von deren in Tübingen lebender Schwester, Frl. Fanny Boelte, zu beliebiger Verwendung übergeben. —

Elizabeth P. Peabody (1804—1894) ist eine in Nordamerika wohlbekannte Philanthropin gewesen. F. P. Stearns charakterisiert sie folgendermaßen:[2]

'Elizabeth Peabody was quite a feminine pundit. She learned French and German, and studied history and archæology; she taught history on a large scale at Sanborn's Concord School and at many others ..., but her chief distinction was the introduction of Froebel's Kindergarten teaching, by which she well nigh revolutionized primary instruction in America. She was a most self-forgetful person.' ...

Henry James[3] sagt von ihr, daß sie

---

[1] Vgl. *Allg. Deutsche Biographie*, Band 47.

[2] Stearns, Frank Preston, *The Life and genius of N. Hawthorne.* Phil. and London 1906. S. 117.

[3] *Hawthorne* (Engl. Men of L.), 1883. S. 69.

'... acquired later in life a very honourable American fame as a woman of benevolence, of learning, and of literary accomplishment', — und M. D. Conway nennt sie (*Life of N. H.*, S. 10) 'a cyclopaedia of reminiscences'.

Elizabeth war die Schwester von N. Hawthornes Gattin, Sophia (oder Sophie und auch 'Sophiechen'[1]) Peabody. Sie war lange Zeit die einzige, die um Hawthornes Verlobung mit Sophia wußte, und sie war es, die Hawthornes von ihr sofort bemerkte Zuneigung zu Sophia[2] zugunsten ihrer Schwester förderte.[3]

Ihr verdanken wir die sympathische Schilderung der ersten Begegnungen zwischen den Schwestern Peabody und den Geschwistern Hawthorne im Jahre 1837, wie Julian Hawthorne sie veröffentlicht hat.

Die weiteren Umstände der eigenartigen Geduldsprobe, welcher die Liebenden infolge der chronischen Kopfschmerzen Sophias unterworfen waren, bis sie im Juli 1842 endlich ihr Old Manse bezogen, sind, so geheim die Sache vor der Welt zunächst gehalten wurde, den Freunden des gefeierten amerikanischen Schriftstellers dennoch ebenfalls längst bekannt.[4]

Trotzdem entbehrt es wohl nicht des Interesses, noch weitere Äußerungen Eliz. Peabodys über diese Verhältnisse zu vernehmen. Überdies enthalten ihre Briefe allerhand über N. Hawthorne als Schriftsteller, sowie besonders eingehende, freilich für Julian H. nicht gerade durchweg angenehme Glossen über die Art und Weise, wie dessen Werk über seine Eltern zustande kam, und über das, was darin als Taktlosigkeiten von denen empfunden wurde, die Hawthorne nahestanden. Endlich sind diese Briefe ein Zeugnis für den regen Geist der 82jährigen Schreiberin und ihre rastlose Tätigkeit zum Wohle ihrer Mitmenschen. Freilich sind die Stellen, welche von Kindergärtnerei u. a. handeln, zu lang, als daß sie hier ungekürzt Platz finden könnten. Aber einiges davon mag dennoch bei dieser Gelegenheit mit abgedruckt werden, da es die Persönlichkeit Eliz. Peabodys, die von Rose H. Lathrop (S. 4) *profoundly interesting* genannt wird, vorteilhaft beleuchtet.

Diese Briefe sind, wie aus dem Zusammenhang hervorgeht, nicht die ersten gewesen, die E. Peabody mit A. Boelte gewechselt hat. Aber sie bilden eine Einheit, da sie geschrieben wurden,

[1] Vgl. Rose Hawthorne Lathrop, *Memories of Hawthorne*. London 1897; z. B. S. 15 u. 126.

[2] Vgl. Julian H., a. a. O. I, S. 179.

[3] Vgl. Julian H., a. a. O. I, S. 181 u. 200.

[4] Ob auch das Werk von N. H.s Schwiegersohn Lathrop diese Dinge schon behandelt, kann ich nicht sagen (da dies Buch an keiner öffentlichen Bibliothek Deutschlands vorhanden zu sein scheint). Doch dürfte dies kaum der Fall sein, da Conway sich auf Lathrop (und Mitteilungen von E. Peabody) stützt, aber von manchem, was die Briefe enthalten, nichts weiß.

nachdem A. Boelte der Amerikanerin mitgeteilt hatte, daß eine deutsche Dame beabsichtige, eine Biographie N. Hawthornes zu schreiben.

Die Sorge, diese Dame möchte die peinlichen Stellen, die Julian H.s Werk enthält, mit übernehmen, veranlaßte Elizabeth Peabody zu ihren ausführlichen Darlegungen; und wie groß außerdem auch an sich ihr Interesse an diesem deutschen Zukunftsunternehmen war, ergibt sich aus den Briefen selbst. —

Im ersten Brief, vom 2. Mai 1886, spricht Eliz. Peabody kurz auch von N. Hawthornes Freierjahren.

Nun hatte aber A. Boelte die Ungeschicklichkeit gehabt, auf einer Postkarte, die sich offenbar mit dem zweiten Briefe kreuzte, der vor *midsummer* 1886 geschrieben ist, anzudeuten, daß sie gehört habe — und zwar (vgl. den dritten Brief) von einer Mrs. Godwin in Neuyork —, daß zuerst nicht Sophia, sondern Elizabeth mit N. Hawthorne verlobt gewesen sei.

Dieser Zuschrift verdankt der dritte Brief — vom 30. Juni 1886 — seine Entstehung. Er verbirgt nicht eine ziemlich starke Erregung und sagt nicht nur zwischen den Zeilen, daß eine zarte Saite in dem Herzen der alten Dame durch A. Boeltes etwas freie Anfrage berührt worden war, — eine Saite, von der, soviel ich sehe, sonst nichts berichtet wird.

Alle drei Briefe verraten eine lebhafte Schreibseligkeit der Miß Peabody; auch sind sie leider sehr hastig und schlecht geschrieben und zum Teil durch eiliges Ablöschen geradezu unleserlich gemacht.[1] Aber im dritten Brief zeigt sich eine besonders sorgfältige Wahl der Wörter, was durch Korrekturen, wie sie in den anderen Briefen selten sind, offenbar wird. Auch dies möchte darauf hindeuten, daß die Erinnerung an ihre *sturdy friendship*[2] mit N. Hawthorne — für dessen Werke sie sich begeistert hatte, ohne zu wissen, wer der Verfasser war[3] — doch etwas in ihr erweckte, was ihre Selbstlosigkeit fünfzig Jahre zuvor bezwungen hatte, was aber in ihrem Innersten nicht ganz vergessen war. Denn das freimütige Geständnis, daß es N. Hawthorne wohl nicht schwergefallen wäre, ihre Zustimmung zur Heirat zu erhalten, wenn er sie deshalb gefragt hätte, ist zu deutlich, um nicht verstanden zu werden.

Es ist nicht Sensationsbedürfnis, wenn ich, nach jahrelangem Zögern, diese Briefe hier zum Abdruck bringe, entgegen Elizabeth Peabodys — begreiflicherweise — A. Boelte gegenüber geäußertem Wunsch.

Denn einmal werden durch diese vertraulichen Eröffnungen der

---

[1] Die Interpunktion habe ich zumeist unverändert gelassen; ebenso die Schreibung; z. B. *others* statt *others'* u. dgl.

[2] Rose H. Lathrop, a. a. O. S. 4.

[3] Das. S. 118.

Greisin ihre Mitteilungen über ihren großen Landsmann, Freund und Schwager in ein eigenes Licht gerückt; und zweitens sollen solch schöne Zeugnisse intimen Miterlebens und Verstehens doch nicht verlorengehen.

Sie enthalten über niemand Unerfreuliches als über E. P.s Neffen Julian, und man wird zugestehen, daß dessen Unvorsichtigkeiten gegenüber lebenden Personen, die in der Tat überraschend sind, nicht so viel Schonung verdienen, daß diese, einen der größten amerikanischen Schriftsteller betreffenden Dokumente deshalb unveröffentlicht bleiben müßten.

1.

May 2nd, 1886.
Jamaica Plain.[1]

My dear Miss Boelte.

I hope you got my postal card announcing this letter and the books. I have been sick and crowded with inevitable business, and this is my first hour to write, and I hope I am not too late, and that your friend who is going to write a book about Hawthorne has not hurried through the work. It is a great opportunity to do a thing that I hope greatly at heart, and that is that Hawthornes life should be properly presented to the continent of Europe and not under the shadow of some mistakes that have been made by his principal and greatest biographer, his son Julian.

Hawthorne expressed in his lifetime that he hoped his biography would not be written. He thought what he had maturely decided to publish would give what was alone valuable in his life. But of course people wrote about him and finally his son-in-law Lathrop, who had been brought up as it were on his books, of which he was personally fond, but who had never seen the man being only eleven years old when he died and living away in the Sandwich Islands, but who met his youngest daughter in Boston in 1868 and married her in 1871, published 'a Study of Hawthorne' collecting all that was extant about him from his friends and myself, of which he made good ale and produced a lovely little book. A year or two ago a Boston publisher wanted to publish a Life of Hawthorne and engaged Julian to write it. But the circumstances were peculiar and unfavourable. Julian, who had married at 21 (in 1870), had been driving the quill like mad *ever since* for daily bread for himself and growing family and had had eight children losing only a baby in 12 years, and was utterly run down in health and in means and was paid beforehand for his work on the condition of its being written at once. He was at the time with his large family in a cheap town to live in on the extremity of Long-Island away from all Hawthornes localities, relations and friends. I knew nothing but that the book was written — none of the unfavourable conditions — he did not tell me his plan or ask for my help, who had all his mothers early journals, had been the confidante of my sister from her babyhood and of Hawthorne for nearly a year before he became intimate with Sophia except [?] through my acquaintance with him. At the time he first saw her we all and she herself considered her a hopeless invalid and not a subject for marriage. I sent to

[1] Ein Ort südöstlich von Boston, Mass.

Julian her letters to me during the summer that she became intimate with him with no tho't on her part of marriage to any body, and when he thought, as he once expressed it to me, that she was 'a flower not (never) to be worn in any man's bosom but lent from Heaven'.[1] I knew the history of the three years engagement when it was kept secret from almost everybody else, even in the two families. But he [Julian] never came and asked me anything. His sister Rose was in New York, he never asked her anything or showed her the book. We saw it first when it was printed. He was especially intent on showing what his father was in his own family, what the marriage was. He calls it in his preface the annals of a happy marriage. But it speaks of other people in the most careless and reckless manner, on stating the hospitalities the family received in England,[2] and misrepresenting Hawthorne with respect to others.

There never was a person more careful of others feelings and personalities in what he put noted, he never put noted anything except after looking at it in all moods, and his genius led him to look at things in their eternal relations as it were, and to let the circumstantial go after it had done its work. In his private journals however he as far as possible. put down in all its rare ugliness the mere fact — or the passing mood — not for other people who he never expected would see it, but for his own cool consideration, for he did not want to be the fool of his own ideality. Well! Julian has violated these private papers and published some things especially about persons that Hawthorne would never have let any mortal eye see. He destroyed quantities of these private journals in which all the ups and downs of his early and earlier life were written down. And I think it was only the accident of his death away from home that caused any to be left. We cannot regret that they were left.[3] My sister called one of them the American, the English and the Italian note-books. He [Julian] had to make up for his publisher two large volumes and I could have given him most precious matter, but he filled up by putting in other people's letters to his father without their leave, and which were mostly not worth publishing, and which involved a good deal of false statement. So that when it came out, there was quite a burst of resentment by friends of persons spoken of, and Julian who was all worn out nervous with his dozen years of book work, and full of neuralgia, replied angrily and made bad worse by insulting all the best friends of his father and both families.

Well, now I am going to send the book by mail in sheets and mark on the margin all that I do hope his German biographer will *leave out*, and which, if all of it is left out, will give a much more just and truthful picture of the man. Then I shall send to Lathrop and ask him to send his 'Study' and also another thing he has lately written, and to a certain Dr Loring who will send a copy of a lecture in which he does justice to

[1] Vgl. Julian H., a. a. O. I, S. 181: *He wrote to me* [E. P.], *'She is a flower to be worn in no man's bosom, but was lent from Heaven to show the possibilities of the human soul'*. Vgl. die Varianten in dem dritten Brief.

[2] Z. B. bei M. F. Tupper; vgl. den zweiten Brief.

[3] Dies bezieht sich vielleicht auf eine Stelle in der 1883 veröffentlichten Biographie N. H.s von Henry James, S. 40: *No person attempting to write an account of the romancer could afford to regret that they should have been given to the world. There is a point of view from which this may be regretted.*

other aspects of Hawthorne touched on neither by Julian or Lathrop. I should not wonder, if such a book were written in Germany, it would be translated into English, there are so many people who feel so much regret at Julians mistakes, which seem likely to be immortalised with those parts of the book which are most exquisitely done, and which show what some people doubt, that genius and culture in *both* parties to a marriage do not spoil but may make perfect a marriage. I think his German biographer has a great opportunity to do a most beautiful and truthful thing. — I think you will enjoy the picture my mother's letters give of our family and of herself, written as they are so unconsciously.

I will not prolong this letter now.

You will observe, my dear Miss Boelte, that I have been very frank with respect to my nephew's faults which however I consider superficial and largely the effect of an overwrought nervous system, and it is quite friendly confidential and I beg you will never speak of it to anybody and *destroy this letter* after it has served its purpose, though of course you may *read it* to the lady who is to be the biographer, putting her under bonds to be also reticent. Julian is a splendid fellow but could not understand how I should say what I have, ...

Affectionately yours

Eliz. P. Peabody
Jamaica Plain
Massachusetts, U. S. A.

2.

4 Cheshire Street, Jamaica Plain.
Massachusetts, U. S. A.

My dear Miss Boelte.

I mail to you to day the sheets of Julian Hawthorne's Life of his father and mother which I have detained in order to mark with a line on the side all that I do hope you will *leave out* or rather that 'the lady of future' who you say is to write the Life of Hawthorne for continental Europe had best *leave out,* because it is erroneous as matter of fact, or censurable because wounding to the feelings of others — and has excited angry controversies of a personal nature and having nothing of interest legitimate to the subject. In my last I told you of the unfavourable condition of Julian as to health of body and mind, under which it was written. But *what is left* after all that should be left out, does real justice to both his subject and himself, and you will see that he is no ordinary person. I do not think he exaggerates the beautiful and grand traits of his father and mother.

But Hawthorne in his journals and private correspondence and casual talk in the bosom of his family was the other pole of Hawthorne as a finished author. In the last rôle you have his matured judgment, his highest intuitions and most spiritual attainments. He never published without maturest reflection and severest selfcriticism. I heard him say once with great emotion that whenever he found that he had published a transient mood of his mind, his conscience accused him of *lying.* And once he begged me never to publish anything until I had read it in all moods of mind and taken *time,* and made it as perfect as I was capable of. On the other hand he liked to set down on paper transient moods, impressions of other people's minds with whom he conversed, the hardest and barest of facts without their spiritual atmosphere — for future reflection — in order to deduce from

them on the one side and from his Ideal on the other, the Science and poetry of life.

I interpret the paragraph about Margaret Fuller from his journal[1] as *Mozier's* malicious and mendacious conversation with him intentionally given, though in one point it played into Hawthorne's preference for wild flowers rather than cultivated flowers, and Margaret partook largely of a current fault of that time, a too conscious attempt at individual self-culture *versus* the universal culture of that which is alike in all men. And it was unjust to one of Hawthorne's highest characteristics, a profound obedience to the ninth commandment both in spirit and form, to report his transient feelings of annoyance, as expressed in the confidentialness of home with respect to persons who had been hospitable and meant to be gratefully kind to him, but who embarassed [*sic!*] him with their expressions of admiration, or amused him with their infirmities. I think his letter to Margaret refusing to take into their family Ellery and Ellen Channing[2] shows how carefully he avoided wounding even when himself most embarassed [*sic!*] and annoyed. Delicacy Degerardo defines as 'the flower of justice', and Hawthorne had it, and he shows it in his expressed *respect* for the amiable character of Tupper, and it was most cruel [?] to both and to Tupper's family for Julian to have printed his keen perceptions of Tupper's weaknesses and lionization of *him*.[3]

But I have not marked out that, for it shows Hawthorne's paramount respect for kindness of heart and intent, that he recognised it so fully when it was foiled by such vanity and egotism as Hawthorne had not a shade of.

What he leaves to be understood of my brothers and father by printing a letter of my mother's[4] and other remarks, is wholly opposite to the fact. My father was most indulgent, not a particle of the disciplinarian in him, and Wellington,[5] who was his youngest son, a darling pet, though he was occasionally thoughtless, and we all at the moment were frightened lest he should be led into dangerous and expensive habits, in consequence of his popularity with some rich fellows, of whom he was tempted to borrow money. But he died at 21 after a heroic and brilliant career as physician of a marine Hospital in New Orleans during an exceptionally terrible season of Yellow-fever, when all the physicians fled, and left him to be nurse, servant, and physician to 120 patients, of whom only 20 died, and he had no nurses but black men (slaves). Seldom is such a noble story to be told of young men as of them both, the other [George] died at 25,[6] and both before Hawthorne and Sophia were even engaged to be married.

In nothing is Julian more diametrically in contrast to his father than in this reckless way in which he deals with persons he did not know, but only had heard a little of them.

A great deal of the letters of other people that he prints was also very wrong and erroneous, and he used the letters of other people without their

---

[1] *Roman Journal.* Julian H., I, S. 259—262.

[2] Vgl. ebd. S. 251 ff.

[3] 'Martin Farquhar Tupper [1810—1889], the famous poet of the "Proverbial Philosophy"', nennt ihn Julian H., II, S. 108. Dort und ff. die von Eliz. Peabody gemeinte Tagebuchaufzeichnung N. Hawthornes.

[4] I, S. 70. [5] Vgl. Julian H., I, S. 182.

[6] Nov. 1839; vgl. Julian H., I, S. 207.

leave. Now Ellery Chaning [*sic!*] is shown up on his weakest side. Those letters must have been written when he was drunk,[1] and the worst of it is that these ugly things are likely to share the immortality of that part of the book which is so very beautiful and I think no more beautiful than the subject demanded. But a European life might cast out all this ugly matter and leave a true — a truer view of Hawthorne and his wife, and I hope this will be done. 'A Life of Hawthorne translated from the biographies of his son, son-in-law and friend Dr Loring with omissions of irrevelant matter' would be a splendid book.

I have asked Lathrop to send you his studies of Hawthorne, and Dr Loring to send you a lecture he wrote which does more special justice to Hawthorne's commonsense and practical efficiency. ...

I do not think Holmes's Life of Emerson at all worthy of the subject. He did not begin to admire Emerson till after Emerson was acknowledged. He was among the scoffers at first. Bye and bye there is to be a worthy life written by his literary residuary legatee J. Eliot Cabot, a rare person.

I shall see that none of the books sent you cost you anything but the postage and if possible shall send my own works by private hand that they may cost you nothing at all.

The 'Mosses from an old Manse' are a collection of tales of his also, *twice told,* that he so named because he was then living at the Old Manse. I will try to send them to you. I wish I could afford to send all his collected works now published by Houghton Mifflen and Co, Boston.

I am sorry to hear that the Baroness is failing. But she has done a good work. I consider that Froebel's system of Education is the second coming of Christ. Childhood is the Redeemer of the race that is — childhood *understood* as Froebel understood it. ...

Yours affectionately Elizabeth P. Peabody.

P.S. Dr Holmes[2] is in Europe, in England now, and I have asked his wife to send your letter to him, and I think he may *go and see you,* for he is going upon the continent. He is a very bright man and grown more and more popular as he has grown older and wiser. He married a favourite pupil of mine, to whom he owes I think as *Hawthorne* owed to Sophia (though there was never anything more different than the two couples). ...

3.

June 30th, 1886.

Dear Miss Boelté.

Today I recieved [*sic!*] a card from you on which was written what I hope has not been read at any post office, especially the one in Jamaica Plain — — that *some*body has told you that Hawthorne was first engaged to be married *to me!* and that I magnanimously gave him up to my sister

[1] Z. B. bei Julian H., I, S. 132f. Sie wimmeln von starken Ausdrücken, wie *devilish, damned* u. dgl. Julian H. hätte diese Briefe geradeso gut nur inhaltlich wiedergeben können.

[2] Oliver Wendell Holmes (1809–1891), Professor der Anatomie und Physiologie, zuletzt an der Harvard University, Cambridge, Mass., auch Essayist und Dichter.

Sophia, because I found she had given her heart to him, and that you have told this story to sundry other persons! —

I must hasten to tell you that it is all a mistake. — It is true that for the first three years after Hawthorne became known to and a *visitor* in our family, it was *rumoured,* that there was *probably* an engagement between him and *me* for we were manifestly very intimate *friends* and Sophia was considered so much of an invalid as not to be marrigeable by any of us, including *herself* and Hawthorne, and as my sister Mary for two years of this time was living in Boston and keeping school there, *I* seemed to be the only one of the three to whom he *could* be engaged.

But *I* was aware, from the first week of our acquaintance with Hawthorne, that *he* was so much in love with Sophia — at first sight[1] — that he would probably never marry any *other* woman.

At that time (from 1837 to 1840) great change took place in Sophia, — which we all (myself, Sophia and Hawthorne) did ascribe to his intimacy with her, which worked like animal magnetism upon her, suspending, when he was *walking* with her, the chronic pain in her head, that she had had, from the time she was 12 years old to thirty,[2] and for the *next* three years 1839 to 1842 she *was* engaged to him, which was not made known however even to his own sisters, nor to our acquaintance, till they concluded to be married and go to the old Manse in Concord *to live* in July 1842. — And by that time the rumour had (*I* thought) entirely died out, — for during those three years (when I was keeping my circulating foreign library and importing book-store in West Street — Boston, he came to spend the evening whenever he was in Boston, and saw her in her own parlour, to which was never admitted any other of our guests. — She had made her marriage conditional on her perfect recovery, — and besides, not until that date had he the pecuniary where withal to be married. You can easily understand that under such exceptional circumstances of our acquaintance, there *might* be a misunderstanding, and *false impressions* and also that the *imagination* of people would be *piqued* to *create stories.* — But the truth is that Hawthorne *never* had the idea of marrying any other woman than my sister Sophia.

But I was the *confidante* of this determination of his, even before Sophia was; — and, while he still thought (to use his own exquisite words in a letter to me), 'She was a flower never destined to be worn in any man's bosom, but lent from Heaven for a *season* to mortals, to show the possibilities of human purity and womanliness.' In a subsequent letter, he said, (referring to her *conditions*) — 'Far be it from me to snatch the boon from Providence before it is granted.' She, in her perfect piety having said that 'if God willed to grant them the *boon,* He would make her well.'[3] And she believed He would.

An engagement like *this* was too sacred a thing to be exposed to the pitiless gossip of society and *hence* the secrecy of it, and *you know* when

---

[1] Vgl. Julian H., I, S. 179 ff. (E. P. Peabodys Aufzeichnungen darüber).

[2] and which never had yeilded [*sic!*] except temporarily to animal magnetism (Zusatz E. P.s).

[3] Vgl. Julian H., I, S. 199: 'If God intends us to marry,' she said, 'He will let me be cured; if not, it will be a sign that it is not best.'

society's curiosity is excited and not gratified, — it will *make up* and then believe its *own* conjectures. —

There is *generally* conjured up some romantic story about any woman who is never married. But I have escaped rumours of being engaged pretty well — especially considering that in the case of the husbands of both my sisters, it was manifest that they were very intimate and cherished *friends of mine,* before they were engaged to my sisters. And to have known two such men intimately as friends might very well account for *my* not marrying *at all,* for a third — equal to either — was not likely to turn up. — But I was endowed by Heavenly Grace with such a power of imaginative sympathy, that I have known and understood married love in the persons of my sisters, and also of several other friends. I believe *matches* are made in Heaven, but I think, that in this world, it is more often true, than otherwise[1] perhaps, what Klopstock says: 'They find not one the other, they who for each other and *love* were made.' And it is from the *mismatched* that most of the social evils of life arise, — and the Millenium [*sic!*] will not come till there is a reform of this matter. It is *because* I believe marriage is a sacrament, and nothing *less,* that I am dying as an old Maid. — I have had too much respect for marriage to make a conventional one in my own case. — I am free to say that had Hawthorne wanted to marry me he would probably[2] not have found much[3] difficulty in getting my consent; — but it is very clear to me now,[4] that I was not the person to make *him* happy or[5] to be made[6] happy *by* him, and[7] Sophia *was.* — If there was ever a 'match made in Heaven' it was *that,* as I think you will agree after you have read the life of his father and mother by *Julian.* ...

In the ensuing autumn I am going to publish a *volume* collecting all my book literary work which has the merit of being an expression of *the life* of *my life,* which has been spent in relations of intellectual intimacy with the elite of my time and in *earnest* work. I should like to have an idea of what your work has been in *life.* I think it must have been exceptional among women. How came you to be such a polyglot? Could you make a catalogue of your literary works for me?

... [I] for the rest of *my* life shall probably devote myself to the solution of the Indian problem, which ofers [*sic!*] 'pastimes new' and *very rich* for the heart and soul.[8]

Affectionately yours
Elizabeth P. Peabody.

---

[1] Korrigiert aus: false. [2] Nachträglich eingefügt.
[3] Korrigiert aus: any. [4] clear — now statt: certain.
[5] Korrigiert für: and. [6] Nach made getilgt: as.
[7] and aus as korrigiert.

[8] For which all my past studies have prepared me and especially those I have made in *infancy.* The customs etc. of the Pinto's [ein Indianerstamm in Texas] the tribe of Indians who never knew of Whites till 1848 [?], confirms wonderfully Froebel's ideas of the primitive men.

In looking at your note again I see you speak of Mrs Godwin as the source of your notion about the engagement. It surprises me to find that one so far off from Salem as New York should have heard of this story, and perhaps incidentally you might really do a service to the truth of facts if you were to say that at the time Hawthorne for the first time in his life made acquaintance with women in society, there was a story current that he was engaged to Elizabeth Peabody who was the first lady-friend

Nach den Anmerkungen, die hier beigegeben werden konnten, bleiben nur wenige Punkte zu besprechen, wo E. Peabody selbst widersprechende Angaben macht und wo Hawthornes Biographen nicht übereinstimmen.

Das ist zunächst E. P.s Bemerkung im zweiten Brief, daß ihr Bruder George starb, *before Hawthorne and Sophia engaged to be married.* Denn George Peabody starb Ende November 1839; und im dritten Brief sagt E. P.: *for the next three years 1839 to 1842, she was engaged to him.*

Hier scheint das Gedächtnis die alte Dame einen Augenblick verlassen zu haben.

Aber auch sonst ist der Verlauf der *courtship* Nathaniel Hawthornes, der so ungewöhnlich war, nicht hinreichend klargestellt.[1]

So sagt Stearns (S. 122):

> 'It is evident from the above that Hawthorne was already engaged in June, 1837.'

Er will dies einem Brief Hawthornes an Longfellow entnehmen, wo er sagt (Juni 1837):

> 'I have now, or shall soon have [*nb!*] a sharper spur to exertion',

und er will es auch aus der Tatsache entnehmen, daß Hawthorne schon aus Boston Briefe an Sophia schrieb, *published by his son.*

Daß die Bemerkung Longfellow gegenüber nichts für den Juni 1837 beweist, ist klar, und die Briefe Hawthornes an Sophia

---

he became intimate with, and when six years after, he married her youngest sister Sophia it was conjectured that she had magnanimously given him up in her favour, but that you had learnt from Elizabeth herself that it was all a mistake and that in the very first week of the acquaintance with the family, the impression was made on his heart by the younger sister whose flowering and fruitage are so beautifully set forth in Julians Life of his father and mother. — But the facts were very peculiar. Sophia in 1837 when Hawthorne first saw her was considered a hopeless invalid by her own family and not marriagable [*sic!*]. As Hawthorne himself exquisitely expressed it in a letter to Elizabeth as she has told me herself 'he regarded her as "a flower not destined to be worn in any mans bosom, but lent by Heaven to mortals to show the possibilities of human purity and womanliness" and he congratulated himself on having her for a *friend* since *he* should *never* marry!' But as she gradually recovered her health, another view of the subject took possession of him. And at last there was a conditional engagement. She said that if God willed that they should be married sometime, he would make *her well.* Elizabeth was the sole confidante of both these remarkable lovers, who did not meet till they had both been *disciplined* by suffering of opposite kind, and yet left open to the inspiration of *first love.* — As the surrounding world was not gratified with polite explanation of the phenomena of the case it as usual *created* this story, which Elizabeths peculiar reputation made credible. — But I do not mean to dictate the *form* but only the important substance of what you shall say. If you had not been the means as you say of propagating the mistake, it would be best I think not to even mention so delicate a matter.

[1] Wenigstens in den Werken, die ich vergleichen konnte.

datieren erst vom 17. April 1839 an (Julian H., I, S. 202 ff.). Vorher ist überhaupt kein Brief Hawthornes an Sophia vorhanden. Stearns' Feststellung ist also ungenau.

Julian Hawthorne meint (I, S. 196):

> 'The acknowledgment between them of their mutual love took place about the time of the Custom House appointment.'

Hawthorne erhielt die Stelle als *weigher and gauger* am Zollhaus in Boston zu Anfang Januar 1839.[1]

Noch genauer sagt Rose H. Lathrop (S. 27):

> 'The engagement of Hawthorne to his future wife was now a fact';

d. h. zwischen dem 10. November 1838 und dem 19. Mai 1839, welches die beiden festen Daten sind, die sich in den von Rose H. Lathrop veröffentlichten Briefen aus jener Zeit finden.[2]

Aus dem erwähnten Brief Hawthornes vom 17. April 1839 geht jedoch, abgesehen von der Anrede *My dearest,* inhaltlich hervor, daß eine Erklärung damals zwischen beiden schon stattgefunden hatte.

Und da auch Julian Hawthorne (I, S. 196) davon spricht, daß das Verlöbnis *three years* dauerte, und da Elizabeth Peabody '1839—1842' als Daten angibt, so ist wohl anzunehmen, daß die Verlobung Anfang 1839 stattfand, wohl nicht allzu lange vor dem Datum des ersten Briefes von Hawthorne an Sophia (17. April). Die Hochzeit war am 9. Juli 1842. —

Julian Hawthorne hat wiederum recht, wo er (I, S. 196) sagt, daß fast während der ganzen drei Jahre die Sache streng geheimgehalten wurde, während R. H. Lathrop merkwürdigerweise meint (S. 34), die Verlobung sei ungefähr ein Jahr lang nicht veröffentlicht worden.

Dies ist zweifellos unrichtig. Abgesehen von dem, was in den hier veröffentlichten Briefen Elizabeth Peabodys, ausführlicher als sonst, darüber gesagt ist, ergibt sich die ängstliche Geheimhaltung auch aus den Briefen der Schwester N. Hawthornes, Louisa, vom Mai bis August 1841,[3] wo von Heiratsplänen Nathaniels oder von Sophia mit keinem Wort die Rede ist. Ferner ist die Tatsache der ängstlichen Geheimhaltung zu entnehmen aus den Briefen N. Hawthornes an Sophia vom 27. Mai und 9. Juni 1842, woraus hervorgeht, daß Sophia, welcher vor ihren künftigen Schwägerinnen sehr bangte, offenbar einen Brief, der um freundliche Anerkennung bat, geschrieben hatte. Nathaniel tröstet sie:

> 'They will love you, all in good time, dearest,' —

Ferner ergibt sich, daß Nathaniel erst Anfang Juni 1842 seine

---

[1] Nach M. D. Conway, *Life of Nathaniel Hawthorne* [1890?], S. 77.

[2] Vgl. a. a. O. S. 20 und 27.

[3] Vgl. Julian H., I, S. 229 ff.

eigene Mutter um ihre Einwilligung gebeten hat. Denn es heißt im Briefe vom 9. Juni:

> 'Then was my heart much lighted; for I know that almost every agitating circumstance[1] ... had hitherto cost her a fit of sickness, and I knew not but it might be so now.'

Und:

> 'It seems that our mother had seen how things were, a long time ago. My sisters, too, begin to sympathize[1] as they ought; and all is well.'

Hiermit stimmt Elizabeth Peabodys Feststellung (dritter Brief) durchaus überein, indem sie sagt, es sei niemandem bekanntgemacht worden, bis sie endgültig beschlossen, zu heiraten und *in the Old Manse* zu wohnen. —

Wenn E. Peabody sagt (dritter Brief):

'at that time (1837 to 1840) great change took place in Sophia', und wenn anderseits feststeht, daß die Heirat erst fest beschlossen wurde, als Sophia gesundheitlich als *marrigeable* galt,[2] so ist E. Peabodys Datierung hier nicht so genau zu nehmen, da Sophias Herstellung nur ganz allmählich vor sich ging und 1840 noch nicht als vollkommen galt.

Es ist also in den hier abgedruckten Briefen nur die Angabe tatsächlich unrichtig bzw. irrig, daß Sophias Bruder George († Ende 1839) schon tot war, als das Verlöbnis stattfand (Frühjahr 1839?).

Die Daten für Nathaniel Hawthornes Freierjahre aber sind folgendermaßen anzusetzen:

1837: Erste Bekanntschaft und unausgesprochene Liebe; beiderseitige Überzeugung, daß eine Heirat ausgeschlossen sei.[3]

Ende 1838 oder wahrscheinlicher im ersten Drittel des Jahres 1839: Die eigentümliche 'bedingte' Verlobung[4] unter größter Geheimhaltung.

Bis etwa 1841: Allmähliche Besserung Sophias.[5]

1842: Sophia *in perfect health* (Jul. H., I, S. 199). Endgültiges Verlöbnis; (im Sommer) Offenbarung den Angehörigen gegenüber und Heirat (9. Juli 1842).

---

[1] Gesperrt von mir.

[2] Conway (a. a. O. S. 65) legt dem Zustand Sophias weniger Gewicht bei und meint: 'As Miss Peabody could bring him no resources, there would appear good cause for the postponement.' Dies war aber jedenfalls kein Grund, um bis 1842 mit der Hochzeit zu warten.

[3] Vgl. E. Peabody, im ersten Brief, wo sie sagt, daß sie *had been the confidante of ... Hawthorne for nearly a year before he became intimate with her* [Sophia].

[4] Am Schluß des dritten Briefes: *At last there was a conditional engagement.* Vgl. auch Julian H., I, S. 199.

[5] Im dritten Brief sagt E. P., daß Sophias Krankheit dauerte *from the time she was 12 years old to thirty.* S. war 1811 geboren; vgl. Stearns, a. a. O. S. 120.

Zur Aufklärung eines anderen Punktes, der Nathaniel Hawthorne zum Gegenstand unangenehmen Geredes machte, ist folgender kleine Abschnitt aus einem Briefe N. Hawthornes an E. P. Peabody dienlich, den sie mit Randbemerkungen an Amely Boelte schickte.

Es handelt sich um seine Beziehungen zu dem Präsidenten der Vereinigten Staaten, Franklin Pierce (1852—1856), dessen *Life* N. Hawthorne bei Gelegenheit der Wahlen geschrieben hatte, und der ihn dann zum amerikanischen Konsul in Liverpool gemacht hatte (1853). Dies wurde N. Hawthorne verübelt und sein Einkommen in dieser Stellung übertrieben.[1]

Er schreibt nun darüber:

Here it is in a nut-shell — Our gross income for the four years will be about what you suppose our net income for one year to be, and I am not in the least disappointed — having had reliable information as to the value of the office, from the moment when it was first proposed to me. Still, I expect and fully intend that it shall yield us what, with our moderate ideas, will prove a competence.

Dazu bemerkt Elizabeth Peabody:

This is part of a note to me. In my letter to him I told him that it was said the income of the Liverpool Consulship was 40,000 dollars a year! — He says in another part of the letter that he saw by the Books that Crittendon *did* get *13,000* some years, — the greatest income realised from it. It was a great annoyance to him that the Consulship was reputed so wealthy. He did not like to take office *at all* under Pierce because it seemed as if he had written the Life *to get* it. But as his books *never* brought him on an average $ 1000 a year, the duty to his family compelled him to put aside his *pride* after a long struggle with it, and accept the office, after Pierce had expressed to Ticknor[2] that he was bitterly disappointed to find him feeling this delicacy. He wrote the Life because Pierce made it (very indelicately *I* think) *a test* of his friendship that he should do so!

Straßburg i. E. Manfred Eimer.

[1] Vgl. Conway, a. a. O. S. 143, 148, 150.
[2] George Ticknor, der bekannte Literarhistoriker (1791—1871).

Zur Hervararsaga.

Literatur:

1. Ausgaben:[1]

Björnson: *Hervararsaga ok Heidrekskongs ... illustravit Stephanus Biörnonis, Isl.*, Hafniae (Kopenhagen) 1785, in 4⁰. — Nach der Handschrift Kopenhagen Arnamagnäan. 345, unter mehrfacher Angabe von Varianten und Beifügung einer lateinischen Übersetzung.

Rafn, C. C., 'Antiquités Russes d'après les monuments historiques des Islandais et des anciens Scandinaves' I, No VIII: *Hervararsaga*, Copenhague 1850, in fol. — Gibt, nebst lateinischer Übersetzung,

I. die kürzere Fassung nach der von Hauk Erlendson geschriebenen Handschrift (H);

II. die ausführlichere Fassung nach der Hs. cod. reg. 345 (A) unter Beifügung von Varianten der Hss. cod. reg. 2845 (M) und cod. reg. 192 (J).

Petersen, N. M., in 'Nordiske Oldskrifter' III, København 1847. — Hat die verschiedenen Hss. zu einem Ganzen vereinigt.

Bugge, Sophus: *Hervararsaga ok Heidreks* ('Norröne Skrifter af sagnhistoriske Indhold', Heft III), Christiania 1873. — Versuch einer kritischen Ausgabe

1. auf Grund der Hs. des Hauk Erlendson (H),
2. auf Grund der Hs. cod. reg. 2845 (R).

Jónsson, Finnur, in 'Hauksbók', Kobenhavn 1892—96, p. 350—69. — Gibt, wie der Titel besagt, die Hs. des Hauk Erlendson.

2. Deutsche Übersetzungen:

Poestion, Jos. C.: *Das Tyrfingschwert*, Hagen u. Leipzig 1883, kl.-8⁰. — Zugrunde liegt die Ausgabe von Bugge, und zwar, soweit angängig, nach der Hs. H.; gelegentlich in Verbindung mit der Ausgabe von Petersen.

Freytag, L., in Herrigs 'Archiv' 69 (1883), p. 1—36, 129—162. — Zugrunde liegt im wesentlichen die Ausgabe von Björnson.[2]

3. Abhandlungen:

Heinzel, Richard: *Über die Hervararsaga* in 'Sitzungsberichte der Wiener Akad. der Wissensch., philos.-histor. Cl.' 114 (1887), p. 417—519.

Mogk, Eugen, in Herm. Pauls 'Grundriß d. germ. Philol.'2 II, 1, p. 837—39.

Jónsson, Finnur,

a) in 'Hauksbók' (s. oben), p. XCIII—XCVI;

b) in 'Oldnorske ok oldislandske Litteraturs Historie' II (1901), p. 157, 159 ff. — Betrifft die in Versen gehaltenen Stellen der Saga.[3]

Settegast, Franz, in 'Quellenstudien zur galloromanischen Epik', Leipzig 1904, p. 31 ff. (da auch Zusammenstellungen von Ausgaben und Abhandlungen).

---

[1] Die erste Ausgabe veranstaltete Olaus Verelius, Upsala 1672, in Folio.

[2] F. macht keinerlei Angabe darüber, was ihm zum Vorwurf anzurechnen ist.

[3] S. auch die Abhandlung Jónssons *Um þulur og gátur* in der Festschrift für Konrad Maurer.

I.

Der Schluß des Kapitels VII der Rafnschen Ausgabe lautet in dessen lateinischer Übersetzung folgendermaßen (a. a. O. p. 131): ... nunc itaque Heidrekus rex totius hujus imperii creatus est. Concubinae loco sibi adjunxit filiam Humli, ducis Hunniae,[1] nomine Sifkam [Variante: *Svafam*]; horum filius erat Hlödus [*Hlödr*; Bugge: *Hlodr*], qui apud avunculum maternum educatus est.

Hierzu ist ein an späterer Stelle stehender Absatz zu halten: Bugge p. 229 (vgl. Björnson - Freytag, Kap. 12, Anfang und Schluß; Poestion, Kap. 10) und Rafn, Pap. 8, Schluß:

Bugge.[2]

Eitt sumar, er Heidrekr var i hernadi, kom hann i Hunaland ok heriadi þar; Humli magr hans flydi undan; tok Heidrekr þar herfang mikit ok dottor hans er Sifka het, ok for hann siþan aftr i riki sitt, ok var þeira sun Lodr, sem fyrr var ritad, ok litlu siþarr sendi hann hana heim. Hann tok en af Finlandi at herfangi konu þa er en het Sifka; hon var allra þeira kvenna friduzt, er menn hofdu sed.

Rafn.

Aestate quadam, cum Heidrekus in piratica versaretur, in Hunniam delatus, ibi praedas agere coepit; Humlio, affini suo, aufugiente, magna ibi praeda, filiaque ejus, nomine Sifka, potitus, in regnum suum rediit; horum filius fuit Lödus, ut supra scriptum est; post paulo eandem domum remisit. Praeterea ex Finnia captivam duxit mulierem, cui quoque Sifka nomen fuit; ex omnium feminarum quae homines vidissent, formosissima fuit.

Das nächste Kapitel lautet übersetzt folgendermaßen:

I. Rafn (Kap. 8).

Rex Heidrekus in piraticam profectus, magno cum numero copiarum ad Saxoniam[3] adpulit; cum rex Saxoniae legatos ad eum misisset, pacem inter se fecerunt; rex Heidrekum invitavit ad convivium, quod ille accepit;

II. Björnson (Kap. 12).

Aestate quadam Heidrekus in Saxoniam trajecit exercitum; Rex, qui ibi terrarum regnabat, Akus nomine, obviam ei mittit legatos, et advenienti convivium parans, quantam vellet partem regni sui obtulit, rogavitque ut pacifice secum agere vellet,

[1] S. dazu Freytag, p. 33 n.: 'Das Hunenland vermuten einige in Polen, andere mit mehr Recht im heutigen Westfalen und Friesland, womit die Thidrekssaga stimmt.' Vgl. Heinzel p. 470, der auf Holthausen, 'Paul und Braune, Beiträge' 9, p. 484 und 'Anzeiger f. deutsch. Alt.' 9, 250 verweist.

[2] Bei Petersen lautet der erste Satz: *Hèlt hann þa enn í hernad, ok fór svá fram um hrid* (folgt: *Hann tók en ...*); s. a. Björnson p. 109 n., bei dem der dem Vorstehenden entsprechende Text lautet: *ille [Heidrekus] tum etiamnum expeditionem piraticam suscepit, et aliquantisper res sic processit; versus boream aliquando in Finniam arma tulit, et res magnas ibi armis gessit, ibidem virginem nomine Sifkam rapuit, quâ nullam pulchriorem vidisse videbantur, Rex eam in deliciis habens domum secum deportavit, et suam concubinam fecit.*

[3] Es ist wohl darunter nicht sowohl Deutschland im allgemeinen zu verstehen, wie z. B. in der Magussaga (s. Mogk, 'Zs. f. d. Phil.' 17, p. 469 n.) als Nordwestdeutschland — man beachte die Nähe des Meeres.

I.	II.
in quo convivio Heidrekus filiam regis	in hoc convivio vidit filiam regis, cui Olöfae nomen, [at þeirri veitlu sá hann dóttur konungs, er Ólöf het ... *Petersen*: dottur konungs, er Óluf hèt], formosam et pulchram adspectu, cujus illi forma valde placita; quare hujus virginis nuptias ambit, quae illi etiam est
uxorem petivit eamque duxit, magna pecuniae summa multoque imperio dotatam; quo facto domum in regnum suum rediit.	elocata, tum prolongato convivii tempore ipsorum nuptiae celebrantur [drukid brúdkaup þeirra], Rex dotem filiae promisit in auro et rebus pretiosis, convivium hoc dies viginti continuavit, quo finito Heidrekus cum uxore Olöfa et uberrima pecunia domum rediit.
	Tum Rex Heidrekus magnus bellator factus, regnum in multos partes dilatavit.
Ea saepe petiit, ut sibi patrem convenire liceret; quod cum ille concessisset, profecta est, comitata privigno [*Stiefsohn*] Angantyre.	Saepe numero petiit ab ipso Regina commeatum in Saxoniam ad consanguineos et amicos conveniendum eundi, quem etiam ei Heidrekus concessit, puer Angantyr eam semper comitabatur [Sveirninn Ang. var jafnan med henni].
Aliquo tempore Heidrekus ex piratica reversus	et aliquando Rege expeditionem piraticam faciente, Regina solito more in Saxoniam propinquos conventura concessit, et filius regis ipsam comitabatur.
cum classe ad Saxoniam stabat	Hoc edoctus Rex Heidrekus [H. konungr spurdi þetta] naves ad Saxoniam deduxit, in locum regiae sedi non adeo propinquum deinde celocem [*einen Schnellsegler*] paravit, qua velis latus portum intravit,
in occulto quodam recessu;	et in sinu quodam occulto continenti allapsus est;[1]
noctu egressus in terram, uno homine comitatus, omnibus custodibus somno oppressis, ad aedem pervenit, in qua regina, uxor ejus, quiescebat;	illi noctu in oppidum regium venientes, ad cubiculum solitarium iter convertunt, in quo uxor ejus dormire solebat, nec ipsorum adventum custodes senserunt,
in lecto apud uxorem formosum virum quiescere animadvertit;	cubile intrârunt, et virum apud Reginam quiescentem conspexerunt.
	is magnam et decoram caesariem habebat,
b) pilum quoque e coma viri illius exsecuit	Rex e caesarie excisum capillum secum habuit,
	homo qui cum eo erat, dixit eum ob causas minores ultioni deditum

[1] Die Übersetzung ist hier ungenau. Das *uno homine comitatus* in I hat seine Entsprechung in II: *hann geingr á land ok einn madr med hönum.*

I.	II.
	esse, 'non ego', inquiebat, 'hac vice hoc sum ulturus'.
a) filium Angantyrem rapuit et secum abstulit,	videt ubi Angantyr in alio lecto cubuit, quem secum abstulit, deinde ad navem ambulārunt, nec prius ab itinere destitit Rex, quam ad copias suas redierat.
c) eoque facto ad navem rediit.	
	Mane Regina somno excusso, Angantyrem desiderat, tum magno affecta timore ac tristitiae plena id consilii cepit, ut canem veste funebri indueret, et filium regis morte repentina exstinctum esse diceret.
Mane insequenti navem in stationem regiam constituit, quo facto omnis multitudo obviam ei descendit conviviumque apparatum est.	Jam de Rege Heidreko est referre, ipsum naves suas in portus regis Saxoniae deducere, quo comperto Rex convivium venienti parandum curavit, et ipse obviam ei procedens magno gaudio illum excepit.
	Heidrekus cum omnibus copiis ad urbem accessit, et ad mensam ad compotandum consedit, et cum aliquamdiu compotaverant, Olafa Regina compotandi gratiā ad mensam accessit, et manibus ambabus collum ejus amplexa Regem Heidrekum hilariter excepit, quod ipse frigide accepit.
Paulo post conventu indicto, quaesivit, quid de filio suo scirent; regina eum subita morte abreptum declarante,	Mane[1] Reginam de Angantyre puero percontabatur, at illa dixit subita morte exstinctum et humo mandatum esse,
petiit, ut ad sepulcrum ejus duceretur; cumque ea, dolorem ejus ea re auctum iri, significaret, ille se nihil id curare adseruit;	petiit Rex, ut fieret sibi potestas, corporis ejus visendi, respondit Regina hoc ipso dolorem ejus incrementa capturum, negavit Heidrekus hoc se curare, quem penes hujus rei arbitrium esse, necesse fuit,
investigatione facta repertus est canis panno involutus.	tum eo perductus, humum a sepulcro mox egeri jussit, ibi cadaver caninum panno lintеari circumplicato involutum conspectum est.
Heidrekus filium suum male immutatum esse testatus,	'male jam', inquit Rex Heidrekus, 'filius meus immutatus est, cum in canem sit transformatus',
producto in comitiis puero, omnem rei eventum, ut se gessisset regina, exposuit.	tum etiam puerum in conspectum produci fecit, et a Regina se vehementer deceptum asserens, omnem rei eventum exposuit,
	jam postulavit, ut conventus indiceretur, et ut omnes urbani, qui venire possent, eo congregarentur,

[1] Im Text: *leið svá nóttin. Um morguninn* ... (Es verging so die Nacht. Am Morgen ...).

I.

tum rex virum, qui in lecto fuerat, deprehensus, producendum curavit, qui servorum aliquis fuit.

ibi Heidrekus, repudio uxori renunciato, domum in regnum suum rediit.

II.

atque cum universa multitudo convenerat, 'nondum', dixit rex, 'advenit ille aurea caesarie praeditus',

tum facta perquisitione in culina quadam vir inventus est, capite obligato [med band um höfud], multi mirabantur, quo deterio illi servo in conventum esset eundum, qui ut in conventum venit 'hic' dixit Heidrekus, 'vobis spectandus exhibetur, quem filia regis quam me [*lieber als mich*] maritum habere mavult', tum sumptum capillum cum caesarie contulit, cui congruit.

Rex eum omnem veritatem hac de re prodere jussiit.

Rex Akus jam iratus filiae, rogat Heidrekum, quam velit, hac de causa sententiam ferre; 'tu Ake Rex', respondet Heidrekus, 'nobis identidem bene fecisti, quam ob rem etiam regnum tuum per nos pacatum manebit, filiam vero tuam diutius uxorem non habebo; quae repudiata esto; pecuniam omnem, quae dotis nomine ipsi venerat, mihi adjudico; vir autem ille qui cum ipsa concubuit e regno utriusque nostrum in exilium relegatus esto, in quo repertus, occidendus esto.' Pro lata sententia actae sunt Regi gratiae, quae justa quoque habebatur,

Reges tamen inter se amicitiam servantes his dictis se reliquerunt;

jam Rex Heidrekus Angantyre filio comitatus domum in regnum suum proficiscitur.[1]

Vergleichen wir die beiden Berichte, so sehen wir zunächst, daß der Björnsonsche in jeder Beziehung ausführlicher ist. Die Fassung I erweist sich zum mindesten in einem Punkt als unvollständig bzw. entstellt: beide Fassungen stimmen darin überein, daß der König dem im Bett der Königin schlafenden Mann ein Haar (Locke, Haarbüschel) abschneidet. Während aber in II die Locke als Beweismittel Verwendung findet, ist in I nicht weiter davon die Rede. Hier hat unbedingt II das Richtige. I aber eine Auslassung. — Seltsam berührt es weiter, daß in Fassung I im Gegensatz zu II weder bei noch vor dem Urteilsspruch noch überhaupt gelegentlich der Fahrt Heidreks nach 'Sachsen-

[1] Nun folgt: *ille tum etiamnum expeditionem piraticam suscepit* etc., s. oben p. 333, Fußnote 2.

land' des Vaters oder irgendeines Familienmitgliedes der Gattin
Erwähnung geschieht, obwohl doch die Ereignisse nicht nur in
omnis multitudo obviam ei descendit. — Drittens fehlt in Fas-
seinem Lande, sondern offenbar an oder bei seinem Wohnsitz sich
abspielen, während es doch sogar heißt, daß dem König Heidrek
sung I die Bestrafung des Buhlen, während in II der König die
Strafe der Verbannung über ihn verhängt.

Wir erkennen also, daß auch der als besser angesprochene Text der Fassung I weit entfernt ist, alle logischen Folgerungen zu bieten, logisch nicht sowohl unseren Begriffen nach als im Hinblick auf die gesamte Darstellung; wir werden daher auch nicht sagen können, ob wir die übrigen scheinbaren Zusätze von II in diesen Kapiteln ohne weiteres als solche anzusprechen gezwungen sind, oder ob wir ähnliches für eine ursprünglichere Gestalt gelten lassen dürfen. Von diesem Mehr der Darstellung in II gehen uns hier an die Namen Olöf und Aki, für die Gattin des Heidrek und deren Vater.

Auch Heinzel hat ja für beide Fassungen, und nicht nur was die hier ausgehobene Stelle betrifft, Fehler festgestellt und unter anderem bemerkt, daß die Beziehungen Heidreks zu Sifka in I sehr sonderbar erzählt seien; zum Schluß seiner Zusammenstellungen hat er betont, daß man hier wie auch 'bei vielen anderen Diskrepanzen' eine Entscheidung nicht wagen dürfe.[1] Wenigstens, will er wohl stillschweigend verstanden wissen, bei dem Stand der Forschung — der aber heute über den seinen nicht besonders hinausgewachsen ist; denn er beginnt seine Abhandlung mit der nur zu richtigen Bemerkung, daß man sich von der handschriftlichen Überlieferung, selbst nach der Buggeschen Ausgabe, nur eine ungefähre Vorstellung machen könne.

Den im vorstehenden genannten Namen der Gattin des Heidrek finden wir wieder in einer Sage, die gleichfalls von einer ungetreuen Gattin, allerdings einer nur scheinbar ungetreuen, handelt. Wenn auch die Tatsache, daß hier die Gattin als wirklich untreu erscheint, dort nur als untreu verleumdet wird, zu einem Vergleich zunächst nicht eben verlockt, so sind doch die näheren Umstände geeignet, einen solchen nicht ganz unnütz erscheinen zu lassen.

Die in Betracht kommende Sage ist die in der Germanistik als Oliva-Sage bekannte, besser Landri-Sage genannte, welche zusammenhängt mit dem französischen Heldengedicht *Doon l'Allemant* (*Doon de Laroche*).

[1] Ebenso Jónsson, *Hauksbók*, p. XCIII f., der gleichfalls Unstimmigkeiten hervorhebt, beide Fassungen für unvollständig erklärt und betont, daß nicht etwa stets H, sondern in manchen Punkten R vorzuziehen sei.

Ich habe in einer Studie[1] ausführlich über die verschiedenen Fassungen (französisch, spanisch, nordisch) und über die Sage gehandelt und darf mich hier auf das beschränken, was gerade hier von Wichtigkeit scheint.

Ich will kurz den Inhalt der Sage in ihrer nordischen Gestalt anführen, und zwar wähle ich die Karlamagnussaga, deren Bericht, was die Landrisage betrifft, auf einer englischen Quelle fußt (s. Verf. a. a. O. p. 312 ff. und 324 ff.).[2]

Hugo, König des Tales Munon,[3] heiratet Olif, die Tochter König Pipins von Frankreich. Ihr Sohn heißt Landres. Während Hugo einmal auf der Jagd weilt, macht Milon, sein Haushofmeister, der Olif unsittliche Anträge, wird aber abgewiesen. Um sich zu rächen, macht er einen Mann betrunken und legt ihn ins Bett zu der Königin, die er durch einen Schlaftrunk betäubt hat. Dem heimkehrenden König meldet er, seine Gattin betrüge ihn, und führt ihn ins Schlafgemach. Hugo schlägt dem vermeintlichen Buhlen alsbald den Kopf ab. Er will auf Milons Rat auch Olif töten, aber sie erwacht und beteuert ihre Unschuld. Nach Beratung mit seinen Mannen (die Unschuldsproben und den Zweikampf des getreuen Engelbert mit Milon übergehe ich) wird ein Bote an Pipin gesendet. Als letzterer mit seinen Verwandten herbeigeeilt ist, kommt es zum Urteilsspruch: Olif wird in ein steinernes Gemach eingesperrt und dort kärglich gehalten. Hugo scheidet sich von ihr.[4] Aber nach einiger Zeit vermählt er sich mit der Tochter des bösen Milon, von dem er sich beschwatzen läßt. Diese heißt Aglavia.[5] Er zeugt mit ihr einen Sohn Malalandres. Sein erster Sohn aber wird von ihm verbannt und wächst bei einer Pflegemutter Siliven (im färöischen Lied Sivja[6]) auf. Nach einem Streit mit seinem Stiefbruder[7] zieht er später

[1] 'Über die Verknüpfungen einiger französischer Epen und die Stellung des *Doon de Laroche*', *Roman. Forschungen* 31 (1911), p. 303—394; s. a. Pauls *Grundriß d. germ. Phil.*[2] II, 865.

[2] Viel Auswahl ist da nicht, denn näher bekannt ist nur ein färöisches Lied. Wer schafft andere Volksgesänge herbei?

[3] Die Namen Hugo und Munon erinnern an Hugin und Munin, die Odinsraben. Munon kann in Erinnerung daran gebildet sein; man braucht also nicht an Wotan zu denken, wie man es jedenfalls tun müßte, wollte man einem Forscher wie Dippe folgen ('Hugdietrich, die Hugenlieder und der Wodanmythus', Progr. Wandsbek 1902).

[4] In der französ. Chanson wird sie gleichfalls begnadigt, am Leben zu bleiben, verliert aber ihre Rechte als Gattin und ihr Heiratsgut und lebt nun als Kebsweib ihres bisherigen ehelichen Gatten weiter.

[5] Galianna im färöischen Lied; Audegour, Audegon (also Hildegart oder Hildegunde) im Französischen, Aldigon im Spanischen.

[6] Also der Name der nordischen Göttin Sif, der erhaltenden Nährmutter?

[7] In der französ. Chanson schimpft Malingre den Landri einen Bastard. Durch Hinzukommen der beiderseitigen Freunde entsteht ein blutiges Handgemenge. Malingre und seine Sippe geben eine 'treuga' auf fünf Jahre,

fort und gelangt zu dem Turm, in dem seine Mutter schmachtet. Er befreit sie und zieht mit ihr zum Frankenkönig.[1] Unterwegs hat er Anfeindungen von seiten des Milon und des Malalandres zu bestehen und schließlich durch seine Stiefmutter, die ihm in Drachengestalt ans Leben will, aber eine tödliche Wunde durch sein Schwert Mimung empfängt (das Roß Kleming hilft dem Helden). Dann zieht er zu seinem Vater. Der Betrug kommt an den Tag, der Verräter erhält seine Strafe; Olif aber geht in ein Nonnenkloster.

Wir haben in dieser Sage bekanntlich eine Fabel ähnlich der Crescentiasage und verwandten Erzählungen, wie der von der Königin Sibille.[2] Beachtenswert ist der Hinweis auf die Geschichte der langobardischen Prinzessin Gundeberga (s. Pio Rajna, *Origini dell'epopea francese,* Kap. VIII; Verf. a. a. O. p. 378 f.). Was das Verhältnis der nordischen Fassung zur französischen betrifft, so habe ich mich, trotzdem daß mancher sich dafür aussprechen, vielleicht gar es als selbstverständlich annehmen dürfte, nicht entschließen können, in der ersteren die reinere Form zu sehen, sie also der letzteren überzuordnen, dann also auch dem Namen Hugo größere Bedeutung beizumessen, wie das z. B. Grundtvig, *Danm. gamle Folk.*, tat; vielmehr habe ich für beide je einen Ast im Stammbaum festgehalten, sie also einander nebengeordnet (a. a. O. p. 325; s. a. 359 und 372).[3] Ich muß aber hier darauf hinweisen, daß auch zur Beurteilung dieser Frage eine Auseinandersetzung mit der Hervararsaga notwendig scheint.

Wollten wir den obengenannten Bericht der Saga als entstellt

jedoch in verräterischer Absicht; es dauert nicht lange, so verschwören sie sich gegen Landri. Aber ein Ohrenzeuge (Nonne) berichtet davon dem Grafen Doon, der nun seinen Sohn zur Flucht veranlaßt. — Im färöischen Lied erfolgt die Verbannung infolge des Streites der Brüder; darin ist es ursprünglicher als die Karlamagnussaga.

[1] Karl dem Großen; Pipin ist inzwischen gestorben. Im färöischen Lied zieht Landrus sofort zum Vater.

[2] Was diese angeht, so ist ein Parallelismus auch mit einer germanischen Sage zu verzeichnen, nämlich mit der von Ragnar Lodbrók. Der Hund des Auberi hat nämlich sein Gegenstück in dem des R. L., der nach dessen Ermordung zum Hofe läuft und dann zur Leiche zurückkehrt, wodurch das Verbrechen an den Tag kommt (s. Max Deutschbein, *Studien zur Sagengeschichte Englands,* p. 248). Das ist natürlich nur ein Motiv, eins, das auch sonst noch vorkommt, und eins, das auch wohl nicht etwa einen Ur- und Hauptbestandteil der Sibillensage bildet.

[3] p. 325: 'man könnte versucht sein, hier (in der nordischen Gestaltung) die reinere Form der Sage zu sehen, ja, man könnte fast meinen wollen, es liege ein Märchen vor, das nur durch die Personen zu einem sagenähnlichen Gebilde umgemodelt sei. Ich glaube das jedoch nicht.' Was die Drachengestalt der Stiefmutter betrifft, so habe ich auf Thidrekssaga, Kap. 349 ff. (Ostacia) und auf Voretzsch, *Epische Studien* I, 325 hingewiesen. Ich möchte hier noch auf ein Märchen aufmerksam machen, wie ich es bei Basile, *Pentamerone* V, 3 finde (Gattin eingemauert; Vogel; neidische Stiefmutter; Drache, dessen Tod auch den der bösen Königin zur Folge hat).

annehmen aus einer Fassung, die der Landrisage ähnlich ist, so wäre es leicht, die Änderungen zu erkennen, welche zu fordern wären. Der Mann, der mit dem König Heidrek zum Zelt der Olöf geht, wäre natürlich der Angeber, der Verleumder, und es wäre die ganze Vorgeschichte, also Begehren der Königin, Trunkenmachen oder Beschwatzen des gewöhnlichen Mannes durch den Bösewicht, einzuschalten. Sodann aber wäre die Geschichte weiter umzumodeln. Der König müßte den vermeintlichen Buhlen töten;[1] die Gattin aber müßte unschuldig verurteilt und ihrem Vater zurückgegeben werden.

Nun haben wir fast nichts von alledem in der Saga, und man wird sich daher kaum veranlaßt sehen, deren Gestalt für verderbt zu halten. Allerdings wird von einer Untreue der Gattin des Heidrek nichts ausdrücklich berichtet. Der König findet einen Mann bei ihr. Von der Königin heißt es nur, daß sie sich wundert, ihren Sohn Angantyr am Morgen nicht bei sich zu sehen, daß sie sich fürchtet, und aus Furcht geschieht es, daß sie einen Hund begraben läßt und den Knaben für tot ausgibt.[2] Aber wenn es auch nicht heißt, daß das aus Furcht vor Entdeckung ihres Frevels geschieht, wenn auch von Untreue nichts erwähnt wird, so wird letztere doch deutlich vorausgesetzt. Und damit ist ein großer Gegensatz zur Landrisage vorhanden, wie denn die Geschichte der Saga eher an die langobardische von Agilulf und Theudelinde erinnert (s. Boccaccio, *Decamerone* III, 2), wiewohl dieser gegenüber der Ausgang wieder anders verläuft, indem dort die Entdeckung des Schuldigen durch eine von ihm angewandte List vereitelt wird,[3] und wiewohl auch dort, wie in der Landrisage, keine wahre Untreue vorliegt.

Verdächtig ist dagegen zweierlei. In erster Linie der Name Olöf, Oluf der Saga, entsprechend der Olive, Olif (Oluf im färöischen Lied) der Landrisage. Sodann, daß der König in Begleitung eines Mannes das Gemach seiner Gattin betritt, wobei letzterer hier natürlich die Rolle des Zeugen spielt. Hinzu kommt, wie eben angemerkt, das Benehmen des Königs; wenn man aber darin zu milde Gesinnung finden möchte, so kann man anderseits doch auch die seinem Charakter nicht fremde Listigkeit berück-

[1] In der Tat paßt, wie Freytag angemerkt hat, die hier betätigte milde Gesinnung des Heidrek wenig zu seinem sonstigen Wesen.

[2] Sonderbarerweise findet sich etwas ganz Ähnliches in der spanischen Fassung der Landrisage. Da gibt Oliva, um ihren Sohn vor Anfeindungen zu schützen, vor, er sei gestorben, und läßt die Leiche eines eben gestorbenen Knaben an seiner Statt beerdigen, den Sohn aber dann außer Landes reisen.

[3] Diese List, Zeichnen von Menschen oder Gegenständen in gleicher Weise, wie einer gezeichnet ist, findet sich im Märchen in der durch den ‘Schatz des Rhampsinit’ bekannten Gruppe (s. dazu Reinh. Köhler, *Kleinere Schriften* I, 198—209) und auch sonst noch.

sichtigen. Gemeinsam ist ferner den beiden Sagen, daß der Vater der ungetreuen bzw. verleumdeten Gattin auftritt.

Solange wir aber über das Handschriftenverhältnis der Saga so unbefriedigend unterrichtet sind, wie es heute noch der Fall ist, dürfen wir selbst das erstgenannte Moment nicht zu hoch anschlagen. Wir müssen demnach die Frage in der Schwebe lassen und nach einer anderen Erklärung suchen, statt Entstellung der Saga anzunehmen, was immer bequem ist, aber oft bedenklich. Wir müssen einstweilen die Sache so beurteilen, daß der Sagaschreiber der weiteren Fassung Kenntnis von der Landrisage hatte, allerdings wohl keine genaue, und daß er den Namen einfügte. Dürfte man dagegen Entstellung befürworten, so würde man mutmaßen, daß dem Verfasser der Saga eine Geschichte ähnlich der von Agilulf und Theudelinde bekannt war,[1] und daß er diese mit der Landrisage oder einer diesbezüglichen alten Erzählung zu kombinieren versuchte, indem er dabei noch aus der vorgeblichen Untreue wirkliche machte.

Freilich sind verschiedene Umstände vorhanden, welche beide Sagen einander näher bringen könnten.

In der französischen Fassung der Landrisage ist der Vater des Helden, Doon, Herzog von Laroche und trägt den Beinamen *l'Allemant*, 'der Deutsche';[2] er erhält Olive, die Schwester Pipins, zur Gattin und lebt danach in Köln am Rhein.[3] Den Namen Hugo der nordischen Fassung hätte man für die alte Zeit als auf einen fränkischen Herrscher hindeutend anzusprechen. In der Hervararsaga ist Heidrek (Childerich) ein fränkischer Name, der König, dessen Tochter er ehelicht (Aki in der Fassung II), ist Herrscher von Sachsenland, worunter wohl Nordwestdeutschland zu verstehen sein wird. Der Schauplatz ist also kein allzu verschiedener.

Gemeinsam ist beiden Darstellungen, wie schon gesagt, daß der Vater der Gattin (Aki bzw. Pipin) herbeigerufen wird und beim Urteilsspruch zugegen ist.[4] Besonders zu vergleichen ist aber der Streit des Sohnes mit seinem Stiefbruder, hier des Hlöd mit Angantyr, dort des Landri mit Malingre, ein Streit, wie er in der französischen Epik etwa im 'Mainet' eine Entsprechung findet, in der deutschen im 'Wolfdietrich' ein

[1] Auf die Ähnlichkeit haben Liebrecht, *Jahrbuch f. roman. u. engl. Lit.* III, 154, Marcus Landau, *Die Quellen des Decamerone*, p. 76 hingewiesen. Wie Untreue und scheinbare Untreue wechseln können, geht hervor aus den dort (p. 70 ff.) beigebrachten Fassungen der Anekdote von der Spur des Löwen.

[2] Eigentlich 'der Alamanne, Süddeutsche'.

[3] Köln war die Hauptstadt der ripuarischen Franken. — Nach bayrischer Sage (Aventin) war der Franke Herric, dessen Tochter Hildegund (vgl. Ildico = Hildchen) die letzte Gattin des Attila war, König in Köln.

[4] Denn das darf man doch wohl für die ursprünglichere Gestalt der Saga, nicht bloß für Fassung II, annehmen.

Gegenstück hat, welch letzterer nach der vorherrschenden Ansicht auf fränkische Überlieferung zurückgeht. Es bilden denn in der Tat diese drei Epen eine Gruppe. Erst in zweiter Linie hinzu kommt das französische Gedicht von 'Parise la duchesse', welches bekanntlich von Heinzel a. a. O. p. 68 ff. zum Vergleich mit dem Wolfdietrich herangezogen ist zum Beweis, daß hier wie dort Entwicklung aus dem nämlichen westfränkischen Sagenmotiv vorliegt. Denn dieses Gedicht hat, wie ich zu zeigen versucht habe (a. a. O. p. 382 f.), erst aus dem Doon l'Allemant geschöpft.[1]

Noch etwas scheint erwähnenswert. In der französischen Chanson zieht Landri in die Fremde. Er kommt nach Konstantinopel, wo der Kaiser Alexander herrscht, dem auch Italien untertan ist. Diesem hilft er in mehreren Kriegen. Besonders ausgeführt wird aber: der Neffe (Schwestersohn) des Kaisers, mit Namen Dorames,[2] König von Ungarn, erhebt Ansprüche auf dessen Reich — wie der Dichter bemerkt, nicht ohne Grund, 'denn auf einen Teil habe er Anspruch'. Er bedroht den Kaiser mit einem gewaltigen Heer und bezieht mit seinen 'Ungarn' an einem Flusse, dessen Name leider in der Überlieferung verderbt scheint, ein Lager.[3] Bei ihm hat Doon, der Vater des Helden, vertrieben wie dieser, Dienste genommen. Der Kaiser und Landri

[1] Wenn der Name Hugo der nordischen Fassungen der Oliva-Landri-Sage ursprünglich wäre, so würden wir in ihm natürlich keinen anderen zu sehen haben als Hugdietrich, in Landri aber Wolfdietrich. Ich habe eben erst noch den Doon l'Allemant heranzuziehen Gelegenheit gehabt und bemerkt, daß wir da den Vorwurf der Bastardschaft haben, wie auch die ungerecht verleumdete Gattin (ursprünglich?), da die Landflucht des Helden und Gewinnen des byzantinischen Reiches (Konstantinopel), da auch die Fahrtgenossen und einen 'Meister', auch einen getreuen 'maire' (Bernhart) mit mehreren Söhnen (*Zs. f. roman. Philol.* 38, Heft 4). Ich füge hinzu, daß der Lokaltradition zufolge (Mantelius, *Historia Lossensis*, p. 13 ff.) als Vater des Plandris (Plaudus, Flandrus), d. i. Landri, Aper ('Eber') Graf von Osterne bzw. Loos gilt, als Mutter Herysplenda, als Großmutter väterlicherseits eine Tochter des byzantinischen Kaisers Mauritius (Ende des 6. Jahrhunderts), als Stammvater aber Theodorich (s. a. Benary a. a. O. p. 394). — Wir haben es da übrigens mit einer Lokaltradition zu tun, wie wir sie uns besser nicht wünschen können; besser aufgeklärt wünschten wir aber die geschichtlichen Verhältnisse zu sehen.

[2] Der Name Dorâmes macht Schwierigkeiten. Es gibt freilich einen Desramé, Doramé, aber der ist paroxytonal betont; er ist der bekannte Abderrahmân. Dorâmes könnte derselbe arabische Name sein, müßte aber auf proparoxytonale Betonung zurückgehen, wozu man allerdings Abdirama bei Fredegar, Abdiramus bei Nauclerus (*Gener.* II, fol. CV) vergleichen kann.

[3] Die französische Handschrift ist sehr schlecht. Hier heißt es: *Sur l'aigue de Hoguerie sunt Hongre herbergie,* und später: *Sur la rive de Hongre sont si* (des Dorames) *home logie.* Sowohl *Hoguerie* im ersteren als *Hongre* im letzteren Vers wird man ändern müssen; vielleicht in *Sur l'aigue de Dunoe*; der Name Donau kommt übrigens in unserem Epos an anderer Stelle in dieser altfranzösisch geläufigen Form vor, trotzdem kann er hier verderbt sein.

als Oberbefehlshaber des Heeres ziehen ihm entgegen, und es kommt zur Schlacht; in dieser werden Dorames wie auch Doon gefangengenommen, ersterer nach Einzelkampf mit dem Kaiser, welchem Landri, als er schon zu unterliegen droht, zu Hilfe eilt. Den Ort der Schlacht erfahren wir aus späteren Andeutungen: es ist die Ebene bei Montermile (*es plains sor Montermile*; vgl. auch 'erobert ist Montermile'), ein Name, der sonst nirgends im französischen Epos begegnet, und den ich einstweilen nicht zu identifizieren vermag.[1] — In der Saga findet der Kampf statt beim Tal Dyngiu auf der Dunheide auf allen Josurbergen. Unter Dunheide verstand Heinzel die Donauebene; er hat (l. c. p. 485) an die 'Lokalität' *centum montes* des Anonymus Belae regis erinnert[2] und den Ausdruck 'alle Josurberge' in Vergleich gezogen. — Vom König Dorames ist nach seiner Gefangennahme nicht mehr die Rede. Der Held Landri kehrt später mit Truppen des Kaisers in die Heimat zurück, besiegt seine Gegner, den Stiefbruder und den bösen Verleumder (Tomile, vgl. den wohl echteren Namen Milon der nordischen Fassung), und führt nach Eroberung der Städte Mainz und Köln ihre Bestrafung herbei. Das ist der natürliche französisch-epische Ausgang.

All das hier Herbeigezogene führt, wie man gestehen muß, zu keinem sicheren Ergebnis. Es verdient aber trotz alledem einmal ausführlichere Erwähnung.

Aufmerksam machen will ich schließlich auf meinen a. a. O. gemachten Versuch, die Namen Landri, Konstantinopel und Guinemant — so heißt der 'Meister' des Landri — aus der fränkischen Childerichsage zu erklären,[3] womit freilich nur eine Verwicklung bloßgelegt würde, indem eine ursprünglich vermutlich auf die Person des Alamannenherzogs Landfrid bezogene Sage,[4] etwa sein Gegensatz zu Karl Martel bzw. Pipin, um-

[1] Von ähnlichen Namen finden sich in französischen Epen Mont-Amele (Girart de Rossillon) und Mont-Armier, das man wohl mit Monthermé in den Ardennen identifizieren darf (Suchier, *Les Nerbonois*; Bédier, *Les Légendes ép.* IV, 243).

[2] Anon. Belae regis notarii Historia Hungarica, Wien 1746 (Joh. Georg Schwandtner, *Script. rer. hung.* t. I), cap. XLVI f. (p. 30 f.). Danach war der Ort höchstens eine Tagereise von Budapest entfernt. — Man könnte aber geradesogut das ebendort p. 336 zu findende *Dinogetia* anführen und es mit dem *Dyngia* der Saga vergleichen, wie man bei den Josurbergen an die ossetischen Berge gedacht hat.

[3] *Roman. Forsch.* 31, p. 373 ff.; s. auch Benary, *Die german. Ermanarichsage und die französ. Heldendichtung* (*Zs. f. rom. Phil.*, Beiheft 40), p. 22 n. und 24 n.

[4] Dazu a. a. O. p. 365. — Es ist bedauerlich, daß Bédier in seinen *Légendes épiques* sich darüber ausgeschwiegen hat, während Jordan (*Archiv* Bd. 128, p. 499 f.) meine 'Identifikationen für überzeugend' hielt. B. hat wohl meine Abhandlung nicht gelesen; ebenso hat er die über die Ermanarichsage (betrifft vor allem die Haimonskinder) nicht mehr berücksichtigt, welche ich ihm freilich schon am 14. Juni 1912 'eingeschrieben' zugeschickt habe.

gebogen wäre zur Landflucht und zum Aufenthalt in Konstantinopel. Ein Hinüber- und Herüberschießen der Fäden von der Childerich- zur Theodorichsage habe ich ohnehin da noch besonders betont (p. 369 zum Ort Konstantinopel, p. 372 zur 'Karlsreise' und 'Histoire de Charles Martel',[1] p. 384 zum 'Doon l'Allemant').

Würde man dazu gelangen — was ich hier nicht versuchen wollte —, Verwandtschaft des letzten Teils der Hervararsaga mit der Landrisage festzustellen, so würde damit auch wohl der Hugo der letzteren mit weniger Unsicherheit, als es jetzt geschehen möchte, dem Hugdietrich der deutschen Sage gleichgestellt werden können, da, wie schon gezeigt, die Landri- und Wolfdietrichgedichte in ihrer Fabel eine so große Ähnlichkeit zeigen. Mit meiner Aufstellung des Stammbaums ließe sich das jedenfalls durchaus vereinbaren, wie ich a. a. O. p. 359 auseinandergesetzt habe. Der Name Hugo wäre dem Original zuzusprechen, von dem die nordischen Fassungen einerseits, die französische und spanische anderseits abgezweigt zu denken wären.

II.

Heinzel hat bekanntlich dargelegt (a. a. O. p. 465 ff.), daß der älteste Teil der Hervararsaga, der gegen Schluß erzählte Streit zwischen Angantyr und dem ihm sein Erbe streitig machenden Hlöd und der darauf folgende Krieg, auf sagenhaften Überlieferungen vom Kriege des Hunnenkönigs Attila gegen die Goten und von der 'katalaunischen', d. h. der in der Gegend zwischen Châlons und Troyes gelieferten Schlacht beruht. Nach ihm entspricht der die Goten bekriegende Humli von Hunaland dem Attila. In Angantyr hat er den Aetius der Geschichte sehen wollen, eine Gleichung, der Settegast (a. a. O. p. 38) und diesem folgend L. Jor-
Ausdruck von v. d. Leyen, *Deutsches Sagenbuch* II (1912), p. 94
dan (*Archiv* Bd. 116, p. 56) zugestimmt haben, die ich aber, einen aufgreifend, nur als problematisch bezeichnen kann. Im Hlöd der Sage stecken nach Heinzel verschiedene Persönlichkeiten. In Betracht zu ziehen seien folgende Ereignisse:

1. Im Jahr 428 besiegte Aetius den Franken Chlodio.
2. Im Jahr 450: 'Von den Söhnen eines (leider nicht genannten) verstorbenen Frankenkönigs suchte der jüngere die Hilfe des Aetius nach und wurde von diesem adoptiert, während der ältere sich an Attila wandte, der dadurch einen Vorwand zum Einfall in Gallien erlangte.'
3. 'Der in der Schlacht (selbst) gefallene Laudaricus, ein Verwandter Attilas, jedenfalls keine unbedeutende Person, da

[1] S. auch meine Studie über die Ermanarichsage p. 74, n. 1, wo ich auf den König Hlödhver und die Brautfahrt nach Konstantinopel in der Magussaga hingewiesen habe.

die Quelle nur seinen und Theodorichs Tod erwähnt, ist vielleicht mit dem fränkischen Prinzen, der Attilas Schutz angerufen hat, identifiziert worden.'

Heinzel hat auch noch (nächst der angelsächsischen Überlieferung des Widsidh)[1] zwei Stellen aus Saxo Grammaticus ausgehoben und ausführlich besprochen. Die erste (I 22 der Ausgabe von Müller) zeigt die Namen Humli und Lotherus (= Hlödhr), Söhne des Dan und der Grytha; von ihnen wird der erstgenannte König, wird aber durch Lotherus gefangen und zum Verzicht auf die Königswürde gezwungen; letzterer bleibt nicht lange straflos, bei einem Aufruhr wird er getötet. Heinzel bemerkt, das Zusammentreffen der beiden Namen in der Saga und bei Saxo sowie der Bruderzwist können nicht als zufällig angesehen werden. Er macht beiläufig aufmerksam darauf, daß auch in anderen Nachrichten dänischer Geschichtsquellen öfters ein Humblus mit einem Lotherus oder letzterer allein vorkomme.

Dieser Name Lotherus findet sich nun auch unter eigentümlichen Umständen bei einigen Geschichtschreibern der fränkischen Geschichte wieder.

Der Abt Johannes Trithemius (von Tritheim, Trittenheim), der anfangs des sechzehnten Jahrhunderts schrieb, führt in seinem Werk *De origine gentis Francorum ex duodecim Hunibaldi libris*[2] als 30. 'Sigambrer'-König einen Childeric auf, als 31. einen Bertherus, als 32. Clodius, 33. Waltherus, 34. Dagobert, 35. Clogio usw. — Unter der Regierung des Bertherus läßt er unter anderem folgendes geschehen:

Anno sequente Franci auxilio habentes Germanos, Saxones, iussu Bertheri regis sub ducibus Antheri filio eius & Lutheri filio regis Saxonum, Galliam cum exercitu magno peruagantes deuastauerunt, incipientes a Tungrensium regione per Beluacos vsque ad Sequanam, & vlterius vsque in Hispaniam omnia vastando peruenerunt, vrbem Terraconam subuerterunt. Bertherus rex obiit anno regni sui XVIII, Domini CCLXI.

Clodius Bertheri filius regnauit post patrem annis XXVII, cuius anno octauo Romani Francos de Hispaniae interiorisque Galliae finibus extulerunt, multis ab vtraque parte caesis. Retrocesserunt enim Franci vsque ad sedes Mosanas veteres. — Anno de hinc regni sui XII Clodius rex cupiens se vindicare de Romanis, iterum per duces inuasit Galliam, & multa Romanorum millia fuerunt peremta a Francis: itaque Franci magnam Galliae interioris partem septennio tenuerunt (a. a. O. p. 1020).

Dem Bericht des Trithemius folgt so ziemlich, ihn ausschreibend, Franciscus de Rosières, *Stemmatum Lotharingiae ac Barri ducum*, Paris 1580, in fol.

[1] Zu seiner Gleichung Hliþe und Incgenþeów = Hlöd und Angantyr sind noch Sifeca = Sifka (in der Saga Gattin des Heidhrek) und Heaþoric = Heidhrek hinzuzufügen; s. Binz. in Paul und Braune. *Beiträge zur Gesch. d. deutsch. Spr.* 20 (1892), p. 207 f.

[2] Iich benutzte die Ausgabe in 'Geschichtsschreiber von dem Bischoffthum Wirtzburg', Frankfurt 1713.

Anno postea Regni 13. Bartherus a Germanis & Saxonibus adiutatus, Rheno Mosaque traiectis sub Anthario & Luthero ducibus Gallias est populatus. Ille filius erat Bartheri non aetate prouectior: Hic autem Marbodum Saxoniae Regem patrem agnoscebat. Caeterum animi tanta constantia & magnanimitate militauit vterque, vt a Tungris per Bellovacos vltra Sequanam Hispanias armata manu attigerint, Tarraconensemque, vrbem obsidione cinctam funditus euerterint (fol. 86).

Clodius Bartheri Francorum regis filius in paterni regni iura faustis inducitur acclamationibus, anno Iesu Christi 279. Sub illius regni principiis Romani pristinae iniuriae memores in Germaniam copiosissimo exercitu traducto Alemanos ad triginta milia occurrentes iuxta lacum Benacum fuderunt insigni clade, quorum quindecim milia caesa fuêre (fol. 87v).

An dritter Stelle zu nennen ist Richard de Wassebourg, *Antiquitez de la Gaule Belgique,* Paris 1549, in fol. Da weicht die Darstellung ein wenig ab:

Bartherus, filz de Childeric, fut apres son pere roy des François, l'an II cens LII [252]. Et entreteint les alliances anciennes, auec les Saxons, Tongroys[1] & Germains, contre les Romains. Il eut deux filz, dont le puisné nommé Ancharius [sic!], auec Luther*us* filz du roy Marbodius en Saxonnie, assemblerent grant nombre de gens, entrerent en la Gaule, passerent les fleuues du Rhin & Meuse, & vindrent iusques a la riuiere de Seine: & de la entrerent en la Gaule Celticque, passerent iusques en Espagne, en courant & pillant le pays par ou ilz passoient. Et prindrent la ville de Tarascon,[2] & la razerent. Finallement ledict Bartherus mourut apres auoir regné XVIII ans.

Clodion, filz aisné de Bartherus, fut apres son pere roy des François, en l'an deux cens LXXI. Et du co*m*mencement de son regne, les Françoys qui militoient soubz les dessudictz Ancharius & Lutherus, prindrent siege & demourance en la Gaule, deça le Rhin, ou ilz furent bien sept ans. Mais les Romains soulz l'Empereur Aurelianus, les chasserent, & en tuerent bien quinze mil, & si en furent menez troys ce*n*s prisonniers à Rome, pour le triumphe de l'Empereur Aurelien, comme escript Flauius Vopiscus,[3] Historien renommé. Et cecy faict contre ceulx qui escriuent que les Françoys prindrent leur nom du temps de Valentinian le ieune, qui fut plus de cent ans apres ledict Aurelian. Si mourut ledict Clodion, apres qu'il eut regné vingt sept ans (fol. XLV verso).[4]

Es ist ja bekannt, daß Trithemius den alten Schriftsteller Hunibald nur fingiert hat, und daß vieles von dem, was er bringt,

[1] Wassebourg erwähnt unter der Regierung des Childerich mehrfach einen Herzog Lando von Tongern, der es ursprünglich mit den Römern, dann mit Ch. hielt. — Aëtius heißt bei ihm Gillon (Ägidius).

[2] Sic! Vgl. Trithemius und Rosières. Zerstörung von Tarragona (Tarraco) und Plünderung Galliens und Spaniens berichtet Aurelius Victor in der Lebensbeschreibung des Gallienus sowie die Chronik des Eusebius-Hieronymus (als im Jahre 266 geschehen); vgl. auch Orosius VII, cap. 40 f., wonach die Franken fast zwölf Jahre während der Regierung des Gallienus in Spanien blieben (s. a. Fr. Stein, 'Urgeschichte der Franken', 1897, p. 83 ff.).

[3] Bei diesem Schriftsteller, wenigstens in der Ausgabe der 'Historiae Augustae scriptores', finde ich nichts Entsprechendes.

[4] Danach folgt: *Walther, filz de Clodion, regna apres son pere, ... durant lequel temps, les Romains eurent vne victoire contre les Almans* (sic!) *pres Langres, ou furent tuez d'iceulz soixante mil, & mourut Walther, apres qu'il eut regné dix sept ans.* — Sohn und Nachfolger des Walther ist, wie bei Tritheim, Dagobert.

glatt erfunden ist. Aber, frage ich, wie kam er hier auf die so sonderbare Zusammenstellung der Namen? Woher hat er den Lutherus? Aus Saxo jedenfalls nicht, denn da steht dieser in der dänischen Königsreihe neben einem Humblus (H. und Lotherus Söhne des Dan). Ist es Zufall, daß der Name unfern der Nennung des Childerich (= Heidrek) bei ihm vorkommt?[1] Und daß Clodion und Antharius[2] als die zwei Enkel des Childerich erscheinen, wie ähnlich in der Saga Hlöd und Angantyr als die Söhne des Heidrek? Denn die Verbindung erinnert zu sehr an die der Saga, als daß man sie unberücksichtigt lassen dürfte. Man bedenke, daß Tritheim zu Anfang des 16. Jahrhunderts schrieb, und daß er vieles durch Aufzeichnungen nach mündlichen Berichten sich zutragen ließ. So hat er auch unzweifelhaft sagenhafte Überlieferungen benutzt, freilich in seiner unverantwortlichen Weise. Etwas derartiges dürfte hier der Fall gewesen sein. Ich meine also, daß seine Zusammenstellung mit einer in Deutschland umlaufenden Fassung der Hervararsaga in Verbindung zu bringen sein wird.[3] Freilich, Näheres über die mutmaßliche Art des Zusammenhangs nur auf Grund der hier ausgehobenen Berichte aussagen zu wollen, wäre unvernünftig. Bemerkt sei nur, daß es sich hier um Plünderungszüge der Franken und Sachsen und Kämpfe mit den Römern handelt, dort um solche der Hunnen mit Goten und Römern. Beachtenswert ist noch die Nennung Spaniens, wenn man an die Westgoten denkt.

München. Walter Benary.

[1] Wir haben da folgenden Stammbaum:

Childeric
|
Bertherus (Bartherus)

Clodion	Antharius (Ancharius bei Wassebourg)
	Lutherus, Sohn des Sachsenkönigs (Marbod bei Ros. u. Wasseb.)

[2] Einen Antharius hat Tritheim schon vorher in seiner Genealogie als Vater des Franck (Francus) verwendet.

[3] Daß die Sage in Deutschland bekannt war, hat Heinzel durch den Hinweis auf die ungarische Überlieferung plausibel gemacht (a. a. O. p. 519); er hat allerdings gleichzeitig hinzugefügt, sie müßte wohl in Deutschland früh vergessen worden sein; daß das aber nicht ganz der Fall, zeigt die Darstellung des bayrischen Aventin im 16. Jahrhundert (s. a. Matthäi, *Zs. f. deutsch. Alt.* 46 = 1902, p. 8).

The Suffix *_-ingja_ in Germanic Names

There are a number of English place-names ending in _-inge_ (indʒ) which have caused a good deal of trouble to etymologists. Prof. Wyld (_Lancashire Place-Names_, 362) interprets _-inge_ as a by-form with _ja_-derivation to an unrecorded OE *_ing_ < Germanic *_inga_. The existence of OE *_ing_ has been contested by Dr. H. Bradley who convincingly shows, that modern dialectal _ing_ = 'meadow' can in all instances be derived from the Scandinavian word _eng_. See _English Historical Review_ (1911) 825. Thus if the existence of OE *_ing_ is very doubtful, this is still more the case with *_incg_[1] [where _cg_ is = (dʒ)] < Germ. *_ingja_. This word is not found in any modern dialect. Nevertheless Alexander (_Essays by Members of the Engl. Ass._ [1911] 178) derives the last element in Billinge, Lancs., Hawkinge and Sellindge, Kent, Ginge and Lockinge, Berks., etc. etc. from Wyld's *_incg_.[1] That this explanation is hardly satisfactory in the majority of names in _-inge_ is seen plainly enough from the fact that Alexander (p. 178 f.) seems unable to suggest any suitable sense for the first element in the names, with the sole exception of Hawkinge which is stated to have the sense of 'hawk-meadow'. Skeat (_Berks. Place-Names_, 67 ff.) looks upon Ginge and Lockinge as tribal names, but does not make any attempt to explain (indʒ) for (iŋ).

In my opinion _the majority of English place-names and names ending in -inge are to be looked upon as tribal names with ja-derivation_. Thus Billinge, Kent, and the name Hardinge are due to *_-ingja_, whereas the corresponding forms ending in _-ing_ (iŋ), as for instance Billing (surname and place-name, Northampt., cf. also Billingford, Norf., and Billingham, Durh.) and Harding (surname, cf. also Hardingham, Norf., Hardington, Soms.) are due to *_inga_. Sellinge, Kent < OE *_Sellinge_ (a patronymic formed from _Sele-_, as in _Selebeorht, Seleburh_) and Ginge < OE _Gæging(e)_ Berks., (Birch C. S. III, 257) are in all probability also instances to the point.

Now if the termination _-inge_ (indʒ) < *_ingja_ seems to be well established in tribal names used independently, we should certainly expect to find it also in place-names consisting of a patronymic and a descriptive noun. This seems indeed to be the case, although the forms — which have been preserved only in the local pronunciation — have been almost entirely overlooked. According to Hope, _A Glossary of Dialectal Place-nomenclature_, Bullingham, Heref., Cressingham, Norf., and Whittingham, Kent, are pronounced

[1] The hypothetic form ought to be *_incge_ not *_incg_; cf. OE _hierde_ < *_herđjaz_ and _rīce_ < *_rīkjan_.

locally 'Bullinjam', 'Cressinjem', 'Whittinjam'.[1] Ellis EEP V, 21, 640, 655, notes the following dialectal forms with (indʒ) for Bellingham, Ovingham and Whittingham in Northb. (dɟ is practically the same as [dʒ]. see Ellis 81): [:belɪndɟɐm], [:whɪtɪndɟɐm], [:o·vɪndɟɐm]. According to Chiswick, *Pronouncing Vocabulary*, Bellingham is pronounced with a soft *g* both as a place-name and as a personal name. Abinger, Surrey, pronounced (ˈæbindʒə[r]), Michaelis-Jones, *Phonet. Dict.* < earlier *Abyngeworht* 1325, *Abyngworth* 1592, *Index to Charters and Rolls in the Brit. Mus.*, probably belongs here also. Jespersen, *Engl. Gram.*, 2. 429, points out that the town of Altrincham near Manchester is (or was) 'colloquially called Awtrigem' (De Quincey, *Opium-eater*, 83). Here as in the previous instances the softening of *g* is, no doubt, due to an original *ja*-suffix: (ˈbelindʒəm) is an exact correspondent to the above-mentioned simple form (ˈbilindʒ).

The previous investigation puts us in a position to solve a difficulty which has hitherto baffled all the attempts of etymologists, i. e. the origin of the local form 'Brummagem' for Birmingham. Most previous authors have explanied (ˈbrʌmidʒəm) as due to an OE form **Bromwicham*. But this form is not supported by any evidence.[2] All the earliest forms of Birmingham are spelled with -*ing*(*e*). See my book *Anglo-Norman Influence on English Place-Names*, 2. But if we suppose that Birmingham was pronounced with a soft *g* (ˈburmindʒəm) it could very easily have been turned into (ˈbru[ʌ]midʒəm) by the metathesis of *ur* to *ru* and the dropping of the medial *n*. To both these developments we could easily find parallels. Early spellings of Birmingham without *n* occur from the 13th cent. *Birmigham Patent Rolls* 1232—4, *Birmicham* 1489, *Index to Charters and Rolls*, *Byrmicham*, *Valor Ecclesiasticus*, 26 Henry VIII, map),[3] and in later spellings we find *ry* for *yr* (*Brymmycham*, 1519, *Index*). Cf. also the following 17th cent. forms noted in NED: *brim-*, *brumingham*, *bromicham*, *brumigham*, *bromedgham*. Elphinstone (a. 1765), *Principles* I p. 140, notes the two prons. *Birmingeham* ('correct') and *Bromingeham* ('vulgar') — where *nge* stands for (ndʒ) — and Johnston, *Dict.*, 1764, has brúmɪjum.

The existence of Old English *ing*-names with *ja*-derivation has not been previously assumed. Cf. e. g. Sievers, *Ags. Gramm.*, §§ 246 ff., 276, and Kluge, *Stammb.*, §§ 27, 76 etc.

---

[1] This rough transcription obviously indicates a pronunciation with (indʒ).

[2] In the neighbourhood of Birmingham there is a place called West Bromwich, Michaelis-Jones, *Phon. Dict.*, gives (ˈbrʌmidʒ), (ˈbrɔmidʒ), spell-pron.?, and (ˈbrɔmitʃ), sp.-pron., as pronunciations of Bromwich, but as far as I know we have no reason for believing that the name of this place was ever used as a substitute for the first element in Birming-ham.

[3] Cf. also the above-mentioned local form 'Awtrigem' for Altrincham.

There remains to be seen if the OE names we have just discussed have any correspondents in the other Germanic dialects, and how they should be accounted for from a formative point of view. In OE the presence of the *ja*-suffix is clearly indicated by the passing of (iŋg) > (indʒ). This important criterion is of no avail for the other Germanic dialects, where the existence of the suffix can be ascertained only by a study of the early inflections. We find no mention of *-ing* names with *ja*-derivation in the current literature dealing with the German dialects in their early stages. Cf. e. g. Grimm, *Deutsche Gramm.*, II, 349 ff.; Wilmanns, *Deutsche Gramm.*, II, 279; Holthausen, *Altsächs. Elementarbuch*, §§ 278, 310; Braune, *Althochd. Gramm.*, §§ 198 ff., 223.

In early Scandinavian there are unmistakable traces of the formations in question. In his interesting and valuable book on Swedish *ing*-names[1] Hellquist has arrived at the following results with regard to the occurrence and origin of forms with *ja*-derivation.

In Old Swedish many *ing*-names inflected as *ja*-stems were originally *a*-stems. When the ending *-a* of the genitive plural became *e*, owing to weak stress, this new form in *e* was looked upon as a *ja*-stem and given the same endings as the original *ja*-stems. Consequently *Gasunga* (gen. plur). > *Gasunge* which was considered to be a *ja*-stem and inflected *Gasungis* (gen. sing.).

A considerable number of names exhibiting the ending *-ingi* (ex. *in gimningi* 1296, *Hillingi* 1316, *de Hisingi* 1299, *Siringi* 1250 etc. etc.) are, however, looked upon by Hellquist (pp. 215, 219) as original *neutral ja*-stems, in which the suffix has its old sense of 'possession'. Thus *Siringi* goes back to **Siringi̯a*, i. e. 'what belongs to the Sirings'. Hellquist supports his theory by drawing attention to similar formations in Old Saxon such as *Arpingi* (a. 852) = Erpingen, *Heringi* (a. 1028) = Herringen.

These examples were first noted by Jellinghaus, *Westfälische Ortsnamen*, 80. *Arpingi* is from a Latin charter in *Westfälisches Urkundenbuch* I, II (ed. Erhard, Münster 1847). The whole entry is as follows: *in villa quæ vocatur Arpingi.* In later entries (a. 1277) the name appears as *Erpingen.* The form *Heringi* I have not been able to find in the records which have been available to me. In *Westf. Urkundenb.* III, a. 1201—1300, Herringen is called *Herenghen, Herinc, Hering, Heringe.* From *Urkundenbuch zur Gesch. des Herzogtums Westfalen* (ed. Seibertz, Arnsberg 1839—54) Jellinghaus (p. 160) quotes *Odingi* 1100 = Oedingen. In *Traditiones Corbeienses* (ed. Wigand, Leipzig 1843) — of the 9th century — I have noted the following additional instances of

[1] *Om de Svenska ortnamnen på inge och unge,* Göteborgs Högskolas Årsskrift. Bd. XI. 1905.

names in -*ingi*:[1] *in Derlingi in villa* (also *Darlingo*) = Darlingau; *Lauuingi* (called *Lauhingi* in a Latin charter of the year 888, *Westfäl. Urkundenb.* I) = Lauingen; *Lithingi* = Liedingen?; *Luchttringi, Luhltringi, Luhtringi* (called *Luchterinken, Lutteringen, Lutheringen* in charters of the 13th cent, *Westfäl. Urkundenb.* III) = Lüchtringen; *Thuringi, in pago north thuringi* = Nordthuringau; *Tehtlingi* = Teglingen.

It might be objected that -*ingi* in the above forms is a Latin ending: *Arpingi* = 'the place of the *Arpingi* or Arpings'. To ascertain whether there is any foundation for this assumption I have subjected the names in *Traditiones Corbeienses* to a careful examination. It appeared, however, that the native endings were almost invariably kept. It therefore seems less probable that *Arpingi* etc. are Latinized forms. What also speaks against this assumption is the fact that — as far as I could see from a cursory examination of the material — the forms in the later Latin charters (a. 1201—1300) of the Westfäl. Urkundenbuch always exhibit native forms such as -*ingen* or -*inge* < earlier *ingi*; cf. hereon Holthausen, *Altsächs. Elementarb.* 151. From such an entry as *Masingorum Silva, Trad. Corb.* = The Forest of Massinge, it seems obvious, however, that Latinized forms in -*ingi* occasionally occurred in the Latin records. To denote Germanic *tribal names,* forms in -*ingi* were often used by the early Latin writers. For examples see Grimm's *Gr.*, II, 349 and Wilmann's *Gr.*, II, § 279. I think instances of that kind should be kept apart from those belonging here. Our *ingi*-forms are *place-names,* and occur in records *where as a rule the native endings of the place-names are kept.* If — as I have tried to show — *Arpingi Odingi* etc. are true native forms, they can only be neutral *ja*-stems — seen from a formative point of view it would hardly be permissible to explain them as masc. *i*-stems.

Finally Hellquist (p. 213) points out some tribal names in *ing* which are *jan*-stems, e. g. *Snæringia hundare* = 'the hundred of the Snævings'. The development is supposed to have been *Snæringer* (masc. *a*-stem) > *Snæringi* (place-name, neutr. *ja*-stem) > *Snæringe* (tribal name, masc. *jan*-stem). It should be noted however that Noreen (*Altschw. Gr.* § 418 Anm. 1) looks upon O. Sw. *heþninge, hoþþinge* etc. (by the side of *heþninger, hoþþinger*) as *original an*-stems which have come to be inflected as *jan*-stems,

[1] All or most of them are, no doubt, patronymics. Many of the *ing*-names which are supposed by Jellinghaus 80 to contain the noun *ing* (?), seem to be patronymics or *common nouns with ing-derivation.* On this question see H. Falk, *Norske Gaardnavne* Bd. V and GRM 2. 377.

[1] The names have been identified by H. Dürre in *Zeitschrift für vaterländische Geschichte Westfalens.* Bd. 41, 42.

owing to the palatalization of the *g* of the nominative *-ingi*. This palatalized *g* is supposed to have been analogically transferred to the other cases. The same explanation is probably intended for *ja*-forms of O. Icel. and Norw. *erfingi, brantingi, hǫfþingi*, although Noreen (*Altisl. Gr.* 393) classes them with original *jan*-stems. Kluge (*Stammb.* § 27) nevertheless looks upon the above-mentioned Icelandic words as original *jan*-stems, and this theory gains in probability by the indisputable existence of masculine nouns with *ja*-derivation in Old English. And at first sight at least it seems odd that the palatal *g* of the nominative sing. (in *erfingi*) should have been generalized at the expense of the hard *g* in *all* other cases.

The principles of formation which have been laid down by Hellquist could, to a certain extent, also be applied to the OE names with *ja*-derivation.

Thus its seems possible that OE **Billinge* and **Sellinge* (cf. *ǣrende* < **ǣrundja*) were neutral *ja*-stems with the sense of 'the farm, village, or inheritance of the Billings (or Sellings).

The occurrence of (-indʒ) in compounds presupposes however OE *tribal names* with *ja*-derivation, i. e. *masc. ja-* or *jan*-stems.

No certain examples of *jan*-formations (corresponding to O. Sw. *Snæringjar*) have been found in OE. Such instances as *Beowulf Scyldinga, þeodric wæs Amulinga* (cf. Kluge, *Stammb.*, § 27) may belong here, but can equally well be explained as plural genitives. And as far as I know, no such weak forms as **Scyldingena*, **Billingena* etc. are recorded. We seem therefore necessitated to assume the existence of OE *strong* masculines in *-incge* < **ingjaz*. These may owe their origin to the place-names (OE *Billincǵas* < *Billincǵe*) but may also have had a more independent development.

It seems conceivable that the suffix *ja* was originally added either to a patronymic *ing*-name or to a place name in *-ing*. In the former case the suffix may have denoted relationship (**Billincge* [< **ingjaz*] = 'some one related to, or belonging to, the same tribe as *Billing* [< **ingaz*]), in the latter, habitation (**Billinege* [< **ingjaz*] = some one living at a place called **Billinga* (gen. plur.) or *æt Billingum* (dat. plur.). There might have even existed original formations in **ingaz* and **ingjaz* without any great difference in the sense. We have already pointed to some Old Scand. words in *-ing(e)r* and *-ingi* (i. e. *a*-stems and *jan*-stems) with exactly the same meaning. Both in Icel., O. Norw. and O. Sw. *personal names* not infrequently appear with *ja*-derivation, and some of them can be inflected both as *ja-* and *a-* (or *an-*) stems. Cf. O. Norw. *Gylfer, Víler* (*ja*-stems) ~ *Gylfe, Víle* (*an*-stems) (Noreen, *Altisl. Gramm.*, § 361) and O. Sw. *Bosi* ~ *Busiʀ* (Noreen, *Altisl. Gramm.*, § 395, Anm. 1). For additional examples of O. Scand. pers. names with *ja*-derivation see, Naumann, *Alt-*

nordische Personennamen, p. 151 (Acta Germanica, Neue Reihe I). Naumann's explanation of this *-ja* as a pet-name suffix must be deemed more or less conjectural, as long as it has not been worked out in detail. Wilmanns (*Deutsche Gramm.* II, § 185) notes such OHG doublets as *mûs-ari* (*ja*-stem) and *mûs-aro* (*a*-stem) with exactly the same sense. Cf. also Wilmanns, ib. § 184, p. 232, and esp. § 186, Anm. 4.

Neither do I think any serious objection can be raised to the assumption of masc. *ja*-stems in Old English corresponding to masc. *jan*-stems in Old Scand. It is a well-known fact that many personal names can be weakly *or* strongly inflected both in Old English and in Old Scandinavian. Thus in the case of *ing*-names the runic inscriptions clearly tell us there was an interchange of strong and weak forms. Cf. *holtiʒaʀ* (Gallehus, Denm.) and *inþingaʀ* (Reistad, Norway) as opposed to *hariʒa* (Skååäng, Sweden), *þraviʒan* (Tanum, Swed.), *iʒʒon* (Stenstad, Norway). In O. Fris. the majority of tribal names in *-ing* belong to the weak declension, cf. Grimm, *Gramm.*, II, 350 n. Cf. also Wilmanns, *Gramm.*, II, § 184, p. 233.

Lastly it should be noted that several common nouns which were original *ja*-stems are inflected as *jan*-stems in Old Scand. This is the case with words in *-are* (*domare, harpare* etc.) and with O. Sw. *hirþe*. Cf. Noreen, *Altschw. Gramm.*, § 395, Anm. 1, § 417; *Altisl. Gr.*, § 392. *Perhaps some of the O. Scand. words in -inge were original ja-stems and not original jan- or an-stems;* the two categories cannot be easily kept apart. According to Noreen, *Altisl. Gr.*, § 254, original *-ingja* stems ought to develop plural forms ending in *-ingiar, -ingia*, identical with the corresponding forms of the *jan*-stems. In O. Sw. the *jan-* and *ja*-stems soon became identical also in the nom. sing., owing to *r* being dropped in *-ir*. *Consequently some or all weak forms in the sing. may be due to the operation of analogy.*

As soon as I have time and opportunity, I intend to make the question of (indʒ) in *English* names the subject of a special paper, where more material will be adduced, and the etymology of each name will be carefully considered. By the aid of the new material I also hope to arrive at more definite results as regards the origin and function of the suffix. Anyhow the previous discussion seems to warrant the following conclusions. *A considerable number of English ing-names* (*Billinge, Hardinge, Sellindge, Bullingham, Birmingham, Whittingham*) *exhibit ja-derivation. The forms in question date back to early Germanic, as they are found both in Scandinavian and West-Germanic.*

Stockholm. R. E. Zachrisson.

Über zwei Punkte der romanischen Lautgeschichte.

1. Frz. *flotter, jeter, roter.*

Frz. *flot* und *roter* zählt Behrens, *Afrz. Gr.* [10], 101 zu den Wörtern, die 'nicht dem alten Erbwortschatze angehören', und bemerkt dann noch: auffällig bleibt *jeter.* Meyer-Lübke bespricht in der *Frz. Gr.* [2/3] den Punkt nicht eigens und verzeichnet nur S. 173 *jeter* aus *d'et'er* mit Dissimilation, während Nyrop I, 380 die Vertretung von *ct* durch *t* einfach konstatiert. Da nun *flot, roter* auf lat. Grundwörter zurückgehen,[1] so wird man die Ansicht, daß sie 'nicht dem alten Erbwortschatze angehören', zunächst so auffassen, daß *fluctus, ructare* aus dem Hochlatein später ins Vulgärlat. Galliens gedrungen seien. Weil nun *fluctus, ructare* weder dem kirchlichen noch dem Rechts- und Verwaltungslatein angehörten, so könnten sie nur auf gelehrtem Wege in engerem Sinne eingedrungen sein.[2] Für *fluctus* könnte man dies durch den Hinweis auf afrz. *fluctuation, fluire* (Berger, *Die Lehnwörter in der frz. Sprache ältester Zeit,* 138 f.), die beide deutliche mots savants sind, glaublich machen, während es für *ructare* bei seiner Bedeutung und Begriffssphäre recht unwahrscheinlich bleibt. Für *yectare* endlich, das mit *c* ein durchaus volkstümliches Gepräge zeigt, ist diese Auffassung ausgeschlossen und ist denn auch von Behrens nicht auf *jeter* ausgedehnt worden. Nun hat Herzog, *ZrPh.* 23, 361 *jeter* durch Dissimilation von *d'et'er* zu *d'eter* erklärt und damit den Beifall Meyer-Lübkes, *Frz. Gr.* [2/3], 173 gefunden. Gegen Herzogs Annahme könnte man ähnliche Einwände erheben, wie sie Meyer-Lübke, *RGr.* II, 508 gegen Cohns Ansicht, daß *consil'ar'u* zu *consil'aru* dissimiliert worden sei, richtete, nämlich daß frz. Gewohnheit eher die Dissimilation *d'et'er — det'er* entspräche, die zudem in port. *deitar* wahrscheinlich vorliegt, und daß die Dissimilation zweier palatalisierter Konsonanten in vielen Wörtern, in denen sie in Betracht gekommen wäre, nicht eintrat. Wegen der ersteren Behauptung wären *cage* 'Käfig', *côcher* 'treten' (vom Hahn), *noix gauge* 'Walnuß' (Meyer-Lübke, *RGr.* I, 334; *Frz. Gr.*[2], 173)[3] und die von

[1] Über die Herleitung von *flot, flotter* aus dem Germ. wird bald gesprochen werden. Hier genügt die vorausnehmende Feststellung, daß sich *flot, flotter* aus *flōd* allein nicht erklären läßt (s. auch Meyer-Lübke, *Wb.* 3385).

[2] Diese drei Wege, auf denen lat. Lehnwörter ins Frz. drangen, bespricht vortrefflich Berger in obengenanntem Buche S. 9, 18, 19.

[3] Das von Meyer-Lübke an beiden Stellen neben *côcher* genannte *cauchemar* ist dagegen wohl anders aufzufassen. God. belegt im Hauptteil *quauquemaire* aus Lefranc und dem Evangile des quenouilles, *cauquemare* aus Rabelais, *cochemare* aus Bodins Démonomanie, in der übrigens die

Marchot *ZfS.* 22[2], 195 behandelten wall. Formen *kãdži*, *kalẽdži*, *kerdži* u. a. anzuführen, während die von Meyer-Lübke in der *RGr.* noch angeführten *gazouiller*, *catouiller* als Schallwörter, *galloche* als Lehnwort späterer Aufnahme, aus der sich die Bewahrung des *ga-* erklären kann, beiseite zu lassen sind und die Erklärung von *essai* aus *esad'u* für *es'ad'u* in der *Frz. Gr.* an *essaim* scheitert, danach durch die bei Behrens, *Afrz. Gr.*, verzeichnete Erklärung zu ersetzen sein wird. Für die progressive Dissimilation palatalisierter Konsonanten könnte etwa namür. *tšu̯ki* 'stoßen' (Niederländer, *ZrPh.* 24, 307), lütt. *šoké* 'drängen' (Meyer-Lübke, *Wb.*, 1491) angeführt werden, das Niederländer, *Zs.* 24, 253, auch Marchot, *ZfS.* 22[2], 195, bzw. Meyer-Lübke auf *calcare* zurückführen. Da aber das Wall. nach Marchot gerade die regressive Dissimilation in solchen Fällen gewöhnlich zeigt, so ist meines Erachtens *tšu̯ki*, *šoké*, übrigens auch wegen der Bedeutung, nicht auf *calcare* zurückzuführen, sondern dem frz. *choquer* anderer Herkunft gleichzusetzen. Bei Liquiden und Nasalen trat progressive Dissimilation einigemal ein, aber nur, wenn besondere Umstände die regressive hinderten. So wurde **flamble* zu *flambe*, nicht zu **famble* wegen des danebenstehenden *flamme* dissimiliert, wie schon Meyer-Lübke, *Frz. Gr.*[2], 173 bemerkt; ferner zeigt vulgärlat. *criblum* den Einfluß von *cribellum*, *Berthelot* den von (*Berthier*), *Berthe*, *contralier* den von *contre*, *ensorceler* den von (*sorcier*) *sort*, *esquarteler* den von *quart*, *prunelaie* den von *prune*, weiteres, um Fälle von Dissimilation bei anderen Lauten als Liquiden und Nasalen zu nennen, *viande* aus **vivande*, das von dem hier richtigen Sprachgefühl gewiß noch lange zu *vivere* gestellt und als 'Lebensmittel' empfunden wurde, den von *vivere*, das ja in allen Formen *vi-*, aber nicht in allen das zweite *v* hat, dann *viaz* wohl auch den Einfluß von *vi-* in *vivre*; diese Beispiele von Dissimilation entnehme ich außer der *Frz. Gr.* Meyer-Lübkes der reichen Zusammenstellung Nyrops I, 450 f. Wenn afrz. *maisiere* aus *mak'era* für *mak'er'a* entstanden wäre, wie Meyer-Lübke, *Frz. Gr.*, glaubt, so wäre ein Fall progressiver Dissimilation palatalisierter Konsonanten gegeben, den man nicht leicht durch Einwirkung eines anderen Wortes erklären könnte. Allein Meyer-Lübkes Erklärung scheitert meines Erachtens an dem gewiß volkstümlichen afrz. *maiere* aus *materia* und beide Wörter sind durch Suffixtausch, durch Ersatz von *-ire* durch *-iere* (vgl. *entier*)

---

cochemare genannten Hexen als 'au pays de Valois et de Picardie' heimisch bezeichnet werden, im Compl. *cauquemare* aus Sym. de Hesdin, *cauchemar* aus Thierry, *Dict. fr.-lat.*, *cochemare* aus Oudin, *Dict. fr.-esp.* Die ältere Form ist somit pik. *cauquemare* (man beachte Bodins Hinweis auf die Pikardie), das im Französischen in Anlehnung an *cauchier* zu *cauchemar* umgestaltet wurde; diese Form erscheint bei Bodin, Thierry, Oudin, also im 16. und 17. Jahrhundert.

zu erklären. Warum in *ǧeǧole das zweite ǧ und nicht das erste fiel, kann ich freilich nicht sagen. Daß sich *pibione, *genciva durch eine progressive Dissimilation erklären, ist mir sehr unwahrscheinlich, da die Sprache die Folge p—p, wobei auch das zweite p fest ist, nicht meidet (vgl. etwa *pepin, pipe, poupe* aus *puppa* und im Afrz. auch aus *pulpa, pourpre*), ebensowenig *g—g* und *ǧ—ǧ* (vgl. etwa die Artikel *gagates, garg, gargel, gurgulio, gurgus, *gurgutia* im *Wb.* Meyer-Lübkes); danach werden sich **pibiōne, *gincīva* eher durch Einfluß irgendwelcher anderer Wörter erklären. Zusammenfassend kann man sagen, daß die für *d'et'er* angenommene Dissimilation eigentlich keine rechte Parallele hat. Zweitens ist, wie ich schon bemerkt habe, die Dissimilation zweier palatalisierter Konsonanten in vielen Wörtern unterblieben, in denen sie in Betracht gekommen wäre; man vgl. *changier, chargier, chancier, jaille, jauger, juger, juillet.* Kurz, Herzogs Erklärung von *jeter* ist zwar keineswegs unmöglich, da sich ja für Dissimilationen feste Gesetze noch nicht aufstellen ließen, aber auch nicht gerade wahrscheinlich.

Wie Herzog für *jeter,* gab Thomas für *roter* eine individuelle Erklärung. Er führt *rot* auf *ruptus* (statt *ructus*) bei Oribasius zurück und erklärt dieses durch Einwirkung von *rumpere, ruptum* (*Philologie et Linguistique,* Mél. Havet, 522).

Für *flot* endlich, von dem *floter* abgeleitet wäre, könnte man statt *fluctus* germ. *flōd* als Grundwort ansetzen, um *t* zu rechtfertigen. Allein *flōd* ergab afrz. *fluet* und die Annahme, daß es noch ein zweites Mal entlehnt worden sei, ist nicht glaublich. So nahm denn Suchier, *GGr.* I², 796 Kreuzung von *fluctus* mit germ. *flōd* an. Doch wollte er damit nur das *ǫ*, nicht den auslautenden Konsonanten erklären. Von *t* für *it* sprach er gar nicht und hatte seinen Grund dazu. Germ. *flōd* hätte erst nach dem Schwunde der Auslautsvokale wirken können, da sein *d* zu *t* verhärtet war. Nun sieht man nicht ein, wie aus **floit* + *fluet* ein *flot* entstanden wäre. Man müßte etwa annehmen, daß ein **flot'* nach *fluet* sein *t'* durch *t* ersetzt habe. Die Rechtfertigung des *t* statt *it* von *flot, flotter* durch germanische Einwirkung wäre also zumindest nicht ohne Schwierigkeiten.

So ließe sich also für jedes der drei Wörter *flotter, jeter, roter* eine individuelle Erklärung geben, wobei jedoch die Erklärungen der beiden ersten Wörter manches Bedenken erregen. Jedermann wird nun zugeben, daß eine einheitliche Erklärung, die *t* aller drei Wörter begreiflich macht, wahrscheinlicher sei als drei individuelle Erklärungen. Vor einiger Zeit hat Niedermann, *Neue Jahrbücher f. d. klass. Altert., Gesch. u. deutsche Lit. u. f. Pädagogik* 15, 337 eine neue Erklärung gegeben. Er führt *flotter, jeter, roter* auf vulgärlat. **fluptare, *ieptare, *ruptare* zurück, die auf falscher Umsetzung von **fluttare, *iettare, *ruttare* (mit *tt* aus *ct*) in die Schrift-

sprache beruhen sollen. Nun sind die von Niedermann aus dem lat. Dioskurides, dem lat. Oribasius und dem Grammatiker Fulgentius belegten Formen *ruptare, ruptus* für *ructare, ructus,* sowie *reluptare* für *reluctare* bei Fulgentius gewiß so aufzufassen. Eine solche falsche Umsetzung war aber nur dort möglich, wo sowohl *pt* als auch *ct* ein *tt* ergeben hatten, also in Italien, nicht aber in Gallien, für das freilich Niedermann a. a. O., A. 3 den Wandel *ct—tt* auch annimmt. Doch hat er damit gewiß nicht recht. Er beruft sich darauf, daß *tt, t* für *ct* in den lateinischen Inschriften Galliens ebenso wie in denen Italiens vorkomme (Pirson, 91). Er hätte sich noch auf Bonnet, *Le latin de Grégoire de Tours,* 188, A. 1 und 267, wo *lateo* = *lacteo* und *letum* = *lectum* verzeichnet sind, auf *autore* = *auctore* der Formulae Andecavenses, auf das Haag, *RF.* 10, 861, A. 1 hinweist,[1] auf *luptamen* = *luctamen* eines zu Metz im 9. Jahrhundert entstandenen Formulars (Pirson, *RF.* 26, 909), vielleicht, falls der Beleg Frankreich angehört, auch auf *nectis* = *neptis* der Formulae Salicae Lindenbrogianae bei Pirson a. a. O. berufen können, da die Schreibungen *pt* für *ct* und *ct* für *pt* auch auf die gemeinsame Aussprache *tt* hinweisen, wohl auch noch auf *condictum, sequestracto, dilacta* merow.-karol. Formeln bei Pirson, *RF.* 26, 914, deren *ct* für *t* umgekehrte Schreibung zu *t* = *ct* zu sein scheint,[2] endlich, falls *m* nicht für *nc* steht, auf *cumta* = *cuncta* bei Fredegaar (Haag, *RF.* 10, 861, A. 3), das auch zu it. *santo,* nicht zu frz. *saint* stimmt. Diese Schreibungen beweisen aber keineswegs, daß für *ct* jemals in Erbwörtern in Frankreich *tt* (*t*) gesprochen worden sei. Sie sind vielmehr mit Pirson, *RF.* 26, 914 durch das Übergreifen einer in Italien entstandenen orthographischen Tradition zu erklären, da die daneben von Pirson für möglich gehaltene Auffassung als unvollkommener Schreibungen doch auch nicht befriedigt.[3] Daß *kt* in Erbwörtern in Frankreich einst zu *t* geworden sei, ist wegen der späteren Vertretung *it* einfach unmöglich. Denn auch Niedermanns Ansicht, daß *ct* durch den Einfluß der Schulen überall wieder eingeführt worden sei und dann zu *it* wurde, ist unhaltbar, weil das Französische wie alle romanischen Sprachen auf der Rede des gemeinen und gemeinsten Volkes beruht. Niedermann hätte sich für seine unhaltbare Ansicht auch nicht auf v. Ettmayer, *ZfrPh.* Beih. 26, 9 berufen und sagen sollen,

---

[1] Slyper, *Über das Latein der Formeln von Anjou,* Diss. Amsterdam, ist mir nicht zugänglich. S. noch Huemer, *AlLG.* 3, 548.

[2] Die Schreibungen *rendiction* für *renditio, tradictionalem* sind anders geartet und stimmen zur französischen Lautentwicklung, die ja *kt̯i* zu *ts* und in der einen Schicht auch *ti̯* zu *ts* bietet.

[3] Man könnte diese Schreibungen (*t* für *ct* in Frankreich) zugunsten der von Thomson seinerzeit angenommenen Zwischenstufe *fat'to* geltend machen, doch wären sie eine recht unsichere Stütze. Übrigens hätte ein **flot't'u* nach Thomson selbst eben **floit* gegeben, nicht *flot.*

daß auch dieser annehme, *ct* habe ursprünglich in der gesamten Romania *t(t)* ergeben und in Frankreich sei später durch den Einfluß der Schulen *ct* wieder hergestellt worden. Dies meinte v. Ettmayer nicht, wenn ich ihn recht verstehe. Er spricht zwar von dem allgemeinen Zuge der Gutturalen zur Assimilation in Konsonantengruppen und von einer gelehrten Reaktion gegen die Gutturalassimilation, meint aber nur Italien; denn im weiteren sagt er ausdrücklich, daß 'in den Provinzen die Gutturalis erhalten blieb'. Kurz, Niedermanns Auffassung ist abzulehnen.

Trotzdem führt sie zur richtigen Erklärung von *flotter, jeter, roter* hin. Diese ist meines Erachtens die folgende. Die in Italien entstandenen **fluttare, *iettare, *ruttare* wurden nach Frankreich eingeführt und ergaben hier frz. *flotter, jeter, roter,* bzw. die prov. Formen. Der Wandel *ct—tt* trat schon im 1. Jahrhundert n. Chr. ein; dies zeigen Formen pompejanischer Inschriften. so *otogentos, autione, fata* in CI LIV, suppl. 1, XXVI, Z. 27, 28, 29 (S. 312), *autione* ebenda, XXXIII, Z. 8 (S. 323), *fata,* XXXVIII, Z. 28 (S. 331); s. noch Meyer-Lübke, *GGr.* I², 476. Danach können **fluttare, *iettare, *ruttare* schon um 100 n. Chr. nach Frankreich gekommen sein.

Aus unserer Auffassung ergibt sich zunächst, daß *ié* des neben *jeter* vorkommenden afrz. *jetier* (*ié* s. Suchier, *Les voyelles toniques du vieux français,* 86) nicht von *ct* stammt, sondern analogisch eingeführt wurde wie bei *deseritier* neben *deseriter,* das Suchier a. a. O. mit Reim belegt. Weiter ergibt sich die Unmöglichkeit, das auch durch den Reim (s. Suchier, l. c., 37) geschützte *i* des afrz. *giter,* des prov. *gitar* neben *geter, getar* aus *ę* + *i* zu erklären, wie Herzog *ZfrPh.* 23, 361 tat. Wenn *i* nur aprov. wäre, könnte man *gitar* neben *getar* mit *gilar* = *gelar, gilos* = *gelos, ginesta* = *genesta, gimbei* = *gembei* 'janvier', das besonders vergleichbar wäre, weil auch hier vulgärlat. *ie-* aus *ia-* vorliegt, *ginolh* = *genolh, giquir* = *gequir,* auf eine Stufe stellen; allein afrz. *giter* spricht dagegen, das von God. IV, 269 f.; X, 41 f. zwar nicht oft, aber doch auch aus dem Innern des Sprachgebietes, nicht bloß vom Grenzlande zum Provenzalischen, belegt wird und das danach doch nicht als Lehnwort aus dem Provenzalischen angesehen werden darf. Wohl aber stimmen afrz. *giter,* prov. *gitar* zu it. *gittare,* neben dem *gettare* natürlich die stammbetonte Form darstellt. Man kann *i* von *giter, gitar* als Beweismoment für die Herkunft aus Mittelitalien geltend machen. Der Wandel des vortonigen *e* zu *i* in Mittelitalien scheint im 4. Jahrhundert n. Chr. bereits eingetreten gewesen zu sein; dafür sprechen die von Schuchardt, *Vok. des Vulgärlateins* I, 299, bzw. 304, bzw. 320, bzw. 323 beigebrachten inschriftlichen Formen, nämlich *dipositus* (Rom, 348 n. Chr.), *diposit* (Rom, 353), *divotissimo* (Cingulum, 362), *filicter* (Casinum, 4. Jahrhundert),

Ligitimus (Rom, 366). Danach kann **jittare* oder **d'ittare* neben dem stammbetonten *jętto* bzw. *d'ętto* schon um 400 n. Chr. aus Rom nach Gallien importiert sein. Wie **jittare* prov. *gitar*, afrz. *giter*, so ergab **jętto* afrz. *gęt* (*giet*: *ié* im Roland, s. Suchier l. c.), prov. *gęt*. Afrz. *gẹt*, das Suchier a. a. O. durch Reime belegt, ist gegenüber der Form mit *ę* gewiß sekundär. Dies ergibt sich aus der weiteren Verbreitung von **jętto*, das französisch, provenzalisch, italienisch ist, und aus einem allgemeinen Grunde. Das aus *a* nach *i̯* entstandene *e* war offen und wurde, als nach der bekannten Qualitätsscheidung die offenen *e* fast ausnahmslos kurze *e* waren, diesen gleichgestellt, selbst dort, wo langes *a* zugrunde lag. Dies ist der Fall bei *jĕnuārius* aus *jānuārius*; hier wird *ĕ* durch die griechische Schreibung *'Ιεναρίων, 'Ιενουαρίων* erwiesen, wie Niedermann, *Contributions à la critique et à l'explication des glosses latines*, 27, A. hervorhob. Man vgl. noch das an *ja—jĕ* vor dem Ton angelehnte **jĕnna* = kalabr. *yenna*. Somit ist afrz. *gẹt* sekundär und stammt von *gẹter*. Wie *giter*, *gitar* zu it. *gittare*, stimmen afrz. *flọt* (Suchier, l. c. 30), prov. *flọta* zu it. *fiọtto* und dessen *ọ* gegenüber lat. *ŭ* stellt sich zu *ọ* in *gotto* und anderen Wörtern mit folgender Geminata (Meyer-Lübke, *GGr.* I², 663). Danach führe ich prov. *rọt* 'das Rülpsen', *rọta* 'er rülpst' auf it. **rọtto*, **rọtta* zurück, für die später *rutto*, *rutta* mit einem auf jeden Fall nicht lautgesetzlichen *u* eintraten, meines Erachtens nach *bọtto*, *buttare* (vgl. *buttare* 'speien' vom Vulkan und nhd. *aufstoßen* 'rülpsen'). Gleichen Ursprungs wie prov. *rọt*, *rọta* sind meines Erachtens afrz. *rot* 'das Rülpsen', *rote* 'er rülpst', da die Annahme von A. Thomas, *Philologie et Linguistique*, Mélanges Havet, 522, daß Angleichung an *-ot*, *-oter* vorliege, sehr unwahrscheinlich ist (wegen *bouter*, *brouter*, *douter*, *jouter*, die blieben). Afrz. *rọt*, *rọte*, auf die sich Thomas stützt, verhalten sich zu **rọt*, **rọte* wie *gẹt*, *gẹte* zu *gęte*. Daß die im Neufranzösischen fortlebende Form mit *ọ* im Altfranzösischen in keinem beweisenden Belege überliefert ist, ist ein Zufall, der sich aus der geringen Zahl der Belege (wegen der Bedeutung des Wortes) erklärt. Kurz, auch der Tonvokal von *flotter*, *jeter*, *roter* paßt zur Annahme italienischer Herkunft, ebenso wie der stammauslautende Konsonant. Schließlich sei hervorgehoben, daß *flotter*, *jeter*, *roter* nicht mit den bekannten italienischen Lehnwörtern des Französischen auf eine Stufe gestellt werden dürfen. Während diese in historischer Zeit entlehnt wurden, wanderten unsere drei Wörter nach unserer Auffassung schon in vorhistorischer, in vulgärlateinischer Zeit nach Frankreich.[1]

---

[1] Nebenbei sei über die von Meyer-Lübke, *Wb.*, *ructare* im Anhang genanten Dialektformen einiges gesagt. *Roké* in Côte-d'Or, Jura, *ruki* in Hautes-Alpes, gask. *aruká* rühren meines Erachtens vom Stamme des mhd. *ite—rücken*, ags. *ed-rocian* 'wiederkäuen', ags. *rocettan* 'rülpsen' her. Ein

Auch afrz. *letrin,* nfrz. *lutrin* 'Chorpult' stammt meines Erachtens aus Italien, da das Wort in italienischen Mundarten lebt (s. Meyer-Lübke, *Wb.*, **lectrīnum*), im Sizilianischen mit bemerkenswerter Bedeutungsentwicklung. In sachlicher Hinsicht ist die Wanderung eines auf den katholischen Kult bezüglichen Wortes von Rom, dem Zentrum dieses Kults, nach Frankreich begreiflich.

Auch frz. *contrat* wird aus it. *contratto* stammen und nicht 'gelehrte' Entwicklung des lat. *contractus* in Frankreich sein. Denn die 'gelehrte' Entwicklung von *contractus* im Französischen war *contraut,* das God. aus dem 13. bis 16. Jahrhundert zwölfmal belegt, und das *ut* aus *ct* wie afrz. *charaute* (Förster, *ZfrPh.* 3, 263), span. *auto* und viele port. Wörter (Cornu, *GGr.* I², 993), darunter *contrauto,* zeigte.[1] Die überragende Stellung der italienischen Rechtsschule (Bologna) erklärt in sachlicher Hinsicht die Entlehnung des italienischen Wortes für 'Vertrag' genügend.

Danach wird man auch frz. *sujet* (gegenüber erbwörtlichem afrz. *sougit*) nicht für ein lateinisches, sondern für ein italienisches Lehnwort des Französischen halten und aus it. *suggetto* herleiten, das neben *soggetto* vorhanden ist. It. *u* wurde durch frz. *ü* wiedergegeben wie in *buste, burat* u. a. Das neben *sujet* im Altfranzösischen vorkommende *soget, souget* (s. God., *Compl.*) ist entweder Kreuzung von *sujet* mit dem erbwörtlichen *sougit* oder stammt aus it. *soggetto* wie *sujet* aus *suggetto* oder gibt die Aussprache, nicht die Schreibung von *suggetto* wieder (vgl. mfrz. *bouffle* neben nfrz. *buffle* aus it. *bufalo*). It. *suggetto* wäre spätestens im 12. Jahrhundert entlehnt, da *sugez* in dieser Zeit im Oxforder Psalter erscheint. Da die hohe Schule zu Bologna schon im 12. Jahrhundert blühte, könnte die Entlehnung des jedenfalls gelehrten Ausdrucks *suggetto* durch Besuch derselben aus Frankreich erklärt werden. Die Entlehnung von *contratto* erfolgte dagegen viel später, da

---

von *erūgere* abgeleitetes **rūgicare* hätte **rūccāre* ergeben wie **fīgicare* **fīccare.* Man könnte zwar *ŭ* durch Einfluß von **rŭttare* erklären; aber diese ganze komplizierte Auffassung kann sich gegenüber dem wirklich vorhandenen westgerm. **rŭkk-* nicht halten. Vend. *rokté* kann, wie Meyer-Lübke glaubt, Weiterbildung von **roké* sein, kann aber doch auch aus ags. *roccettan* stammen, das bis ins Mittelenglische gedauert hätte und zur Zeit der englischen Herrschaft im westlichen Frankreich eingedrungen wäre. Norm., pik. *röpé* gehört zum Stamme des anord. *ropa,* ahd. *roffezzen* 'rülpsen' (s. Falk-Torp, *Wb., ræbe*), schweizerd. *reupse, ropse, rüpse* id. (*Schweiz. Idiot.* VI, 1218 und 1221). Die alemannische Entsprechung dieses schweizerdeutschen Wortes ohne das Verbalsuffix ergab das obwald. *riepá,* engad. *rupler.* Regg. *rutdzer,* comask. *rüǵi,* San-Frat. *rušer* stellen wohl **rūgēre,* **rūgīre* dar, die aus lat. *erūgere* erwuchsen (wegen Falls von *e* vgl. *rúggine*).

[1] Diese für das Spanische und Portugiesische längst zugegebene, für das Französische von Meyer-Lübke, *Wb.*, **charactum* stillschweigend geleugnete Entwicklung wird durch die Parallele *contraut* auch für das Französische gesichert.

contrat erst im 14. Jahrhundert bei Oresme begegnet; von *contraut* ist ja, wie gesagt, abzusehen.

Wie in *contrat, flotter, jeter, lutrin, roter, sujet t* für *kt,* so erscheint in *Madeleine d* für *gd.* Da die eigentlich französische 'gelehrte' Entwicklung des Namens meines Erachtens *Maudeleine* = *Mauzelaine, Mauzelainne* bei God., ae. *Maudeleyne* war (vgl. *Baudas, esmeraude* und obiges *contraut*), so ist *Madeleine* wohl aus sehr früh entlehntem italienischen bzw. im Vulgärlatein Italiens gesagtem *Maddalena* herzuleiten.

An *t* aus *kt* schließt sich *s* aus *ks* an, das scheinbar in *lessive, tasseau* vorliegt. Die Sache steht aber anders. Vulgärlat. *lĭxīva* ergab lautgesetzliches afrz. *leissive,* das God. im *Compl.* in den Schreibungen *leissive, loyxive, loissive, leicive, laissive, laixive* belegt, und ebenso **lĭxīvum* aprov. *leisiu,* nprov. *leissiéu.* Neben *lĭxus,* das in *elixus* von it. *lesso* gefordert wird, stand *līxus* (vgl. lat. *lĭques, līquor* 'flüssig sein') und dazu gab es ein *līxīvus,* das afrz. *lissif* (bei Deguilleville), aprov. *lisiu* lieferte, wiederum lautgesetzlich. Aus *lissif* entstand durch Dissimilation *lessif* und aus *lisiu lesiu,* das Levy IV, 360 nur aus dem Thalamus de Montpellier, also spät belegt, nprov. *lesieu,* heute langued. (daneben noch *lisieu* an den Ufern der Rhone). Ebenso gab *līxīva* afrz. *lissive,* das God. in den Schreibungen *lixive, lissive, liscive* belegt, und daraus entstand *lessive,* das God., *Compl.,* aus Odet de Turnebe belegt, also auch spät. Die hier gegebene Erklärung von *lessive* steht schon bei Meyer-Lübke, *Frz. Gr.* 2/3, 136 und wurde hier nur näher begründet unter Beibringung der von Meyer-Lübke für unbelegt gehaltenen Form *lissive* und unter Heranziehung des etymologisch verschiedenen *leissive.* Afrz. *tassel* ist wohl mit dem Dg. aus *taxillus* + *tessella* zu erklären und nur das Vorhandensein des nicht kontaminierten *taxillus* in afrz. *taissel* zu betonen.

Zum Schluß seien noch *pélerin, paresse* besprochen, die *r* statt des erwarteten *ir* aus *gr* zeigen.[1] Daß *pèlerin* Erbwort sei, ist wegen des zweiten *e* ausgeschlossen. Als gelehrtes Wort ergab *peregrīnus peregrin* wie *peregrinātio peregrinacion* (Berger, *Lehnwörter in der frz. Sprache ältester Zeit,* 213). Soll man daher *pèlerin* als 'halbgelehrtes' Wort ansehen? Ich glaube, daß *pelerin* aus einem it. **pellerino,* das später unter dem Einfluß des kirchlichen Lateins und seines *peregrīnus* zu *pellegrino* wurde, stammt, und mache für diese Annahme das *ll,* das im Altfranzösischen zuweilen erscheint, geltend; vgl. in God.s *Compl.* ein *pullerin* aus dem Girart de Viane und ein *pellerin,* dazu dort und im Hauptteil je ein *pellegrin.* Dieses *ll* statt *l* stimmt zu it. *pellegrino* und

[1] *Enterin* bleibt beiseite; es ist offenbar nicht **integrīnus,* sondern *entir, entier* + *in.*

hat bei diesem Parallelen (Meyer-Lübke, *GGr.* I², 682). In sachlicher Hinsicht ist die Entlehnung des Wortes für 'Pilger' gerade aus Italien begreiflich. Die nach Rom Wallenden hörten sich auf dem Hin- und dem Rückwege mit dem italienischen Worte für 'Pilger' immer wieder bezeichnet, lernten es dadurch kennen und brachten es heim nach Frankreich. Man beachte noch, daß das Primitivum *pereger*, das in italienischen Mundarten lebt, auch nach Nordwesten wanderte; es kam aber nur bis ins Provenzalische (s. Meyer-Lübke, *Wb.* s. v.). Nunmehr bleibt noch afrz. *perece, parece*, nfrz. *paresse* zu besprechen. Meyer-Lübke, *Frz. Gr.* ²/³, 130 (s. auch 128) hält es für ein Erbwort und *r* aus *gr* vor dem Ton nach hellem Vokal für die erbwörtliche Entwicklung. Da sein zweites Beispiel *pelerin* wegen des zweiten *e* von den Erbwörtern ausscheidet, so stützt sich diese Fassung des Lautgesetzes auf *perece*. Dies macht die Auffassung nicht unmöglich, aber doch unsicher. Wenn man beachtet, daß *piger, pigrare* nur in italienischen (und rätischen) Mundarten leben und *pigritare* nur im Italienischen und Rumänischen, so kommt man zur Annahme, daß *piger* und Ableitungen dem Vulgärlatein Galliens und Hispaniens fehlten und nur dem Italiens eigneten, von wo *pigritare* dann nach Dacien getragen wurde. Wenn man weiter bedenkt, daß *r* aus *gr* für das Italienische gesichert ist, so wird man darauf geführt, afrz. *perece*, prov. *pereza* wie auch span. *pereza* aus einem urit. **pirezza* herzuleiten, das unter dem Einfluß der in italienischen Mundarten lebenden, *gr* behaltenden Entsprechungen von *piger* (Meyer-Lübke, *Wb.*; beachte besonders aperug. *pligro*) zu *pigrezza* wurde. Man beachte noch, daß **pirezza* ins Spanische, aber nicht mehr in das von Italien schon sehr abgelegene Portugiesische kam, das nur das gelehrte *preguiça* hat. Dieses kann aber auch aus Italien bezogen sein und wäre dann mit *pr-* an das perug. *pligro* anzuknüpfen, das offenbar durch Dissimilation aus **prigro* entstand, welches wiederum aus *pigrum* durch zweimalige Aussprache des *r* erwuchs.

2. Anlautendes *n* für *m* und *m* für *n* im Romanischen.

Anlautendes *n* für *m* erscheint im Romanischen bei:[1]

malva: rum. *nalbă*, venez., trevis. *nalba*, campid. *narba*, log. *narvuttsa*.

mappa: venez. *napa*, friaul. *nape*, log. *nappa*, frz. *nappe*, kat. *napa*, campid. *neperanğu*.

marmor: Grado *nalbure* (Salvioni, *RDRom.* 2, 95).

---

[1] Aspan. *naguela* bleibt beiseite, weil es auf arab. *naguela* zurückgeht (Meyer-Lübke, *Wb.*, *magalia*), ebenso *natta*, weil es auch im Semitischen begründet ist (Walde², *matta*), auch log. *nusku*, piem. *nüsk* aus **mūscus*, da ihr *n* durch Kreuzung schon erklärt ist (Meyer-Lübke, *Wb.*).

medulla: mail. *nidola*, tess., veltl. *ñola*, val.-magg. *nivola*, nordsard. *neuddu* (Salvioni, *ZfrPh.* 23, 522).
membrum: friaul. *membri*, mugg. *znembrar*, span. *niembro* (Baist, *GGr.* I², 897).
memorare: aspan. *nembrar*, port. *nembrar* (Cornu, *GGr.* I², 964).
mespilus: it. *nespola*, afrz. *nesple*, nfrz. *nèfle*, morv. *nep*, kat. *nespla*, span. *níspola*, *níspero*, port. *nespera*, nprov. *espulo* (aus **nespulo* über *espoulié*, Behrens, *Frz. Wortgesch.* 1).
mīca: siz. *niku*, abruzz. *nikẹ*.
milvus: *nibulus*, *Cgll.* V, 570, 2, daraus it. *nibbio*, friaul. *nibli*, afrz. *nieble*, prov. *nebli*.
milzi: lomb. *nilsa*, wallon. *nis*.
**mitius*: neap. *nittse*, lucches. *nizzo*, lomb. *nits*, piem. *nis*, friaul. *nits*.
morbidus: com. *norbio* (Meyer-Lübke, *It. Gr.* 164).
mūrus: log. *nura*, *nurage*.
myrta: nprov. *nerto*.

Das bei *marmor*, *membrum*, *memorare*; *mappa*, *mespilus*; *morbidus*; *malva*, *milvus* auftretende *n* ist gewiß durch Dissimilation des anlautenden *m* zum folgenden *m*, *p*, *b*, *v* zu erklären. Bei *m*—*m* ist dies selbstverständlich. Das in Grado gebrauchte *nalbure* ist wohl auch durch die Dissimilation von *m*—*m* zu *n*—*m*, das dann weiter zu *n*—*b* wurde, entstanden, nicht durch die von *m*—*m* zu *m*—*b*, das dann zu *n*—*b* wurde. Von den beiden Entwicklungen, die Salvioni l. c. für gleich möglich hält, scheint mir die zweite zwar auch ebensowohl möglich wie die erste, diese aber doch wahrscheinlicher als die zweite, weil die Dissimilation von *m*—*m* zu *n*—*m* auch in *nimbra* 'membra' in Grado, das Salvioni selbst erwähnt, und die von *n*—*m* zu *n*—*b*, *v* in weit verbreitetem *novero* vorliegt, die von *m*—*m* zu *m*—*b* dagegen in dem doch wohl an *movente* angelehnten *moventaneo* nur eine schwache Stütze hat. Daß *n* bei *mappa*, *mespilus* auf Dissimilation beruhe, ist auch schon von anderen gesagt worden, zuletzt etwa von Niedermann, *Contributions à la critique et à l'explication des gloses latines*, 31 f. [1905] und Meyer-Lübke, *Frz. Gr.* I², 174 [1913], für *mespilus* von demselben im *Wb.* Wegen *n* bei *morbidus* s. desselben *It. Gr.* l. c. Die Dissimilation bei *malva* verzeichnet Grammont, *La dissimilation consonantique* 48, und über die Entstehung von *nibulus* aus *milvus*, besser mit Parodi, *Rom.* 27, 236 aus **milvulus* über **nilblus*, handelt ausführlich Niedermann, l. c.[1] Hervorgehoben sei nur, daß Nord- und Nordwestitalien die Dissimilation des anlautenden *n* vor Labial zu *n* besonders zu lieben scheinen. Von

[1] Das im Französischen, Provenzalischen auftretende **nĕbulus* statt *nībulus* erklärt sich vielleicht durch Einfluß von *ĕbulus* 'Attich'. Der Einfluß wäre in der Lautähnlichkeit und in der ähnlichen Färbung der hellroten Blüten des Attichs und des rostroten Gefieders des Hühnergeiers begründet.

den acht Wörtern, bei denen sie oben verzeichnet ist, zeigen sieben Formen mit *n* in diesen Gegenden.

Wie hier durch Dissimilation gegen den Labial, so erklärt sich, womit ich zum eigentlichen Gegenstande dieses Artikels komme, *n* bei *medulla, milzi, *mītius, myrta* durch Assimilation an den Dental. Daran wollte schon Salvioni, *ZfrPh.* 23, 523, A. 1 denken, 'se altri esempi la suffragassero'. Diese glaube ich nun in **miltsi, *mītius, *mẹrta* beigebracht zu haben. Daß die Assimilation bei manchen Wörtern, bei denen sie in Betracht gekommen wäre, nicht eintrat bzw. sich nicht behauptete, spricht nicht gegen ihre Annahme, da dasselbe für die Dissimilation von *m-* gegen einen Labial gilt. Die Frage, wie sich diese bei allen Assimilationen und Dissimilationen immer wieder auftretende Erscheinung erkläre, ist überhaupt nicht spruchreif. Man kann nur sagen, daß der Tiername *milvus,* die Pflanzennamen *malva, mespilus, myrta,* auch die Namen unwichtiger Körperteile *medulla, milzi,* die außer in den Ständen der Ärzte einerseits, der Fleischer anderseits wenig gebraucht wurden, besonders in der Rede der mittleren und höheren Stände selten vorkamen, jedenfalls viel seltener als Ausdrücke wie *movere, metipse,* und seltener als in der Rede der Bauern und Feldarbeiter. Diese sahen die Tiere und Pflanzen immer wieder in der Natur, während die mittleren und höheren Kreise, die Städter, wenig Gelegenheit hatten, von einem Hühnergeier, von einer Malve oder Myrte zu reden, in jener alten Zeit, da jede theoretische Beschäftigung mit diesen Dingen fehlte. Auch **mītius* 'welk' kam in der Sprache des Landmannes häufiger vor als in der des Städters. Die Wörter für 'Mark' und 'Milz' endlich konnten, wie ich schon bemerkt habe, außer von Ärzten, die zu wenig zahlreich waren, um eine Wirkung dieser Art auf die allgemeine Sprache auszuüben, häufig nur von Fleischern und Fleischverkäufern, allenfalls Haushälterinnen gebraucht werden, also von Angehörigen des 'Volkes' im engeren Sinne. So kann man begreifen, daß sich bei *malva, medulla, mespilus, milvus, milzi, *mītius, myrta* in gewissen Gegenden die vulgären Formen durchsetzten. Zu diesen gehörten aber die dissimilierten gewiß; denn der eigentliche Boden für diesen springenden Lautwandel ist die Sprache der unteren Schichten. Die Rede der mittleren und höheren Stände bietet den allmählichen, ihnen selbst unbewußten Lautwandel, scheut aber den springenden aus den in diesen Kreisen immer vorhandenen Rücksichten auf Orthoepie. Daß die Wörter, bei denen die Dissimilation von *m* gegen einen Labial und die Assimilation von *m* an einen Dental auftritt, zum Teil bestimmten Begriffsgruppen angehören, scheint mir jedenfalls kein Zufall zu sein.

Nunmehr bleiben noch die wirklichen oder vermeintlichen Formen mit *n-* bei *mīca* und *mūrus* zu besprechen. Siz. *niku,* abbruzz. *nikẹ̥* 'klein' verdanken ihr *n-* gewiß einer Kreuzung;

welcher, weiß ich nicht, da die mit Ableitungen von *nīdus* der Bedeutung 'Nestling' (vgl. Bari *forñá* 'kleines Vögelchen, das aus dem Ei schlüpft', siz. *šurnikaturi* 'Vogel, der zum erstenmal das Nest verläßt' bei Meyer-Lübke, *Wb.*, *nīdus*), woran ich dachte, mich selbst nicht befriedigt. Log. *nura*, *nurage* endlich habe ich oben als zu *mūrus* gehörig nur deshalb angeführt, weil es von Meyer-Lübke im *Wb.* unter *mūrus* und *honor*, auch in den *Wiener Sitzungsber.*, *phil.-hist. Kl.*, 145, 5, 50 nach Flechia, *Atti della R. Academia delle scienze di Torino* 7, 868, dessen Artikel mir nicht zugänglich ist, als vielleicht zu *mūrus* gehörig verzeichnet wird, freilich mit starkem Zweifel Meyer-Lübkes selbst, und weil die *nura*, *nurage* genannten Bauwerke auch *sa mura* genannt werden. Allein dies ist nur volksetymologische Umgestaltung von *nura* und dieses selbst ist vorrömischen Ursprungs wie die Sache.

Anlautendes *m* statt *n* begegnet außer bei cerign. *marange* 'Orange', val.-sess. *margel* 'Rotz', nprov. *missolo*, kat. *musola* 'Meerwolf', deren *m* statt *n* schon durch Kreuzung erklärt ist (s. Meyer-Lübke, *Wb.* unter *naranǵ*, **narīcula*, *nītēla*) noch bei *nasturtium* und *nimis*, bei *nasturtium* in campid. *martuttsu*, *marturtsu*, siz. *mastruttsu*, span. *mastuerzo*, port. *mastruço*, bei *nimis* in obwald. *memña*, engad. *memma*; zu letzteren bemerkt Meyer-Lübke im *Wb.*, ihr *m-* dürfte 'durch Fernassimilation zu erklären sein'. Dem wird man zustimmen. Um *m* bei *nasturtium* zu erklären, gehe ich von der Bemerkung Gröbers, *AlLG.* 4, 129 aus, daß die Form mit *m-* nur in Sprachen erscheine, die mit dem Spanischen in Beziehung standen. Danach glaube ich, daß die anderen romanischen *m*-Formen aus dem Spanischen stammen. Hier beruht *m-* auf Einwirkung des kat. *morritort*.

Zum Schluß sei noch ein Taufname besprochen, der auch *m-* für *n-* zeigt. Es ist *Nikolaus*, wofür nach Mistral an den Ufern der Rhone *Micolau*, *Micorau*, in Marseille *Micheroun* gesagt wird. Die Form mit *m-* kommt auch in der Schweiz vor (s. Lessiak, *ZfdA.* 54, 232 und *Samichlaus* im Kinderreim *Samichlaus Niggeli, schleik-mer auch nes Ditteli* im *Schweiz. Idiot.* IV, 705), ferner im Bayrisch-Österreichischen, wie Lessiak anmerkt, und *Mitlo* für *Nicklo* bei Schmeller I, 1722 zeigt, steckt weiter in slowen. *Miklavž*, kroat. *Mikula*, tschech. *Mikuláš*, poln. *Mikolaj*, madjar. *Miklós*, so daß ein Gürtel von Westen nach Osten sich hinzieht. Dieses *Mikolaus* erkläre ich mir aus *Nikolaus* + *Michael* und mache für diese Erklärung schweizerd. *Nichi* 'Michael' geltend, das das *Schweiz. Idiot.* IV, 59 verzeichnet und das die umgekehrte Einwirkung darbietet. Von welcher Sprache die Form *Mikolaus* ausging, kann ich nicht sagen.

Prag. Josef Brüch.

'La Vraye Histoire comique de Francion',
der erste realistische Roman Frankreichs, und sein Verfasser.

Wenn man die 32 französischen und 4 deutschen Ausgaben des 'Francion', die das 17. und 18. Jahrhundert aufweist, durchblättert, so findet man bis 1633 überhaupt keinen Verfasser angegeben; in diesem Jahre erscheint der Name *Nicolas Moulinet, sieur du Parc*, auf dem Titelblatte. In der Einleitung aber wird behauptet, daß der Roman das nachgelassene Werk dieses lothringischen Edelmannes sei, und so geschickt hat Sorel diese Fabel vorzubringen gewußt, daß er lange die Literarhistoriker getäuscht hat. Heute allerdings ist es eine bewiesene Tatsache, daß Moulinet mit dem 'Francion' nichts zu tun hat, und daß Charles Sorel der alleinige Verfasser ist. Aber diese Täuschung ist nicht nur aus Gründen der Vorsicht von ihm ins Werk gesetzt worden, sie weist vielmehr auf einen Charakterzug hin, der ihm wie seiner Zeit im Blute lag, die Eitelkeit. Seit in den Wirren der Bürgerkriege die jungen Geschlechter der Bürger und Bauern sich nach Belieben den Adel verliehen, indem sie vor den Namen ihres Heimatsortes ein gefügiges '*du*' setzten oder sich ihrer ländlichen Abstammung gemäß *du Pré, du Val, du Buisson* und ähnlich nannten, empfanden die wirklich alten Familien das Bedürfnis, ihren Namen auf eine berühmte Persönlichkeit der Geschichte oder gar der griechischen Sage zurückzuführen. So rühmten sich die Sorel, dem ältesten Adel des Königreiches anzugehören, und zählten unter ihre Vorfahren Agnes Sorel, die Geliebte Karls VII. Charles Sorel selbst hat dieser Überlieferung seiner Familie in einem dicken Buche festen Grund zu geben versucht, doch hat die rücksichtslose Forschung auch diesen schönen Bau zerstört.

In Wahrheit nämlich stammte er aus einer gut bürgerlichen Familie, deren er sich keineswegs zu schämen brauchte. Sein Großvater war Justizbeamter in einer kleinen Stadt der Pikardie gewesen, sein Vater hatte in den Truppen der Ligue gedient, ließ sich dann aber in Paris als Rechtsanwalt nieder und heiratete die Tochter von Charles Bernard, dem ersten Historiographen Frankreichs. Ohne reich zu sein, hatte die Familie doch auskömmlich zu leben; sie besaß ein Haus in Paris, sichere Hypotheken, Ländereien und ein Häuschen im Grünen, das uns Charles anmutig beschrieben hat. Er selbst wurde 1602 in Paris geboren. Von seiner Jugend haben wir keine direkten Nachrichten; aber der 'Francion' enthält im 3. und 4. Buche so treffende und lebendige Bilder aus dem Schulleben der Zeit, daß wir wohl annehmen dürfen, Sorel habe da seine eigene Schulzeit beschrieben.

Francion wird von seinem Vater zu einem Lehrer am Collège

de Lisieux zu Paris 'in Kost und Information' gegeben. Die Beschränkung seiner gewohnten Freiheit gefällt ihm ebensowenig wie der Zwang, nur lateinisch sprechen zu müssen. Auch das Essen ist dürftig — 'in Wahrheit, die Schweinehirten wurden besser gespeiset als wir,' erzählt Francion —, und bald wird der geizige und pedantische 'Unterrektor' Hortensius die Zielscheibe des Spottes und der Streiche der Jungen. Aus dem Einerlei des Unterrichtes werden sie nur an Festtagen befreit, wo sie Verwandte und Freunde besuchen dürfen oder das Collège Theatervorstellungen veranstaltet.

Während in den kleinen Städten und Dörfern der Provinz Knaben und Mädchen zu Ostern oder Weihnachten noch Bruchstücke aus den alten Mysterien aufführten und so an den Überlieferungen des Mittelalters festhielten, setzten Schüler und Studenten ihren Stolz darein, antike Tragödien in den naiven Übersetzungen und Nachahmungen ihrer Lehrer oder Hirten- und Schäferspiele nach dem Vorbilde von Mairets 'Sylvie' zu spielen. Sorel macht sich über die mangelhafte Ausstattung dieser Stücke im Francion lustig: 'Sein Tage hat der Herr nichts Unordentlicheres gesehen, als unser Spielen war. Anstatt eines Springbrunnens hatten wir den Küchenständer auf den Schauplatz gesetzet, und die Bäume waren oben an die Wolken an der Decke angebunden. Sonderlich aber schickten sich unsere Kleider, so wir hatten, gar übel; denn es sollte einer ein heidnischer Priester sein, dem hatten sie das Chorhemd aus unserer Kirche angezogen.'[1]

Wie wenig berechtigt dieser Spott über die Aufführungen der Schuldramen ist, beweist Sorel selbst durch seine Kritik[2] der Kostümierung 'wirklicher' Schauspieler: 'Apollo und Merkur erschienen in Hosen und Wams. Apollo hatte hinter seinem Kopfe eine große gelbe Scheibe, um die Sonne nachzumachen, und alle andern Götter waren nicht besser ausstaffieret. Nun kann man

[1] *'Francion'* IV, 1. Nach der vortrefflichen anonymen deutschen Übersetzung von 1668 (Leyden, Hackes). — Die Literatur über Sorel ist spärlich. Außer kürzeren Darstellungen in den umfangreicheren Werken von Körting (Geschichte des französischen Romans im XVII. Jahrhundert. Oppeln und Leipzig 1893) und Le Breton (*Le Roman au XVIIe siècle. Paris* 1890) kommen nur zwei Einzelstudien in Betracht: Bobertag, *Ch. Sorels Hist. comique de Francion u. Berger extravagant.* Ztschr. f. Neue fr. Spr. u. Lit., Bd. III, 1882, und Emile Roy, *La Vie et les Œuvres de Charles Sorel, Paris* 1891 u. 1893. Eine Neuausgabe mit Vorwort und Anmerkungen hat Emile Colombey veranstaltet (*La vraie Histoire comique de Francion. Nouvelle édition avec avant-propos et notes. Paris, Delahays.* 1858 in 16⁰, 1877 in 8⁰ bei Garnier). Eine kritische Ausgabe bereitet Roy für die *Société des Textes français modernes* vor; deutsch wird der 'Francion' nach der anonymen deutschen Übersetzung von 1714, mit Einleitung und Anmerkungen herausgegeben von Const. Bauer, in den 'Seltenheiten der Weltliteratur' erscheinen (Verlag von C. Erich Behrens, Hamburg).

[2] 'Maison des Jeux' (1642) I, 454.

sich denken, wie es erst mit den Sterblichen bestellt war!' Standen danach die Aufführungen in der Schule denen im *Hôtel de Bourgogne* so viel nach? Glich nicht vielmehr die Kunst dieser Kinder merkwürdig der Kindheit der Kunst? Und doch weckten die Schuldramen in ihrer dürftigen Ausstattung in den jungen Seelen die Liebe zum Theater, und es sollte nicht lange dauern, da verließ ein gewisser Jean Baptiste Poquelin die Schulbank dieser Collèges, um seine Kunst und sich unter dem Namen Molière unsterblich zu machen.

Die Aufführungen von Schuldramen waren nicht alltägliche Vergnügen in den Collèges; nachhaltiger wirkten die täglich gelesenen Romane auf die Zöglinge ein. Wieder gibt uns Francion Aufschluß über die Art der Lektüre, die offenbar auch Sorel in seiner Jugend getrieben hat. Am beliebtesten sind die Abenteuerromane, und mancher junge Leser hat wohl später die Taten seiner Helden in die Praxis umgesetzt. Daneben begeistern die Erzählungen aus dem Mittelalter, Melusine, Robert der Teufel, Die vier Haimonskinder, der Rosenroman und Reineke Fuchs die Gemüter der Schüler: sie kaufen alle jene Neudrucke aus dem 15. und 16. Jahrhundert, die damals noch für magere Börsen erschwinglich waren. Endlich drangen auch die zahlreichen Bearbeitungen und Nachahmungen des 'Amadis de Gaule' in die Collèges ein. 'Ich muß bekennen, daß ich davon so eingenommen ward,' erzählt Francion,[1] 'daß ich mir nichts mehr wünschte, als auch so umherzuziehen und Abenteuer durch die Welt zu suchen: denn ich dachte, es solle mir ebenso leicht fallen, einen Menschen wie einen Krautkopf halb voneinander zu hauen. Ich kann nicht sagen, wie voll Freuden ich war, wenn ich las, daß die Riesen so klein waren zerhackt worden als Uhrsand: und das Blut, das von ihnen floß, kam mir vor, als wenn's Rosenwasser wäre, und als wenn ich mich darin badete. Oft bildete ich mir steif und fest ein, ich wäre selber der Held ... Kurz, ich hatte nichts im Kopf, als Scharmützel, Schlösser, Schäfer, Gärten, Bezauberung ...' Unter den zeitgenössischen Büchern war es naturgemäß die 'Astrée' des Honoré d'Urfé, deren erster Teil 1607 erschien, die mit ihren gefühlvollen Schilderungen idealen Schäferlebens den jungen Leuten die Köpfe verdrehte. Es heißt sogar, daß einer von ihnen sich nach Italien aufmachte, um d'Urfé nach dem Schlüssel zu diesen schönen Abenteuern zu fragen. Daß man sich die Namen der im Roman vorkommenden Personen beilegte, war nichts Außergewöhnliches, hatten doch Mitglieder der deutschen Fruchtbringenden Gesellschaft eine 'Académie des vrais amants' gegründet und ihre Namen aus der 'Astrée' gewählt. In einem Briefe vom 1. März 1624 bitten sie d'Urfé, den Namen

[1] *'Francion'* III, 9.

Celadon, den sich im Gefühle seiner Unvollkommenheit niemand anzumaßen gewagt habe, für sich zu wählen.[1]

Diese Schilderungen geben uns indes nicht nur Aufschluß über die Lektüre der Jugend jener Zeit, sondern sie sind auch wichtig zum Verständnis des 'Francion', der das gerade Gegenteil der Hirten- und Schäferromane sein will und sie bitter verspottet.

Zunächst freilich, als die Lust zu schreiben in ihm wach wurde, schwamm Sorel fröhlich in dem allgemeinen Strome mit. Er schrieb eine Anzahl von phantastischen Romanen im Stile der Zeit, mit Verkleidungen, Entführungen, Wiederfinden unter Tränen, ländlichen Idyllen, galanten Liebesabenteuern, kurz dem ganzen Rüstzeug der Ritter- und Schäferromane. Er widmet sie hochgestellten Persönlichkeiten, so der Schwester des Königs, und dank dem Einfluß des Grafen von Cremail, dessen Sekretär er wird, öffnen sich ihm die Salons der Preziösen. Denn schon lange bevor der '*Salon bleu*' der Mme de Rambouillet die Hochburg des Preziösentums wurde, hat es in Paris Vereinigungen der Aristokratie und reichen Bürgerschaft gegeben, die denselben Idealen ritterlicher Höflichkeit huldigten. Dort sucht nun Sorel seine Talente zu entfalten. Er beteiligt sich an den Diskussionen über die Liebe; er stellt Fragen wie: In welchem Monat ist die Welt geschaffen worden? und beweist scharfsinnig, daß es im Herbst gewesen sei. Er gewöhnt sich auch die gezierte Sprache der Preziösen an, — um sie später im 'Francion' und im 'Berger extravagant' zu verspotten. Umsonst versucht sein Onkel Claude Bernard, der nach dem Tode der Eltern sich seiner angenommen hatte, den Neffen für das Studium der Geschichte zu erwärmen; er predigt tauben Ohren.

Und doch muß der Bürgersohn des Lebens und Treibens in der Gesellschaft der Preziösen beiderlei Geschlechts bald überdrüssig geworden sein; er fühlte sich fremd in einer Welt, in die er nicht hineingeboren war. Der Ernüchterung folgte Spott und Zorn, und aus diesen Empfindungen heraus entstand das Werk, das einen vollkommenen Umschwung in der literarischen Laufbahn Sorels bedeutet, die '*Histoire comique de Francion*'.

Sie erschien ohne Namen des Verfassers zuerst 1623 in sieben Büchern, die 1633 auf zwölf erweitert wurden. Der Erfolg war ungeheuer: er kam einem Skandal gleich. Sorel scheute sich, das Geheimnis zu lüften, das den unbekannten Spötter umgab, der mit so eingehender Kenntnis der sozialen und literarischen Verhältnisse die Schwächen und Lächerlichkeiten seiner Zeit unbarmherzig brandmarkte.

Mit Spott tötet man oft andere, aber man verletzt sich auch

---

[1] Vgl. H. M. Schultz: Die Bestrebungen der Sprachgesellschaften des 17. Jahrh. für Reinigung der deutschen Sprache (Göttingen 1888) S. 20.

selbst; man wird vielleicht gefürchtet, aber nicht für einen Schriftsteller von Bedeutung angesehen. Und das war der Ehrgeiz Sorels. Er verzichtete zwar nach dem Erfolge des 'Francion' nicht darauf, weiterhin gegen literarische Modeströmungen zu Felde zu ziehen, aber er wandte andere Mittel an: 1625 und im folgenden Jahre veröffentlichte er zwei mit Recht der Vergessenheit anheimgefallene Werke, die dem heroisch-galanten Roman teils mit Schmähungen, teils mit Gelehrsamkeit beizukommen suchen. Sie wurden kaum beachtet, und Sorel sah ein, daß er seine Gegner mit ihren Waffen bekämpfen müsse. Anlaß dazu bot ihm die Veröffentlichung des fünften und letzten Teiles der 'Astrée', den nach d'Urfés Tode (1625) sein Sekretär Bembo verfaßt hatte.

Während im 'Francion' die Angriffe gegen die Romanliteratur der Zeit nur im Zusammenhang mit der realistisch-satirischen Schilderung des gesamten sozialen Lebens geführt werden, bildet der Feldzug gegen den Schäferroman und die Verspottung der seinen Helden nachgeahmten Lebensweise Inhalt und Zweck des 'Berger extravagant'. Den Inhalt der 14 Bücher dieses langen Romans ausführlich zu geben, ist hier nicht möglich;[1] aber auch eine kurze Übersicht wird ihn hinreichend kennzeichnen.

Da wird uns in der Person des Lysis — der eigentlich Louis heißt — ein schwärmerischer Jüngling vorgeführt, der durch die Lektüre überspannter Romane, besonders der 'Astrée', um sein bißchen Verstand gebracht worden ist und am Ufer der Seine bei St. Cloud in theatralischem Schäferkostüm eine Herde Schafe weidet. Er ergeht sich dabei im Preisen des Hirtenlebens und einer eingebildeten Geliebten, die er Charite nennt. Sein Vormund Adrien will ihn mit Gewalt nach Paris zurückführen, da er mit seinen Phantastereien die Plage und der Kummer seiner Familie ist. Lysis hat unterdes einem wirklichen Schäfer dermaßen den Kopf verdreht, daß dieser mit seinen Genossen glaubt, es werde durch die verderbliche Schönheit Charites die Welt untergehen. Das ganze Dorf von St. Cloud gerät darauf in Angst und Aufregung, zumal sich bei einbrechender Dunkelheit ein heftiges Gewitter entlädt. Als am anderen Morgen die Welt noch steht, entkommt Lysis nur mit knapper Not der Wut der Bauern, indem er mit seinem Freunde Anselme, der sich seiner annimmt, auf dessen Besitzung flieht. Hier sieht er das Urbild seiner geliebten Charite in Catherine, der Zofe der von Anselme verehrten Angelique. Als diese mit ihrer Mutter St. Cloud verläßt, um in Brie Aufenthalt zu nehmen, folgt ihr Anselme und bewegt auch Lysis, sich ihm anzuschließen, indem er ihm vorspiegelt, man wolle nach Forez, der

[1] Eine ausführliche Analyse findet sich bei Körting: Geschichte des französischen Romans im 17. Jahrh. (Oppeln u. Leipzig 1887), II, S. 73 ff., der wir im wesentlichen folgen.

in der 'Astrée' geschilderten Ideallandschaft, reisen. In Brie trifft nun eine Gesellschaft von Leuten zusammen, die teils ebenso verdreht wie Lysis sind, teils sich über ihn lustig machen und ihm allerlei Streiche spielen. Sie kleiden sich als Schäfer und Schäferinnen und leben ein idyllisches Landleben nach dem Vorbilde der 'Astrée'. Auch beschließen sie, sich, wie die Helden in der 'Astrée', gegenseitig ihre Lebensschicksale zu erzählen.

Diese Berichte hat Sorel zu Parodien der verschiedenen Romanarten gestaltet. Polydors Erzählung ist eine Verspottung des Feenromans, Meliantes Geschichte eine Satire auf den heroisch-galanten Abenteuerroman, Carmelins Erzählung ist im Stile der spanischen Räuberromane gehalten. Indes, das genügt Sorel nicht. Bei einem Gastmahle läßt er Clarimond sich ausführlich über Wert und Wesen der Poesie ergehen. Er verschont dabei weder die Ilias, der er Entstellung der historischen Wahrheit, Mangel an Abgeschlossenheit, lächerliche Einmischung der Götter, hinkende Vergleiche und Unreinheit der aus verschiedenen Dialekten gemischten Sprache zum Vorwurf macht, noch Virgil, den er allerdings höher stellt, und Ovid. Ariosts Werke seien fehlerhaft in der Komposition, Tasso sei unerträglich in seiner Mischung von Christentum und Heidentum. Am wenigsten werden natürlich die französischen Dichter geschont. Ronsard, obwohl der beste und berühmteste Dichter Frankreichs, habe sich durch seine sklavische Nachahmung der Antike, besonders in seinem Epos 'La Franciade', lächerlich gemacht. Auch an den Zeitgenossen tadelt er die Verherrlichung der Antike und bekämpft sie mit den Waffen des Christentums und der Wissenschaft. Bei der Romanliteratur faßt er sich verhältnismäßig kurz; ist doch der 'Berger extravagant' in seiner Gesamtheit eine Parodie auf sie. Sorel schließt mit der Heilung des Lysis, die hauptsächlich durch seine Heirat mit Charite herbeigeführt wird.

So lobenswert Sorels Verurteilung des Schäferromans ist, so sehr schießt er in seinem Eifer über das Ziel hinaus. Er wendet sich nicht nur gegen die 'Astrée', sondern greift so ziemlich die gesamte Literatur an, soweit sie nicht auf realem Boden steht. Die Antike ist ihm indes weniger um ihrer selbst willen verhaßt. als wegen des übermächtigen Einflusses, den sie auf die französische Literatur seit dem 16. Jahrhundert ausgeübt hat, und gegen diesen wehrt sich Sorels nationales Empfinden. Er will also mit der Verurteilung der Antike in erster Linie ihre kritiklose Anbetung und Nachahmung durch seine Zeitgenossen treffen.

Darum ist es auch begreiflich, daß sich Sorel im 'Berger extravagant' ein Werk zum Vorbild nimmt, das neben seiner vernichtenden Satire der Ritterromane die Gegensätze zwischen Idealität und Realität zur Darstellung bringt: den Don Quichotte. Der

'Berger extravagant' ist in der Tat eine Nachdichtung, und zwar die älteste und verhältnismäßig selbständigste, die das Meisterwerk des Cervantes gefunden hat. Freilich hat Sorel sein großes Vorbild bei weitem nicht erreicht. An Stelle des edlen Ritters von Mancha, den seine heldenhafte Torheit durch ganz Spanien treibt und dem es gelingt, Herzöge hinters Licht zu führen, sehen wir einen Pariser Bürgersohn, dem das Lesen von Romanen den Kopf verdreht hat, so daß männiglich mit ihm seinen Spaß treiben kann. Wir haben hier nicht die einer tiefen Einsicht menschlicher Schwächen entsprungene Überlegenheit und den großzügigen Humor, den verstehendes Mitleid milde verklärt, sondern eine, wenn auch mit ehrlichem Zorn vorgetragene, so doch in ihrem Gesichtskreis beschränkte literarische Satire.

Und doch hat das Buch auch Eigenwerte. Einmal ist eben Sorel doch der erste gewesen, der die Mängel der 'Astrée' erkannt und ihren verderblichen Einfluß aufgedeckt hat — einen Einfluß, der sich in galanten Spitzfindigkeiten (oder spitzfindigen Galanterien) und süßlicher Ausdrucksweise noch jahrzehntelang auf der französischen Bühne geäußert hat.

Ferner aber hat Sorel sehr wohl empfunden, daß auch die beste Parodie nur etwas Negatives ist, und so hat er den absichtlich gekünstelten Schilderungen des Landlebens Szenen von urwüchsiger Frische und Natürlichkeit gegenübergestellt. Der argwöhnische Bauer der Champagne, der Wein, Weib und Gesang liebende Landjunker, die geschmacklos herausgeputzte Bürgersfrau — das sind Typen, die aus dem Leben gegriffen sind und von guter Beobachtung zeugen. Daneben finden sich anmutige Naturschilderungen und dramatisch belebte Auftritte, so daß der Leser oft die Tendenz des Buches über dem Genuß der Lektüre vergißt.

Der 'Berger extravagant' hat auch eine ganze Reihe von Nachahmungen gefunden. So brachte Thomas Corneille, der Bruder des großen Dramatikers, eine '*Pastorale Burlesque*' mit dem Titel des Sorelschen Romans auf die Bühne, und diese wurde von Andreas Gryphius ins Deutsche übertragen. Interessanter sind die Anleihen, die Molière beim 'Berger extravagant' gemacht hat. Sorel verspottet die gezierte Ausdrucksweise der Preziösen; Molière greift dasselbe Thema auf im *Bourgeois gentilhomme,* den *Précieuses ridicules* und den *Femmes savantes.* Sorel erzählt im *Berger extravagant* die Geschichte eines '*Menuisier gentilhomme*', dessen Eitelkeit ihn in groteske Abenteuer verwickelt. An anderer Stelle führt er einen reich gewordenen Bürger vor, der sich durch geschmacklosen Luxus hervortut. Von diesen beiden Personen hat Molière für seinen Monsieur Jourdain zahlreiche Züge entlehnt.[1]

[1] Der Nachweis wird bis in Einzelheiten geführt von Emile Roy: *La Vie et les Œuvres de Charles Sorel.* Paris 1891, Hachette.

Als Roman steht freilich der 'Berger extravagant' dem 'Francion' nach und hatte auch bei weitem nicht den gleichen Erfolg. Sorel war darüber nicht sonderlich betrübt; seit einiger Zeit beschäftigte er sich endlich unter der Leitung von Charles Bernard mit geschichtlichen Studien, die ihm vor allem eine sichere Lebensstellung einbringen sollten. Die Frucht dieser Studien war eines seiner besten und kürzesten Werke: *'Avertissement sur l'histoire de France'*, das 1628 erschien und dieselbe Unerschrockenheit und Selbständigkeit des Urteils verrät wie der im gleichen Jahre erschienene 'Berger extravagant'.

Wieder ist der Anlauf löblich, aber wieder schießt Sorel über das Ziel hinaus. Er will die Anschauung, daß der Roman auf dem Boden der Wirklichkeit wachsen müsse, auf die Geschichte übertragen und verbannt daraus alle Fabeln und Legenden, ohne zu bedenken, daß sich nach Abtrennung des Hinzugedichteten oft wichtige geschichtliche Ergebnisse daraus gewinnen lassen. Wieder aber begnügt sich Sorel nicht mit einer vernichtenden Kritik, er versucht auch, einer neuen Geschichtschreibung Wege und Ziel zu weisen. Auch hier ist ihm die Wirklichkeit der Grund, auf dem der Geschichtschreiber aufbauen soll. Wahrheit in der Schilderung der Persönlichkeiten, der Kleidung und Gebräuche eines Volkes, Genauigkeit in der Angabe von Tatsachen, ja sogar in der Schreibweise der Namen, Klarheit und Einfachheit des Stils, das sind die Forderungen, die Sorel aufstellt. Es war nicht alles neu, was er verlangte und erreichte, und uns erscheinen seine Forderungen selbstverständlich. Und doch muß man bewundern, mit welcher Schärfe des Urteils und Kenntnis des Gegenstandes der Sechsundzwanzigjährige vorgeht.

Er konnte es nach dieser Talentprobe wagen, das Amt seines Onkels zu übernehmen, und hielt sich für den ersten Historiographen von Frankreich, nachdem sein Onkel der älteste gewesen war. Leider vermochte er sich nicht in seiner Stellung zu halten. Seine Berichte gefielen nicht, und sein Vorschlag, eine *'Académie d'histoire'* nach dem Vorbilde der Académie française zu gründen, wurde nicht angenommen. Er verlor seine Pension als Historiograph und zog sich ins Privatleben zurück, um im Hause seiner Eltern, das er und seine Schwester als unteilbar geerbt hatten, an deren glücklichem Familienleben teilzunehmen.

Doch seine Arbeitskraft war unerschöpft, und sein rastloser Geist suchte nach immer neuer Betätigung. Es verging kaum ein Jahr, ohne daß Sorel ein Werk veröffentlichte, und so ist die Zahl seiner Schriften, wenn man ihren Umfang in Rechnung zieht, ungeheuer zu nennen. Bibliographisches, Memoiren, Romane, literarische Abhandlungen, naturwissenschaftliche und pädagogische Fragen, Galantes und Erbauliches, das alles ist in beängstigender

Fülle von ihm be- und verarbeitet oder geschaffen worden. Eine Gelehrsamkeit spricht daraus, die auf eingehender Kenntnis der antiken und zeitgenössischen Literatur beruht, aber mangels wissenschaftlicher Methode zu keinen Ergebnissen kommt, eine Wißbegierde, die sich auf allen Gebieten betätigt, ohne doch eines ganz zu durchdringen. So hinterläßt das Studium dieser Werke Sorels den Eindruck von einem fruchtbaren und mitunter kühnen und originellen, aber ungeordneten und zuweilen zerfahrenen Geist. Nur der Literarhistoriker kennt darum heute noch diese im Staube der Bibliotheken schlummernden Bücher, und lesen wird auch er sie nur, wenn es gilt, den Spuren Großer nachzugehen und bis zu ihrem Ursprung zu verfolgen. Da allerdings findet er eine erstaunliche Menge von Anregungen, die z. B. Scarron, Molière, Cyrano de Bergerac und andere von Sorel empfangen haben.

Mitunter ist die Veranlassung zur Abfassung recht interessant und wirft ein helles Licht auf die Zustände in Literatur und Gesellschaft um die Mitte des 17. Jahrhunderts. So hatte ein gewisser François de Molière — der nichts mit seinem großen Namensvetter zu tun hat — die Lebensgeschichte der Prinzessin von Conti in einem Roman '*Polyxène*' erzählt, der durch den Tod des Verfassers unvollendet blieb. Als 1631 die Verbannung und der Tod der abenteuerlichen Frau viel Staub aufwirbelten, vermochte ein findiger Verleger Sorel zur Vollendung des '*Polyxène*' zu bestimmen. Der Roman wurde von sensationslüsternen Leuten viel gelesen und bildete eine Zeitlang das Tagesgespräch von Paris. Auch der Name Polyxène taucht mehrfach in Romanen und Theaterstücken der Zeit auf — so bei Molière in den '*Précieuses ridicules*'.

Weit wertvoller als diese Fortsetzung eines unvollendeten Romans ist ein unvollendeter Roman von Sorel selbst, der 'Polyandre'. Er gibt ein recht belustigendes Bild des Pariser Lebens zur Zeit der Fronde. Natürlich steht Sorel auf seiten des Bürgerstandes, den er mit behaglichem Humor zu schildern weiß; ein Ball in einem Bürgerhause bildet den Höhepunkt der Darstellung. Die Hauptpersonen sind lebenden und den Parisern um 1648 wohlbekannten Persönlichkeiten nachgezeichnet; daß Polyandre den Sekretär des Prinzen von Conti, Sarazin, darstellt, der Dichter Musigène eine Karikatur des alten Neufgermain ist und mit dem pedantischen Schmarotzer Gastrimargue der Professor am *Collège de France*, Montmaur, gemeint ist, dürfte den zeitgenössischen Lesern ohne weiteres klar gewesen sein, obwohl Sorel in der Vorrede den Leser irrezuführen sucht, indem er versichert, der Roman sei nur '*une peinture naive de toutes les diverses humeurs des hommes, avec la censure vive de leurs défauts*'. Allerdings will er den Vorbildern seiner Personen selbst nicht zu nahe treten, sondern in ihnen nur Vertreter ihres Standes treffen. Wie er schon im Titel

des Buches[1] verspricht, will er den Dichterling, den törichten Liebhaber, den Höfling, den betrügerischen Goldmacher, den Schmarotzer oder Nassauer brandmarken — alles wiederum Typen, die Molière, oft ohne sie wesentlich zu verändern, oft mit genialem dramatischen Geschick ihre Charaktere vertiefend, auf die Bühne gestellt hat.

Die schwache Handlung des Romans wird allerdings vollständig von der Fülle der Episoden und Bilder erstickt; immerhin ist es bedauerlich, daß Sorel das Werk unvollendet ließ, weil die ersten beiden 1648 gedruckten Teile nicht einschlugen. Möglich ist auch, daß ihn die vielseitigen Pläne, die ihn in dieser Zeit beschäftigten, von der Fertigstellung des Romans abhielten.

Was von den übrigen Werken Sorels zu halten ist, wurde bereits oben angedeutet, und was wir von den letzten Lebensjahren Sorels wissen, ist in wenigen Worten gesagt. Nachdem er seine Stellung als Historiograph verloren hatte, zog er sich ins Privatleben zurück, und das große politische und literarische Leben brauste über ihn hinweg, ohne von ihm Notiz zu nehmen. Wohl machte er von Zeit zu Zeit wieder durch einen literarischen Streit oder ein Pamphlet von sich reden oder zog die Aufmerksamkeit kleiner Kreise durch die Veröffentlichung eines Werkes auf sich, im ganzen aber fiel er immer mehr der Vergessenheit anheim. Seinen Tod meldete keine Zeitung, kein Nachruf erinnerte an seine Verdienste. Seine letzten Lebensjahre waren durch persönliches Mißgeschick getrübt, das das traute Heim, in dem er lebte, grausam zerstörte: der jüngste Sohn seiner Schwester wurde aus unbekannten Gründen verbannt, Vermögensverluste zwangen ihn, das Haus seiner Eltern zu verkaufen und bei dem ältesten Neffen Obdach zu suchen. Er starb unvermählt 1674 im Alter von 72 Jahren.

Das Hauptwerk Sorels, den 'Francion', wird man nur dann recht würdigen können, wenn man die Romanliteratur am Anfang des 17. Jahrhunderts, die Vorbilder, nach denen er gearbeitet ist, die Tendenz des Buches und seine Stellung innerhalb der Literaturgeschichte betrachtet hat.

Die französische Literatur hatte seit Rabelais keinen Roman nationalen Gehalts hervorgebracht. Sie schöpfte teils aus dem überkommenen Gut mittelalterlicher Sagen und Novellen, teils begnügte sie sich mit Übersetzungen und Nachahmungen aus dem Italienischen und Spanischen. Besonders das Nachbarland lieferte

[1] Der Titel lautet: *Polyandre, histoire comique, où l'on voit les humeurs et actions de plusieurs personnes agréables, qui sont entre autres le Poète grotesque, l'Amoureux universel, le Fils du Partisan, l'Alchimiste trompeur, le Parasite ou Ecornifleur.*

bis zum Ende des 17. Jahrhunderts den gesamten Stoff für Romane; der kurzlebige realistische Roman ist nur eine Ausnahme gewesen. Es sind drei Gattungen, die seit der Mitte des 16. Jahrhunderts in Frankreich herrschten: der Ritterroman, dessen Hauptvertreter, der '*Amadis de Gaule*', seit 1540 in zahlreichen Übersetzungen vorlag; der Schelmenroman, der durch Mendoza in seinem '*Lazarillo de Tormes*' (1553) geschaffen wurde, im '*Guzman d'Alfarache*' weiterlebte und seine großartigste Verkörperung im '*Don Quijote*' fand; endlich der Schäferroman, dessen berühmtester Vertreter, die '*Astrée*', zwar von einem Franzosen geschrieben, aber ebenfalls spanischen Vorbildern nachgeahmt war.

Der Schelmenroman allein schöpft aus der Wirklichkeit. Er führt seinen Helden, der im Gegensatz zu dem der Ritter- und Schäferromane aus dem niederen Volke stammt, in abenteuerlichem Lebenslauf durch die verschiedensten Berufs- und Gesellschaftsklassen hindurch, mit der Absicht, ein satirisches Bild von ihnen zu entwerfen.

Auch der 'Francion' ist ein Schelmenroman; Sorel kannte den '*Lazarillo de Tormes*', den '*Guzman d'Alfarache*' und manchen anderen, der in Übersetzung vorlag, und scheute sich nicht, daraus zu nehmen, was ihm für seine Zwecke brauchbar schien.

Die Schelmenromane haben ihre durch die Überlieferung festgelegten Episoden und, wie die Komödie, ihre typischen Personen; sie führen uns fast alle in die Universität und ins Theater, Prügelszenen fehlen ebensowenig wie Liebesabenteuer, und Diebe, Räuber, Dirnen und Kupplerinnen spielen eine wichtige Rolle. Alle diese Züge des spanischen Schelmenromans finden wir im 'Francion' wieder, sie sind auch in den 'Simplizius Simplizissimus', der aus denselben Quellen schöpft, übergegangen, und man begegnet ihnen in der flämischen Fassung der Geschichte von Tyll Eulenspiegel.

Aber nicht nur gewisse Personen und Szenen der spanischen Romane kehren im 'Francion' wieder, Sorel hat ihnen auch die Gewohnheit der Vorreden und lehrhaften Betrachtungen entnommen. Selbst die unflätigsten Worte und anstößigsten Szenen sind nicht um ihrer selbst willen geschrieben, sondern mit der ausgesprochenen Absicht, '*de dégouter du vice*'. Darum kann die Schilderung des Lasters noch so abstoßend sein, die moralische Betrachtung am Schluß entschuldigt sie und weist auf den guten Zweck hin, um den sie geschrieben wurde.[1] Das hat auch der unbekannte Übersetzer

[1] Man vergleiche zum Beispiel die letzten Worte des II. Buches: 'Wir haben hier die Agathe etwas unverschämt reden hören; aber die Sache bringt's nicht anders mit sich, weil man ihre Person ... recht leibhaftig hat abmalen wollen. Das soll uns aber deswegen nicht ärgern, noch zur Untugend anreizen, sondern vielmehr einen Abscheu vor den Lastern erwecken, wenn man ihre Abscheulichkeit so deutlich vor Augen gestellet siehet.'

des 'Francion' von 1714 sehr wohl begriffen, wenn er seinerseits an den Anfang jedes Buches eine 'Vorbemerkung' setzt, in der er etwas salbungsvoll unter Anziehung von Bibelstellen auf die sittliche Tendenz der folgenden Kapitel hinweist. Es schien ihm das offenbar um so mehr erlaubt, als Sorel, im Gegensatz zu seinen spanischen Vorbildern, Religion und Kirche mit seinen satirischen Ausfällen verschont. Dafür hält er sich an den 'großen Herren' schadlos, denen er folgende 'Widmung' versetzt:[1] 'Dieses Schreiben mache ich nicht, euch dadurch mein Buch zu dedizieren, sondern euch zu berichten, daß ich euch solches nicht dediziere ... Ihr müsset wissen, daß ich diese Welt nicht anders als eine Komödie betrachte, und daß ich keinen Menschen hochschätze, als sofern er seine Person wohl spielet. Ein Bauer, der sein Bauersleben wohl führet, ist bei mir höher geachtet, als ein Geborner vom Adel, der nicht tut, was einem Edelmann zukommt ... Ich bin zwar nicht so unbesonnen, daß ich mir nicht einbilden könne, daß es auch wohl Leute gibt, die sowohl hoch von Tugend als von Herkommen und Glücke sind, und daß diese Zeit nicht so gar verwildert ist, daß nicht noch etwan einer und der ander unter euch sei, der sich des Guten befleißet: aber solche müssen sich wahrlich besser zu erkennen geben als bisher geschehen, und alsdann will ich denselben versprechen, ihnen nicht allein meine Bücher zu schreiben; sondern ich werde auch in Dero Diensten zu leben und zu sterben mich jederzeit bereit und willig finden lassen.'

Diese Angriffe auf den Adel stammen ebensowenig aus den spanischen Schelmenromanen wie die Achtung vor Religion und Kirche. Hier beginnt der Boden, auf dem Sorel Eigenes pflanzt. Seine Unabhängigkeit geht aber noch weiter. Während die Helden der spanischen Romane Spitzbuben (*picaro*) sind und aus entsprechender Familie stammen, ist Francion von adliger Abstammung: 'Mein Vater hieß la Porte, aus Bretagne gebürtig, von einem sehr edlen und uralten Geschlecht'.[2]

Vor allem aber ist Francion nicht ein gewöhnlicher Romanheld, sondern die Verkörperung französischen Geistes. Das will Sorel ausdrücklich durch seinen Namen kundgeben, dessen Deutung er dem alten Hortensius in den Mund legt:[3] 'Er hieße darum Francion, weil er eines Franken Gemüts und der beste unter allen Franzosen wäre: wenn man seine Historie beschreiben würde, so würde man sie Franciade nennen, und diese würde wohl des Ronsard seine übertreffen. Ja, wenn Francus, des Hectors Sohn, der Urheber der Franken und Franzosen wäre, so wäre Francion jetziger Zeit ihr Beschützer und Ratgeber.' Francion wird damit zu einer Art von Nationalhelden, und Sorels Roman rückt in die Nähe

[1] XI. Buch. [2] III. Buch. [3] XI. Buch.

jener großen Werke der Literatur, deren Hauptperson der Vertreter eines ganzen Volkes ist.

Ein solches Werk tritt aber nicht plötzlich auf, ohne Vorgänger gehabt zu haben. Auch vor 'Francion' gibt es Romane, die, obwohl sie ihn nicht erreichten, doch aus demselben Geiste geschaffen sind. Der *'Euphormio'* vom Jahre 1603, die *'Fragments d'une histoire comique'* des Théophile de Viau, der *'Baron de Fœneste'* d'Aubignés sind die ersten Versuche satirisch-realistischer Romane. Diese hat Sorel ebenso gekannt wie die französischen Erzähler des 15. Jahrhunderts, von deren lustigen Schwänken die Sammlung der *'Cent nouvelles nouvelles'* einen Begriff gibt. Aus ihr stammen z. B. die derben Episoden des 8. Buches, die Erzählung vom Freiherrn und der Schäferin im 10. Buche. Von ihnen hat auch Sorel die Liebe zur volkstümlichen Sprache, die so sehr von der gezierten, gedrechselten Redeweise der von ihm verspotteten Preziösen abweicht. 'Die Wörter sind nicht gesparet worden, die man in gemeinen Reden brauchet, welche wohl sonst nirgend zu finden sein werden. In den zierlichen Schriften ist dergleichen Freiheit nicht zugelassen, und nichtsdestoweniger sind gemeine Sachen oft angenehmer als hohe', so äußert sich Sorel selbst zu Beginn des 10. Buches.

Vor allem aber ist der 'Francion' eine wahre Galerie von Porträten und Karikaturen, die zum größten Teil nach dem Leben gezeichnet sind. Mit dem Engländer des 2. Buches ist ein Mitglied der englischen Gesandtschaft gemeint, die unter Lord Hay im Jahre 1621 und den folgenden Jahren nach Frankreich kam und bei Hofe sehr beliebt, beim Volke aber reichlich verhaßt war. Der Pedant Hortensius trägt die Züge des großen Briefschreibers und Sprachkünstlers Balzac; seinetwegen hat Sorel das 11. Buch seines Romans geändert und das 12. hinzugefügt. In Balzac verkörperte sich das vornehm-kühle Preziösentum, dessen Hauptstütze er zur Blütezeit des Hôtel de Rambouillet war. Die Briefe, die der eitle Mann von seinem Landsitz an Pariser Freunde schrieb, wurden mit Entzücken gelesen, die Berichte von seinem Wohlleben in Italien mit ehrfürchtigem Staunen angehört. Man höre dazu Sorel:[1] '... so wurde endlich dieser Ausbund und Muster von allen Briefen gelesen, welcher, die Wahrheit zu bekennen, so albern und närrisch war, daß man ihn mit Fleiß nicht hätte ärger machen können. Derjenige, so ihn las, sprach ihn mit Händen und Füßen aus, und tat, als wenn er vor Freuden darüber wollte aus der Haut fahren. Die da zuhöreten, stunden um ihn herum und strichen die Haare hinter die Ohren, huckerten auch übereinander wie die ungeduldigen Schafe, verkehrten die Augen vor Verwunderung, als wie abgestochene

[1] *Francion*, V. Buch.

Ziegenböcke, mit innerlicher Entsetzung: und der sich so am meisten unter ihnen dünken ließ, sagte mit gar erschrockener und verwunderungsvoller Stimme: ei, das ist schön, ei, das ist unvergleichlich: dieses wiederholte alsobald der nächste bei ihm; und also einer nach dem andern, bis es auch an mich kam, da ich dann schandenhalber dergleichen tun mußte, beides, damit ich ihnen einen Gefallen erweisen, und sie auch zugleich auslachen möchte.' Noch mehr als dieser direkte, etwas gröbliche Angriff mußte die Verspottung Balzacs durch Einführung der Person des Hortensius wirken, die in ihrer Gesamtheit eine Karikatur des berühmten Schriftstellers ist. Überhaupt kommen die Kollegen Sorels am schlechtesten im 'Francion' weg. Er kannte diese zünftigen Hof-, Akademie- und Modedichter zur Genüge, die von Lobhudeleien überflossen, wenn es galt, eine Sinekure zu erhalten, und einen erfolgreichen Nebenbuhler oder einen Nichtzünftigen mit Hohn und Spott überschütteten. Sorel war ein solcher 'Nichtzünftiger' und hatte zu sehr unter der Mißgunst und den Angriffen der privilegierten Dichter zu leiden gehabt, um nicht einmal seinem Herzen gehörig Luft zu machen. Diese Gelegenheit ergreift er darum ausgiebig im 2. und 10. Buche des 'Francion'.

Aber nicht nur einzelne Personen und Stände werden in unserem Roman abgezeichnet, sondern eine ganze Gesellschaft mit ihren Fehlern, Schwächen und Lächerlichkeiten lebt darin. Daß darum ein Dichter wie Molière reichlich Stoff für seine Komödien im 'Francion' fand, ist wohl zu begreifen. Er hat ihm in der Tat nicht nur einzelne Worte und Wendungen, sondern ganze Szenen entnommen. Ähnelt nicht Harpagon dem Hagestolzen Buisson des 8. Buches? Das Essen, das dieser Geizige dem Marquis wohl oder übel auftragen lassen muß, hat sein Gegenstück in dem Festmahl, das Harpagon zu Ehren seiner Auserwählten veranstaltet. Der Geizige Molières benimmt sich wiederum in seiner Verliebtheit genau wie Hortensius, dessen Redewendungen er sogar bei seinen Liebeserklärungen gebraucht. Auch als Molière seinen '*Bourgeois gentilhomme*' schuf, hat er Hortensius nicht aus den Augen verloren. Im 'Francion' wird dieser von Frémonde, um die er wirbt, gebeten, seinen Adel zu beweisen. Er sucht dazu einen alten Mann auf und bittet ihn, 'er solle doch von dieser Sache ein gutes Zeugnis geben und vorgeben, daß er seinen Vater wohl gekannt habe, und daß derselbe in dem ganzen Lande daselbst für einen vom Adel sei gehalten worden.'[1] Die Bedenken des Alten beschwichtigt er mit den Worten: 'Mein Vater war sowohl einer vom Adel als du bist, daß du aber einer seist, das kannst du daraus sehen, weil du einen großen Mut hast, und mein Vater hatte desgleichen auch

[1] IV. Buch.

einen.' Auf diese Weise wird der Vater des braven Hortensius ein Edelmann — genau wie der Vater von Monsieur Jourdain bei Molière. Ohne Zweifel hat sich ferner Molière für die türkische Komödie im *'Bourgeois gentilhomme'* die polnische Komödie im 11. Buche des 'Francion' zum Vorbild genommen, wo falsche Polen dem Hortensius die Königskrone anbieten, die das Land Polen ihm schicke, 'sonderlich bewegt über den großen Namen, so er sich durch seine Schriften gemacht'.

Die Entlehnungen Molières aus dem 'Francion' wie aus anderen Schriften Sorels — sie bis in Einzelheiten zu verfolgen, ist hier nicht der Ort[1] — zeugen jedenfalls von einer genauen Bekanntschaft und eingehenden Beschäftigung des großen Komödiendichters mit Sorels Werken. Sie steht nicht vereinzelt da, wie ein Vergleich mit Scarron, Furetière und anderen lehrt. Aber auch außerhalb Frankreichs erfreute sich Sorel im 17. Jahrhundert einer gewissen Beliebtheit: der 'Francion' hat drei holländische, eine englische und vier deutsche Übersetzungen erlebt. Grimmelshausen hat ihn in der Übersetzung von 1663 gekannt und erwähnt ihn ausdrücklich im 'Satyrischen Pylgram'.

Und doch darf man sich weder durch den Erfolg des Buches und seine zahlreichen französischen Auflagen — Sorel spricht von 60 im Jahre 1664 — noch durch die Übersetzungen und Nachahmungen täuschen lassen: der realistische Roman ist bis in die neuere Zeit hinein in Frankreich immer nur eine Ausnahme gewesen. Zumal das 17. Jahrhundert mit seiner Neigung zum Großen und Erhabenen, seiner Vorliebe für die Antike, seinem Streben nach strenger Form und edler Sprache vermochte dem realistischen Roman mit seinen bürgerlichen Allüren, seiner derben Komik, seiner losen Form und ungehobelten Ausdrucksweise keinen Geschmack abzugewinnen. Die Gattung, die Sorel so glänzend vertreten hat, wurde im 17. Jahrhundert durch Scarron, im 18. durch Le Sage gepflegt — von wertlosen Mitläufern abgesehen —, dann ist sie erst, aber unter anderen Voraussetzungen und in neuer Prägung, um die Mitte des 19. Jahrhunderts durch Balzac zu neuem Leben erweckt worden.

Demungeachtet bleibt die Tatsache bestehen, daß der 'Francion' der erste realistische Roman der französischen Literatur ist, und darin liegt in erster Linie seine Bedeutung. Gewiß, Mängel weist der 'Francion' in ziemlicher Anzahl auf. Er ist kein geschlossenes Kunstwerk, wie etwa 'Madame Bovary'; der Faden der Handlung wird oft durch Episoden, lange Erzählungen von Lebensschicksalen einzelner Personen und lehrhafte Betrachtungen unterbrochen; manche Szenen sind reichlich derb und mitunter

[1] Vgl. darüber Emile Roy, a. a. O. S. 146 ff.

geradezu unflätig, und darüber hilft auch der Gedanke nicht hinweg, daß Sorel damit vor dem Laster Abscheu erregen will: wir sind andere Mittel gewöhnt, um vor ihm zu behüten und davor zu warnen. Aber der 'Francion' bietet auch dem modernen Leser eine äußerst interessante Lektüre. Wir besitzen aus seiner Zeit kein so umfassendes und eingehendes Kulturbild wie diesen Roman, und die Fülle amüsanter Episoden, die treffende Satire und der urwüchsige Humor verleihen ihm einen Reiz, dem sich der Leser nicht entziehen kann. Endlich spricht aus dem Buche ein so unerschrockener Sinn, ein so gesundes Empfinden, eine so starke, kraftvolle Persönlichkeit, daß wir dem Verfasser unsere Achtung, ja Bewunderung nicht versagen können.

Wolfenbüttel. Constantin Bauer.

'The Merchant Prince of Cornville' von S. E. Groß und Rostands 'Cyrano de Bergerac'.

Das Aufspüren von Quellen und Parallelen bleibt für den Literarhistoriker immer eine anziehende Aufgabe. Freilich läuft dabei in der Begeisterung so mancher Fehler mit unter, und gar oft werden Werke als Quellen herangezogen, die der betreffende Autor infolge rein äußerlicher Umstände überhaupt nicht gekannt haben kann. Das Unheil, das mit solchen Parallelen angerichtet wird, ist indessen gewöhnlich nicht schlimm. Eines verewigten Dichters Ruhm wird dadurch nur selten geschmälert, und lebt der Autor noch, nun, dann kann er sich ja wehren oder — lächelnd zur Tagesordnung übergehen. Ein ernsterer Fall ist es aber, wenn ein lebender Autor einen anderen des Plagiats beschuldigt. Dann handelt es sich nicht mehr um rein theoretische Erwägungen, sondern, falls die Anklage begründet ist, um berechtigte Wahrung des Urheberrechts.

Ein solch ernsterer Fall hat sich vor nunmehr zwölf Jahren in den Vereinigten Staaten zugetragen und damals viel Staub aufgewirbelt. Dem deutschen Publikum scheint der ganze Vorfall fast gänzlich unbekannt geblieben zu sein. Da aber diese Episode interessante Einzelheiten bietet, wollen wir sie in folgendem ihrer Entstehungsgeschichte nach kurz skizzieren und vom literarischen Standpunkt aus betrachten.

Es handelt sich um den Prozeß, der vom Januar 1901 bis Mai 1902 an dem Kanzleigericht in Chikago spielte. Der Großkapitalist und gelegentliche Autor Samuel Eberlyn Groß aus Chikago (1843—1913) war gegen die Theaterdirektoren und Schauspieler A. M. Palmer und Richard Mansfield vorgegangen, um sie an der Aufführung von Rostands *Cyrano de Bergerac* zu verhindern. *Cyrano* (Erstaufführung 28. Dezember 1897), behauptete Groß, sei der Hauptsache nach nichts anderes als ein Plagiat seines eigenen Lustspiels *The Merchant Prince of Cornville* (gedruckt im Herbst 1896). Der Prozeß endete damit, daß den Beklagten jedwede Darstellung oder Wiedergabe *Cyrano de Bergeracs* in den Vereinigten Staaten verboten bzw. von der Einwilligung des Klägers Groß abhängig gemacht wurde.[1]

---

[1] Rostand zog seine zuerst eingelegte Berufung zurück, da er bald das Interesse an der Sache verlor. — Nach gütiger Mitteilung seines Anwalts, Herrn Wilson-Chikago.

I.

Bevor wir uns mit dem Prozeß als solchem weiter beschäftigen, ist eine kurze Inhaltsangabe und Würdigung des in Deutschland sicher gänzlich unbekannten *Merchant Prince of Cornville* am Platze. Obwohl das Stück schon in den Jahren 1875 auf 1878 entstand, erfolgte die Drucklegung erst 1896. Es ist eine ziemlich umfangreiche Dichtung — fünf lange Akte, teils in Prosa, teils in Versen. Der Inhalt ist in kurzem folgender: Whetstone, der 'Handelsfürst', ist würdiger Bürgermeister und Inhaber sonstiger Ehrenämter in der Stadt Cornville im Mittelwesten Amerikas. Steinreich, wie er ist, zieht er aus, Violet zu freien, die arme Nichte seines Geschäftsfreundes Northlake. Dieser hat in unglücklichen Spekulationen sein und seiner Nichte Vermögen verloren und lebt von seiner Frau Catherine getrennt. Der romantischen Violet aber ist der nüchterne Geschäftsmann trotz seines Reichtums unsympathisch. Sie schwärmt vielmehr für Ideal, einen Dichterling, der ihr einst im Garten ihr Herz und ihre Blumen stahl. Außerdem wird sie noch umworben von einem Narren, Fopdoodle. Während des Maskenballs, den Northlake zu Ehren seiner Nichte gibt, erklärt sich Whetstone. Als fahrender Ritter verkleidet, beteuert er seine Liebe in Worten, die in ihrer Alltäglichkeit seltsam mit seinem romantischen Aufzug kontrastieren. Als er sich aber zuletzt als den reichen Freiersmann zu erkennen gibt und Violet gar um einen Kuß bestürmt, macht ihm das Mädchen klar, daß er bei all seinen Schätzen eines nicht besitze — ein fühlend Herz; und wie Asträa ihren Celadon, schickt sie ihn 'in ewige Verbannung'.

Diese Liebesszene hat der eifersüchtige Fopdoodle belauscht. Zwischen ihm und Whetstone kommt es infolgedessen zu einem 'literarischen Duell', d. h. beide Helden, mit mächtigen Wörterbüchern bewaffnet, werfen sich um die Wette zoologische Schimpfwörter an den Kopf. Fopdoodle unterliegt in diesem eigenartigen Wortgefecht.

Whetstone läßt sich indes durch seine erste Abfuhr nicht irremachen. Er will Violet unbedingt gewinnen, diesmal durch eine Serenade. Dabei helfen soll ihm sein Sekretär Mayor Bluegrass, ein etwas idealistisch angehauchter Zeitungsschreiber, Redakteur des 'Cornville Eagle'. Dieser hatte ihm auch schon für die Maskerade einige Winke gegeben und sich selbst in Ninon, Violets französisches Kammerkätzchen, verliebt. So ziehen die beiden denn nächstens vor Violets Balkon. Bluegrass, von Büschen gedeckt, singt zur Gitarre, während Whetstone vor aller Augen ihn pantomimisch begleitet. Violet erscheint auf ihrem Balkon und wechselt einige Worte mit Whetstone, der sie sofort mit einer glühenden Liebeserklärung beglückt. Er wird aber wiederum abgewiesen. Bluegrass will seine Rolle als Schatten Whetstones noch weiter-

spielen, aber Violet und die pfiffige Ninon erkennen ihn gar bald, trotzdem er seine Stimme verstellt.

Als dann endlich Ideal, Violets geliebter Dichterling, sich einfindet und ihr sinnig einen Veilchenstrauß überreicht, ist's um Whetstones letzte Hoffnung geschehen. Das Mädchen flüchtet zu Ideal, ihn nimmermehr zu verlassen. Ninon gesellt sich zu Bluegrass. Schließlich kündet Northlake an, daß er durch einen Umschwung der Börse sein Vermögen wiedererlangt und daß er sich mit Catherine ausgesöhnt habe. So steht der Heirat Violets und Ideals auch materiell nichts mehr im Wege. Whetstone tröstet sich leicht über den Verlust Violets und heiratet Susanne, seine Haushälterin, die ihm von Cornville nachgereist war.

Der ästhetische Wert des Stückes? Meiner Ansicht nach ist er, absolut genommen, äußerst gering. In einer amerikanischen Literaturgeschichte wird der Verfasser wohl kaum Platz finden, es sei denn als symptomatischer Vertreter jenes an sich löblichen Dilettantismus, wie er zurzeit in zahlreichen dramatischen und literarischen Klubs, Vereinigungen und Gesellschaften zum Ausdruck kommt, und der sicher ein Zeichen einer literarischen und dramatischen Aufwärtsentwicklung ist.

Die einfache Handlung mit ihren altbewährten Motiven ist ja so übel nicht erfunden und mit Fleiß und nicht ohne Geschick aufgebaut. Die Absicht des Dichters war offenbar, 'die lyrische Stimmung und die Wortscherze des elisabethanischen Lustspiels mit dem Realismus modernen amerikanischen Lebens zu verbinden'. Aber wie so oft, ist hier wieder einmal das Vollbringen hinter dem Wollen zurückgeblieben. Dem Stück fehlt vor allem die Ursprünglichkeit, die herzerquickende Selbstverständlichkeit, mit der die alten Meister zarteste Lyrik und groteske Derbheit verbinden. Überall verspürt man quälende Absichtlichkeit, die angestrengte Arbeit des Intellekts. Hier und da glückt eine Phrase in kräftigem Slang, ein ironischer Seitenhieb auf bestehende Zustände, dann und wann auch einmal einige weniger banale Verse, aber im großen ganzen hat man das erdrückende Gefühl des mühsam Ausgeklügelten — besonders in den lyrischen Stellen, wo bis zum Überdruß mit stets den gleichen 'poetischen' Beiwörtern wie *sweet, golden, subtle, roseate, gentle* und den althergebrachten Requisiten der Romantiker — *bird, light, sun, moon, sky* — gearbeitet wird.

Gleich das einleitende Tagelied Ideals ist ein typisches Beispiel Großscher Lyrik:

> The hour of dawn! — How thrilling and intense!
> The matin songs of birds, that dart and soar
> On quivering wings, now break upon the sense
> As sharply as the cannon's voice at mid-day;
> In yonder wood that guards the sea-cliff's well,
> Where sullen shadows shrink away and flee

Before the rising sun's advancing spears,
The day-detesting owl hath turned his back
Unto the light, and sought the sheltering cowl
Of ivy web about the oaktree thrown;
And all the glowing world — wood, sea, and sky —
Is most sublimely beautiful beneath
This pendulous light, that like an avalanche
Of golden beams ... But I have spoken the word
That halts my fancy's flight, and brings me back
To earth and its dull cares, and our dull age —
Our golden age 't is called: our age of gold,
Hard and material ...

In den Wortwitzen tut unser Autor des Guten ebenfalls zuviel. Nicht nur daß er gewisse Bonmots, an denen er besondere Freude hat — 'to miss the Miss' (II, 4); 'a knight errant for a night-errand' (II, 3) —, öfters wiederholt, oft sind die Scherze dermaßen an den Haaren herbeigezogen, daß man sich wundern muß, sie gedruckt zu sehen. In I, 2 z. B. soll Bluegrass eine Eisenpille nehmen ('a pill of iron'), worauf diese fürchterliche Antwort erfolgt:

'Friends, have you no philopena (Vielliebchen)? Give me no pill of iron. May you ne'er sleep with down within your pillow! Oh! put me in a pillory, but put no pill in me! Oh! (*They succeed in giving him a pill.*) I'm pilled; the iron has entered my system; how very hard I'll soon lie down upon my little pillow. And thou, hard Whetstone, thus to sharpen Scythe[1] to mow me down! Cæsar was stabbed by the iron daggers of the conspirators, but I am slugged by an iron bolus from the hands of my friends. This ironical. Alas, I am pundit; for as a typical representative of the pun, e'en while the iron was in my heart, I have doubly punned it!'

Von den Charakteren ist Whetstone verhältnismäßig am besten gezeichnet. Wäre die Figur nicht zu plump übertrieben, so würde er einen guten Vertreter eines selbstbewußten amerikanischen Geschäftsmannes abgeben, eines Banausen, der nur auf seinen Reichtum pocht und dessen Gemüt unverbesserlich stumpf bleibt. So aber ist das Resultat eine Karikatur, keine Charakterzeichnung. Violet ist der romantische Inbegriff aller Mädchentugend, Schalkhaftigkeit und Sentimentalität. Sie besitzt kaum einen persönlichen Zug. Ideal, der Poet, ist nur Schablone. Bluegrass, um das geneigte Publikum ja nicht im Zweifel zu lassen, betont in einem fort, daß er ein Freund und Vertreter der Romantik ist, im Gegensatz zu dem materiellen Whetstone und dem Materialisten Scythe. Aber den guten Rat, den er seinem Herrn gibt und der unsere Kritik des Stückes gleichsam in einem Satze zusammendrängt, hat der

[1] Scythe ist das zweite Faktotum Whetstones, ein Naturwissenschaftler und ein halber Narr, Materialist, mit dem sich Bluegrass in beständiger Meinungsverschiedenheit befindet.

Autor leider selber nicht befolgt: 'Remember, we are now walking in a romance, and explanations are like stumbling-blocks in a dream. One must imagine more than he sees.'

II.

Was hat nun dieses Großsche Stück mit *Cyrano* zu tun? wird der Leser ungeduldig fragen. Um Groß volle Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, muß man vor allem wissen, daß nicht er es war, der zuerst eine Ähnlichkeit zwischen den beiden Stücken herausklügelte, sondern unbeteiligte Dritte. Und das kam so: Ein Arzt aus Philadelphia, dem Groß ein Exemplar seines Stückes übersandt hatte, sah mit seiner Frau die englische Bearbeitung *Cyranos*, die Richard Mansfield gerade auf die Bühne brachte (Dezember 1898 oder Januar 1899). Während der ganzen Vorstellung stiegen ihnen Erinnerungen auf an etwas schon Gehörtes oder Gelesenes, und als sie dann zu Hause den *Merchant Prince* auf dem Schreibtisch liegen sahen, da wurde ihnen klar, daß ihnen das Großsche Stück vorgeschwebt hatte. Brieflich wiesen sie dann Groß auf diese interessante Ähnlichkeit hin, weitere Nachforschungen wurden angestellt, und der Prozeß war die Folge.[1]

Groß hatte auch einen Brief aus Neuyork erhalten, worin die Balkonszene, gerade der Hauptpunkt der späteren Anklage, als zufällige Ähnlichkeit, als eine 'Vorausnahme' bezeichnet wurde. Es heißt darin wörtlich: 'But most remarkable of all in the book is the dual wooing scene. Do you know that you anticipated the most effective device in Rostands *Cyrano de Bergerac*? The balcony scene where Christian stands in view and speaks the words of Cyrano, who prompts him from the shadow, is quite the most successful in the performance of that very triumphant play. There the serious note predominates, of course, while in your use comedy holds sway.'[2]

Nachdem nun einmal eine Ähnlichkeit der beiden Stücke von dritter Seite ausgesprochen war, war der nächste und schwierigste Schritt, befriedigend nachzuweisen, daß Rostand der *Merchant Prince of Cornville* in irgendeiner Form bekannt war. Ein absolut überzeugender Beweis davon ist jedoch nicht gelungen, wie auch in dem *Master's Report* unumwunden zugegeben wird.[3]

Es war schon von vornherein unwahrscheinlich, daß Rostand die Buchausgabe des Großschen Stückes gekannt habe. Diese erschien

---

[1] Nach brieflicher Mitteilung des Herrn F. F. Reed. Siehe auch *Report of the Master in Chancery, U. S. Circuit Court, Northern District of Illinois, Northern Division.* No. 25050 (meine Hauptquelle, in folgendem kurz als *Master's Report* zitiert), Abschnitt XVIII, S. 63.

[2] *Master's Report,* Abschn. V, Brief vom 27. Nov. 1898. Vgl. auch einen ähnlichen Brief, datiert Philadelphia, 10. Jan. 1899.

[3] *Ib.* Abschn. XIII, S. 17.

erst im Herbst 1896 bei R. R. Donnelly and Sons Co., Chicago, in 250 numerierten Exemplaren. Um das englische Copyright zu erlangen, wurde das Stück an einer unbedeutenden Londoner Bühne, dem Novelty Theatre, am 11. Nov. 1896 pro forma aufgeführt.[1] Von den zu diesem Zwecke nach London gesandten Exemplaren kamen nicht alle zurück. Es war aber unmöglich, auch nur eines mit Rostand in Verbindung zu bringen. Überdies waren ja auch die besonders inkriminierte Balkonszene und die Duellballade nach übereinstimmender Aussage aller Zeugen schon vor der Drucklegung des *Merchant Prince* entstanden.

Blieb also nur eine Hypothese übrig, daß nämlich Rostand irgendwie von dem Manuskript oder einer Abschrift desselben Kenntnis erlangt habe. Dies zu beweisen wurde folgendermaßen versucht: Im Herbst des Jahres 1889 besuchte Groß die Pariser Weltausstellung und übersandte dem Théâtre de la Porte-Saint-Martin, das sich damals unter der Leitung des älteren Coquelin befand, eine Abschrift seines Stückes. Es wurde jedoch dankend abgelehnt und nach einigen Wochen wieder zurückgesandt. Darauf fußend, sprach nun die Großsche Partei die Vermutung aus, daß, während das Manuskript sich bei jenem Theater befand, entweder eine des Englischen kundige Person ein Scenario davon anfertigte, zu dem Rostand Zutritt hatte, oder daß irgendein Angestellter ihn im allgemeinen über das Stück informierte.

Demgegenüber ist ein Zweifaches zu bemerken. Einmal ist die Annahme, daß die Porte-Saint-Martin von allen eingesandten Stücken ein Scenario anfertigen läßt, durch nichts bewiesen, und zum anderen erscheint dies bei einem amerikanischen Stück, das in schwierigstem Englisch geschrieben ist und dessen erste Szenen noch dazu den Leser wenig ermutigen, höchst zweifelhaft.

Wie steht es nun mit den Zeugenaussagen der am meisten beteiligten Persönlichkeiten, Rostand und Coquelin? Nach der Auffassung des *Master's Report* wären beide nicht in Einklang zu bringen. Nachdem aber Coquelin seine Aussagen durch begleitende Beweisumstände erhärten konnte, sei ihm unbedingter Glauben zuzumessen, während Rostand offenbar sein Gedächtnis mehrmals im Stich gelassen habe. Leider stehen die französischen Originalurkunden nicht zur Verfügung, und man ist daher gänzlich auf den gedrängten Wortlaut des *Report* angewiesen.

Da diese beiden Aussagen für den Prozeß und für einen künftigen Rostandbiographen offenbar von äußerster Wichtigkeit sind, lasse ich sie in wortgetreuer Übersetzung folgen:[2]

'Rostand wurde auf Antrag der beklagten Partei anfangs 1899

[1] Über diese Aufführung konnte ich in den mir zugänglichen Zeitschriften nichts ermitteln.

[2] Abschnitt VII, S. 10—12, und IX, S. 14.

als erster Zeuge vernommen und machte folgende Aussagen: Im Jahre 1895 faßte er die grundlegende Idee zu einem Cyrano de Bergerac, die er bis März 1895 vollkommen ausgearbeitet hatte. Dann begann er die Abfassung des Stückes ungefähr im August 1895 in Luchon, wo er das Stück Anfang des Jahres 1896 vollendete, mit Ausnahme des letzten Aktes, der einige Monate später entstand. Coquelin erhielt seine Rolle im November 1895, noch bevor das ganze Stück beendet war, und damals trug ihm Rostand den ersten Akt vor. Später wurde ihm dann *Cyrano* in Abständen, Stück für Stück, übergeben. Die Erstaufführung, am 20. Dezember 1897, fand statt ein Jahr und neun Monate nachdem das Stück dem Theater übergeben worden war. Der Zeitraum, der zwischen der Übergabe des Stückes an Coquelin und der Erstaufführung liegt, wurde von Rostand dazu verwandt, das Drama zu verbessern und auszufeilen und es seinen Freunden vorzulesen. An der Handlung wurde jedoch dabei nichts geändert.

Rostand machte die Bekanntschaft Coquelins anfangs 1895. Sarah Bernhardt hatte nämlich Coquelin eingeladen, mit den Künstlern ihres Theaters Rostands Lektüre der *Princesse Lointaine* beizuwohnen. Coquelin bat Rostand damals, ihm ein Stück zu schreiben. Rostand sagte ihm, er trüge sich eben mit einem Charakter, der wohl für ihn passen würde. Er machte sich sofort ans Werk und begann das Stück in Luchon, wie oben geschildert. Als erstes entstand die Vorstellung der Gascogner Kadetten im zweiten Akt (II, 7) und die Ballade im ersten (I, 4). Die Glanzpartien wurden zuerst geschrieben, und die untergeordneten Teile folgten später. ...

Rostand bezeugte ferner, daß ihm bei der Abfassung des *Cyrano* niemand geholfen. Er schrieb das Werk mit eigner Hand und ließ es durch die Theateragentur Leduc abschreiben. Coquelin gab ihm keinerlei Anregung für das Stück, das auch keinerlei Anleihe aus fremden Literaturen enthält, sei es aus Frankreich, Deutschland, Griechenland, Rom oder irgendeinem englischen Drama.'

Coquelin wurde im Februar 1901 als Zeuge vernommen und bekundete wie folgt: 'Er machte die Bekanntschaft Rostands bei der erwähnten Lektüre der *Princesse Lointaine* im Jahre 1895. Sein erstes Gespräch mit Rostand über *Cyrano* fand ungefähr am 18. März 1896 statt. Rostand kam damals zu ihm ins Theater und erklärte ihm das ganze Stück von Anfang bis zu Ende. Er gab ihm eine allgemeine Skizze des Stückes und seiner Handlung und trug besonders die Duellballade, die schon in Versen geschrieben war, sowie die Balkonszene vor. Coquelin bat ihn, ihm die Ballade sofort niederzuschreiben, und in den nächsten Tagen lernte er sie auswendig. Diese Unterredung währte ungefähr eine halbe Stunde. Rostand skizzierte damals das ganze Stück, so wie wir es jetzt kennen, obwohl er kein Manuskript oder überhaupt etwas

Geschriebenes bei sich hatte. Ab März 1896 erhielt Coquelin Teile des Stückes, von der Hand Mme Rostands geschrieben, die die Verse ihres Gatten jeweils reinschrieb. Dann erlitt die Arbeit eine kleine Unterbrechung, um Rostand Gelegenheit zu geben, *La Samaritaine* zu vollenden, die in der Karwoche 1897 aufgeführt wurde. Um diese Zeit hatte *Cyrano* schon ansehnliche Fortschritte gemacht. Vor Vollendung des ersten Aktes waren bereits Teile des fünften geschrieben. Coquelin selbst sah ein vollständiges Manuskript des Stückes, genau wie es später aufgeführt wurde, drei Tage vor einer Leseprobe in Rostands Heim zu Boissy-Saint-Léger im Oktober 1897. Die Ballade, die Rostand ihm im März 1896 vorgelesen, wich in keinem Wörtchen ab von dem Wortlaut der endgültigen Bühnenfassung. Coquelin konnte das Datum seiner ersten Unterredung mit Rostand (März 1896) dadurch festlegen, daß er sich des Umstandes entsann, daß Rostand zu ihm ins Ankleidezimmer kam, gerade als er *Thermidor* proben oder spielen wollte, ein Stück, das er 1896 einhundertzehnmal und 1897 fünfzigmal aufführte, und zwar unmittelbar vor *Cyrano*.'

Schließen nun diese beiden Versionen einander wirklich aus? Meiner Ansicht nach keineswegs, wenn wir von der einen — nicht wesentlichen — Behauptung Rostands absehen, daß er Coquelin schon im November 1895 seine Rolle überreichte. Aber was Rostand betreffend des ersten Entwurfs in Luchon aussagt, der anfangs 1896 vollendet war — denn nur um eine solche erste Skizze kann es sich handeln —, so stimmt das trefflich zu seiner weiteren Aussage, daß das Stück ein Jahr und neun Monate nachdem er es dem Theater übergeben aufgeführt wurde. Mit dieser 'Übergabe' ist offenbar jene denkwürdige Unterredung mit Coquelin gemeint, die dieser ebenfalls für März 1896 ansetzt und nach der ihm das Werk stückweise zuging. Es ist klar, daß damals das Stück schon fix und fertig war, sonst hätte Rostand nicht die Balkonszene und die Ballade in ihrer endgültigen Gestalt aus dem Gedächtnis vortragen können. Von März 1896 bis Dezember 1897 sind aber gerade ein Jahr und neun Monate. Diese Erklärung scheint mir natürlich und ungezwungen zu sein, und es ist nicht ersichtlich, wie der *Master's Report* (auf Grund der Aussage Coquelins) Rostands Behauptung, *Cyrano* sei in Luchon entstanden und 1896 vollendet gewesen, als 'vollkommen unrichtig' bezeichnen kann.[1]

[1] Abschn. XV, S. 15. Übrigens liegt mir eine dritte Version der Entstehungsgeschichte *Cyranos* vor, in einem Briefe vom 27. Juni 1914, in dem mir Herr Jean Coquelin in liebenswürdigster Weise seine persönlichen Erinnerungen mitteilt — leider ohne genauere Angabe der Daten. Es heißt da unter anderem: 'Pour ce qui est du cas spécial qui vous occupe, mes souvenirs sont très précis. Monsieur Rostand lut d'abord à mon père et à moi les trois premiers actes de *Cyrano*. Six semaines environ après, il nous lut le quatrième et ce n'est qu'après la lecture de ces quatre premiers

Rostand erklärte ferner, daß er vor dem Prozeß von der Existenz Groß' und seines *Merchant Prince* keine Ahnung hatte. Was er von seiner Bekanntschaft mit der Weltliteratur überhaupt aussagte, hat ebenfalls autobiographischen Wert: 'Während er sowohl mit der mittelalterlichen als mit der modernen dramatischen Literatur Frankreichs bekannt sei, befinde sich in seiner Bibliothek kein einziger amerikanischer Bühnenschriftsteller. Er kenne auch keinen einzigen und könne überhaupt nicht Englisch sprechen, verstehen oder schreiben. Er besitze Shakespeare in einer französischen Übersetzung. Shakespeare und Goethe seien die einzigen ausländischen Autoren, auf deren Studium er einige Zeit verwandt habe.'

Gegenüber dieser bündigen Erklärung weist der *Master's Report* zweimal[1] darauf hin, daß sich in Rostands Hausverband, sowohl in Boissy-Saint-Léger als in Cambo-les-Bains, mehrere des Englischen wohl kundige Personen befanden, nämlich Frau Rostand, ihre Mutter, Mrs. Lee, eine geborene Engländerin, sowie eine englische Gouvernante, Mme Day. Diese letztere verweigerte ihr Zeugnis in folgendem lapidaren Satz:

Paris from Cambo-les-Bains, 27th, 6 P.M.

Am absent from Paris and cannot put myself out for a matter which does not concern me. Day.

Dazu bemerkt der *Report* resigniert: 'Das Zeugnis der Gouvernante oder der Mutter von Frau Rostand hätte vielleicht wichtiges Licht auf die Entstehungsgeschichte *Cyranos* geworfen, und obwohl Rostand leicht solches Zeugnis hätte verschaffen oder ermöglichen können, war er dem offenbar abgeneigt.'[2]

III.

So war es denn nicht gelungen, durch äußere Beweisumstände Rostand mit dem Großschen Stück zu verbinden. Die ganze Anklage hatte sich somit auf innere Gründe zu stützen, auf 'das stumme Zeugnis der beiden Stücke'. Demzufolge wurde Groß' 'Lustspiel' und das 'Melodrama' Rostands[3] haarscharf verglichen, mit dem erstaunlichen Resultat, daß Groß selbst in seinen *Few Plain Facts*, S. XII[4] verkündet: 'Es ergaben sich über tausend Parallelen und Ähnlichkeiten in Handlung und Anordnung, in Situationen, Ideen und Sprache.'

Einige wenige dieser vielen Ähnlichkeiten wollen wir nun —

actes faite par lui-même aux artistes, ses futurs interprètes, qu'il nous donna connaissance du cinquième, qui n'était pas tout-à-fait achevé au jour de la dite lecture.'

[1] Abschn. VIII, S. 13, und XII, S. 16.

[2] Abschn. XII, S. 17.

[3] Ausdrücke des *Master's Report*, Abschn. XIII, S. 17.

[4] Siehe die Bibliographie am Schluß.

möglichst *sine ira et studio* — prüfen. Wir halten uns dabei nur an die Hauptpunkte und übergehen die vielen haarspaltenden Einzelheiten des *Master's Report*.

Zunächst einiges über die Charaktere. Es ist wohl keine Voreingenommenheit, sondern eine Binsenwahrheit, zu behaupten, daß die führenden Charaktere in den beiden Stücken Whetstone und Cyrano sind — Whetstone, der millionenstolze Plebejer, Cyrano, die rührend edle Gestalt mit dem tragischen Fluch der Lächerlichkeit. Diese beiden Figuren ihrem gesamten Wesen nach herauszuarbeiten, das war die Aufgabe, die sich die beiden Autoren stellten. In der Tat ist durch ihren Charakter, durch den Egoismus des einen wie durch die Selbstverleugnung des anderen, die ganze Handlung bedingt. Alle anderen Charaktere existieren bloß um ihretwillen. Im dramatischen Sinn ist Christian und Bluegrass nur die Folie Cyranos und Whetstones, und De Guiche, der gewissenlose Wüstling, Ideal, der farblose Dichterling, sind die Antipoden der beiden Helden. Roxane und Violet, als Magnete gleichsam das Gute anziehend, das Böse abstoßend, stehen zwar im geometrischen Mittelpunkt der Handlung, als selbständige Charaktere sind sie jedoch von mehr untergeordneter Bedeutung. Roxane hat manch feinen individuellen Zug, aber bis zum dritten Akt einschließlich ist sie für die Ökonomie der Handlung, ebenso wie die blasse Violet, wesentlich nur das romantische Mädchen, das sich gegen den aufgezwungenen Freier wehrt. Violet mag daher mit Roxane einige Ähnlichkeit aufweisen — es sind aber nur generelle Züge, die man finden wird, eine Familienähnlichkeit, die die beiden mit der ganzen Sippe der Vielumworbenen gemein haben.

Ich bin mir wohl bewußt, daß diese schematische Gegenüberstellung der einzelnen Charaktere etwas gewaltsam ist und daß ihr Gleichgewicht in beiden Fällen durch Nebenpersonen gestört wird. Aber wollte man schon die Charaktere vergleichen, so hatte es offenbar einigermaßen nach den vorstehenden Gesichtspunkten zu geschehen. Es war mit den Hauptrollen zu beginnen und in absteigender Reihe fortzufahren, oder umgekehrt. Dabei hätte sich dann allerdings ergeben, wie trügerisch dieser angebliche Parallelismus ist und wie eben keine Figur der anderen entspricht — mit Ausnahme der typischen Mädchenrolle.

Was tut nun der *Master's Report?* Auf sechs langen Seiten werden Roxane und Violet verglichen, und am Schluß heißt es: 'Es ist unnötig, weiterhin die Ähnlichkeit der entsprechenden Charaktere im einzelnen nachzuweisen — der Vormunde Northlake und De Guiche, Punchs[1] und Ragoneaus (!) und anderer mehr (!). Da

[1] Punch ist der Kostümhändler, der Whetstone und Bluegrass für die Maskerade ausstaffiert.

jedoch die ganze Handlung, besonders die später zu besprechende Liebeserklärung durch einen Dritten und die Vorbereitungen dazu, nur durch den Charakter der beiden Heldinnen dramatisch möglich sind, wurden Roxane und Violet in vorstehenden Erläuterungen und Zitaten etwas ausführlicher geschildert, als es bei irgendeinem anderen Charakter nötig ist.'[1]

Die allgemeine Ähnlichkeit der beiden Heldinnen ist nun folgendermaßen ausgesprochen: 'Violet and Roxane are young, fair and beautiful, and both are in love with an ideal, both are orphans and have guardians, who desire to marry their wards, from an unworthy motive, to persons distasteful to them' — eine nichtssagende Beschreibung, die Wort für Wort auf die Rosine im 'Barbier von Sevilla' angewandt werden kann und die auf viele Molièresche Mädchenrollen paßt, besonders wenn wir statt des Vormunds einen selbstsüchtigen Vater setzen.

Violets und Roxanes 'physical traits' werden ebenfalls verglichen, wobei aber nie der französische Text, sondern nur die englische Übersetzung angeführt wird. Ideal besingt Violet (I, 1) wie folgt:

> For I philosophy discern ...
> In hair as golden as the sun
> That wreathes the circling grove, and seems
> As fine and delicately spun
> As if 't were woven of his beams.

Cyrano aber sagt (III, 6):

> J'ai tellement pris pour clarté ta chevelure
> Que comme lorsqu'on a trop fixé le soleil,
> On voit sur toute chose ensuite un rond vermeil,
> Sur tout, quand j'ai quitté les feux dont tu m'inondes,
> Mon regard ébloui pose des taches blondes!

Das französische Original gibt hier also eine preziöse Übertreibung des alten Concetto, daß die Haare der Geliebten glänzender sind als die Sonne selbst. Mit dem englischen Text hat das aber offenbar nur das gemein, daß — o schreckliches Plagiat! — die beiden Schönen — Blondinen sind!

Ein weiterer Versuch, Charaktere in Parallele zu setzen, ist, wie erwähnt, nicht gemacht worden, mit einer Ausnahme — De Valvert! Was von ihm gesagt wird, ist wohl der Gipfel der Spitzfindigkeit. Während es ganz richtig heißt, 'daß er gleichsam nur der Haken ist, an dem die vorgeschlagene Konvenienzehe und das exzentrische Duell aufgehängt wird,' lesen wir weiter wörtlich:

'When De Valvert is spoken of as the proposed husband, he is described as *old and dull*. Here he corresponds to Whetstone, as the suitor of convenience. He is Cyrano's opponent in the duel

[1] Abschn. XV, S. 36.

in verse and there is called *young man*, and for the time being he takes the place of Fopdoodle, a young man, and is silly, dazed and exhibits other characteristics of that person in the *Merchant Prince*. This is the same character who but a few pages before, in the same act, was described as old and dull. Now he is called young and has 'a silly air'; yet Roxane identifies them as the same.'[1] Dies ist aus dem französischen *Cyrano* allein gar nicht zu verstehen und zeigt deutlich, wie weit man mit Übersetzungen kommt da, wo das Original allein Aufschluß geben sollte. Das erste Zitat bezieht sich offenbar auf *Cyrano* I, 2, wo Lignière De Valvert einen *triste sire* nennt, was der Übersetzer mit *old and dull* wiedergibt. Der französische Cyrano kann ihn dann I, 4 sehr wohl *jeune homme* und *bélître* heißen. Der Widersinn besteht allein in der englischen Übersetzung.

Nun zum schwersten Geschütz: 'Ähnlichkeiten in dramatischen Situationen, Ideen und Episoden.' Hier werden als Hauptpunkt die beiden Balkonszenen verglichen. Es ist natürlich sofort zuzugeben, daß beide Autoren dasselbe Motiv benutzt haben: durch Mithilfe einer dritten Person getäuscht, soll die Angebetete dem Liebhaber, den sie sonst verabschieden würde, gewonnen werden. Wäre nun dieses Motiv einzig und allein im Großschen Stück zu finden, so könnte man — trotz der oben nachgewiesenen Unwahrscheinlichkeiten und dem Fehlen sonstiger tatsächlicher Vergleichspunkte — dem Gedanken wenigstens nähertreten, daß Rostand es aus dem *Merchant Prince* gekannt habe. Dann bestünde aber noch immer die durch nichts widerlegte Möglichkeit, daß der französische Dichter das Motiv ebenso selbständig erfunden wie Groß.

Aber sehen wir zunächst von allen anderen Parallelen ab und betrachten die beiden Szenen selbst. Da werden wir denn finden, daß das gleiche Motiv von den beiden Autoren dermaßen verschieden benutzt wurde, daß von einer Ähnlichkeit überhaupt nicht mehr die Rede sein kann. Bei Rostand, der die Balkonszene in den dritten Akt verlegt, bezeichnet sie den Gipfel der aufsteigenden Handlung. Sie krönt Christians Glück: Roxane glaubt in Cyranos Liebeserklärung Christians Seele zu vernehmen, wie Christians Seele zu ihr aus Cyranos Briefen sprach. Aber auch für Cyrano selbst bedeutet die Szene einen Höhepunkt; denn damit beginnt in Roxane der Umschwung, der sie aus einer Preziösen zum liebenden Weibe macht, der sie später gestehen läßt, sie liebe Christian nur mehr um seiner Seele willen. Endlich ist die Szene aufs innigste mit der vorausgehenden Handlung verwoben; es ist die edelste Erfüllung des Versprechens, das Cyrano seinem schüchternen Freunde gegeben.

---

[1] Abschn. XV, S. 39.

Bei Groß dagegen ist das Motiv, so wie wir es im Stücke finden, eigentlich zwecklos eingeführt und noch dazu kaum angedeutet. Es ist zwecklos eingeführt: bei der Maskerade hat Violet dem Handelsfürsten einen endgültigen Korb gegeben: 'I'll practice thee no more, thou hast thy sentence.' Nun ist es nach dem Charakter Violets vollkommen ausgeschlossen, daß die Serenade zur 'recuperation' werden könnte, wie Whetstone (III, 2) meint. Das Motiv ist aber auch nicht ordentlich herausgearbeitet. Zum Beweis dafür diene ein längeres Zitat.

Nach Bluegrass' Ständchen, dessen Wortlaut mit der Handlung gar nichts zu tun hat, fragt Violet:

Violet. Do my eyes behold that Mayor Whetstone, of Cornville, near the capital of Illinois, called Hercules after his grand-uncle Hercules, who drove the Indians down the Mississippi?

Whetstone. You do behold with two, unless you kindly wink upon me, which I half believe you do.

Violet. Is thy meaning double or single?

Whetstone. Sweet Miss Violet, I have been a man with an eye single to business, but who would double his business.

Bluegrass. Don't give her any quandaries.

Violet. Why, thou hast changed thy voice!

Whetstone (aside). Major, you rascal, assume my voice!

Bluegrass (assuming Whetstone's voice). Sweet Violet, it is the air, that 's sometimes tuneful and sometimes not, that does effect the change.

Violet. Thou art an artful man.

Bluegrass (assuming Wetstone's voice). Sweet Violet, 't is even noted so.

Whetstone. Confound you, 't is not so!

Bluegrass (assuming Whetstone's voice). I meant to say the air is so.

Violet. If thou sowest the air with so, so, thy harvest will be no, no. The air upon this balcony well balances its fruitage.

Whetstone (aside). You villain, we're caught!

Violet. I'll not complain, if thou wilt sing me another song.

Whetstone (aside). Major, you rascal, another song!

Bluegrass (aside). I don't know any more.

Whetstone (kneeling). Sweet Miss Violet, upon this green grass I vow to love you as long as grass grows. Oh, Miss Violet, you're too young to know what you may love. You may love the real Merchant Prince of Cornville, near the capital of Illinois, called Hercules after his grand-uncle Hercules, who drove the real Indians reeling down the real Mississippi.

Violet. Rise, thou mighty chief of merchandise. I set not much store by thee.

Whetstone (rising and aside). Major, my boy, did you hear that?

Violet. Great Prince, it is my humor to be enamored of thy union of business and romance. (Calls Ninon within. Ninon enters. Bluegrass leaves the shrubbery and goes behind Whetstone, as his shadow.) Take no leaves from my shrubbery. What is 't that 's back of thee, Prince?

Whetstone. 'Tis but the shadow cast from me by the moonlight.

Violet. The tree 'neath which thou standest is cedrine, and its laced boughs, filtering the moonlight, cast an interlacing shadow on the lawn; upon this plot, now, in part, a deeper shadow rests, like shadow upon shadow.

Bluegrass (sings in recitative, Whetstone accompanies with pantomime). 'Tis but a shadow, 't is but a shadow cast from me by the moonlight.

Ninon. I hear ze voice of ze shadow, ze pretty shadow. Oh, zat I had ze shadow up on ze balcony! Charmant!

Violet. Fie, Ninon, what wouldst thou with the fleeting shadow of this Merchant Prince? Thou hadst not even the shadow of sentiment.

Ninon. Dear mistress, I see ze rainbow[1] in ze shadow! Superbe!

Bluegrass (aside). I have been too long a shadow.

Whetstone (aside). You rascal, make yourself shorter!

Bluegrass. Black slave that I am, thus to serve this merchant prince of merchandise!

Whetstone. I'm a solid man and my shadow lies solid.

Ninon. Poor shadow, come off ze cold, cold ground!

Bluegrass (sings in recitative, Whetstone accompanies in pantomime). The shadow is slave to the substance. Who can separate them? None. Who can separate them? None — none but Ninon.

Violet. Ninon, 't is marvelously good — but we must go. (Slowly going). Good-night alike to substance and shadow.

Diese Probe genügt wohl, um die ganze Szene, die rein farcen- oder operettenhaft wirkt, zu kennzeichnen. Bluegrass' Rolle ist darin gänzlich illusorisch. Denn nachdem sich Whetstone einmal zu erkennen gegeben, kann alles Weitere nur zur Belustigung Violets dienen. Daß die paar Sätze, die Bluegrass in Whetstones Stimme spricht, die Gesinnung des Mädchens ändern könnten, ist von vornherein ausgeschlossen. Der wesentlichste und feinste Zug bei Rostand — daß nämlich die Geistesgaben des edlen Helfers dem weniger beredten Liebhaber das Mädchen gewinnen, in das dieser Helfer selbst verliebt ist — ist somit im *Merchant Prince* nicht einmal angedeutet. Überdies durchschaut Violet und die später hinzukommende Ninon das Doppelspiel sofort.

Mit der angeblichen Ähnlichkeit der Duellszenen wollen wir uns nicht lange aufhalten. Daß Rostands elegante Ballade aber schon gar nichts gemein hat mit einem Wortkampf, worin sich die zwei Kombattanten Schimpfwörter wie: ‘Patagonian bat! — Unutterable calf! — Hyperborean ibex!’ zuwerfen, liegt zu klar auf der Hand.

Zum Schluß sei des Interesses halber noch mitgeteilt, daß Rostand, nach dem *Master's Report,* auch einige der mehr oder minder geschichtlichen Züge, die er im *Cyrano* benutzt, von Groß übernommen hat. Da werden einander vorwurfsvoll gegenübergestellt Hercules Whetstone und Hercule Savinien de Bergerac;[2] da werden verglichen Cyranos Heldentat an der Porte de Nesle (I, 7) mit der Tat eines früheren Whetstone, der an den Ufern des Mississippi hundert Indianer erschlug, deren Skalpe seinen Söldlingen zur Beute fielen.[3]

Und zu guter Letzt noch Cyranos lange Nase! ‘Il y a de grands

[1] Anspielung auf Bluegrass' Kostüm bei der Maskerade.

[2] Siehe darüber H. Platows verdienstvolle Dissertation *Die Personen des Cyrano de Bergerac in der Geschichte und Dichtung* (Berlin 1902), S. 4; und *Master's Report,* Abschnitt XV, Ziffer h; auch *A few plain facts,* S. XVII.

[3] *Master's Report* ib. und Plato, S. 7.

nez partout', soll Rostand im Verhör gesagt haben,[1] und niemand konnte ihm widersprechen. Überdies erzählen die *Menagiana* von Cyranos hervorragendem Gesichtserker, und spielt er selbst in der *Mondreise* auf die — übrigens allerorts sprichwörtlichen — geistigen Vorzüge der Langnasigen an.[2] Aber der *Report* belehrt uns eines Besseren:

The Nose (Abschnitt XV, Ziffer f)

Bluegrass visits Punch, the costumer, to obtain a mask to wear at the masquerade where he acts as squire and prompter to Whetstone. He is shown one with a big nose and comments:	Cyrano, in humorously describing his nose, says:
'Why, it has a nose upon it like a barngable.'	'C'est là ce qui s'appelle avoir pignon sur rue.'
Punch: 'My friend, a long nose makes a strong character.'	Ragonau likens Cyranos nose to a mask:
	'... on sourit, on dit: 'Il va l'enlever ...' Mais Monsieur de Bergerac ne l'enlève jamais.'
	Cyrano:
	'Attendu qu'un grand nez est proprement l'indice D'un homme affable, bon, courtois, spirituel, Libéral, courageux, tel que je suis ...'

Damit dürften wohl alle Hauptpunkte der Plagiatsanschuldigung berührt und, wie wir hoffen, widerlegt sein. Alle die angeführten 'Parallelen' sind Schulbeispiele dafür, wie man literarische Vergleiche nicht ziehen darf, und selbst der geplagte Doktorandus, der um Material für seinen 'Einfluß des A. auf B.' oder 'Die literarischen Beziehungen des X. zu Y.' Ausschau hält, wird sich in seinen Nöten vor derartigen Entgleisungen zu hüten wissen.

IV.

Wir haben schon oben angedeutet, daß es zum Hauptmotiv der Balkonszene im *Cyrano* mehrere Parallelen gibt. Meines Wissens ist bis jetzt auf zwei Stellen als mögliche Quellen hingewiesen worden. Die eine, kurz zitiert von Platow in der erwähnten Dissertation (S. 55), ist Pirons *Métromanie* entnommen, Akt I, Szene 3, wo Damis für seinen Freund Dorante Verse an Lucile schreibt. Diese Stelle ist jedoch zu unbedeutend, um ernstlich als Quelle in Betracht zu kommen.

Viel wahrscheinlicher ist diese Annahme mit dem Vaudeville *Roquelaure ou l'homme le plus laid de France* (1836), das Julius Schmidt im *Archiv* Band 127 (1911) mit Cyrano verglichen hat. Aber Schmidt selbst ist mit Recht äußerst vorsichtig in seinen Behauptungen und weist besonders darauf hin, daß Rostand, wenn er

[1] *Current Literature* XXXIII, Juli 1902, S. 104 ff.
[2] Platow S. 10 und 39—40.

das Vaudeville kannte, es 'in der Weise eines echten Dichters benutzte'. In der Tat sind auch hier die allerdings sehr ähnlichen Motive nur flüchtig angedeutet und spielen im großen Zusammenhang des an sich wertlosen Stückes eine ziemlich untergeordnete Rolle.[1]

Ich möchte nun auf eine dritte Parallele hinweisen, auf ein Gedicht, betitelt *François Villon* (1890) von S. Weir Mitchell, einem in Europa wohl gänzlich unbekannten amerikanischen Dichter.[2] Als 'Quelle' ist es daher von vornherein auszuschalten. Aber es ist um deswillen interessant, weil es aus einer dem *Cyrano* sehr ähnlichen Situation die logischen Konsequenzen zu einem tragischen Ende zieht.

Die Geschichte ist dem Ritter De Luce in den Mund gelegt, der einem Freunde seine Werbung um Isabeau de Meilleraye erzählt. Als die Schöne seinem Werben schon geneigtes Ohr schenken will, da kommt ein junger Fant daher, der sich ebenfalls in Isabeau verliebt. Da er die Gabe des Reimens besitzt, sticht er den prosaischen De Luce leicht aus, über den er sich noch dazu lustig macht:

> And jesting rhymed the color of my nose
> With someting, — possibly an o'erblown rose.

Schließlich tötet De Luce den lästigen Nebenbuhler in einem Duell; Isabeau gewinnt er aber dadurch nicht wieder, denn sie denkt nur an den andern und seine Lieder. Nun versucht der Ritter selbst zierliche Reime zu schmieden, aber umsonst, Isabeau weist ihn stets zurück. Da trifft er zufällig François Villon auf der Straße, zerlumpt und vom Elend verfolgt. In seiner Not verkauft sich der verwahrloste Dichter an De Luce: er hat ihm wöchentlich drei Gedichte für Isabeau zu liefern und bekommt dafür Unterkunft, Kost und — Wein.

Die Beschreibung Isabeaus, die der Dichter von dem Ritter erhält, ist äußerst interessant im Hinblick auf die Parallele zwischen Violet und Roxane:

> And then, to ease him at his task, you know,
> Smiling he queried of this Isabeau:

[1] Das Stück scheint jedoch in Frankreich wohl bekannt zu sein. Als ich es in der Librairie Stock (gegenüber der Comédie Française) verlangte mit dem Bemerken, daß es wohl ein ganz obskures Stück sei, wurde mir der Bescheid, es sei im Gegenteil wohl bekannt; und in der Tat wurde es mir ohne vieles Suchen in den Beständen sofort ausgeliefert.

[2] Siehe S. Weir Mitchell, *Collected Poems* (New York, Century Co., 1896) S. 202—218. Der Verfasser (gest. 1913), der in Philadelphia als Ärzt wirkte, hat sich neben zahlreichen wissenschaftlichen Abhandlungen durch mehrere Bände lyrischer und dramatischer Gedichte sowie durch Romane und Erzählungen einen Namen gemacht. — Ich verdanke den Hinweis auf diese Parallele der Liebenswürdigkeit von Professor Dr. A. H. Quinn an der Universität von Pennsylvania.

Her eyes, her lips, her hair; because, for sooth,
'The traps of lies were baited best with truth.'
Quoth I, half vexed, 'Brown-red, her hair.' 'I know',
My poet says: 'gold-darkened like the glow
The sunset casts, to crown a brow of snow.'

So wird denn der Vertrag sechs Monate lang pünktlich eingehalten. Die Gedichte werden immer leidenschaftlicher, Isabeau immer stiller und nachdenklicher. Worauf sich alles zum Guten zu wenden scheint:

... At last she said —
You see, the bait was very nicely spread —
'How chances it, fair sir, this gift of song
Lay thus unused! You did yourself a wrong:
But now I love you, — love as one well may
A heart that hides its treasures, yet can say
At last their sweetness out. This simple lay! —
How could you know my thoughts?'
On this in haste
I cast an arm around her little waist,
And kissed her lips, and murmured tenderly
Some pretty lines my poet made for me
And this occasion's chance,
So there, the dame
Well wooed and married, ends this pleasant game.'

Aber jetzt kommt das tragische Ende, und in diesem liegt die Originalität des kraftvollen Gedichts. Isabeau, durch Trug erworben, beginnt bald dahinzuwelken. Villons Gedichte, die sie als Braut erhalten, sind ihr einziger Trost. De Luce aber streut diese Lieder eines Tages wütend in alle Winde. Doch bald reut ihn seine Schroffheit, und er möchte Isabeau durch neue Reime aufheitern. Zum zweitenmal wendet er sich an Villon; der aber weigert sich stolz. Ja, er wagt es sogar, der Frau brünstige Gedichte unter seinem eigenen Namen zu senden. De Luce entdeckt dies und stellt Isabeau zur Rede. Da erklärt sie ihm offen, daß sie ihn verachtet und den Dichter liebt:

... 'What can be more base
Than bribe a peasant soul to win with thought
Above your thinking what you vainly sought?
I love you? No — I loved the man who knew
To tell the gladness of his love through you:
A thief, no doubt; and pray, what was he who
Thus stole my love? You lied! and he, a sot! —
A sot you say would rise above his pot, —
You never! Love me! Could one like you know
In love's sweet climate truth and honor grow?'

Eines Nachts überrascht De Luce den Dichter, als er Isabeau ein Ständchen bringt. Auf der Stelle fordert er ihn zum Zweikampf und tötet ihn vor den Augen Isabeaus. Villon aber trium-

phiert noch vor seinem Ende, daß Isabeaus Liebe sein war und, wenn er auch dahingegangen, ewig nur ihm gelten wird:

> 'This woman, on the beauty of whose face
> I never looked, nor shall, — whose virgin grace
> I sold you, — is mine while time endures ...
> But if you live or I, where'er she bide,
> One François Villon walketh at her side.
> Kiss her! Your kiss! It will be I who kiss.
> Yea every dream of love your life shall miss —
> I shall be dreaming ever!'

Haben wir hier nicht einen *Cyrano*, ins Tragische verkehrt? Mitchell zeigt uns, daß das getäuschte Weib in der erschlichenen Ehe nicht glücklich sein kann, und notwendig wendet sie sich dem zu, dessen Geist sie in ihrem Manne zu lieben glaubte. Ist aber ein Charakter gegeben, dem Cyranos edle Entsagung fremd ist — ein nur allzu menschlicher Charakter —, so wird er seinerseits mit aller Leidenschaft das Weib begehren, das er in seinen Liedern so oft besessen. Ein tragischer Konflikt mit dem Manne, der sich der rechtmäßige Gatte nennt, ist dann unvermeidlich.

Doch wozu all die Parallelen aus Werken anderer Autoren? Ist nicht *Cyrano* wesentlich eine Fortgestaltung des Motivs der Freundestreue, wie es schon in der *Princesse Lointaine* mächtig angeklungen hatte? Mußten nicht aus den Figuren Bertrands, Geoffroys und Melisandens die wesensähnlichen Charaktere Cyranos, Christians und Roxanes entstehen? Diese psychologische Entwicklung näher auszuführen, liegt nicht im Rahmen dieses Aufsatzes. Es genügt, sie anzudeuten, um die Großschen Hypothesen, hoffentlich für immer, in die Versenkung verschwinden zu lassen.

Außer den angeführten brieflichen Mitteilungen konnte ich folgende Literatur benutzen:

The Merchant Prince of Cornville. A Comedy by Samuel Eberly Gross. Chicago, R. R. Donnelly & Sons Company (1896), nur in 250 numerierten Exemplaren gedruckt. Vorhanden in der Library of Congress in Washington und im Britischen Museum.

A Few Plain Facts by Justice, concerning the plagiarisms of the Merchant Prince of Cornville, an original drama by Captain S. E. Gross. 1910 s. l. (Rand. McNally & Co.). Eine Flugschrift, die Haupttatsachen des Prozesses enthaltend, nebst weiteren Anschuldigungen betr. *Aiglon* und *Chantecler* (!), von Groß selbst zusammengestellt.

Master's Report and Decree: S. E. Gross vs. A. M. Palmer, R. Mansfield, and R. Mansfield Company. S. l. s. a. (Chicago 1902, Circuit Court, Northern division, No. 25050).

Lionel Strachney, *A clear Case*, im Neuyorker *Bookman* XV, Juli 1902, S. 434—436.

Current Literature XXXIII, Juli 1902, S. 104—108. Abdruck eines Zeitungsartikels des *Chicago Chronicle*.

Who is Who in America? Vol. 1906—1907, Artikel *Gross.*
S. Weir Mitchell, *Collected Poems.* New York 1896, S. 202—218.
Roquelaure ou l'homme le plus laid de France, vaudeville en quatre acts par MM. de Leuven, de Livry et Lhérie (1836), erschienen im *Magasin Théâtrale.*
Julius Schmidt, *Das Vaudeville 'Roquelaure ...' und 'Cyrano de Bergerac'*, im *Archiv f. d. Studium der neueren Sprachen*, Bd. 127 (1911).
H. Platow, *Die Personen von Rostands 'Cyrano de Bergerac' in der Geschichte und Dichtung.* Diss., Berlin 1902.

Ich möchte es nicht versäumen, an dieser Stelle Herrn Rechtsanwalt Frank F. Reed (Chikago), der die Sache Groß erfolgreich vertrat, meinen herzlichsten Dank auszusprechen für die Liebenswürdigkeit, mit der er mir, trotz meiner gegensätzlichen Stellungnahme, sein gesamtes Aktenmaterial zur Verfügung stellte und mir auch schriftlich wertvolle Aufschlüsse, besonders über die Vorgeschichte des Prozesses, erteilte.

Berlin. Walther Fischer.

Kleinere Mitteilungen.

Zu Rudolf Hayms Biographie Wilhelm von Humboldts.

1. Ein Brief Alexander von Humboldts an Haym.

Den folgenden Brief Alexander von Humboldts hat mir Haym, dessen gütige und verständnisvolle Teilnahme für meine bis in die letzten Studentensemester zurückreichenden Humboldt-Studien mir stets unvergeßlich bleiben wird, vor vielen Jahren in Abschrift mitgeteilt mit der Erlaubnis zu gelegentlicher Veröffentlichung.

In seinen Lebenserinnerungen ('Aus meinem Leben' S. 225) erzählt Haym die innere und äußere Entstehungsgeschichte seiner Biographie Wilhelm von Humboldts, die zur Ostermesse 1856 erschien. Er bemerkt dort auch, daß er an den überlebenden Bruder Alexander mit der Bitte um Beisteuer handschriftlichen Materials für sein Werk gar nicht herangetreten sei: zu häufig habe ihm Gustaf Schlesier, dem sein Buch über den Bruder ('Erinnerungen an Wilhelm von Humboldt', Stuttgart 1843—45) Alexanders persönliches Wohlwollen erworben hatte, die Aussichtslosigkeit derartiger Versuche versichert, und wer weiß, mit welcher übertriebenen Vorsicht dieser den in Tegel verwahrten handschriftlichen Nachlaß seines Bruders für alle fremden Augen hermetisch verschlossen hielt, dem kann die Wahrscheinlichkeit dieses Erfolges nicht zweifelhaft sein. Daß Haym doch indirekt, durch den Buchhändler Lehfeldt, bei Alexander anklopfen ließ, der unter Hinweis auf Varnhagens gewiß sehr dankenswerten Essay von 1837 ('Vermischte Schriften'[3] 2, 212) und Schlesiers weitschweifiges Buch 'sehr kühl, fast verdrießlich' antwortete, wissen wir aus einer Notiz in Varnhagens Tagebüchern (12, 201). Auch eine post festum im Herbst des Jahres 1856 persönlich bei Gelegenheit eines Besuchs bei dem 87jährigen Alexander gestellte Frage nach Dokumenten zum Leben seines Bruders erhielt eine 'kurz und bestimmt' gegebene Ablehnung, wie denn überhaupt dieser ganze Besuch den Erwartungen nicht entsprach, die Alexanders 'freundlich eingehender, weit mehr als höflicher' Brief in dem jungen Biographen erregt hatte ('Aus meinem Leben' S. 253). Auch in diesem Gespräch ging Alexander kritisierend auf einzelne Teile des Haymschen Buches ein und fand z. B. Henriette Herz, den Gegenstand einer sentimentalen Jugendschwärmerei seines Bruders, in ein zu ideales Licht gerückt: 'Seine Mitteilungen über sie waren gewiß echt, es waren echte Anekdoten, echter Klatsch, so sehr im amüsanten Memoirenstil, daß das Pikanteste in französischer Sprache gesagt wurde' (ebenda).

Der nun folgende Brief selbst bedarf keiner weiteren Erläuterungen. Erwähnt sei nur, daß Alexander seinem 'berühmten Lehrer und Freunde' Georg Forster, den er im Frühjahr 1790 nach dem Niederrhein, England und Frankreich hatte begleiten dürfen, im 'Kosmos' (2, 72) eine dankbare und begeisterte Charakteristik gewidmet hat; das erwähnte strenge Urteil seines Bruders steht in den Briefen an eine Freundin (2, 42 meiner Ausgabe). Die an den Freiherrn vom Stein adressierte 'Denkschrift über Preußens ständische

Verfassung' vom 4. Februar 1819 findet sich in Humboldts 'Gesammelten Schriften' 12, 225.

Ich habe heute, spät von Charlottenburg zurückgekehrt, die Freude gehabt, Ihre schöne und wichtige Schrift über das Leben meines Bruders nebst dem so wohlwollenden Briefe, der sie begleitete, in meinem Hause zu finden. Bei dem Interesse, das der Gegenstand und die Form der Behandlung mir einflößen mußten, habe ich fünf Stunden dieser Nacht damit zugebracht, das ganze Werk auf die mir übliche Weise (Zeichen legend) durchzuarbeiten, daß ich gewiß 2/3 der 6 1/2 hundert Seiten ernst und sorgfältig gelesen und von dem übrigen Drittel Seite für Seite Kenntnis genommen. Das Leben und die Charakteristik meines Bruders, seine wundersame, so leicht zur gänzlichen Verkennung und zur ungerechten Rüge verleitende Individualität ist nie so objectiv und mit solcher Ausführlichkeit, ja mit solchem Wohlwollen behandelt worden, als von Ihnen, verehrter Herr! Ich thue diesen Ausspruch, so sehr ich das Verdienst des vortrefflichen, mir befreundeten Schlesiers schätze, dem dazu viele und belebende Quellen fehlten. Ihr Werk ist das Werk eines geistreichen und dazu eines edlen, freiheitliebenden Denkers. Empfangen Sie meinen wärmsten Dank; denn Sie haben Wilhelm von Humboldt mit vieler Liebe und mit dem reinsten Streben, gerecht zu sein, beurtheilt. Der Genuß des Ganzen wird durch Klarheit, die aus der Gliederung in der Form [hervorgeht], und durch Schönheit der Sprache erhöht. Eine ins Einzelne gehende Beurteilung würde ein Buch sein, geschrieben über ein Buch. Wie schwierig die Analyse einer solchen Individualität ist, wie leicht man verführt werden könnte, den größesten Widerspruch da zu ahnen, wo doch eine fast unheimliche Konsequenz zum Grunde lag, beweist das Erstaunen, welches die flüchtig hingeworfnen, alles Schwunges der Rede entblößten Briefe an eine Freundin bei vielen erregt haben, die mit meinem Bruder in großer Nähe gelebt, und die Tiefe der Empfindungen, Gemüthlichkeit, Freude an der Natur, Gefühls-Humanität bisher unvereinbar gehalten hatten mit stoischer Geistesstärke, Ideenherrschaft, Streben über den Begebenheiten und Lebensverhältnissen zu stehen. Da auch ich, obgleich sehr jung, in Pempelfort und Mainz war, von Georg Forster auf Reisen geführt wurde, da er bei sehr schwachen wissenschaftlichen Kenntnissen einen so wohlthätigen Einfluß nicht bloß auf mich, sondern auch auf die ganze Naturgeschichte ausgeübt hat, so ist die Art, wie Sie Georg Forster behandelt haben, mir eine große Freude gewesen. Ihre Vergleichung mit Schiller in vielen Regionen der Gefühlswelt und der Charakter-Anmuth ist sehr wahr. Von Eitelkeit war Schiller allerdings freier. Daß Wilhelm von Humboldt den ersten im hohen Alter zu strenge behandelte, lag an sehr verwickelten Verhältnissen. Bei der Färbung meiner politischen Meinungen, die Ihnen bekannt ist, habe ich in den wenigen Jahren, die ich (nach meiner Übersiedelung nach Deutschland) mit dem theuren Bruder lebte, über seine Verfassungs-Denkschrift discutirt. Was mir darin wundersam beschränkt schien, ist bei seinem lebensfrischesten Freiheitsgefühle nur durch die feste Überzeugung zu erklären, daß nichts zu Stande kommen würde, wenn man jetzt schon mehr forderte. Dazu war der Freiherr vom Stein eine leidenschaftliche, launige und darum, wie alles Launige, oder in Zorn und Reizung zum Liberalismus Übergegangne, eine unsichere Stütze in dieser Lebensepoche. Sehr gelungen und anmuthig ist Ihre S. 590, aber die Mythe von dem Einfluß, den die schöne und edle Henriette Herz an der Spitze einer Propaganda in Berlin, eines 'Bundes tugendhafter Frauen und Jungfrauen' auf die Verheirathung in Erfurt will ausgeübt haben, ist auf weibliche Eitelkeit gegründet. So ein 'placement de Demoiselles', eine Anstalt, in der man sich eine Jungfrau nach dem Muster von Therese Forster bestellen konnte, gab es leider nicht. Ich habe unrecht, einen sehr ernsten Brief warmen Dank-

gefühls mit einem Scherze zu endigen, aber es ist 1/4 vor 3 Uhr Morgens und ich muß schließen.

Mit der ausgezeichnetsten Hochachtung

Ew. Wohlgeboren gehorsamster

Berlin, den 15. April 1856. A. von Humboldt.

Verzeihen Sie die schreckhafte Unleserlichkeit meiner Handschrift.

2. Randbemerkungen Welckers zu Hayms Biographie.

Welckers Handexemplar von Hayms Biographie Humboldts, aus dem die folgenden äußerst interessanten Randnotizen des Besitzers entnommen sind, ging nach Welckers Tode in die Hände Hayms und nach dessen Hinscheiden in den Besitz Konrad Varrentrapps über, der es mir im März 1909 auf meine Bitte zur Einsicht und Abschrift der Notizen lieh. Ich gebe unten alles wörtlich wieder, was die Ränder des Buches an Bemerkungen enthielten, und füge die betreffende Seite und einige erläuternde Zusätze jeder einzelnen Äußerung bei.

Friedrich Gottlieb Welcker, der berühmte, auch Goethe persönlich und brieflich nahegetretene Altertumsforscher (vgl. Kekulés Aufsatz 'Goethe und Welcker' im Goethe-Jahrbuch 19, 186), dessen Leben uns Kekulé (Leipzig 1880) geschildert hat, war als 22jähriger im Jahre 1807 kurze Zeitlang Erzieher im Hause Wilhelm von Humboldts in Rom gewesen, kurz ehe dieser dem klassischen Boden für immer den Rücken kehren mußte. Seitdem verband ihn eine durchs Leben treu bewahrte und gepflegte Freundschaft mit Humboldt und seiner Frau, deren Wärme dadurch nicht vermindert wurde, daß nur wenige und stets kurze persönliche Begegnungen jener beglückenden Lebensgemeinschaft folgten. Die brieflichen Dokumente dieser freundschaftlichen Beziehungen liegen gedruckt vor: Humboldts Briefe an Welcker gab Haym 1859 in einem besonderen Buche heraus; Welckers Antworten, soweit sie in Humboldts Nachlaß sich fanden, habe ich in den 'Neuen Jahrbüchern für das klassische Altertum, Geschichte und deutsche Literatur' 1911 (27, 132) veröffentlicht; Auszüge aus Briefen von Karoline von Humboldt an Welcker (in meinen Neuen Briefen von Karoline von Humboldt S. 65) treten ergänzend hinzu.[1]

---

[1] Die wenigen literargeschichtlich interessanten Stellen aus Welckers Antworten an Karoline seien hier nach den in Tegel befindlichen Originalbriefen anmerkungsweise mitgeteilt. Am 15. November 1808 schickt Welcker 'ein neulich bekannt gemachtes Gedicht von Schiller, das nicht bedeutend ist: aber vielleicht kennen Sie die Gräfin, an die es gerichtet ist.' Gemeint sind Schillers an die Gräfin Henriette von Kunheim, geb. von Arnim, gerichtete Verse 'Am 2. Mai 1787' ('Sämtliche Schriften' 4, 180), die zuerst 1808 in Schenkendorfs 'Studien' gedruckt erschienen. — 20. Juli 1810: 'Ich habe sagen hören, daß die Ottilie nach dem Leben sei, eine Fräulein von Reizenstein, wenn ich nicht irre.' Hier verwechselt Welcker die Heldin der 'Wahlverwandtschaften' mit Luciane, für die Rühle von Lilienstern das gleiche Modell nennt ('Goethes Gespräche' 2, 62). — 20. August 1811 von Goethes geplanter Reise nach Heidelberg und Köln: 'Ich schließe daraus, daß er in den 'Wanderjahren' lebt, und hoffe, daß sie vorzüglich unter seinen Werken werden sollen, weil der Geist dieser Kunst und dieser Welt, der sie entblüht ist, so vorzüglich tief, zart und innig ist. Und welchen Stoff er ergreift, den durchdringt er ja auch.' — 24. Januar 1812: 'Der Brief vor Goethes

Die Randbemerkungen Welckers sind folgende:

S. 10 unten: 'Die schöne Müllerin in Tegel.'

S. 22 ('Jenes Feuer' usw.): 'Wie Alexander von Humboldt.'

S. 40 unten: 'Er kam mit seinem Universitätsfreund Laroche, mit dem die Dacheröden verlobt war. Diese führte mich in Berlin zu dem alten Freunde (1815).' Daß Karoline von Dacheröden mit Karl Laroche verlobt gewesen sein soll, ist ein Irrtum, wie aus ihrem Briefwechsel mit Humboldt hervorgeht.

S. 41 (Dalberg): 'Dieser berief noch Humboldt in Rom zu seinem ersten Minister.' Davon war bisher nichts bekannt.

S. 46 Mitte: 'Von der Existenz des Manuskripts war Alexander von Humboldt durch mich in Kenntniß gesetzt, dem es in Rom war mitgeteilt worden. (Schön von Humboldts Hand geschrieben.)' Vgl. darüber Humboldts 'Gesammelte Schriften' 1, 97 Anm.

S. 88 ('Die bilderreiche' usw.): 'Späterhin nicht.'

S. 99 ('Ein großer Durst' usw.): 'So sagte Humboldt in den letzten Jahren einem Freunde, der ihm vorwarf, daß er seine Augen an Ritters Geographie verderbe: Man muß so ein Organ ganz aufbrauchen, daß dem Tod nichts mehr davon übrigbleibt.' Dieselbe Anekdote berichtet Varnhagen, gleichfalls ohne Nennung des Namens des Freundes, etwas ausführlicher ('Briefe von Chamisso, Gneisenau, Haugwitz' 1, 12). Des 'wirklich schlimmen' Drucks von Ritters 'Erdkunde' gedenkt Humboldt auch in den 'Briefen an eine Freundin' (2, 187 meiner Ausgabe).

S. 116 Mitte: 'Blumenbach sagte mir, er sei erschrocken und erstaunt gewesen über die Schrift seines Zuhörers, den er hochgehalten, und sein Lächeln verriet, wie er noch jetzt eine merkwürdige Verirrung des so hoch gestiegenen Manns darin erkannte.' Zur Beurteilung der Aufsätze über den Geschlechtsunterschied vgl. Humboldts 'Gesammelte Schriften' 1, 436.

S. 148 Mitte: 'Mir sagte Humboldt, der nie sich wichtig machen wollte, daß er Goethe Schillern näher gebracht habe.'

S. 153 ('Seine nähere schriftstellerische Absicht' usw.): 'Mir sagte Humboldt in Albano, diese Absicht sei doch eigentlich nicht erreicht. Er lobte zugleich sehr Friedrich Schlegels 'Griechen und Römer'.' Über letzteres Werk vgl. auch Humboldts briefliches Urteil an Schiller ('Briefwechsel' [3] S. 260).

S. 175 ('Kränklichkeit seiner Frau'): 'Schon in Tegel — was sie darüber in Rom mir erzählte: vgl. S. 202.'

Leben ist, als ob ihn Herr von Humboldt geschrieben hätte.' Der das Vorwort zum ersten Bande von 'Dichtung und Wahrheit' einleitende 'Brief eines Freundes, durch den ein solches immer bedenkliches Unternehmen veranlaßt worden', ist sicher von Goethe selbst verfaßt (vgl. Loepers Kommentar bei Hempel 20, 229 und 'Werke' 26, 364 Weimarische Ausgabe). — 21. März 1812: 'Goethes Leben ist ein Brief vorangestellt, dessen Verfasser Ihnen vielleicht bekannt ist.' — 30. Oktober 1815 über Frankfurt: 'Goethe war lang dort und hat gesagt, er würde sein Leben gern in seiner Vaterstadt beschließen, wenn es ihm besser dort gefallen könne. In Köln hat er mehr Aufsehen erregt und Volk auf seinen Weg gezogen als ein Monarch.' — 26. November 1819: 'Ein niedliches literärisches Urteil hörte ich dieser Tage: Der Übel größtes ist die Schuld — nicht, sondern Yngurd.' Müllners Trauerspiel 'König Yngurd' war 1817 seinem berüchtigten Drama 'Die Schuld' auf dem Fuße gefolgt.

S. 181 ('Gustav von Brinkmann'): 'Von ihm sprachen Humboldt und sie immer mit Vergnügen.'

S. 190 unten: 'Eine Sammlung spanischer Bücher wurde mitgebracht.' Sie bildet mit ihren seltenen Drucken noch heute einen Teil von Humboldts Bibliothek, die sich, wie ich ermittelt habe, im Besitz des Freiherrn von der Lancken-Wakenitz auf Schloß Günthersdorf in Schlesien befindet.

S. 202 ('ihrer jugendlichen Abenteuer'): 'Frau Friedrich Schlegel in Wien 1811.' Im Spätsommer dieses Jahres hatte Welcker Humboldts in Wien einen längeren Besuch abgestattet (vgl. Kekulé S. 122).

S. 204 ('an Tendenzen reicher'): '*Qui troppo abbraccia, nulla stringe.*'

S. 205 unten: 'Mit welchem Eifer er gewisse Probearbeiten gemacht, kam einst in Rom zur Sprache und in leisester Andeutung, mit welchem Erfolg.'

S. 213 ('Vor allem waren es' usw.): 'Eine Zeitlang stand eine Tafel mit Umrissen nach Statuen im Vorsaal, Schiefer oder Holz.'

S. 230 ('Sein eigentliches Leben' usw.): 'Matäoponie, sagte Zoega.'

S. 232 Mitte: 'Mir sagte Wolf, er habe auf das Übersetzen oft herabgesehen, halte es aber jetzt für die höchste Kunst der Philologie.'

S. 234 ('Gottfried Hermann'): 'Mit Hermann besprach sich Humboldt auf dem Schlachtfeld bei Leipzig, das er doch auch nicht ungesehen lassen wollte, und als Hermann aufmerksam machte auf die seltene Verbindung dieser Zwecke, sagte Humboldt: Ja sehen Sie, Liebster, Reiche gehen zugrund, wie wir hier sehen, aber ein guter Vers besteht ewig.' Dieser Ausspruch ist bereits von Treitschke in seiner 'Deutschen Geschichte im 19. Jahrhundert' (1, 335) öffentlich mitgeteilt worden.

S. 239 ('des Vossischen Dolmetschens'): 'Voss war so unzufrieden, daß er Humboldt auf die Zusendung nicht dankte, was diesem schmerzlich war.'

S. 241 ('Was er seit der Vollendung' usw.): 'Über die Pelasger — Vorbereitungen zu einer Geschichte des Verfalls und Untergangs der Griechen. (Demosthenes, den er uns abends vorlas in Albano 1807). Gibbon nannte er mir selbst.' Den Aufsatz über die Pelasger habe ich aus Humboldts Nachlaß in den 'Jahrbüchern für klassische Philologie und Pädagogik' 1895 (151, 641) herausgegeben: daß Welcker ihn in Rom sah, aber nicht las, erwähnt er selbst in einer Anmerkung zu Humboldts Briefen an ihn (S. 73). Der andre genannte Aufsatz findet sich jetzt in den 'Gesammelten Schriften' 3, 171. Zur Demostheneslektüre vgl. Humboldts '*Lettres à Geoffroi Schweighäuser*' S. 130. 138. 139. 146.

S. 249 ('Schiller schrieb ihm' usw.): 'Stolz sprach er dies aus in der Zeit nach der Schlacht von Jena. — Denkend schritt er durch den großen Saal in Albano schräg von einer Ecke zur andern auf und ab, doch düsterer Miene an dem Abend, wo er aus Rom die Nachricht von der Schlacht bei Jena mitgebracht hatte.'

S. 257 ('In dem Unglücksjahre' usw.): 'Ganz auf Seite der französischen Partei stand er, als ich ihn in Berlin sah, bei der Erhebung der ganzen Jugend, als Jahn Nachrichten von Humboldt in Wien an die Frau brachte.' Von dieser Parteinahme Wolfs ist sonst nichts bekannt.

S. 285 Mitte: '*Est-il vrai que vous avez pris la place du Comte de Finkenstein?* rief ihm beim Eintreten in ihren Salon die Prinzessin Radzivil entgegen. *Je ne prends la place de personne*, antwortete er ganz ruhig.'

S. 291 ('mit der Erlernung der ungrischen Sprache'): 'Nach Pesth fahrend 1811 hatte er ein magyarisches Wörterbuch im Wagen.'

S. 292 ('Theodor Körner'): 'Ich sah ihn da öfter, er gab sich viel mit dem Knaben Theodor ab, äußerst jugendliche Gedichte von ihm wurden gezeigt.'

S. 293 ('Schlegel'): 'Humboldt brachte mich zu ihm in die Vorstadt, auch kam er ein und das andre Mal zu Tisch.' — ('Mit diesem ließ sich doch reden'): 'Dies konnte ich wohl bemerken, als Gentz abends lang bei Humboldt war.'

S. 296 ('seinem Österreich'): 'Und dem Adel, wie mir Steinbüchel versicherte.' Wer das ist, weiß ich nicht.

S. 298 ('der österreichischen Aristokratie'): 'Sie haßte Marie Luise, die als Kaiserbraut sie stolz behandelt hatte.'

S. 329 ('Vielleicht waren es' usw.): 'Doch hatte Humboldt, wie er mir sagte, Schenkendorfs Gedicht vom Deutschen Kaiser dem Kaiser Franz überreicht.' Über dies Gedicht Schenkendorfs, das er sehr hoch schätzte, vgl. 'Wilhelm und Karoline von Humboldt' 4, 137.

S. 347 Mitte: 'Bei der ersten Zusammenkunft fragte der Vorsitzende, was nun zu tun sei. *Ce que nous avons fait en 18..*, erklärte zuerst Humboldt.'

S. 351 ('Bei Tag und bei Nacht' usw.): 'Darüber erzählte mir Bülow, der Legationssekretär in Frankfurt, später Wunderdinge. Lange Noten in Einem Zug ohne Eine Korrektur.'

S. 363 ('Projekt der Heiligen Allianz'): 'Noch in Frankfurt in dem kleinen Hause spottete er köstlich über diese Allianz.' Das kleine Frankfurter Gartenhaus wird beschrieben 'Wilhelm und Karoline von Humboldt' 5, 130.

S. 364 ('Er war es' usw.): 'Vielen Familien soll er damals bei ihren Privatansprüchen und Interessen unermüdlich behülflich gewesen sein.'

S. 365 ('Mit vollkommener Befriedigung' usw.): 'Ebenso der hessendarmstädtische Freiherr von Münch, aus dessen Mund ich sein Lob hörte.'

S. 366 ('von Hänlein'): 'Ich sah ihn bei Humboldt, der durch besondere Artigkeit dessen Verlegenheit fein spottete.'

S. 377 oben: 'Ich war bei Tisch in ziemlich großer Gesellschaft, als Humboldt die Depesche erhielt, sie flüchtig ansah und als gleichgültig einsteckte. Bald nach Tisch sagte mir Frau von Humboldt, er habe geäußert: Ein Minister muß nie mehr sagen, als worum er gefragt wird. Er hatte ein Memoire eingegeben über die veränderte Stellung, die Preußen in Frankfurt einzunehmen habe.' Gemeint ist das Memoire vom 30. September 1816 ('Gesammelte Schriften' 12, 53).

S. 379 Mitte: 'In Frankfurt lagen seine linguistischen Papiere aufgereiht in Kommodeschubladen in bester Ordnung.'

S. 385 Mitte: 'Er kam unberufen nach Aachen und trat zu Hardenberg ganz leicht und unbefangen ins Zimmer.'

S. 396 ('So gering schlägt er' usw.): 'Wie er subjektiv, aber nicht die Welt fühlt.'

S. 425 ('Darum verließ er den Schauplatz' usw.): 'Einer Gesellschaft bei sich teilte er die Nachricht von seinem Abschied mit, als ob sie einen Fremden beträfe.'

S. 426 oben: 'Humboldt sah dies ein. In Frankfurt sprach er mir darüber ausführlich, verglich z. B. das Beimischen unedleren Metalls, um zu bearbeiten.'

S. 473 ('Zum genaueren Eingehen' usw.): 'Er lese jetzt seit 4 Wochen, schrieb er mir, das Evangelium Johannis in ich erinnere mich nicht welcher Südseesprache.' Vgl. 'Humboldts Briefe an Welcker' S. 128.

S. 570 oben: 'Er ließ mich unter fremder Adresse an ihn schreiben.' Vgl. 'Humboldts Briefe an Welcker' S 46. — 'Zu Rauch sagt' er: Nun man sieht, daß sich auch mit schlechten Ministern regieren läßt.'

S. 584 Mitte: 'Die Motherby in Königsberg.'

S. 590 oben: 'Von Rauch weiß ich, daß, als die von der Diede einer Person des Hofs übergebenen Briefe der Familie bekannt wurden, von dieser kein Mitglied je etwas von dieser Korrespondenz erfahren hatte.' — ('Humboldts Gattin'): 'Goethe sah sie als junges Mädchen mit großem Interesse an, wie ich von ihr weiß. Sie war in Jena still. Schiller sagte oft, sie habe es hinter den Ohren sitzen. Sein Gedicht an Amanda ist an sie, das zum neuen Jahrhundert an Humboldt.' Goethe hatte Karoline von Dacheröden mehrfach bei Festlichkeiten im Hause Dalbergs in Erfurt gesehen (vgl. 'Wilhelm und Karoline von Humboldt' 1, 337). Schillers Urteil über sie ergibt sich aus seinen 'Briefen' 2, 318. 328. 374. Die beiden zuletzt genannten Beziehungen Schillerscher Gedichte waren bisher nicht bekannt, sind aber zweifellos zutreffend: die Distichen 'Das weibliche Ideal, an Amanda' erschienen zuerst im 'Musenalmanach für 1797' ('Sämtliche Schriften' 11, 187 = 'Xenien' 670—6,5) und sind, wie Erich Schmidt zur letztgenannten Stelle bemerkt, Reflexe der Humboldtschen Gedanken über den Geschlechtsunterschied (nach Düntzer, 'Schillers lyrische Gedichte' 4, 4, 182 sollte keine bestimmte Person vorschweben und der Name Amanda Wielands 'Oberon' entnommen sein); auch 'Der Antritt des neuen Jahrhunderts, an ***' ('Sämtliche Schriften' 11, 332) sollte nach Düntzer (ebenda S. 276) nicht an eine bestimmte Person gerichtet sein ('Man hat an Wilhelm von Humboldt gedacht, dessen Namen zu verschweigen kein Grund vorlag, oder an den Koadjutor von Dalberg, auf den nichts deutet; auch an Körner möchte kaum zu denken sein, obgleich dieser eine Abschrift von Schillers Hand besaß').

S. 591 Mitte: 'In Albano sagte sie einmal scherzend zu ihm, daß er durch sie zum liebenswürdigen Mann geworden sei, was er gern zugab.'

S. 592 oben: 'In der Zeit, als Humboldt in Rom von Lucian erfuhr, was sich in Spanien bereitete (was er an Oesterreich mitteilte), war sie Hauptagentin. Madame Lucien weinte mit ihr, als das Knäbchen gestorben war. Beiden las Lucian seinen *Charlemagne* an späten Abenden vor.' Über Humboldts Verkehr mit Napoleons Bruder Lucian, Fürst von Canino, und seiner zweiten Gattin Christine Egypte, die in der Villa Ruffinella bei Frascati still und zurückgezogen lebten, vgl. 'Wilhelm und Karoline von Humboldt' 3, 256. 262 und 'Gabriele von Bülow' S. 58. Das Knäbchen ist der 1807 fast zweijährig gestorbene Gustaf von Humboldt, '*il santarello*' (über seinen Tod vgl. auch Welckers Bericht in den Anmerkungen zu Humboldts Briefen an ihn S. 149). Lucian Bonapartes großes Epos '*Charlemagne ou l'église délivrée*' erschien erst 1814 im Druck.

S. 594 unten: 'Einmal im Spaziergang mit der Frau selbst in der *galleria di sotto* [von Albano nach Castel Gandolfo am Albaner See] pries er die Einsamkeit zeitweise so inn[ig] ...' Der Schluß der Bemerkung ist beim Einbinden des Buches verlorengegangen.

S. 617 ('Diese Briefe reichten' usw.): 'Sie sind in den Händen der Frau

von Bülow, die mir in Berlin 184. gestand, daß sie in ihrer zahlreichen Familie noch nicht Zeit gefunden, darin zu lesen.' In Anna von Sydows schöner Publikation, deren siebenter abschließender Band in diesem Jahre erscheint, ist dieser Briefwechsel Humboldts mit seiner Frau Gemeingut unseres Volkes.

S. 627 ('durch frevelhaft humoristische Paradoxien'): 'Graf Münster zur Kongreßzeit zeichnete ihn sitzend auf einem Paradeochsen, seinen Paradoxien zu Ehren.' Diese übrigens nicht von Münster, sondern vom Fürsten Radzivil im Freiburger Hauptquartier im Januar 1814 gezeichnete Karikatur ist in den Briefen von Wilhelm und Karoline von Humboldt (4, 210) reproduziert worden. Der Kalauer selbst begegnet auch sonst: vgl. z. B. 'Hedwig von Olfers' 2, 579, wo er gleichfalls Radzivil zugeschrieben wird, und Brahms, 'Briefwechsel' 1, 57, wo er ebenfalls aus Wiener Traditionen der Schreiberin (Elisabeth von Herzogenberg) stammen dürfte.

S. 628 ('über sich selbst zu lächeln'): 'Wie bei einem gewissen Begegnis in Rom, das er seiner Frau in meiner Gegenwart erzählte.'

S. 630 oben: 'In einem Gedicht zur Hochzeit Dohnas mit der Tochter Scharnhorsts (in Königsberg) sprach dies Gefühl sich frei aus.' Das 'Verlobungslied' für Karl Friedrich von Dohna und Julie Scharnhorst findet sich in Humboldts 'Gesammelten Schriften' 9, 64; Welcker kannte es wohl nicht durch Humboldt, sondern durch Dohnas, mit denen er, als Dohna Kommandeur des Bonner Reiterregiments geworden war, in engere freundschaftliche Verbindung kam (vgl. Kekulé S. 178. 226).

S. 635 ('sein Glaube an Geister und Geistererscheinungen'): 'In Wien 1811 erzählte er mit Vergnügen Geistergeschichten und wie eine Prophezeihung, die er sich habe machen lassen, bisher auffallend eingetroffen sei und damit schloß, daß er sehr hoch steigen und auf dem Schafott endigen werde.' Daß Humboldt dem Gespensterglauben nicht völlig skeptisch gegenüberstand, bezeugen auch sein Bruder Alexander ('Briefwechsel und Gespräche mit einem jungen Freunde' S. 81) und Hedwig von Olfers (1, 377).

S. 638 Mitte: '*Sic nihil est mori, neque ad nos pertinet mori.*' Hier schweben Welcker wohl Ciceros Worte aus den 'Tuskulanen' 1, 91 vor: '*Ut nihil pertinuit ad nos ante ortum, sic nihil post mortem pertinebit: in quo quid potest esse mali, cum mors nec ad vivos pertineat nec ad mortuos?*'

Jena. Albert Leitzmann.

Siegmund, Siegfried und Brünhilde in Ortsnamen des nordwestlichen Englands.

Durch Studien über me. Ortsnamen wurde ich auf das Urkundenbuch der Abtei Cockersand im nordwestlichen Lancashire aufmerksam. Es wurde von einem Bruder dieses Klosters, Robert de Lachford, in den Jahren 1267 bis 1268 zusammengestellt und von William Farrer für die Chetham Society herausgegeben (Chartulary of Cockersand Abbey of the Premonstratensian Order, 7 Bände, 1898—1909).

1. Hier begegnet (S. 627 f.) die Landschenkung eines *Edriche de Sivirdeleie* (Randglosse: Sivirdeleie) an das genannte Kloster. Die Urkunde stammt aus den Jahren 1199 bis c. 1220. Das Land lag bei Windle (me. Windhull) im südwestlichen Lancashire; nach der Beschreibung der Grenzen enthielt es Eichen, *sikam, rivulum, magnam ripam.* — Weitere Schreibungen dieses

Ortsnamens finden wir in Lancaster Assizes, 25. Oktober 1202: *Syfrethelegh* (S. 609 Anm.); in einer Schenkung von Edriches Enkel Robert, gemacht c. 1268 bis c. 1272: *Siuerthelege* (Randglosse: Siverdelege) und *Siuerdeslege* (S. 629); in einer zweiten Schenkung dieses Robert von 1271 oder 1272: *Surerthelcis*, *Surerthelehe* (S. 629 f.); in einer Aufzählung von Orten, an denen der Abt von Cockersand gewisse Patronsrechte 1292 ausübte, als *Sirerdeleye* (Hs. Niverdeleye, S. 1113); in einer Liste von zahlungspflichtigen Gütern, die das Kloster in West Derby, einer Pfarrei im südwestlichen Lancashire, 1251 besaß, als *Sirerthelee* (S. 1221).

Die gelegentliche Schreibung *u* für *i* neben Labialis hat nichts Bedenkliches; vgl. im selben Cockersand Chart. *Wunemerleye* für *Win(d)merleye* S. 1389. Über ags. *léah*, me. *lei*(h) und im Norden *lee*, in der Bedeutung 'niedriges, dem Wald abgerungenes Gelände, Wiese, Feld' vgl. Middendorff, Ags. Flurnamen, S. 86.

2. In demselben Urkundenbuch steht eine Schenkung von Ricardus Banastre an das Kloster aus den Jahren 1240—68, betreffend *unam acram* ... *in Tarlton* (heute Tarleton im mittelwestlichen Lancashire) ... *cujus una extremitas tendit versus Askelon, et altera versus Burnildesgate* (S. 464). — Für ags. *y* ist in diesem Denkmal *u* die vorherrschende Schreibung; vgl. *Mulnebec Mulnefeld, Mulnesti* S. 1377 u. ö. Über *-gate*, das vom ags. plur. *gatu* = Tür, ne. *gate*, oder von altn. *gata* = Weg, Gasse, kommen kann, vgl. Wyld, Lancashire Place Names, S. 331 f.

3. Ebenfalls im Cockersand Chart. ist eine Schenkung von Thomas de Clapham an das Kloster verzeichnet, aus der Zeit 1220—1250, betreffend *quoddam mesuagium in villa de Clapham* (im Norden des West-Riding Yorkshire, Wapentake Ewecross) *cum una roda terrae et quatuor perceatis sub Brunildeberge* (S. 969). Über *berg(h)* von ags. *beorh* = Hügel, auch Grabhügel (z. B. Baldheresberge), vgl. Wyld, S. 289.

4. Alle diese Ortsnamen sind heute verschwunden. Aber *Simondstone* aus *Sigemundes tûn* und *Simonswood* aus *Sigemundes wudu* sind noch vorhanden, beide in Lancashire, jenes seit 1259 nachweisbar, im Nordosten der Grafschaft, dieses seit 1206—7 nachweisbar, unweit Liverpool (Wyld, S. 233). Ob auch *Simonstone* im North-Riding Yorkshire, eine englische Meile nördlich von Hawes, hierher gehört, vermag ich aus Mangel an älteren Formen nicht zu entscheiden. Die von Binz, PPB XX 191, erwähnten Ortsnamen mit *Simond-* liegen alle im Süden.

Fernzuhalten ist *Burnaston* im südlichen Derbyshire, obwohl es bestechend klingt, daß der Name 1353 als *Brunaldeston*, 1423 als *Brynnaldston* vorkommt (H. J. Ellis and F. B. Bickley, Index to the Charters and Rolls in the British Museum I, 1900, S. 132). Domesday Book 275[b] bietet *Burnulfestune*; Testa de Nevill 9[b] *Brunolviston*; Urkunden aus der Zeit Heinrichs III. und später (im Index) zeigen *Brunufyston*. Der erste Bestandteil war also ursprünglich *Byrn(e)wulf*, mit späterer Ablenkung nach *Byrn(e)wald*.

Berlin. A. Brandl.

Sapia in western Romanic

In Meyer-Lübke's Romanic dictionary, Spanish *labio* is needlessly marked as a book-word. *Labio* agrees with *labia* < labia, *rabia* < *rabia, and is evidently normal. The retention of stressed *a* in these words, as in the

corresponding Portuguese forms *laira*[1] and *raiva*, indicates that the vowel *a* was not subject to harmonic change in early Hispanic.

The close *e* of uindemia is treated like that of fēcī in Spanish and Portuguese: *vendimia* and *vindima* are parallel with *hice* and *fiz*. I have shown in *Modern philology*, vol. XII, p. 188, that hiatus-*i* following a labial was probably altered to *e* in Hispanic; but this *e* afterwards became close *i* and produced harmonic change in both languages. The Portuguese formation of *vindima* from *vindimia* agrees with *raiva* and *ruivo* beside Spanish *rabia*, *rubio*.

The persistence of *a* in *rabia* and the agreement of *vendimia* with *hice* seem to have been overlooked by Menéndez Pidal, who considers Spanish *cantest(e)* normal and *cantaste* analogic.[2] If *cantest(e)* were normal, *rabia would have made Spanish **rebia* and Portuguese **reiva*. *Cantaste* has normal *a*, and *e* is analogic in *cantest*. Such analogic changes are common in the Aragonese dialects, which have as equivalents of Castilian *-é*, *-aste*, *-ó*, *-amos*, *-astes*, *-aron*, sets of forms with a single stressed vowel throughout: *-é*, *-és*, *-é*, *-emos*, *-ez*, *-eron*[3] and *-ó*, *-ós*, *-ó*, *-omos*, *-oz*, *-oron*.[4]

In western Romanic, posttonic *pi* between vowels became *ppi* as in Italian, and therefore escaped voicing. Italian *appio* < apiu and *seppia* < sepia correspond to Catalan *api* and *sipia*, Provencial *api* and *sepi*, *sepio*, *sipio*, *supio*, French *ache* and *sèche*. The Provencial derivatives of sepia are parallel with uindemia > *vendemi*, *vendemio*, *vendimio*, *vendumio*: in some regions hiatus-*i* became close before the principle of harmony was active, so that *sipio* and *vendimio* agree with the change of **fedzi* to **fidzi*, but in others it remained open or became *e* as in Hispanic **kambeare* < cambiare, and did not become close *i* early enough to cause harmonic change. The *b* of Spanish *jibia* and Portuguese *siba* is due to Moorish mediation. In Arabic there is no *p*, primitive Semitic *p* having become *f*, so that foreign *p* was replaced by *b*.

Italian has formed *sappia* from sapia, and the same lengthening of the occlusive must be assumed for western Romanic. From **sappia* are derived Walloon *sèpe* (corresponding to *hèpe* 'hache', *aprèpî* < appropiare), French *sache*, early Provencial *sapia* and *sapcha*, Catalan *sapia* and *sàpiga*. In this last form *g* may be a mere hiatus-filler, as in *dugas* < duas; or it may be analogic like *g* in *vulgas* beside normal *vullas* = French *veuilles*. It is commonly held that Spanish *sepa* is a normal development from sapia, with *i* displaced as in *era* < **aira* < area. But if we leave aside *sepa* and other verb-forms of the same kind, we find that Castilian does not displace a palatal vowel after a labial. Examples are *apio*, *cofia*, *gavia*, *gaviota*, *labia*, *limpio*, *lluvia*, *novio*, *rabia*, *rubio*, *vendimia*. And in Portuguese *aipo*, *gaiva*, *gaivota*, *laiva*, *raiva*, the displacement was too late to produce *ei* as in *eira* < **aira* < area.

If Spanish *abuela* is really a derivative of *auiola, and does not represent a diminutive of **ava* < aua, it can be explained, like Catalan *pare* for **padre* and Portuguese *pai* for *padre*, as an alteration belonging to a different dialect,

---

[1] Viana, *Vocabulário ortográfico e ortoépico da língua portuguesa*, Lisboa, 1910, p. 455.

[2] Menéndez Pidal, *Cantar de Mio Cid*, Madrid, 1911, p. 275.

[3] *Revue de dialectologie romane*, vol. I, p. 117.

[4] *Revue de dialectologie romane*, vol. I, p. 118.

namely the faulty speech of young children. *Mancebo* represents *mancipu (with stressed open *i*), a variant of mancipiu due to the contraction of *mancipii to *mancipi in the plural. The *ch* of *chopa* shows that this fish-name is, like the general term *peje* beside native *pez*, a word borrowed from Galician or Portuguese. If Portuguese *choupa* comes from clupea, we may assume that the *ou* represents older *oi*, as in *couro* < *coiro* < coriu, *noute* < *noite* < nocte; and that there was a dialectal displacement of *i* in this word, earlier than the development of vowel-harmony, just as there was in *goiva* < **govia* < gubia beside normal *chuira* = Galician *chuvia* < **plovia* < pluuia.

Thus there is no ground for thinking that the *i* of **sapia* < **sappia* < sapia could have been displaced or lost in Spanish, by any normal development. The change of **sapia* to *sepa* was analogic, like the formation of *temo* for **temmio* in Italian, *temo* for **timio* in Spanish, *temo* for **timo* in Portuguese, and the alterations due to *sache* (pronounced *satse*) in Mistral's dialect, which has developed the infinitive *saché* beside normal *sabé* and analogic *saupre*, the participles *sachènt* and *sachú*, the past indicative *sachère* and the past subjunctive *sachèsse*. Italian has analogic *so*, *sai*, *sa*, *sanno*, parallel with *ho*, *hai*, *ha*, *hanno*, and in the same way the Hispanic tongues formed **sai* instead of **sappio* < sapio, in accord with **ai* < habeo. Lack of stress was what caused these words (afterward re-stressed) to lose final *o*, and the *v*-less forms of the verb 'have' were likewise due to stresslessness.

Under the influence of **sai* or a later equivalent, **sapia* became **saipia* or **seipia* or **sepia* in Spanish, which generally has the same stem for the subjunctive as for the indicative in the first person singular of the present tense. Here analogic influence leveled the stressed vowels, but did not cause the derivative of **sappia* to lose *p*. When **durmiamos* was changed to *durmamos* and **sirvia* to *sirva*, **sepia* was reduced to *sepa*. This loss of hiatus-*i* was due to inflectional analogies, and therefore did not affect the nouns *apio*, *lluvia*, *vendimia*. The development of *sepa* did however modify another verb. Historic *oya* is parallel with *oyo*, later *oiga* is accompanied by *oigo*, and similarly *quepo* was formed under the influence of *quepa*. The analogic origin of *quepa* seems self-evident: *caber* — *cabe* — *quepa* = *saber* — *sabe* — *sepa*.

The form *sepia* has been kept in Asturian, according to Rato's *Vocabulario*. There are two ways of explaining *b* in Portuguese *saiba*, Galician *saiba* and *sabia*: it may have come, like *b* in the corresponding modern Gascon form *sabi* for older *sapi*, from the general *b* of the verb-stem; or perhaps pretonic *b* was normal in *sabiamos*, and this changed **sapia* to *sabia* by a more direct analogy. Three other forms are given in the Galician grammar of García de Diego: *saba*, *seipa*, *sepia*. Normalized *saba* shows that *sabia* can have replaced earlier **sapia* < **sappia*. *Seipa* may be an alteration of **saipa* < **sapia*, with *ei* due to the influence of *sei*; or it may be a derivative of *sepia*, which seems to have been borrowed from Spanish.

New Haven, Conn. E. H. Tuttle.

Aprov. *marves*.

Die Form *marves* begegnet nicht häufig in der Trobadordichtung. Raynouard gab einen Beleg aus B. de Born und einen weiteren für *de marves* aus Uc Brunenc. Levy führt die betreffenden Stellen noch einmal

vervollständigt auf und fügt vier neue aus dem Cartulaire Vaour hinzu, wo das Wort gerade so wie bei B. de Born immer in Verbindung mit *iurar* auftritt. Ein dritter Trobadorbeleg liegt noch in *de marres* vor V. 38 des Klageliedes auf den Tod des Königs Manfred (Gr. 461, 234), das, in IK überliefert, von Mahn in seinen Gedichten Nr. 1165b abgedruckt und darauf von Zingarelli, *Re Manfredi nella memoria di un trovatore* (Pernozze-Publikation, Palermo 1907) sowie noch einmal von Bertoni in der Romania XLIII, 167 ff. bearbeitet wurde (s. hierzu Crescini im Literaturblatt 1914, Sp. 390 ff.). Die letzte Stelle ist besonders willkommen, weil hier das Wort im Reim steht und betontes ẹ aufweist,[1] was eine Herleitung von got. *manrus*, wie sie Diez, EW. 633 vornahm, sofort ausschließt.

Bevor man die Herkunft eines Wortes untersucht, hat man bekanntlich die Bedeutung oder Bedeutungen ins Auge zu fassen. An der Stelle bei B. de Born deutet Raynouard mit 'immédiatement', Diez sagt 'unbedenklich', Stimming 'sofort', Thomas 'sur le champ', 'sans hésiter'. Diese Bedeutungen, welche einander naheliegen, passen auch so ziemlich für die Stellen im Cartulaire Vaour, nur daß ich hier überall eine Sinnesschattierung nach 'bereitwillig' hin zu erkennen glaube. Was *de marves* bei Uc Brunenc betrifft, so verstehe ich ebensowenig wie Crescini a. a. O. Sp. 392 die Bedenken von Levy und halte dort die Bedeutung von 'sofort' für ganz gesichert: 'heute ist verloren, wer nicht sofort zugreift'; höchstens kann man sagen, es habe den Nebensinn 'ohne Umstände', 'ohne weitere Umstände zu machen'. Diesen letzteren erkenne ich ganz ausgeprägt in dem genannten Klageliede; dort heißt es:

Dreitz e vertatz e vergoigna s'en van;
mensonia e tortz vergoignatz de marres
remanon sai.

Bertoni erklärt das *de marves* mit 'senza esitare' und noch besser mit 'senz' altro', aber es ist doch sehr fraglich, ob hier wirklich *de marves* vorliegen kann, denn was soll *tortz vergoignatz* 'beschämtes Unrecht' hier heißen? Wiewohl es gar nicht in den Zusammenhang paßt, äußert sich Bertoni nicht darüber, und auch aus Crescinis Bemerkung, daß die Bedeutung von *de marres* 'è reso più chiaro e sicuro dall'aggettivo onde *tortz* s'accompagna: *vergoignatz*' ergibt sich nichts für dessen Auffassung des Gesamtsinnes. Ich zweifle kaum, daß in den beiden sich so nahe stehenden Hss. IK ein Schreibversehen vorliegt und daß das *de* vor *vergoignatz* zu setzen, also *devergoignatz*,[2] welches neben *desvergoignatz* begegnet, zu schreiben ist; der Sinn wäre dann ein durchaus befriedigender: 'Lüge und Unrecht, das jede Scham verloren hat, oder auch die jede Scham verloren haben,[3] bleiben ohne weiteres, d. h. ohne irgendwelche Umstände zu machen,[4] hier.' Wir hätten dann wieder nur einfaches *marves* vor uns, wodurch natürlich die Existenz von *de marves* (Uc Brunenc) nicht in Frage gestellt wird.

---

[1] Die Hss. IK schreiben *mar uez*, aber der Reim verlangt ein *s* am Ende.

[2] S. Levy, Petit dict. prov. unter *desvergonhat*. Die Form mit *de-* trifft man z. B. in dem Liede Sordels Nr. XVI, 22 der Ausgabe von de Lollis an, und gerade in IK; interessant ist es, daß sonst die beiden Hss. in demselben Verse wiederum ein gemeinsames Verderbnis aufweisen (s. Var.).

[3] Die Obliquusform tritt auch an anderen Stellen des Gedichtes in der Funktion des Nominativs auf.

[4] Auch der Sinn 'immerfort' wäre nicht unpassend.

Welches ist die Herkunft unseres Wortes? Crescini sagt a. a. O.: 'La locuzione non è poi tanto oscura, chi ne ripensi, in ispecie, l'origine' und verweist in einer Anmerkung auf Diez, Körting, Meyer-Lübke, EW. S. 341. Was bemerkt letzterer dort? Er erwähnt gar nicht *marres*, sondern spricht nur von got. *manvjan* > prov. *amanoïr*, *amanavir*, *amarvir*, und daraus dürfte folgen, daß er (mit Recht) keinen oder wenigstens keinen direkten Zusammenhang zwischen *marres* und *amarrir* erkennt; aber er führt, soweit ich sehe, das Wort überhaupt an keiner anderen Stelle des Wörterbuches auf, hat es also vergessen oder wagt keine Herleitung. In der Tat wird sich kaum eine glatte Basis dafür finden lassen, aber eine Vermutung darf man doch aufstellen, nämlich die, daß für *marres*, *de marres* der Ausgangspunkt in dem bekannten, ziemlich das gleiche bedeutenden *manes*, *demanes* (afrz. *manois*, *demanois*) 'sogleich', 'immerfort' zu suchen ist. Das *rr* wird nicht das Ursprüngliche sein, vielmehr meine ich, daß es von dem Verbum *amarrir* (*marrir*), oder besser dem häufiger verwendeten *amarvit* (s. Levy, S.-W. unter *amanoïr*) 'bereit' bezogen ist, so daß eine Kreuzung vorliegt.[1] Man kann einwenden, es sei auffällig, daß nicht auch einmal das alte *n* erscheine, aber dem ist zu begegnen mit dem Hinweis auf die Form *manbes* in V. 279 der hlg. Fides (Romania XXXI, 189), das der Herausgeber des Textes auch als = *marres* erklärt. Levy, S.-W. V, 84 hegt allerdings Zweifel und fragt, ob nicht Z. 4 mit 5 zu verbinden sei; letzteres muß freilich geschehen, aber dann erscheint auch der Sinn 'immerfort' kaum anfechtbar.

Straßburg. O. Schultz-Gora.

Zur *Bibliographie des voyages en Espagne*.

I.

Die von Foulché-Delbosc vor nahezu zwei Jahrzehnten zum erstenmal begonnene Sammlung der Reiseliteratur über Spanien[2] ist trotz der periodisch sich erneuenden *Apuntes*, *Apéndices*, *Divagaciones* und *Aggiunte* des unerschöpflichen Farinelli[3] immer noch weit entfernt von auch nur annähernder Vollständigkeit. Letztere, soweit möglich, endlich denn doch zu erreichen, dazu sollen die folgenden Notizen ein bescheidenes Teilchen beitragen. Ihre Zusammenstellung geschah in der Weise, daß ein möglichst genaues Register zu den Notizen der obengenannten Artikel angelegt wurde, an dessen Hand im einzelnen Falle festgestellt werden konnte, was bereits genannt und was

[1] Auch ein Adjektiv *marrier* 'schnell', 'bereit', das bei Levy, Petit dict. versehentlich fortgeblieben ist und nur in der 'Croisade contre les Albigeois' vorzukommen scheint (dort freilich mehrfach, s. Gloss. der Ausgabe von P. Meyer), könnte auf Kreuzung von *manier* < *man(u)arium* und *amarrit* beruhen, denn man wird sich doch schwer zu der Annahme entschließen, daß neben *man(u)arium* > *manier* ein *mamarium* bestanden habe, dessen Reflex *marrier* wäre.

[2] *Bibliographie des voyages en Espagne et en Portugal. Revue hispanique* III, 1 (1896); IV, 108 (1897); dasselbe in Buchform Paris, Welter, 1896, 349 S. 8⁰.

[3] *Revista crítica* III (1896) p. 149—252; 303—341 = F 1. — *Revista de Archivos* V (1901) p. 11—27; 576—608 = F 2. ib. VI (1902) p. 124—140 = F 3. ib. VII (1902) p. 143—159 = F 4. — *Mélanges Picot*, Paris 1913, II, 583—633 = F 5. — Soweit ich auf die eben zitierten Beiträge Farinellis im folgenden

noch nachzutragen war. Auch die Ergänzungen von Coelho[1] wurden mit einbezogen. Dagegen waren jene von Altamira[2] unerreichbar. Die Aufzählung geschieht wie bei FD in zeitlicher Folge mit soweit möglich vorangestellter Ziffer des Jahres, in dem die Reise geschah. Die Liste umfaßt Nachträge vom Mittelalter bis 1850. Fortsetzungen sollen in geringen Abständen folgen. Wirklich brauchbar werden freilich alle diese Nachträge aus den verschiedenen Federn erst werden, wenn zu gutem Ende ein genaues Register alle ihre Namen zusammengefaßt und geordnet wird vorlegen können.

ca. 1150. *Liber S. Jacobi.* Einer Umarbeitung bedarf FD Nr. 4. Buch 5 des im Archiv des Domkapitels zu Compostela handschriftlich aufbewahrten, aus der Zeit zwischen 1139 und 1173 stammenden *Codex Calixtinus,* der das vollständigste bekannte Exemplar des *Liber S. Jacobi* darstellt, enthält einen Pilgerführer, d. h. eine Art Reisehandbuch mit nützlichen Angaben für Santiagopilger. Gedruckt ist das Pilgerbuch von F. Fita und J. Vinson unter dem irreführenden Titel: *Le Codex de S. Jacques de Compostelle, Liber de Miraculis S. Jacobi, Livre IV.* Paris 1882. Statt *Livre IV.* muß es heißen *Livre V.* Falsch und überflüssig ist auch der Nebentitel *Liber de Miraculis S. Jacobi,* der nur dem bei Fita-Vinson nicht enthaltenen *liber 2* des *Codex Calixtinus* zukommt. Aimeric Picaud kann als Verfasser nicht nachgewiesen werden und muß als solcher verschwinden. Unvollständig ist die Notiz bei F1, p. 155. Zu vergleichen ist Bédier, *Légendes épiques* III, 39 ff.

1455. Ehingen. Zu FD Nr. 10: Von Ehingens Reisen nach der Ritterschaft veröffentlichte bereits 1596, also vor dem Augsburger Druck von 1600, Martin Crusius in seinen *Annales Suevici,* Pars III[a], p. 422—424, 428—431 eine lateinische Version in folgenden Teilen: *Georgii de Ehingen nativitas, vita aulica, equestris dignitatis assecutio, peregrinatio Hierosolymitana, in Hispaniam profectio. Duces Austriaci Sigismundus et Albertus, Lusitaniae felicitas* (p. 422). *Septae in Africa obsidio saracenica. Georgii de Ehingen monomachia cum Sarraceno et victoria.*[3] *Profectiones eius in plura regna, et honores. Reditus eiusdem in patriam. Testimonia Regum Hispanorum de ipso* (p. 428). *Priuilegium Regis Castellae, Georgio Ehingeno equiti, et posteris eius datum, Insignia supra dicta gestandi in vestitu* (p. 430). *Commendatitiae Regis Portugalliae Alphonsi ad Ducissam Bergae et Brabantiae pro Georgio Ehingeno* (p. 430). Ein deutscher Auszug aus Crusius' *Annales* sowie aus Frischlin[4] von nicht ganz vier Quartseiten findet sich in J. St. Burgermeisters *Graven- und Ritter-Saal,* Ulm 1715, p. 378. Eine freie deutsche Nacherzählung des Berichtes bei Crusius gibt ein Anonymus in *Die Vorzeit,* Bd. 1, Erfurt 1817, p. 161—79 unter dem Titel *Ritter Georg von Ehingen und seine Abenteuer und Fahrten.* Der Auszug in Hormayrs

---

hinweisen muß, geschieht es mit den gegebenen Abkürzungen. Auf Foulché-Delbosc's Bibliographie verweise ich mit FD.

[1] *Revista crítica* II (1897) 52—68 = C.

[2] *La Ilustración española y americana, octubre 1896;* der Aufsatz scheint auch in dem Buche *De Historia y Arte,* Madrid 1898, wieder abgedruckt zu sein.

[3] Diese Stelle gilt bei manchen als die Quelle von Uhlands Ballade *Schwäbische Kunde.*

[4] Als Quelle wird angegeben *Frischlin's Ehingische Chronik.* Trotz fachmännischer bibliothekarischer Beihilfe war es mir unmöglich, ein derartiges Werk auch nur gedruckt nachzuweisen.

Taschenbuch VIII (1827) ist bereits von F1, p. 159 angezeigt worden. Die *Annal. Suev.* des Crusius wurden von J. J. Moser unter dem Titel *Schwäbische Chronik,* Frankfurt 1733, fol., ins Deutsche übersetzt.

1494—95. Münzer. Aus dem F1, p. 162 und öfter angezeigten *Itinerarium Hieronymi Monetarii,* cod. lat. 431 der Hof- und Staatsbibliothek München, wird der auf Spanien und Portugal bezügliche Teil nach dem Kriege in der *Revue hispanique* zur Veröffentlichung kommen.

1502—10. Rem. *Tagebuch des Lucas Rem aus den Jahren 1494—1541, mitgeteilt von B. Greiff,* Augsburg 1861. Enthält auf p. 7—9 und 12—15 die kurze Beschreibung zweier Reisen durch die Pyrenäische Halbinsel. Dieselben sind verwertet bei V. Hantzsch, *Deutsche Reisende des 16. Jahrhunderts,* Leipzig 1895, p. 10—14.

1524. David. A. Neubauer, *Mediaeval Jewish Chronicles, Second Part,* London 1895. Enthält (nach *Revista crítica* I, 62) *un diario de David, de la tribú de Ruben, que visitó al rey de Portugal en 1524.*

1534. Schmidel. Korrektur zu F1, p. 307: Der cod. germ. 3000, enthaltend das Reisebuch des Ulrich Schmidel aus Straubing, befindet sich nicht in der Biblioteca del principe de Monaco, sondern auf der Hof- und Staatsbibliothek zu München. Außer dieser einzigen erhaltenen Handschrift gibt es nicht weniger als zwölf Ausgaben bzw. Übersetzungen des Schmidelschen Berichtes. Die Münchener Hs. ist mit Einleitung herausgegeben von Valentin Langmantel in Band 184 der *Bibliothek des Literar. Vereins in Stuttgart,* Tübingen 1889. Dortselbst auch die Liste der sämtlichen Ausgaben. Ein Neudruck derjenigen von Hegaur erschien München 1914 bei A. Langen. Als Quelle für spanische Kulturgeschichte kommt das Reisebuch Schmidels nur mittelbar in Betracht, da es wohl seine Fahrten und Kriegsabenteuer in den überseeischen Ländern im Gefolge der Spanier schildert, über die Pyrenäische Halbinsel jedoch keine nennenswerten Aufschlüsse bringt.

1565—72. *Dépêches de Mr. de Fourquevaux, ambassadeur du Roi Charles IX en Espagne. 1565—72, publiées par l'abbé Douais.* 3 Bde. Paris, Plon, 1896—1904. Enthält (nach *Revista crítica* I, 137) *noticias referentes á la corte de Madrid, á los reyes, príncipes y demás personajes de aquella época, así como á las costumbres de España.*

1587—93. Koler. Während dieser Jahre machte der Nürnberger Kaufmann Erkenbrecht Koler eine Reise nach Oberitalien und Spanien. Der handschriftliche Bericht über dieselbe befindet sich (oder befand sich?) im Besitz der Bielefeldschen Hofbuchhandlung in Karlsruhe in Baden. Einen Exzerpt von drei Seiten gibt Anton Birlinger in *Alemannia* Bd. 13, 1885, p. 42—45.

1599. Denia. Nicolas Tenorio y Cerero, *Noticia de las fiestas en honor de la Marquesa de Denia, hechas por la ciudad de Sevilla en el año de 1599.* Sevilla 1896, VIII, 116 S. 8°.

1727—28. Hartmann. *Sieben-Jährige Wanderschafft, das ist Kurtze und wahrhaffte Beschreibung der Sieben-Jährigen Visitations-Reyss R^mi P. Hartmanni Brixenensis, Des gantzen Capuciner-Ordens Weiland gewesten Ministri Generalis, Durch Spanien, Franckreich, Niederland, Teutsch- und Welschland: worinn nebst denen vornehmsten Städten und Landschafften in Europa, vil rare Merckwürdigkeiten und seltsame Zufäll, wie auch die Gewohnheiten verschidener Nationen enthalten seynd. Verfasst und zusamm ge-*

tragen von erwehntem Rmi P. Generalis gewesenem Socio und Teuts. Secretario, R. P. Emerico Halensi, Tyrol. Prov. Definitore, Nun aber zu gemeiner Bequemlichkeit und nutzbaren, auch ergötzlichen Zeitvertreibung auf vilfältig und sehnliches Anverlangen in öffentlichen Druck hervorgegeben. Ynsbrugg, gedruckt bey Michael Anton Wagner, Hof- und Universit. Buchdruckern u. Handl. Anno 1753. 4°, 10 Bl., 232 S., 6 Bl., 1 Porträt des P. Hartmann. Die Reise durch Spanien umfaßt p. 5—64 und erstreckt sich auf die Ordensprovinzen Kastilien, Valencia, Andalusien, Aragonien, Katalonien, Navarra.

1784. Langle. Zu FD Nr. 188 E, F ist hinzuzufügen: *Voyage en Espagne par M. le Marquis de Langle. A Londres* (ohne Verleger) *1786.* Zwei Bändchen in einem Bande, 8°, VI, 104 S., 2 Bl., 99 S. Der Beginn des Textes trägt in jedem Bändchen noch die Überschrift: *Mon Voyage en Espagne.* Die Vorrede besagt u. a.: *La première édition de ce charmant ouvrage a été si mal exécutée, que nous croyons faire plaisir au Public, en lui offrant une nouvelle. On trouvera dans notre édition, seule avouée de M. le marquis de Langle, un second volume tout neuf, et les articles du premier absolument refondus.* — FD Nr. 188 M ist neben der selbständigen Ausgabe von 1805 auch gedruckt im *Taschenbuch für 1805,* Leipzig und Mannheim, in der Götzischen Buchhandlung, ohne Jahr, 12°, 8 Bl., 6 Stiche, 295 S.

1795—1801. Southey. Den FD Nr. 208 genannten *Letters* sind noch anzufügen: *The Life and Correspondence of the late Robert Southey, in six volumes, edited by his son, the Rev. Charles Cuthbert Southey,* London 1849 bis 1850, Band 2, p. 47—144. Ferner: *Selections from the Letters of Robert Southey, edited by his son-in-law John Wood Warter,* London 1865, Band 1, p. 104—163. Vgl. hierzu *Revue hispanique* XXVIII, 55, Anm. 1.

1796—1801. Collins, Fr., *Voyages to Portugal, Spain, Sicily, Malta, Egypt, &c. &c. from 1796 to 1801. With an historical Sketch and Occasional Reflections.* London, Richard Phillips, 1809. 105 S. 8°. Mit selbständigem Titelblatt und eigener Paginierung enthalten in *A Collection of Modern and Contemporary Voyages and Travels in six volumes.* Vol. VI. London, Richard Phillips, 1810. Die Reise umfaßt (p. 5—30) Gibraltar, Lisbon, Oporto, Cadiz, Minorca. Im Nachwort heißt es mit Bezug auf eine frühere Ausgabe: *The Author had printed a few copies of his work in a small pocket volume, previously to its appearance in the present form. These few were only intended to be circulated amongst his particular friends ...*

1808—09. Bradford. Von FD Nr. 238 ist eine französische Übersetzung mit folgendem Titel vorhanden: *Esquisses du Pays, du Caractère et du Costume en Portugal et en Espagne, prises pendant la Campagne et durant la Marche de l'Armée anglaise en 1808 et 1809. Avec 40 Planches coloriées.* London 1912, fol.

1810. Carion-Nisas. G. de Grandmaison, *Un envoyé de Napoléon en Espagne en 1810: Carion-Nisas. Revue des Questions Historiques, octobre 1897.* Enthält u. a. die Schilderung der Spanienreise dieses Gesandten auf Grund seiner in den *Archives nationaux* verwahrten handschriftlichen Aufzeichnungen.

1818. V. Vasquez del Viso: *Viage de Galicia o breve descripción de sus carreteras.* In: *Almacén de frutos literarios o semanario de obras inéditas,* Madrid, Repullés, 1818, Band 3. Ferner: *Continuación del Viaje de Galicia.*

Apuntaciones sobre los montes de Galicia y Asturias. Ib. Band 4. Vgl. Whithney, *Cat. of the Ticknor Collection*, p. 10.

1820. Carnarvon-Porchester. Von FD Nr. 290 enthält die Bibliothek G. Ticknors eine frühere Ausgabe von 1827. Vgl. Whitney, p. 147 sub *Galicia*. Der deutsche Übersetzer von 290, D ist A. W. Rehberg, das Erscheinungsjahr 1834.

1829—32. Cook-Widdrington. FD Nr. 321 ist folgende deutsche Übersetzung anzufügen: *Capitän E. S. Cooks Skizzen aus Spanien während der Jahre 1829 bis 1832. Aus dem Englischen übersetzt von P. Frisch. Stuttgart und Tübingen, in der J. G. Cottaschen Buchhandlung. 1834.* 8°. VIII, 496 S.

1841—42. Der Verfasser von FD Nr. 375 (*Reise eines Norddeutschen* etc.) ist W. von Rhetz.

München. Ludwig Pfandl.

Neue Cyrano-Literatur.

Unsere Zeit ist den Philologen nicht günstig. Ja, in den eigenen Reihen haben Jünger dieser Wissenschaft einer Scheidung ihrer Disziplinen das Wort geredet. Der Grammatiker will nur die Grammatik, der Literarhistoriker nur die Literatur beackern, und dabei fehlt es dann bald an Nachwuchs für die vornehmste Aufgabe der Philologie, die kritische Textgestaltung. Gute Ausgaben sind ja das einzige, was von der Philologenarbeit nach einigen Generationen übrigbleibt. Man denke an die zahlreichen Humanisten, die durch ihre Ausgaben noch leben und die noch heute als Vorbild dienen. Auch diese vornehmste Aufgabe der Philologen wird ja gern herabgesetzt; die Dichter, die sich darüber aussprechen, sind argwöhnisch, denn sie fürchten, der Bearbeiter wolle das Werk zum seinigen machen — der Literarhistoriker erklärt meist, er sei mit einem glatten, lesbaren Text zufrieden.

Ja, wenn das so einfach wäre, einen glatten, lesbaren Text zu machen, ohne *varia lectio* und Anmerkungen, ohne hingebende und eindringende Vorarbeit!

Man hat es mir verargt, daß ich den geistvollen und 'feinsinnigen' (das ist ja wohl der *terminus technicus*) Literarhistoriker und Essayisten Remy de Gourmont einen Dilettanten nannte in meiner Ausgabe von Cyranos *Mondreise*. Ich wollte ihm damit ein leichtfertiges und unrichtiges Urteil über Pierre Brun vergelten und zugleich andeuten, daß man ein sehr guter Literarhistoriker sein kann, ohne die Fähigkeiten und Kenntnisse zu besitzen, die der Textherausgeber braucht. Man nehme doch gefälligst seine Cyrano-Ausgabe (Paris, Mercure 1908) zur Hand. *L'Autre Monde* S. 149: *ce germe dans cette opinion, est le petit soleil* — ein Keim in einer Meinung?! Das ist der bare Unsinn. Hätte Gourmont auch nur ganz unkritisch die Handschriften zu Rate gezogen, so stünde da *cet oignon* statt *cette opinion*, und die Stelle wäre klar. Oder S. 187: *Votre âme part des cieux qu'il pourait engainer aussi bien dans un autre fourneau.* In einen Ofen?! Die Hss. haben natürlich *fourreau*. Und so enthalten die achtzig Seiten der *Mondreise* in Gourmonts Ausgabe bei flüchtiger Durchsicht einundzwanzig Stellen, bei denen dem Dichter Gewalt angetan wurde, und fast immer hätte ein Blick in das Manuskript genügt, um dies zu vermeiden. Damit ist aber

immer noch kein Text erreicht, den man cyranosch nennen kann, für das meiste ist Lebret verantwortlich; in die Lücken aber wird die handschriftliche Stelle eingesetzt. Daß solche Mosaik disparat sein muß, liegt auf der Hand. Ja, es ist eben gar nicht so leicht, einen 'einigermaßen' lesbaren Text herzustellen!

Aber ich bin beinahe geneigt, Gourmont Abbitte zu tun und seine schlechte Ausgabe für vortrefflich zu erklären, seit ich diejenige des Herrn Maurice Bauche in den Händen hielt. Sie gehört der *Édition Illustrée des Chefs-d'Œuvre de la Littérature* an, die um 95 Centimes, in Vorzugsdrucken um 5 Franken bei dem Verleger M. Bauche erhältlich ist. *Les États et Empires de la Lune* ist von Robida illustriert und enthält den Untertitel: *Publié intégralement pour la première fois d'après le Manuscrit de la Bibliothèque Nationale.* Dieser Titel ist aber irreführend. Denn der Text von Le Bret wird einfach abgedruckt, nur in die Lücken die ausgelassenen Manuskriptstellen eingesetzt. Wir lesen darüber in der Vorrede: '*J'ai remarqué quelques différences* (!) *entre le mot à mot de ce manuscrit et le texte publié par le Bret. Mais il m'a semblé inutile de publier ces "variantes"; en effet, Le Bret, possesseur des manuscrits de Cyrano, a dû publier un texte exact.*' Die Naivität ist köstlich. Das Vertrauen ist eine schöne Sache, zumal wenn man sich damit Arbeit sparen kann. Immerhin hat der Herausgeber hinter seinem *a dû* die Möglichkeit zugegeben, daß Lebret herumkorrigiert haben könnte, was er ja auch in der Tat fast in jeder Zeile getan, während Gourmont diesen unangenehmen Punkt einfach umging und auch ohne Vertrauensvotum an Lebrets Adresse ihn mitsamt seinen Böcken und angeblichen Verbesserungen abschrieb. Trotz dieser kleinen Superiorität ist die Ausgabe Bauches in der Anlage ebenso verfehlt wie die Gourmontsche, vor der sie nur noch den Vorzug hat, daß sie vollständig ist, während die des *Mercure* sogar uneingestandene Lücken hat (beispielsweise S. 190, 191, 203).

Die Ausgabe Bauches ist aber auch im einzelnen verfehlt, und hier ist ihr die Gourmontsche himmelhoch überlegen. Die Manuskriptstellen wimmeln von Fehlern; hier kommen nicht einundzwanzig, sondern ein paar hundert auf das Werk; der Herausgeber hat offenbar selber selten genau verstanden, worum es sich handelt, denn Druckfehler allein sind das nicht. Ein paar Stichproben mögen dies Urteil begründen:

S. 41. *Il se tient*[1] *ensuite quelque temps comme pour se ramentenoir*[2] *de l'endroit où il était demeuré, pris*[3] *il prit ensuite la parole.*

[1] l. *tut.* [2] l. *ramenteroir.* [3] l. *puis.*

S. 72. *pourquoi je m'étonne fort que*[1] *la continence au monde d'où vous venez est tenue si préférable à la charnelle,*[2] *pourquoi Dieu ne vous a pas fait naître de la rosée du mois de moi, comme les champignons, ou tout au moins comme les crocodiles du limon gras de la terre acherés par le sommeil;*[3] *cependant ... ils n'arrachent*[4] *point les génitoires à vos moines ... il est le maître de la nature et s'il avait reconnu que ce morceau fût nuisible à leur salut il aurait commencé*[5] *de le couper.*

[1] l. *vu que.* [2] *à la propagation charnelle.* [3] l. *échauffée par le soleil* (!). [4] *il n'arrache* (nämlich Gott). [5] l. *commandé.*

S. 97 (Schluß). *lorsque je fus embarqué, je n'eus l'esprit tendu qu'à ramener*[1] *aux merveilles de mon voyage. J'admirai ... la Providence de Dieu qui avait reculé ces hommes naturellement impies etc. .... aussi je ne doute point qu'il n'ait différé jusqu'ici d'envoyer leur prêcher l'Evangile, parce qu'ils savaient*[2] *qu'ils en abuseraient ...*

[1] l. *ruminer.* [2] l. *il savait* (!).

Das dürfte wohl zur Charakterisierung der Ausgabe genügen. Vielleicht führt es auch zur Überzeugung, daß der fleißige und treue Textherausgeber ein wohlüberlegtes und vor allem sachkundiges Urteil verdient. Von Dank ganz abgesehen. Denn ein dankbares Geschäft ist das Textherausgeben wahrlich nicht. Jeder hat etwas anderes auszusetzen: dem einen ist der Herausgeber zu konservativ, dem anderen zu frei. Ich nehme mir, wenn ich solche Urteile empfange, meine Lafontaine-Ausgabe vom Regal und lese *Le Meunier son Fils et l'Ane* durch, um meine Überzeugung zu festigen, daß es keine 'Quintessenz für Textherausgeber' und kein alleinseligmachendes Rezept gibt, daß man aber ein Prinzip wählen und dies dann auch konsequent durchführen soll.

Auch die Illustrationen von Robida in der Veröffentlichung des Herrn Bauche sind nicht recht erfreulich, wenn sie auch hoch über dem Text stehen. — Text und Illustrationen sind dagegen gleichmäßig gepflegt in der ersten deutschen Übersetzung, die meine Ausgabe zugrunde legt und wohl durch sie angeregt ist (vgl. S. 414). *Mondstaaten und Sonnenreiche, Phantastischer Roman von Cyrano de Bergerac. Übertragen und eingeleitet von Martha Schimper. München u. Leipzig 1913.* Die zum Teil trefflichen Illustrationen sind von Rolf Winkler. Die Ausgabe ist sehr lesbar und kann bestens empfohlen werden, zumal mehreren Stellen der Stachel genommen wurde, was ich beispielsweise für die S. 69 bedaure, weil der Zusammenhang hier gänzlich verändert wird, die Schlußszene aber, Cyranos gewaltsame Entfernung aus dem Paradiese, hierdurch unvorbereitet ist und unvermittelt kommt. Sonst wurde aber der Geist des Werkes nicht angetastet. Sehr gute Anmerkungen sorgen für das Verständnis der philosophischen Stellen. Das Vorwort beginnt: 'Meine Arbeit macht auf streng wissenschaftliche Bedeutung keinen Anspruch; sie möchte nur einen, der's wahrlich wert ist, unverdienter Vergessenheit entreißen ... Edmond Rostands Schauspiel hat Cyranos Namen zwar sehr bekannt gemacht, aber seine Werke blieben noch ebenso ungelesen wie zuvor. Und doch besitzt er eine erstaunliche Frische und Modernität.'

Ich gebe diese Worte aus folgendem Grunde hier wieder. Meine Rezensenten, denen ich im übrigen allen Grund habe dankbar zu sein, schrieben über meine Modernisierung: 'Wenn Jordan zur Rechtfertigung bemerkt, die altertümliche Schreibung erschwere unnötig die Lektüre, so trifft das doch für den engen Leser- und Liebhaberkreis der Gesellschaft für romanische Literatur nicht zu' (H. Heiss in *Zeitschr. f. frz. Sprache*). — 'Ref. hätte freilich die Beibehaltung der alten Orthographie lieber gesehen: ins Laienpublikum dringt diese Ausgabe doch wohl kaum' (O. Hachtmann, *Lit. Zentralblatt*, 22. April 1911).

Was ist geschehen? Von seiten der Romanisten habe ich wahrhaftig wenig genug zu hören bekommen. Um so mehr habe ich aus weiteren Kreisen, immer unaufgefordert, über das Studium meiner Ausgabe gehört.

Die besprochene Übersetzung möge als Zeugnis dafür gelten. Und hier reihe ich, als dritte im Bunde dieses Berichts, noch folgende an: Carl Graf von Klinckowstroem, *Luftfahrten in der Literatur* (*Zeitschrift für Bücherfreunde*, Heft 8, 1911). Der Verfasser hat meine Ausgabe mit Nutzen studiert und fußt mehrfach auf ihr. Ja, was immer das erfreulichste ist, er kann gelegentlich über sie hinausgehen. Davon interessiert uns speziell: Der Gedanke, sich mit Hilfe taugefüllter Phiolen zu erheben, kommt bei Fonteny vor: Fonteny, Jacques de, *L'Œuf de Pasques or pasqual ... A Paris ...* M.DC.XVI. 12°. Titelblatt und 13 pp. Das Werkchen ist wiederabgedruckt in Ed. Fourniers *Variétés Historiques*, 5. Bd. 1855, p. 59 ff. Der Eierversuch wird S. 11—12 folgendermaßen dargestellt:

Ne faict on pas les Œufs aller
Comme oyseau a mont dedans l'air
Quand ils sont remplis de rosee
Dont l'herbe est en May arrosée?
Mais pour avoir ce passetemps
On les met aux rays bluetans
D'vn soleil ardent, qui les tire
Apres qu'il a fondu la cire
Qui clost la rosee, auec l'Œuf
Qu'on met sur un braſier de feu (?) etc.

Cyrano ist übrigens nicht der einzige, der diesen Versuch, etwas umgestaltet, übernahm; nach den Nachweisen Klinckowstroems darf man dieses 'Eierschalenexperiment' als überaus populär im 17. Jahrhundert ansehen. Es ist also möglich, daß Cyrano die Fontenysche Schrift gar nicht selber kannte, sondern daß er dies, wie so vieles, aus dem Munde von Freunden oder Lehrern her hatte. Die Umbildung der Eier zu durchsichtigen Glasphiolen, die die Sonnenstrahlen durchlassen (im 17. Jahrhundert nur bei Cyrano!) entstammt vielleicht dem Kreise der Gassendisten, jedenfalls seiner Anregung. —

So gern ich also zugeben will, daß die Gelehrten ein Recht haben, Werke in der orthographischen Einkleidung ihrer Zeit lieber zu lesen als modernisiert, so muß ich dennoch gestehen, daß ich mich freue, trotz des Widerspruchs, den ich gefunden habe, die Lektüre meines kritischen Textes dem Leser so bequem wie möglich gemacht zu haben. Diejenigen, die die Lektüre unterließen, taten dies vermutlich nicht, weil ihnen die Schreibung zu neu war, während anderseits die gewohnte neufranzösische Orthographie viele Leser geworben hat. Und meine Ausgabe machte ich, um Leser für meinen mir dessen würdig scheinenden Autor zu werben. Die Tatsachen haben mich an keinem Punkte Lügen gestraft.

München. Leo Jordan.

Sitzungen der Berliner Gesellschaft für das Studium der neueren Sprachen.

Sitzung vom 13. Januar 1914.

Herr Roediger sprach über das *Amsellied* (Gestern abend in der stillen Ruh' Hört' ich in dem Wald der Amsel zu). Nach kurzen Bemerkungen über die Entwicklung der Volksliedforschung und den Begriff des Volksliedes ging er den Veränderungen des Liedes nach, das namentlich in Mitteldeutschland, aber auch im Elsaß verbreitet ist, dabei auf die musikalische Seite notgedrungen verzichtend. Die älteste erreichbare Form rührt aus dem Jahre 1792 her, weist aber durch ihre Verderbnisse schon auf eine ältere zurück. Jüngere Fassungen enthalten zum Teil bessere Lesarten, daneben aber auch Entstellungen des Textes und der ganzen Situation, die bis zu freier Umdichtung gehen. Oder es sind Fetzen des Liedes mit Splittern aus anderen verbunden. Eine Gruppe zeigt einen angehängten Refrain von der Freiheit — 'Nur die Freiheit, Freiheit nur allein, Sie allein soll mein Vergnügen sein' —, einen sonderbaren Zusatz, dessen Ursprung in der auffälligen Wendung des ältesten Textes 'Sie läßt ihre Treuheit zärtlich sehn' liegen dürfte. Diesen unpassenden Zusatz hat man dann zu verbessern gesucht ('Und mein Mädchen nur allein' und anderes). Ebenso dürfte die Wendung des ältesten Textes: 'Wo ich zuvor in meinem Sinn Ganz vergnügt gewesen bin', die Zusatzstrophe am Anfang herbeigezogen haben: 'Ganz vergnügt und einsam will ich leben' usw., indem der Zudichter bei jener Wendung an das Lied erinnert wurde: 'Recht vergnügt kann man leben, wenn man lebet ohne Weib'. Der einsame Aufenthalt des Burschen im Walde fand so seine Erklärung. Eine der schlimmsten Entstellungen hat der Text in dem Soldatenliede gefunden, das den im Liede geschilderten Vorgang mit dem Überfall von Fridericia am 6. Juli 1849 in Verbindung bringt. Der Vortragende ging schließlich auf das Vorkommen des Liedes in der Schäferpoesie ein und auf den Schlußgedanken vom lauschenden Vöglein, der sich zu dem Ausgang des Waltherschen Liedes 'Under der linden' stellt. Er sieht darin nicht eine Erfindung Walthers von der Vogelweide, sondern ein altes volkstümliches Motiv, das in die Kunstpoesie übernommen ist. Aus ihr freilich stammt das Amsellied im ganzen.

Die Herren Förster und Lewent schlossen einige Bemerkungen an.

Herr Sabersky behandelt *Volksetymologisches in der schlesischen Mundart.* Nach einer kurzen Einleitung über Entstehung und Wesen dieser sprachlichen Eigentümlichkeit versucht er an zwei volksetymologischen Bildungen für dasselbe Fremdwort, von denen die eine in Schlesien, die andere in Berlin entstanden ist, nachzuweisen, daß man aus ihren Formen Schlüsse auf die verschiedene Wesensart derer ziehen kann, denen sie ihren Ursprung verdanken. Er führt dann eine Reihe solcher Bildungen an, die dadurch veranlaßt wurden, daß während der Befreiungskriege eine Menge französischer Wörter in die Sprache drangen, gegen die sich das Sprachbewußtsein des Mannes aus dem Volke auflehnte und die von ihm, wo immer es anging, der eigenen Sprache angepaßt wurden. Auch Beispiele solcher Art wurden angeführt, die das ins Volk gedrungene Latein der Gerichtssprache oder auch das Polnische des Nachbargebietes veranlaßt hat. Viele derartige Neubildungen wurden mit Anführungen aus schlesischen Mundartendichtern, namentlich aus Holtei belegt.

An der sich anschließenden Diskussion beteiligten sich die Herren Kabisch, Rödiger, Tiktin, Schmidt.

Zu Rechnungsprüfern werden erwählt die Herren Pariselle und Lach.

Sitzung vom 10. Februar 1914.

Herr Herrmann spricht über das Thema *Der Humor im englischen Unterricht.* Ausgehend von dem Aufsatze 'Der Humor und die Schule' von Grünwald (*Preuß. Jahrbücher* Bd. 133, 1908), sucht der Vortragende die Frage zu beantworten: Welche Mittel stehen dem Lehrer des Englischen zu Gebote, seinem Unterricht hin und wieder einen heiteren Anstrich zu verleihen? Er beginnt seine Ausführungen, die mutatis mutandis für jeden fremdsprachlichen Unterricht gelten können, mit einigen einleitenden Bemerkungen über den unfreiwilligen Humor.

Dann spricht er über den Humor im grammatischen Unterricht. Hier kommen als Einübungsstoff vor allem Anekdoten, Scherzfragen und sonstige heitere Beispielsätze in Betracht.

Ganz besonders ist unter den Mitteln, Humor in den Unterricht zu verpflanzen, eine heitere Lektüre zu nennen. Der Vortragende gibt eine Aufzählung der wichtigsten hier in Betracht kommenden englischen Autoren sowohl auf dem Gebiete der Prosa als auch der Poesie und des Dramas.

Auch die freien Sprechübungen bieten, wie an zahlreichen Beispielen gezeigt wird, Gelegenheit zu Abschweifungen in das Reich des Humors, vor allem mit Hilfe der *puns.*

Endlich empfiehlt es sich, Vertretungsstunden und die letzte Stunde vor dem Ferienbeginn mit englischen Scherzfragen, Wortspielen, Anekdoten auszufüllen. Der Vortragende weist darauf hin, daß auf diese Weise die Schüler mit einer großen Anzahl homonymer oder synonymer Ausdrücke und idiomatischer Wendungen bekannt werden. Gleichzeitig wird dadurch der Verstand geschärft und die schnelle Auffassungskraft geübt. Gerade für die englische Sprache kann das *pun,* schon von Shakspere sehr häufig angewandt und durch ihn volkstümlich geworden, als charakteristisches Merkmal gelten.

Als Quellen für solche *puns* zur gelegentlichen Verwendung im Unterricht sind u. a. zu nennen: Kröher, *Amusing Studies in English* (Violet, Stuttgart), *A Thousand and One Riddles* (London, Routledge & Sons); Mackrae, *A Pennyworth of Puns,* Macrae, *A Pennyworth of Parodies* (Glasgow, Morison Brothers) und die Werke von Thomas Hood.

Dazu einige Bemerkungen der Herren Ludwig, Herzfeld, Müller.

Herr Kabisch berichtet nach ungedruckten Berichten (Zeitungen, Briefen und Tagebüchern), die in der Kgl. Bibliothek hierselbst liegen, über sechs Vorträge, die Philarète Chasles im November 1855 im Saale der Sing-Akademie gehalten hat. Der Eintritt kostete für einen Vortrag einen Taler, ein Abonnement für alle sechs vier Taler. Philarète Chasles war Professor der nordischen Sprachen am Collège de France und hierher warm empfohlen. Die Empfehlungskarte Heinrich Heines ist erhalten. Er wurde daher mit hochgespannten Hoffnungen erwartet und in den gelesensten Zeitungen, Vossische, Kreuzzeitung und Haude und Spenersche, angezeigt und nach jeder Vorlesung lobend kritisiert, unter anderen von Ludwig Rellstab. Ganz anders lauteten freilich die Beurteilungen von Varnhagen von Ense, Alexander von Humboldt und 'einem Deutschen' in einem 'Eingesandt'.

Herr Pariselle teilt mit, daß die Kasse geprüft worden ist; es wird Entlastung erteilt.

Sitzung vom 24. Februar 1914.

Herr Tiktin spricht über *curée* und Verwandtes. Das nach altem Brauche den Jagdhunden aus Teilen des erlegten Wildes, namentlich den Eingeweiden, bereitete Futter hieß in Frankreich *la curée,* afrz. *la cuirée.* Da es der Meute großenteils auf der Haut (*cuir*) des Tieres vorgelegt zu werden pflegte, so wurde das Wort schon im frühen Mittelalter als eine Ableitung von *cuir*

angesehen. Dem stehen jedoch zahlreiche Bedenken entgegen, von denen die wichtigsten die sind, daß die älteste Quelle für das Wort, Gottfried von Straßburgs Tristan (Vers 2958 ff.), obwohl dort ausdrücklich *cuir* als die Grundlage bezeichnet wird, dennoch konsequent *curie* schreibt und daß neben *curée* in Frankreich, Provence und Italien ein Wort besteht, das bzw. *corée, courée, corada, corata* usw. lautet und 'Eingeweide' bedeutet. Da die älteren italienischen Texte die Schreibung *curata* aufweisen, so ist von letzterer Form auszugehen und darin das Partizip von *curare* zu sehen, das schon im Latein 'reinigen' bedeutete, in dieser Bedeutung in den genannten romanischen Ländern wie auch auf rumänischem Gebiete erhalten ist und in italienischen Mundarten speziell vom Ausweiden der Tiere gesagt wird. Die verschiedene lautliche Entwicklung des Wortes erklärt sich aus volksetymologischer Anlehnung einerseits an *cuir*, anderseits an *cor*.

Herr Engel spricht über einige *gemeinsame Züge in Tennysons historischen Dramen*. Diese bestehen nach seinen Ausführungen besonders in der Abhängigkeit Tennysons von Shakespeare und in der scharfen Hervorkehrung seines protestantischen und nationalen Empfindens. Der Dichter wollte durch seine historischen Dramen zur Veredlung und moralischen Hebung seines Volkes beitragen und widmete diesem idealen Ziel seine letzte dichterische Kraft.

Auf Anregung von Herrn Engel wird über Grammophone und ihre wissenschaftliche Verwendbarkeit gesprochen, zu der sich die Herren Becker, Kuttner, Roediger äußern.

Sitzung vom 10. März 1914.

Herr Otto spricht über die Frage: *Was ist Stil?* Der Vortragende scheidet zunächst die Stilistik von der Grammatik. Die Stilistik ist eine normative Wissenschaft, d. h. sie gibt an, wie die Sprache beschaffen ist, wenn ein bestimmter Zweck erreicht wird. Demgegenüber ist die Grammatik eine reine Erfahrungswissenschaft, d. h. sie sucht die Sprache als konkretes Kulturerzeugnis der verschiedenen Zeiten zu beschreiben und zu erklären. Die Stilistik hat nun nach zwei Seiten hin zu untersuchen, wann die Ausdrucksweise zweckmäßig ist: Erstens dient die Sprache — und zwar nach ihren klanglichen Elementen — ästhetischen Zwecken. Die Stilistik hat in dieser Hinsicht zu untersuchen, wann durch die angemessene Wahl der sprachlichen Mittel eine künstlerische Wirkung erreicht wird. Zweitens dient die Sprache den logischen Zwecken der Gedankendarstellung und Mitteilung. Die Stilistik hat in dieser Hinsicht zu prüfen, ob die Ausdrucksweise klar ist und den mitzuteilenden Gedanken eindeutig übermittelt. Weiterhin ist zu unterscheiden: Erstens: die allgemeine Stilistik. Ihr Gegenstand ist die Sprache schlechthin. Zweitens: die nationale Stilistik. Ihr Gegenstand ist eine bestimmte Sprache, z. B. das Französische. Drittens: die Stiluntersuchung. Ihr Gegenstand ist der individuelle oder der differentielle Stil, d. h. der Stil eines Individuums oder der einer Gruppe von Individuen bestimmten Geschlechts, Alters, Standes usw.

Sowohl die allgemeine und nationale Stilistik als auch die Stiluntersuchung betrachten die Sprache als ein Mittel zur Erzielung einer ästhetischen Wirkung einerseits und als ein Werkzeug der eindeutigen Mitteilung anderseits.

Auf beiden Gebieten der Stilistik darf die Methodik der wissenschaftlichen Forschung mit der systematischen Darstellung nicht verwechselt werden, was bisher allgemein geschah.

Wenn von ästhetischer Wirkung der Sprache gesprochen ist, so muß hier noch die Stellung des Stils zur Poesie berührt werden. Das Wesen der Poesie besteht in seiner Möglichkeit, unser Gefühlsleben zu beeinflussen. Dagegen wendet sich reine Prosa nur an unseren reflektierenden Verstand.

Die Sprachmittel können nun durch ihre klangliche Form ästhetische Elementargefühle auslösen. Sie können sodann durch ihren Inhalt intellektuelle Gefühle logischer, ethischer oder religiöser Art wachrufen. Daraus folgt erstens die Doppelstellung des Stils zur Poesie: in formeller Beziehung ist das angemessen gewählte Wort dazu angetan, unser Gemütsleben direkt zu beeinflussen; in inhaltlicher Beziehung dient das passend gewählte Wort indirekt der Übermittlung des unser Gemüt erregenden Gedankens. Daraus folgt aber auch zweitens die Stellung des Stils zur Prosa: das zweckmäßige Wort dient der objektiven Gedankendarstellung.

Zum Schluß warnt der Vortragende noch vor der häufigen Vermischung von Stil und poetischer Technik.

Herr Möller hat sich zum Eintritt in die Gesellschaft gemeldet.

Sitzung vom 24. März 1914.

Herr F. Müller: *Zur Eigenart der dänischen Sprache mit Berücksichtigung der nordschleswigschen Verhältnisse.* Der Redner gab an einer poetischen und einer Prosastelle Proben des Klanges dänischer Laute, ging dann auf die Geschichte der Sprache ein, in der er nach V. Dahlerup neun Perioden unterschied, deren Eigenart er im einzelnen darlegte. Als besonders interessant schilderte er den Kampf des Dänischen mit dem Deutschen, wobei er auf die Geschichte des Namens 'Schleswig-Holstein' näher einging; daran schloß sich eine Darstellung des politischen Kampfes. Nach einer Charakterisierung der dänischen Sprache, wobei der Vortragende zur Illustrierung Sprichwörter und Danismen heranzog, schloß er mit einer Darlegung des augenblicklichen Standes des Kampfes in der Nordmark.

Herr Möller wird in die Gesellschaft aufgenommen.

Sitzung vom 21. April 1914.

Herr Becker sprach über *Indogermanen in Zentralasien.* Er gab eine Übersicht über die Geschichte der seit etwas mehr als zwanzig Jahren von den verschiedenen Expeditionen nach Ostturkistan gemachten Funde und Entdeckungen, ging dann auf die Bedeutung der letzteren für die Sprachwissenschaft im allgemeinen ein und behandelte eingehender die neuentdeckten indogermanischen Sprachen, besonders das sogenannte Nordarische (die Sprache II) und das Tocharische (die Sprache I). — Er stellte den Charakter der Sprachen fest, nahm Stellung zu den Fragen, die sich an die Benennung und die Klassifikation dieser Sprachen knüpfen, und diskutierte die Probleme, die sich auf Grund der neuentdeckten Sprachen für die indogermanische Wissenschaft, insbesondere über die Heimat der Indogermanen ergeben. Als eine notwendige Voraussetzung für die Lösung der verschiedenen Fragen bezeichnete er eine größere Kritik an den bisher eingeschlagenen Methoden der Klassifikation, insbesondere an den Isoglossen, deren Unzulänglichkeit an mehreren Beispielen illustriert wurde.

Sitzung vom 12. Mai 1914.

Herr Morf spricht über *Le Tartuffe* (1664—1669). Der Vortrag erscheint in den Abhandlungen der Akademie der Wissenschaften.

Sitzung vom 26. Mai 1914.

Herr Born spricht über *to make up one's mind* im Anschluß an das *New English Dictionary.* Es werden zunächst drei ältere Beispiele nachgewiesen, die die Redewendung jedoch nur bis zum Jahre 1804 hinaufrücken;

daran schließen sich einige Belege für das vom *N. E. D.* als *nonce-use* bezeichnete *to make up one's resolution* und für *to make up one's resolve, one's opinion.* Nach einem kurzen Überblick über die Bedeutungen und Konstruktionen, die im *N. E. D.*, dem *Century D.*, dem *Encyclopædic D.* und einigen anderen englischen und deutschen Wörterbüchern gegeben sind, wird die Entstehung des Ausdrucks erörtert. Darauf werden die einzelnen Bedeutungen, deren Ableitung aus dem ursprünglichen Sinne 'einen Entschluß fassen', 'sich zu etwas entschließen' gegeben wird, angeführt und durch zahlreiche Belege mit den verschiedenartigsten Konstruktionen, die in den meisten Wörterbüchern fehlen, erläutert. Aus Anlaß der Konstruktion *to make up one's mind on a subject, on a point* usw. wird auf die Verwendung von *on a subject, on a topic, on a point* in anderem Zusammenhang kurz eingegangen. Es wird zum Schluß die auffällige Hinzufügung von *own* in Ausdrücken wie *to settle, resolve, revolve, determine* usw. *in one's own mind* besprochen und durch mehrfache Beispiele belegt.

Herr Ludwig spricht über '*Alte-Fritzen-Mythologie*'. Angeregt durch eine Bemerkung W. Taverniers (*Archiv* Bd. 131, S. 209) hat der Vortragende diejenigen Überlieferungen zusammengestellt, in denen das Bild des Großen Königs übernatürliche Züge trägt. Er prüft, was diese Anekdoten über die populäre Auffassung aussagen, hebt die Verwandtschaft einiger von ihnen mit anderen Sagenkreisen hervor und kommt zu dem Schluß, daß alles in allem doch auch diese, zum Teil gewiß rohen Erzeugnisse der Volksphantasie eine Huldigung vor dem überragenden Geiste Fritzens darstellen.

Herr Dr. Mylo hat sich zum Eintritt in die Gesellschaft gemeldet.

Sitzung vom 13. Oktober 1914.

Der Vorsitzende teilt mit, daß seit der letzten Sitzung folgende Mitglieder verstorben sind: Suchier, Begemann, Keil, Fr. Müller, Urlaub.

Herr Adolf Müller berichtet über den *XVI. allgemeinen deutschen Neuphilologentag*, der vom 1. bis 4. Juni 1914 zu Bremen abgehalten wurde. Die Teilnehmerliste enthält 575 Namen, die höchste Zahl, die bisher erreicht wurde. Der Verband zählt jetzt 2595 Mitglieder, während er vor zwei Jahren nur aus 2288 bestand. Der Vortragende spricht über die Vorversammlung, die Begrüßungsreden und die gehaltenen Vorträge, besonders über die der dritten allgemeinen Sitzung, die der Beziehung von Universität und Schule gewidmet waren. Er gibt dem Bedauern Ausdruck, daß wie auf allen Tagungen auch hier wegen der reichhaltigen Tagesordnung und der überaus zahlreichen und langen Begrüßungsreden manche Vorträge nicht zu ihrem Rechte kämen und daß den Besuchern fast keine Zeit bleibe, sich mit anderen über das Gehörte auszusprechen.

Herr Herzfeld beginnt seinen Vortrag: *Beiträge zur Geschichte der englischen Romantik.*

Die Gesellschaft beschließt, aus dem Gesellschaftsvermögen 1000 M. preuß. Kons. der Nationalstiftung für die Hinterbliebenen der im Kriege Gefallenen zu überweisen.

Herr Mylo wird in die Gesellschaft aufgenommen.

Sitzung vom 27. Oktober 1914.

Herr Herzfeld beendet seinen Vortrag: *Beiträge zur Geschichte der englischen Romantik.* Die Romantik überhaupt definierte er im Anschluß an Pater und Symons als 'addition of strangeness to beauty'. Er betrachtete dann die Hauptmomente, die für die Richtung charakteristisch sind, im einzelnen, nämlich: 1. die Rückkehr zur Natur; 2. Sentimentalität und Melan-

cholie; 3. Liebe für das Volkstümliche; 4. Schauergefühl; 5. Vorliebe für das Mittelalter; 6. Exotismus. Er handelte dann speziell über Ursprung und Quellen der Schauerromantik in England und wandte sich dann zu einer Reihe kulturgeschichtlicher Betrachtungen, die zu dem Gegenstand in näherer oder fernerer Beziehung stehen. Zunächst handelt es sich um die Entwicklung des Natursinns. Es wurde durch briefliche Zeugnisse gezeigt, wie das Interesse für das Erhabene und Großartige in der Natur, vor allem der Alpenwelt, im Laufe des 18. Jahrhunderts sich steigerte. Klassische Zeugnisse dafür bieten unter anderen die Reisebriefe von Gray und Walpole, während die klassizistische Richtung (durch Addison und Lady Montagu vertreten) eine Abneigung gegen Gebirge äußert. Freilich bricht auch bei ihnen gelegentlich das neue Naturgefühl durch. Es wurde dann ein Blick auf den literarischen Geschmack der Zeit geworfen, wie er besonders in den Äußerungen aus Frauenkreisen zutage tritt (die meisten Männer lasen wenig oder gar nichts). Es ergibt sich, daß der französische Einfluß sehr stark war, während die deutsche Literatur nur ganz wenig bekannt war. Richardson wurde entschieden bevorzugt, Fielding über Gebühr zurückgesetzt. Ein negatives Zeugnis für die allmähliche Hinwendung zur Romantik bilden die abfälligen Äußerungen gegen Pope, Johnson und die klassizistische Richtung im allgemeinen, die gegen Ende des Jahrhunderts immer zahlreicher werden.

Herr Wolff behandelte in seinem Vortrage *Die lateinische Komödie im Mittelalter* zunächst das Fortleben des Plautus und Terenz, sowie des spätrömischen Querolus im Mittelalter, besprach dann die Bedeutung der Heiligenlegenden der Hrotsvitha unter dem Gesichtspunkte des Komischen und die sog. Elegienkomödien vom 12. bis 15. Jahrhundert, die als letzte Ausläufer der lateinischen Komödie und als erster Versuch des Mittelalters, komische Stoffe in dramatisierter Form darzustellen, charakterisiert wurden.

Sitzung vom 10. November 1914.

Unter dem Titel *Aus Friedrichs des Großen Heldendichtung* liest Herr Mangold einige Abschnitte vor aus seinem nach langjährigen archivalischen Studien im Sommer beendeten Manuskript 'Friedrich der Große in seinen Dichtungen'. Er wählt dazu die Jahre 1757—1760, die so viele Parallelen bieten mit unserer jetzigen Lage und von denen er 1899 in Bremen bereits eine ganz kurze Skizze gegeben hat (*Neuere Sprachen*, 1900, Nr. 1). Durch den Bruch mit Voltaire 1753 fast völlig der Poesie entfremdet, führt ihn erst Kolin wieder zu ihr zurück. Seine innersten politischen Gedanken enthüllt er in seinen Episteln dieser Zeit oft noch deutlicher als in der *Politischen Korrespondenz*. Der Vortragende analysiert und erklärt zunächst die *Epître à ma sœur de Bayreuth* 1757 mit den heftigen Ausfällen gegen das verbündete England, die in der neuen Übersetzung von Fehling vor kurzem durch die Zeitungen gingen, und mit dem dem Vaterlande geweihten Entschluß: *Vaincre ou m'ensevelir sous ses ruines.* Die *Epître sur le hasard* an Amalie richtet sich gegen den früher von ihm vertretenen Voltaire-Satz, daß dem Klugen alles gelingen müsse:

J'ai souvent reconnu par mon expérience
Combien peu sert le fil de la vaine prudence.

Er folgt schließlich dem Strome des Schicksals, der ihn fortreißt — Friedrichs Lieblingsformel. Es folgen: die Erfurter Selbstmord-Epistel an d'Argens, die Epistel an Amalie über den Einfall der Franzosen im Quedlinburgischen, die Jeremiade über den Pakt vom Kloster Zeven, die große begeisterte Ode an meinen Bruder Heinrich vom Oktober, die in der zwanzigsten Strophe gipfelt:

Les dieux en ce séjour ne font plus des miracles;
Les mortels entourés de gouffres et d'obstacles
Qui bordent leur chemin,
Ont reçu d'eux en don l'esprit et le courage
Utiles instruments dont l'admirable ouvrage
Corrige le destin.

Mit dieser Strophe hat Friedrich im voraus Roßbach gewonnen, bald nach den denkwürdigen Unterredungen mit Gottsched (15., 16. und 27. Oktober), den der König in einer Epistel besang, die später erst An Gellert überschrieben wurde. Die nun folgenden übermütigen Triumphlieder, die *Congés*, die Koser groteske Scheidelieder nennt, sind: der Laufpaß für die Kreis- und Böttcherarmee (cercles = Reichskreise und Faßreifen), Laufpaß für die kaiserliche Armee und den Marschall Daun nach der Schlacht von Lissa (Leuthen) und *Aux écraseurs.* Ihnen folgt das Hohelied der Freundschaft an Wilhelmine Ende 1757.

Fester Glaube an Preußens und Deutschlands Zukunft spricht aus den Oden des Jahres 1758—1760, von denen der Vortragende kurz die Ode an Prinz Ferdinand von Braunschweig, *sur la retraite des Français,* bespricht mit der schönen Strophe über den deutschen Rhein und die überaus wichtige, das deutsche Vaterland begründende *Ode aux Germains,* deren wichtigste Strophe Paul Foerster seiner patriotischen Schrift 'Vorwärts und Durch' jetzt in Eberhard Königs trefflicher Übersetzung (in der großen neuen Friedich-Ausgabe von Gustav Berthold Volz) zum Motto gegeben hat:

Seht die vielen Völker alle, die sich wider uns verschworen,
Die vor dünkelhafter Ehrsucht völlig den Verstand verloren.
Unverzagt nur, meine Helden! Trefft sie mit dem Wetterschlage
Eures Zornes, Eurer Hiebe, daß die Menschheit künft'ger Tage
Diesem Sturmlauf ohnegleichen, diesem Sieg der Minderzahl[1]
Wider eine Welt von Neidern türm' ein bleibend Ehrenmal!
Rings von Not und Tod umgeben
Denkt in Eurem Rachefest,
Daß in diesem harten Leben
Ohne Kampf und Fährnis eben
Sich kein Ruhm gewinnen läßt.[2]

Herr R. Tobler teilte nach kurzen einleitenden Worten einen kleinen Aufsatz seines Vaters Adolf Tobler mit, in dem der Verstorbene im August 1870 das im neutralen Auslande heftig angefeindete Preußen wegen des begonnenen Krieges verteidigt. Der Aufsatz erschien in der Berner 'Sonntagspost' vom 21. August 1870 und wird im *Archiv* abgedruckt werden.

Zum zweiten Schriftführer wird Herr Wolff gewählt; die übrigen Vorstandsmitglieder werden wiedergewählt.

Sitzung vom 24. November 1914.

Der Vorsitzende macht Mitteilung von dem Tode des Geheimrats Michaelis und widmet ihm einige Worte des Nachrufs.

Herr Aronstein spricht über *John Donne.* Dieser Dichter, den Ben Jonson unter allen seinen Zeitgenossen am höchsten schätzte, ist in Deutsch-

---

[1] Der in der besten Ausgabe (Preuß) fehlende Vers ist von mir aus der Handschrift ergänzt und wird hier zum erstenmal veröffentlicht:

En triomphant du nombre et de tous nos jaloux.

[2] Gleichzeitig mit dem Vortrage wurde am 10. und 11. Dixmuiden erstürmt.

land noch fast unbekannt oder verkannt und wird auch in England erst seit einigen Jahrzehnten wieder seinem Werte nach geschätzt und gelesen.

Der Vortragende legt zunächst den sehr interessanten und wechselvollen Lebenslauf des Dichters dar, der im Jahre 1573 von katholischen Eltern geboren wurde und im Jahre 1631 als Dechant der St. Paulskirche und berühmtester Prediger Englands starb. Einige Prosaschriften Donnes, die sich aus seinen Lebensverhältnissen erklären, namentlich eine Schrift zur Verteidigung des Selbstmordes (*Biathanatos*) und ein Buch über das falsche Martyrium (*Pseudo-Martyr*) werden näher besprochen. Der Vortragende charakterisiert die Persönlichkeit Donnes, die in ihrer Vielseitigkeit, ihrem faustischen Drange nach Erweiterung des Ichs und Erleben und ihrem rastlosen Streben, ihr Leben im Einklange mit dieser Persönlichkeit aufzubauen, an Goethe erinnert. Wir kennen übrigens Donne genauer als irgendeinen seiner Zeitgenossen aus seinen Briefen und auch aus seinen Dichtungen.

Die Dichtungen Donnes sind zum größten Teil erst nach seinem Tode im Druck erschienen und haben handschriftlich unter seinen Freunden kursiert, doch wurde er als Dichter zu seiner Zeit schon sehr geschätzt. Seine besten Gedichte gehören seiner Jugend, also den neunziger Jahren des 16. Jahrhunderts an. Sie zerfallen in 1. Satiren, 2. Liebesdichtungen, 3. Versbriefe und Gelegenheitsdichtungen, 4. Weltanschauungsdichtungen und 5. religiöse Gedichte.

Der Vortragende muß sich — im Rahmen eines Vortrags — auf die Besprechung der Liebesdichtungen beschränken. Diese zerfallen in 'Lieder und Sonette' und 'Elegien'. Die ersteren sind in verschiedenen Strophenformen abgefaßt und lyrisch im engeren Sinne; die letzteren in 'heroic couplets' und haben mehr betrachtenden Charakter, aber haben auch die Liebe zum Gegenstande. Zu der gleichzeitigen sehr umfangreichen Liebespoesie steht Donnes Dichtung in einem bewußten Gegensatz. Der Vorwurf der Künstelei und Unnatur, den Samuel Johnson gegen ihn als Vater der sog. 'metaphysischen' Dichterschule erhebt, ist ungerecht. Vielmehr ist Donnes Dichtung, wie im einzelnen gezeigt wird, der Niederschlag und Ausdruck wirklicher Erlebnisse oder doch wirklich erlebter Gefühle. Von der damals herrschenden Lyrik unterscheidet sich die Donnes auch durch ihre Tendenz. Ihr Zweck ist nicht die Verehrung und Verherrlichung der Frau, sondern die Darstellung der Gefühle des Dichters selbst. Die Frau erscheint bei ihm als wandelbar, untreu und unbeständig; das Prinzip der Liebe sieht er nicht in der Treue, sondern im Wechsel, der Mannigfaltigkeit. Zunächst stellt er die sinnliche Liebe dar, und zwar als etwas Zerstörendes, Gewaltsames. Einige der schönsten Gedichte sind aber auch der nicht-sinnlichen, auf Seelengemeinschaft beruhenden Liebe gewidmet, und andere feiern die Vereinigung beider zu einer höheren Einheit. Die Gefühle in den Liebesgedichten umspannen die ganze Skala vom höchsten Jubel bis zur tiefsten Melancholie, und ferner den rohesten Zynismus, den glühendsten Haß, wilde Eifersucht, innigste Zartheit. — Die Elegien geben gewissermaßen den Kommentar zu den rein lyrischen Dichtungen, sind ebenso mannigfaltig in Anschauungen und Gefühlen, brutalzynisch, derb und roh, zart und innig, geistvoll bis zur Geziertheit und von mildester Anmut.

Im letzten Teile seines Vortrags bespricht der Redner die Kunst Donnes. Seine Verskunst steht im Gegensatze zu der Schönheitskunst der Spenserianer, deren Glätte und Süße er verschmäht, ist aber doch nicht ohne ihre ganz eigenartige Musik. Wie diese, so mutet uns Sprache und Stil bei ihm 'modern' an. Er lehnt die herrschenden Konventionen, die klassische Mythologie, die Schäferfiktion und die Idealisierung der Natur ab und läßt die Poesie die Sprache des täglichen Lebens reden, entnimmt seine Bilder und Vergleiche diesem, wie dem höheren Kulturleben im weitesten Sinne und schreckt auch vor dem Technischen und dem Häßlichen nicht zurück. Sein

Hauptkunstmittel ist die Hyperbel, die der angemessene Ausdruck seines starken Subjektivismus und seines leidenschaftlichen Temperaments ist. Sein 'wit' (d. h. Geist, nicht Witz) besteht darin, daß er seine Gefühle und Zustände in Beziehung setzt zu einer großen Menge von Dingen aus allen Gebieten des Lebens und der Wissenschaft, namentlich der Philosophie. Dies Inbeziehungsetzen ist zuweilen spielerisch, virtuosenhaft, manchmal auch spitzfindig und gekünstelt; wo ihm aber ein stärkeres Erlebnis zugrunde liegt, entsteht eine ganz eigenartige Vereinigung von leidenschaftlicher Tiefe und Kraft der Empfindung mit Schärfe, Reichtum und Lebendigkeit des Geistes. Die Gedichte, deren Darbietung sehr mannigfaltig ist, endigen meist auf eine Pointe, die mit der Heineschen verglichen wird. Metaphysisch ist Donnes Poesie insofern, als die Selbstverständigung über die innere Erfahrung nach der dialektischen Methode der Scholastik geschieht, und als Donnes Denken philosophisch gerichtet und in philosophische Begriffe eingetaucht war. — Zum Schluß bespricht der Vortragende noch den Einfluß und die Bedeutung der Donneschen Poesie. Sie weist auf die neuere Poesie hin durch ihren starken Subjektivismus und ist als starke und aufrichtige Kundgebung einer großen Persönlichkeit trotz ihrer scholastischen Einkleidung und des metaphysischen Beiwerks auch heute noch lebendig.

Zur Aufnahme in die Gesellschaft werden vorgeschlagen: Herr Engelhardt (Jahn-Realschule) und Herr Oberlehrer Dr. Polak (Haarlem).

Beurteilungen und kurze Anzeigen.

Agathe Lasch, Mittelniederdeutsche Grammatik (Sammlung kurzer Grammatiken germanischer Dialekte, herausgegeben von Wilh. Braune, IX). Halle, Niemeyer, 1914. XI, 286 S. Preis geh. M. 6,80, geb. M. 7,60.

Wer sich mit mnd. Grammatik beschäftigen wollte, sah sich bisher, von Einzelausgaben und Monographien abgesehen, vornehmlich auf die aus dem Jahre 1882 stammende mnd. Grammatik von Lübben angewiesen. Dies für seine Zeit sicher sehr verdienstliche Werk konnte aber, zumal es sehr allgemein gehalten war, den Anforderungen, die man heutzutage an eine streng wissenschaftliche Grammatik stellt, nicht mehr genügen. Die vorliegende moderne Grammatik von A. Lasch — die Verfasserin ist bereits im Jahre 1910 mit einer Arbeit über die Berliner Schriftsprache bis zur Mitte des 16. Jahrhunderts hervorgetreten — wird daher mit Freuden begrüßt werden.

Das Buch ist in dem Rahmen gehalten, der den Grammatiken der Niemeyerschen Serie eigen ist. Als Einleitung geht voran eine allgemeine Betrachtung über die mnd. Schriftsprache und ihre Entwicklung, mit anschließender kurzer Charakteristik der Hauptdialekte (I. Westfälisch. II. Ostfälisch. III. Nordniedersächsisch, umfassend das Ostfriesisch-Oldenburgische, Nordalbingische, Ostelbische und die mnd. Sprache in den Ostseeprovinzen. IV. Brandenburgisch und Ostanhaltisch). Den Hauptteil bildet die Laut- und Formenlehre, den Schluß eine nach den Dialektgebieten geordnete Bibliographie der Quellen und ein alphabetisches Verzeichnis der grammatischen Hilfsmittel sowie ein Register der im Text behandelten Wörter.

Die Verfasserin hat sich die Aufgabe gestellt, die Grundlinien der mnd. Schriftsprache zu zeichnen, wie sie vorwiegend in den Urkunden zutage tritt, nicht aber die mnd. Sprechsprache zu rekonstruieren, wenngleich die heutigen Dialekte, wo es ratsam erscheint und tunlich ist, herangezogen werden. Die Verfasserin stützt sich bei ihren Ausführungen auf ziemlich zahlreiche Belege, sucht auch, wenn möglich, den Geltungsbereich der Lauterscheinungen örtlich und zeitlich abzugrenzen. Die Darstellung ist meist knapp, wird aber bei Streitfragen ausführlicher, wobei auf die einschlägige Literatur hingewiesen wird. Eine besonders eingehende Behandlung erfährt die Umlautfrage, da hier die von Lübben mit Nachdruck verfochtene Ansicht, daß im Mittelniederdeutschen nur der Umlaut von *a* existiere, widerlegt werden mußte.

Vielleicht hätte sich das Verhältnis des Mnd. zum Mnl. und Friesischen noch etwas schärfer herausarbeiten lassen. Eine Syntax ist nicht beigegeben; sie hätte den Umfang des Buches wahrscheinlich zu sehr angeschwellt. Willkommen wäre ein kurzer Abriß der Satzlehre sicher gewesen, zumal wir zu dem Überblick über die Syntax des Mhd. in Pauls (in derselben Sammlung erschienenen) Grammatik bereits ein nach den gleichen Grundsätzen gearbeitetes Gegenstück für das Mnl. besitzen in Stoetts 'Middelnederlandsche Spraakkunst. Syntaxis', 's-Gravenhage 1909. Aber auch in vorliegender Gestalt wird das Buch, das eine wirkliche 'Pionierarbeit' darstellt und der jetzt in Amerika (als Dozentin am Bryn Mawr College) ansässigen Verfasserin mehrere Jahre gekostet hat, sich sehr nützlich erweisen und der weiteren Forschung die Wege ebnen.

Berlin. Otto Zippel.

Wolfgang Seyffert, Schillers Musenalmanache. Berlin, Mayer & Müller, 1913. 172 S. 8°. (Palæstra 80.) M. 4,80.

Der jugendliche Verfasser der vorliegenden Arbeit ist schon vor vielen Monaten verstorben. Ihre Besprechung ist daher für mich eine trauervolle und wehmütige Pflicht. Meiner Aufgabe möchte ich aber infolge dieses Umstandes Grenzen ziehen, denn es würde dem Rezensenten mit Recht verdacht werden, wenn er gegen einen Toten polemisieren wollte, der sich nicht selbst würde verteidigen können und dessen Sache nur seine Freunde schlecht und recht vertreten könnten. Ich sehe infolgedessen von vornherein davon ab, ausführlich anzuzeigen, wo die Darstellung etwa hätte vertieft werden können, ich gebe vielmehr nur ein Referat dieser Schrift und werde bemüht sein, alle Ausstellungen an ihr auf das allernotwendigste Maß zu beschränken. Freilich muß ich gleich mit einem rein äußerlichen Monitum beginnen. Die Abhandlung entbehrt einer Übersicht des Inhalts, einer Aufzählung der verschiedenen Kapitel und Unterabschnitte. Wer also nicht zum voraus bekannte Persönlichkeiten in ihr aufsuchen will, die man mit Hilfe des angefügten Registers schnell finden kann, ist genötigt, die Arbeit so lange durchzublättern, bis er an die Stelle kommt, wo er das Gesuchte zu finden hoffen kann. Für den, der eine fremde Arbeit zur Hand nimmt, ist aber ein solcher Wegweiser stets eine große Annehmlichkeit, und ich habe bedauert, daß er Seyfferts Schrift nicht beigefügt ist. — Ich wende mich nun zu dem Inhalt der Schrift, deren erste beiden Abschnitte schon als Berliner Dissertation erschienen sind. Seyffert behandelt das Thema, das er sich gewählt hat, in vier Abschnitten. Er beginnt natürlich mit der Vorgeschichte, schildert Schillers Beziehungen zu den älteren Almanachen, besonders zu G. F. Ständlins ‘Schwäbischem Musenalmanach’ (1782—87 und 1792—93), dem immerhin ein besserer Erfolg beschieden war als der nur einmal herausgekommenen Anthologie Schillers. Der Verfasser wirft ferner einen treffenden Seitenblick auf den damaligen Niedergang der Almanache überhaupt, er rekapituliert, daß der seit 1779 von Bürger herausgegebene Göttinger meist öde Reimereien fader Dilettanten enthielt, die erst durch des Redaktors Zensur brauchbar gemacht werden mußten: in den letzten Jahrgängen war der Almanach recht kläglich und konnte außer auf Bürger nur noch auf Wilhelm Schlegel stolz sein. Aber die unbedeutenden Personen, die bei Schiller später nur Statisten waren, standen bei Bürger mit in vorderster Reihe. Der Vossische Almanach war dagegen dem Bürgerschen fast in jeder Hinsicht weit überlegen, er hatte einen ernsteren, gewichtigeren Charakter als jener; aber trotz der Anerkennung des Wertes und der Wirkung mancher einzelner Stücke ist der Eindruck des Vossischen Almanachs ebenfalls unerquicklich und rückständig, und auch die Beiträge einiger Dichtergrößen waren oft sehr mäßig, gehörten doch ihre Verfasser einer älteren Generation an und waren gewohnt, mit anderem Empfinden zu singen und mit anderem Kunstgeschmack beim Publikum zu rechnen als die Jugend. Bei dem Taschenbuche J. G. Jacobis und seiner Freunde hält der Verfasser sich mit Recht nicht lange auf und zeigt nun, daß seit Jahren alle Bedingungen für das Erscheinen eines neuen Musenalmanachs für die Pflege wirklich moderner Dichtung gegeben waren. Schiller hatte einen zwar strengen, doch guten literarischen Geschmack, und viele seiner Zeit- und Altersgenossen werden ihn geteilt haben; er fällte die härtesten Urteile über den Vossischen und Göttinger Almanach, der Vossische sei aber der schlechtere (Seyffert beurteilt ihn milder); beide krankten gemeinsam daran, daß sie keinen festen, begrenzbaren Mitarbeiterkreis hatten und sich daher auf gelegentliche Beiträge verlassen mußten, die natürlich recht verschieden ausfielen. Bürgers Tod hatte das Feld für ein neues Unternehmen frei gemacht, und der jüdische Verleger S. Michaelis in Neustrelitz übernahm den Verlag.

Seyffert zeichnet uns diesen Mann mit einigen Strichen, danach war er freilich bedeutend weniger für das Unternehmen geeignet als der ihn bald ablösende Cotta. Der Verfasser wendet sich alsdann Schillers Prinzipien und redaktioneller Tätigkeit zu. Diesen Abschnitt eröffnet er mit einer genauen bibliographischen Übersicht über die einzelnen Jahrgänge des Almanachs, wobei er deren Titel, Seitenzahl, Kupfer, Musikbeilagen, typographische Besonderheiten beschreibt, Auflagenhöhe, Preis, Drucker, die einzelnen Mitarbeiter (nebst ihren Chiffren) und die Beiträge der hervorragendsten angibt. Im Rückblick auf Schillers frühere redaktionelle Tätigkeit[1] stellt S. fest, daß glänzende Eigenschaften ihn zum Herausgeber einer künstlerischen und wissenschaftlichen Zeitschrift in hohem Grade befähigten, instinktiv kannte er z. B. die Wünsche und Bedürfnisse des Publikums, Schlagfertigkeit, ein rascher und starker Blick waren ihm eigen usw. In seine Fürsorge mußte sich der Almanach aber drei Jahre lang mit einer Zeitschrift überwiegend prosaischen Inhalts teilen, mit den 'Horen', die ihm freilich anfangs mehr am Herzen lagen als jener; bald aber ward der Almanach ihm aus finanziellen Gründen wichtiger. Beide Unternehmungen sollten sich dadurch unterscheiden, daß die 'Horen' schwerere, ernstere, philosophischere, auch umfangreichere Stücke bringen sollten, während der Almanach mehr zur Pflege der Petite poésie bestimmt war. Eine Anzahl Mitarbeiter war beiden Publikationen gemeinsam. Aber der Almanach ging als Sieger aus dem Wettstreit beider hervor, er behauptete das Feld den 'Horen' gegenüber, die Autor und Verleger nach dreijährigem Bestehen eingehen lassen mußten. S. wendet sich nunmehr dem Verhältnis des Schillerschen Almanachs zu seinen Vorgängern zu; seine beiden ersten Jahrgänge standen dem Charakter des französischen 'Almanach des Muses', der die Petite poésie gepflegt hatte, die beiden folgenden aber dem ernsteren, männlicheren Ton im Vossischen Almanach näher. Unter den von Schiller aufgenommenen Gelegenheitsgedichten findet sich nichts Unerfreuliches oder Lächerliches, Fabeln und poetische Erzählungen kommen nur sparsam vor. Auch in den Übersetzungen, die Schillers Almanach bringt, ist eine Abwendung vom 'Göttinger Almanach' festzustellen. Besonders charakteristisch ist bei Schiller die Praxis in bezug auf die in den früheren Musenalmanachen so beliebten Epigramme. Bei ihm überwiegt die Form des Distichons, das dem Inhalt mehr Ernst und Würde gab, in dem Goethische Lebenserfahrung und Schillersche Philosophie nebeneinander- und die Herderschen 'Aufschriften' zurücktraten. Jedenfalls hat Schiller als Redakteur dafür gesorgt, daß jede Dichtungsgattung in allen Jahrgängen vertreten war. Die Xenien behandelten Wissenschaft und Politik, patriotische Beiträge fehlten nicht und der Almanach behielt einen vornehmen Charakter, Liberalität und Toleranz mußte der Herausgeber freilich oft bei manchen Stücken üben. Die Elegie nahm ständig zu, zum Teil wohl infolge des Eingehens der 'Horen'. Hier hat Schiller seine Leser oft durch Lehrhaftigkeit und Umfang des Gebotenen auf eine harte Probe gestellt. Die Odendichtung ist dagegen weniger stark vertreten, Sonette werden nur ausnahmsweise geboten (im 3. und 4. Jahrgang), und ganz neu in ihrer Art ist die erhebliche Ausdehnung der Ottaverime. Schillers Almanach schloß sich somit zwar in den Hauptpunkten seinen älteren Konkurrenten an, doch unterscheidet er sich auch in manchem von ihnen, z. B. indem er Prosabeiträge prinzipiell ablehnte, Gelegenheitsgedichte und Übersetzungen mehr zurücktraten. Wie bei jenen war bei ihm die Anordnung eine völlig willkürliche. Die Venetianischen Epigramme und die Xenien waren kühne Wagnisse und hoben den Wert des Almanachs be-

---

[1] Hierbei sei noch auf den soeben erschienenen Aufsatz H. Müllers: Schillers journalistische Tätigkeit an den Nachrichten zum Nuzen u. Vergnügen, in den Württ. Vierteljahrsheften 1915, S. 1—66 hingewiesen.

trächtlich Daß er den Göttinger an Gehalt, den Vossischen Almanach an Individualität überragte, war nicht das Verdienst Schillers, sondern das der Mitarbeiter. Was diese anbetrifft, so hatte Schiller anfangs einige aus dem Vossischen Almanach übernommen, die später aber infolge der reichlichen, wachsenden Teilnahme Goethes zurücktreten mußten. Manche Zeitgenossen waren von Schiller persönlich oder durch andere, wie z. B. W. Schlegel und Herder, gewonnen worden Viele der Einsender erscheinen bloß sporadisch und sind mehr oder weniger Statisten; Schiller hatte auch nicht (wie Chamisso) Zeit und Neigung übrig für die Auffindung der im Nachwuchs verborgenen Talente und deren Förderung, daher auch sein Almanach für die Entwicklung der deutschen Lyrik nur von geringer Bedeutung ist. Angenehm ist S.s Seitenblick auf die dem Schillerschen Almanach fehlenden Beiträger; er schiebt die Schuld daran nicht mit Unrecht den Xenien zu. Dankenswert und ein Zeugnis des Fleißes des Verfassers ist hier der Anhang über die Honorare der Mitarbeiter. Der Verfasser bespricht dann Schillers Stellung zu seinen Mitarbeitern. Daß er 'Figuranten' aus dem Manuskript 'herauswarf', sobald ihm wertvolleres Material zuging, wer will es ihm von seinem Standpunkt aus und angesichts der Rücksichten, die er zu üben hatte, verargen? Jedenfalls hat Schiller aber an den meisten seiner Mitarbeiter wenig Interesse genommen, wenn er sich auch um einige wenige sehr bemühte. S. wendet sich nun zu den Änderungen und Kürzungen des Herausgebers in den Beiträgen der Mitarbeiter, die schon die früheren Almanachredaktoren reichlich vorzunehmen pflegten. Während Bürger sich dabei große Mühe gab und wirkliche Verbesserungen vornahm, beschränkte sich Schiller auf Kürzungen, falls er nicht die Gedichte unter Bezeichnung der beanstandeten Stellen den Autoren zurückreichte. Die Praxis, die er hierbei übte, behandelt der Verfasser dann ausführlich, belegt sie durch mehrere Beispiele und sucht sie mit Geschick zu erklären. Daß den Herausgeber in der Anordnung der Gedichte fast nur 'die Rücksicht auf Varietät' leitete, war schon gesagt worden und ist ebenfalls von S. des näheren besprochen. In der Ausstattung unterschied sich der Schillersche Almanach durch das bequemere Duodezformat, die passenden kleinen Antiqualettern und den antikisierenden Zug bei den Kupferstichen in vornehmer Weise von der Mehrzahl seiner älteren Rivalen. Von den Musikbeilagen hat wohl Zelter das Beste geliefert, und es ist von Interesse, von S. zu hören, daß die Melodie des Reiterliedes aus dem 'Wallenstein' zuerst in Schillers Almanach erschienen und von C. J. Zahn komponiert war; wenn der Verfasser auf Goethes Bezeichnung der letzteren Melodie als Gassenhauer nicht viel gibt, so ist ihm darin durchaus beizustimmen. In der Last der Redaktion des Almanachs ist Schiller besonders unterstützt worden von W. v. Humboldt und von Goethe. Nach der Darstellung dieser fremden Hilfe beschließt S. dann den zweiten Abschnitt mit einem Anhang über Humboldts Zensur an Gedichten Schillers. Der dritte Abschnitt ist den Mitarbeitern im einzelnen gewidmet, gibt zunächst einen Überblick über ihren Wechsel und wendet sich dann ihren Beiträgen und ihrer Charakteristik zu. Zu den Vertretern älterer Tradition gehören Matthisson, Neuffer, Conz, Haug, Pfeffel, Langbein und Bürde, von den Dichtern, die früher zum Bürgerschen Almanach beigesteuert hatten und nun an dem Schillerschen teilnahmen, sind Kosegarten, Lappe, F. L. W. Meyer, Woltmann, Reinwald, v. Knebel zu nennen, von den an Schiller und Goethe sich anschließenden Jenensern und Weimaranern die Damen Mereau, Imhoff — diese wird zwar von S. getadelt, aber nicht zu Unrecht — und Brachmann, ferner Brinckmann. Nicht sehr glücklich war Schiller mit den Dichtern, die sich in seinem Musenalmanach zuerst dem deutschen Publikum vorstellten, wie z. B. Oertel, Jägle, Nöller, Methusalem Müller, Steigentesch, die bloß als formgewandte Dilettanten (wie Woltmann und F. L. W. Meyer) anzusprechen sind. Als im Banne der Klassiker stehend sind zusammen-

gefaßt die Dichter H. Keller, Thilo, Siegfried Schmidt, Cordes, Hirt und Kochen. Die beiden früh verstorbenen Jenenser Vermehren und Eschen stehen zwar nicht durch ihre unbedeutenden Beiträge, wohl aber durch ihre persönlichen Beziehungen der Romantik nahe. Zu ihr selbst jedoch gehören von den Mitarbeitern Gries, dessen Übersetzungen wertvoller waren als seine eigenen Gedichte, W. Schlegel und Tieck, während ein so bedeutender Lyriker wie Hölderlin allein und abseits steht. Nach einem Rückblick auf die Übersetzer des Almanachs kommt die Betrachtung des namhaftesten, Herders, an die Reihe, an die sich die Würdigung der Beiträge der beiden größten Mitarbeiter, Goethes und Schillers, anschließt nebst der von Goethe herausgegebenen des verstorbenen J. Lenz. Den Schluß dieses Abschnitts bilden die mit ungelösten Chiffren unterzeichneten Beiträge. Die Schillerschen Musenalmanache zeigen uns ein gutes Bild der damaligen Lyrik und ihres damaligen Durchschnitts. Ihr Hauptverdienst ist die Anregung der poetischen Produktion Goethes und Schillers, doch bieten sie wenigstens dem Literarhistoriker eine reichliche Ausbeute. Der vierte und letzte Abschnitt behandelt den buchhändlerischen Erfolg des Almanachs, sein Ende und die beiden Unternehmungen, die Schillers Erbe antraten: den Schlegel-Tieckschen und den Vermehrenschen Almanach, denen aber nur ein kurzes Dasein beschieden war, weil die Bedingungen, unter denen Schillers Almanach erschienen war, doch selten günstige gewesen waren. So stellt denn letzterer, mit Goethes und Schillers Beiträgen ausgestattet, den höchsten Gipfel dar, den die deutsche Almanachliteratur je erreicht hat. — Diese kurzen Ausführungen können natürlich den reichen Inhalt von Seyfferts Schrift nur andeuten, nicht erschöpfen. Seine Arbeit ist als eine fleißige Zusammenstellung und Verarbeitung des Materials über Schillers Almanach sehr nützlich und lehrreich, eine größere Bedeutung kommt ihr aber meines Erachtens nicht zu. Darstellungen von Zeitschriften sind stets eine schwierige Sache, aber S. war insofern günstig daran, als ihm reiches Material besonders aus dem Briefwechsel Schillers und Goethes die Aufgabe und den Blick in die Werkstatt des Herausgebers und der beiden wichtigsten Mitarbeiter erleichterten. Doch war auch die Gruppierung und Verarbeitung dieses Materials nicht leicht, und S. hat diese Aufgabe mit vielem Geschick gelöst. Dafür müssen wir ihm Dank wissen. Mitunter konnte ich mich freilich seiner Ansicht nicht anschließen, z. B. wenn zwei Dichter einen ähnlichen Ausdruck anwenden, braucht doch nicht gleich eine Entlehnung angenommen zu werden (z. B. S. 94 Anm. 2, S. 107 Anm. 1). Sympathisch berührte mich die Art, wie er z. B. Matthisson gerecht wird; erfreulich ist auch, daß die Beachtung der zeitgenössischen Rezensionen nicht vernachlässigt ist und daß der Verfasser auch den zurückgewiesenen Autoren, d. h. den nicht zum Abdruck gebrachten Beiträgen Beachtung geschenkt hat. Dagegen sind die Xenien und der Xenienkampf in seiner Darstellung zu kurz gekommen. Bedauert habe ich übrigens auch, daß nicht eine Zusammenstellung der wichtigeren Literatur vorangestellt ist; die ältere Literatur ist zwar in 'Goedekes Grundriß' V, 1893, S. 198—208 zu finden, aber die spätere muß sich der Interessent mühsam zusammensuchen und wird bedauern, daß S. ihn dieser Mühe nicht überhebt. Bei Wielands Urteil im 'Merkur' (S., S. 16) hätte doch das Zitat bibliographisch genau angegeben werden müssen, ebenso bei dessen Äußerung über den 'Märkischen Kalender der Musen' (S. 76). Wenn die Musenalmanache und einige andere Titel ins Register kamen, hätten wohl auch die Xenien einen Platz in ihm verdient; ebenso fehlen darin leider die gelösten Chiffren. Einige Druckfehler, die stehengeblieben sind, kann der Leser leicht selbst berichtigen. Das alles beeinträchtigt aber das Resultat nicht, daß Seyffert tatsächlich eine Lücke in der Literatur ausgefüllt hat.

Marburg. Wolfram Suchier.

Herm. Behme, H. v. Kleist und Ch. M. Wieland. (Literatur und Theater, hg. von E. Wolff, I.) Heidelberg, Winter, 1914. VII, 127 S. M. 3,40.

In Fouqués Aufzeichnungen ist uns ein Wort erhalten, das uns nicht nur darüber Auskunft gibt, warum Heinrich v. Kleist in seinem ausgedehnten Verkehr mit dem Dichter der 'Undine' sehr viel von Krieg und Vaterland, aber sehr wenig von Kunst und Dichtung gesprochen hat, sondern vor allem für die richtige, literaturgeschichtliche Beurteilung Kleists von entscheidender Bedeutung ist. Fouqué rechnet sich da selbst zur Schlegelschen Schule, Heinrich Kleist aber, sagt er, gehörte der Wielandschen Schule an. Natürlich dürfen wir den eigenwilligen Sohn des werdenden 19. Jahrhunderts nicht schlechtweg zum 'Schüler' Wielands stempeln, aber sein Verhältnis zu dem Meister des 'Oberon' ist urkundlich gesichert, zudem durch literarische Parallelen, wie den Doppeltraum im 'Kätchen', längst erhärtet, und auf alle Fälle eingehender wissenschaftlicher Untersuchung wert. Dazu sind denn auch im letzten Jahre, wohl im Zusammenhang mit dem erneuten Interesse für Wieland, das die Jahrhundertfeier und die Berliner Ausgabe erweckt haben, verschiedene verheißungsvolle Ansätze gemacht worden. Eine wirkliche, abschließende Behandlung des wichtigen Themas kann nicht von heute auf morgen erfolgen und wohl erst nach der Vollendung des 'Berliner Wielands' voll geleistet werden. Einstweilen hat Röbbeling in einer ungewöhnlich gediegenen und ergebnisreichen Erstlingsschrift über das 'Kätchen von Heilbronn' (Sarans 'Bausteine' Bd. 12. Halle, Niemeyer, 1913. Vgl. meinen Aufsatz in der 'Germ.-Rom. Monatsschrift' Bd. VI, S. 389—405) einen bemerkenswerten Vorstoß getan, um die enge Berührung der beiden Dichter in ganz wesentlichen Zügen ihrer Weltanschauung zu erweisen. Wieland erklärt sich die geheimnisvollen Fäden, die sich zwischen zwei Menschenseelen mit unwiderstehlicher Gewalt anspinnen, durch den platonischen Mythos von der Sehnsucht der auseinandergerissenen 'Hälften'. Kleist hat auf dieser Grundlage die Psychologie seines Ritterschauspiels aufgebaut. Es ist höchlich zu bedauern, daß der Verfasser der neuen, dem Thema 'Kleist und Wieland' ausschließlich gewidmeten Schrift diese wichtigsten Beziehungen zwischen beiden Dichtern nicht herausgefunden und in ihrer Bedeutung erkannt hat (obwohl er Wielands Sympathiebegriff gelegentlich streift), ja, daß er seinen Vorgänger nicht einmal kennengelernt zu haben scheint. Seine Untersuchungen dringen bei weitem nicht so in die Tiefe wie die von Röbbeling, und teilweise müssen wir sie geradezu ablehnen. Dennoch ist auch diese Erstlingsarbeit durchaus nicht ohne Wert.

B. untersucht zunächst auf Grund der bekannten Zeugnisse die 'persönlichen und brieflichen Beziehungen beider Dichter', leider ohne den freien Blick nach allen Seiten, der solchen Untersuchungen erst ihren vollen Wert geben kann. 'Ich hatte', sagt Kleist, 'schon als Knabe (mich dünkt, am Rhein durch eine Schrift von Wieland) mir den Gedanken angeeignet, daß die Vervollkommnung der Zweck der Schöpfung wäre.' B. begnügt sich damit, solche Zeugnisse zu sammeln und etwa in Wielands Schriften nach Parallelstellen zu suchen, die inhaltlich zu Kleists Äußerungen stimmen. Natürlich ist das nicht ganz schwer, aber B. erleichtert sich und anderen das wichtigste Stück der Arbeit, nämlich die kritische Bewertung seiner Parallelen, wahrlich nicht, indem er die betreffenden Stellen aus dem Zusammenhang herausreißt und, ohne auch nur den Titel der angezogenen Schrift zu nennen (wodurch doch immerhin eine Datierung ermöglicht würde), einfach Band- und Seitenzahl der — Hempelschen Ausgabe hinzufügt. Vor allem aber vergißt er, Kleists Behauptung selbst zu prüfen oder auf ihren wahren Wert zurückzuführen an der Hand der reichen Literatur, die jüngst über Kleists Verhältnis zu seinem Frankfurter Lehrer

Wünsch erschienen ist. Sollte B. wirklich von allen diesen Dingen nichts erfahren haben? Oder hatte er sich Scheuklappen gegen alles vorgebunden, was ihn auf seinem Wege, Kleist als eifrigen Schüler Wielands hinzustellen, irremachen konnte? — Am förderlichsten dürfte das zweite Kapitel sein, worin B. zwei Leitbegriffe in Kleists Gedankenwelt: 'Bildung' und 'Natur' mit Wielands Schriften in Verbindung setzt. Kleists Verhältnis zur Bildung des Weibes nach der Seite des Verstandes und des Herzens, seine hohe Auffassung des Mutterberufes werden dabei gestreift, und wir freuen uns auf Schritt und Tritt der Übereinstimmungen mit Wieland, ohne nun auch allenthalben an 'Einflüsse' denken zu müssen. Und Kleists Verhältnis zur Natur (welch vieldeutiger Begriff im 18. Jahrhundert!) hat doch, was längst bekannt ist, viel engere Beziehungen zu Rousseau als zu Wieland.

Im dritten Abschnitt sammelt B. die 'Reminiszenzen' an Wieland bei Kleist, leider in der Reihenfolge der Werke, nicht sachlich geordnet. Interessant ist sein Hinweis auf die Verknüpfung des Liebeskults der Amazonen mit dem Dienste der Diana, wo tatsächlich Erinnerungen an Wieland mitgewirkt zu haben scheinen. Wenn sich aber bei Wieland eine Liebende in eine Tigerin zu verwandeln droht, so liegt doch für Kleist der Hinweis auf die Pentheussage näher. Und bei Kleist ist wohl häufig von Grazie, aber nicht wie bei Wieland von den Grazien die Rede. Auf Wieland weist auch ein Bild von Rädern, die sich so schnell drehen, daß 'der Blick nicht unzerknickt die Speichen durchdringen könnte …' Fast sämtliche anderen Parallelen aber, die er zwischen beiden Dichtern zieht, wollen entweder nichts sagen oder sind gar nicht vorhanden. Wie kann man Kleists Vers: 'Du stehst mir wie ein Maienfrost zur Seite' mit Wielands Prosa vergleichen: 'Sie hing ihr schönes Haupt wie eine Maienblume nach einem Frost'!

Nicht besser steht es mit den 'Reminiszenzen' in den anderen Werken Kleists, nicht besser auch mit den massenhaften Parallelen, die im vierten Abschnitt: 'Die Affekte und ihr Ausdruck' angehäuft und nicht immer einwandfrei geordnet sind. Immerhin sieht B. ein, daß Kleist der Art des Sturm und Dranges näher steht als Wielands halbschürigem Sensualismus. Daß bei der grundverschiedenen Stellung beider Dichter zu den Vorgängen des Seelenlebens auch ihre Ausdrucksformen für das Leben der Leidenschaften und der Affekte höchstens ganz zufällige Berührungen zeigen können, ist von vornherein klar, und B. beschränkt sich auch in der Hauptsache auf die Darstellung mimischer Vorgänge, wo sich eine Reihe von Berührungen, aber nur ganz vereinzelte 'Einflüsse' ergeben. Hätte B. in den Anmerkungen nicht bloß die Stürmer und Dränger, sondern auch die klassische Dichtung und einen beliebigen modernen Roman herangezogen, so würde sich gezeigt haben, daß die verblüffende Fülle mimischer Ausdrucksformen, die Kleist und Wieland zu teilen scheinen, Gesamteigentum der deutschen Sprache sind. Dennoch sind wir B. aufrichtig dankbar für seine ausführlichen Listen und Vergleichungen, in denen der Wert seines Buches beruht, auch wenn sie nicht beweisen, was er beweisen will. Sie liefern auch manche Ausbeute zum Thema, insofern sie oft entscheidende Gegensätze zwischen beiden Dichtern bringen. Wenig oder gar nicht treffen wir bei Wieland Kleistsche Lieblingsbilder, wie das heuchlerische Spiel der Gesichtszüge, die 'großen Augen' als Ausdruck des Erstaunens, das Erbleichen vor Haß und Empörung, die Ohnmacht beim Durchbruch einer starken seelischen Strömung aus dem Unterbewußtsein usw. Anderseits vermeidet Kleist augenscheinlich bestimmte Ausdrucksformen, die Wieland sehr genehm sind, wie das Erröten bis in die Fingerspitzen, bis ans Ohrläppchen u. dgl. m. Diese Unterschiede hätte B. schärfer herausarbeiten sollen, und er hätte dann leicht feststellen können, daß, so oft Ablauf und Ausdruck der Affekte bei beiden Dichtern übereinzustimmen scheinen, Kleist in Einzelheiten doch immer entschieden nach der Seite des 'Energischen', Wieland nach der des 'Schmelzenden' neigt. Wertvoll sind

uns auch B.s Listen von Kleists Lieblingsworten, die nur durch weitere Hinweise auf unsere Klassiker (vgl. das 'Schiller-Lexikon' über den Gebrauch von 'Welt' bei Schiller) und um eine Reihe anderer Wörter, z. B. 'Busen', hätte vermehrt werden sollen. Die Feststellung des fünften Kapitels, daß sich Kleists Realismus auf die Wahrheit der inneren Erlebnisse beschränkt habe und der Dichter dem 'Milieu' nur einmal, im 'Krug' (nach Teniers) mehr Recht eingeräumt hätte, dürfte sich denn doch in dieser Allgemeinheit nicht halten lassen. Man denke an den 'Kohlhaas', an die Anekdote von dem preußischen Kavalleristen und tausend andere Beweise, wie scharf Kleist Person und Umgebung zusammensieht. Aber freilich sagt Kleist, daß er im allgemeinen nicht Teniers, sondern 'dem göttlichen Raffael' nachstrebe, und es ist schon richtig, daß B. einmal auf diese Seite des Kleistproblems wenigstens den Finger gelegt hat. Dürftig und unergiebig sind die Schlußkapitel seiner Arbeit: 'Stilistische Berührungen' und 'Wieland und die Engländer'.

Posen. Robert Petsch.

Christian Weises Dramen 'Regnerus' und 'Ulvilda' nebst einer Abhandlung zur deutschen und schwedischen Literaturgeschichte, herausgegeben von Wolf von Unwerth.

Vorliegenden Druck zweier bisher unbekannter Dramen Chr. Weises wird man willkommen heißen. Er ist geeignet, unsere bisherige Kenntnis von dem Schaffen des Zittauer Rektors nicht unbeträchtlich zu erweitern. Wir wissen seit langem, wieviel Weise auf dem Gebiete des Dramas besonders den Engländern und Franzosen ebenso wie dem Deutschen Gryphius verdankt, und nun nimmt W. v. Unwerth Gelegenheit, in einer dem Druck der beiden Dramen angefügten Abhandlung den engen Beziehungen nachzugehen, die Weise auch mit der nordischen, insbesondere schwedischen Literatur verknüpfen und die in den betreffenden beiden Dramen unverkennbar zutage treten. v. Unwerth behandelt seinen Stoff in vier verschiedenen Kapiteln. Im ersten bespricht er die bisherige wissenschaftliche Behandlung, die die Dramen 'Regnerus' und 'Ulvilda' erfahren haben, um dann in den drei übrigen Abschnitten selbständige Untersuchungen über die von Weise benutzten Quellen darzubieten. Vor v. Unwerth kommt in erster Linie L. Fulda in Betracht, der als erster eine Inhaltsangabe und eine kurze Würdigung beider Dramen gibt. Als Quelle bezeichnet er bereits richtig einen Teil des bekannten Geschichtswerkes des Dänen Saxo Grammaticus, getraut sich aber nicht zu entscheiden, ob Weise den Saxo selbst gekannt oder nur eine auf ihm beruhende Quelle benutzt hat. Dann sind beide Dramen noch einmal von A. Hess in seiner Rostocker Dissertation 'Chr. Weises historische Dramen und ihre Quellen' besprochen worden. In der Quellenfrage bietet Hess zu den beiden Dramen nur wenig mehr als Fulda; er fügt lediglich die eine neue Beobachtung hinzu, daß Weise außer der bereits von Fulda bezeichneten Stelle des Saxo auch noch eine Reihe von Namen verschiedenen anderen Stellen des Saxo entnommen habe. Hier setzt nun die eigene Forscherarbeit v. Unwerths ein. Er hofft, daß eine eingehendere Untersuchung bedeutend über das bisher Gefundene hinausführen und 'vielleicht einen besseren Einblick in die Werkstatt des Dichters gewähren kann als die bisher angestellte Betrachtung anderer einzelner Dramen' (S. 234—35). Diese Hoffnung erweist sich nicht als trügerisch; es gelingt ihm in der Tat, mit nennenswertem Erfolg den einzelnen in Betracht kommenden Quellen nachzuspüren und seine Ergebnisse geschickt für die allgemeine Beurteilung Weises zu verwerten.

v. Unwerth untersucht zunächst die gelehrten Quellen Weises, vornehmlich sein Verhältnis zu Saxo. Der Beweis, daß Weise bei der Niederschrift beider Dramen Saxos Geschichtswerk selbst benutzt hat, scheint mir gelungen zu sein (S. 237 ff.). Der Verfasser führt eine große Reihe von Namen an, die Weise nur aus Saxo kennen konnte, besonders aus der großen Liste von Namen, die dieser im 8. Buch als Verzeichnis der Teilnehmer an der bekannten Bravallaschlacht anführt. Im Anschluß daran stellt der Verfasser fruchtbare Betrachtungen über die Frage an, welche Ausgabe von Saxo Weise benutzt haben mag (S. 238 ff.). Einige Namen, die Weise nicht aus Saxo entlehnt hat, führen den Verfasser auf eine weitere Quelle des Dichters, nämlich die schwedische Geschichte des Johannes Loccenius (S. 242 ff.).

Bei der Forschung nach der Herkunft der von Weise verwandten Namen wird der Verfasser auch auf einige dichterische Quellen aufmerksam, die sich den gelehrten zugesellen und besonders für den 'Regnerus' in Betracht kommen. Es handelt sich um das Drama 'Swanhuita' des schwedischen Dramatikers Johannes Messenius. Auch hier überzeugt der Verfasser durch die von ihm nachgewiesenen Übereinstimmungen zwischen beiden Werken (S. 248 ff.). Dankenswert ist es, daß er sich bei ihnen nicht begnügt, sondern zu zeigen versucht, auf welchem Wege eine Beeinflussung Weises durch diesen schwedischen Dramatiker möglich gewesen ist. Das führt den Verfasser zu dem interessantesten Teil seiner Arbeit, nämlich zur Betrachtung mehrerer Operndichtungen, die auf die 'Swanhuita' des Messenius zurückgehen (S. 254 ff.), ferner eines Jesuitendramas, das sich ebenfalls als eine Regnerusdichtung erweist und von dem sich ein Programm sowohl auf der Königlichen Bibliothek in Stockholm wie auf der Königlichen Hof- und Staatsbibliothek in München befindet (S. 264 ff.). Wichtige Aufschlüsse über die Verbreitung des Regnerusstoffes gibt noch das im Jahre 1738 in Stockholm aufgeführte Drama Erik Wrangels, 'Torilla Eller Regner och Swanhwita' (S. 271 ff.). Im Verlauf seiner Untersuchung gelangt der Verfasser zu der Ansicht, daß Weise die erste Anregung zu seinem 'Regnerus' sehr wahrscheinlich überhaupt nicht durch eine gelehrte Quelle, sondern durch ein von Wandertruppen gespieltes Komödienstück empfangen habe. Diese Annahme weiß er durch Hinweise auf die Entstehung anderer Dramen Weises durchaus glaubhaft zu machen (S. 282 ff.).

Zeigt v. Unwerth einerseits mit großer Gründlichkeit, wieviel in den beiden Dramen Weises auf fremde Einflüsse zurückzuführen ist, unterläßt er es anderseits nicht, die selbständige Arbeit, die der Dichter an den überkommenen Stoffen vorgenommen hat, deutlich hervortreten zu lassen. Ich habe seinerzeit in meiner Abhandlung über 'Chr. Weise und Molière' (1899) zu zeigen versucht, wie Weise trotz engster Anlehnung an französische Quellen, besonders an Molière, doch stets seine Eigenart zu wahren versteht und sich vor jeder sklavischen Nachahmung fremder Muster hütet. Mit besonderem Interesse stelle ich daher fest, daß v. Unwerth bei der Untersuchung des Verhältnisses Weises zu nordischen Quellen zu demselben Ergebnis gelangt (S. 284 ff.). Er zeigt, wie Weise mehrfach bedeutungsvolle Änderungen an der ursprünglichen Handlung der 'Swanhuita' des Messenius vornimmt, um größere Klarheit, kunstvollere Entwicklung und stärkere Spannung zu erzielen, und wie sein in anderen Stücken beobachtetes Streben nach Naturwahrheit hier ebenfalls deutlich zum Ausdruck kommt. Die Abhandlung v. Unwerths schließt mit ein paar kurzen und treffenden Bemerkungen über die Behandlung der herkömmlichen Hanswurstgestalt in den beiden Dramen (S. 292 ff.) und den Beziehungen Weises zu Gryphius, insbesondere zu dessen 'Peter Squenz' (S. 292 ff.).

Wir haben es hier also mit einer fleißigen und inhaltsreichen, übrigens auch mit guten sprachlichen Anmerkungen (S. 216—228) ausgestatteten

Studie zu tun, deren Hauptwert darin besteht, daß neues Licht auf das vielseitige Können und die Arbeitsweise eines Dramatikers des 17. Jahrhunderts fällt, der in der Entwicklungsgeschichte des deutschen Dramas von Gryphius zu Lessing eine wichtige Etappe darstellt.

Berlin. K. Levinstein.

Joseph Schwaller, Untersuchungen zu den Dramen Wolfhart Spangenbergs. Straßburger Dissertation. Rixheim (Oberelsaß), Sutter & Co., 1914. VII, 106 S. 8⁰.

Im ersten Teil der tüchtigen Arbeit vermehrt Schwaller unsere Kenntnis von Spangenbergs Leben. Hier seien nur die Resultate wiedergegeben: Noch 1590 hielt sich Spangenberg in der Grafschaft Mansfeld auf, promovierte Neujahr 1591 zum Magister, ging dann aber noch nicht gleich nach Straßburg (denn der Vater Cyriakus Spangenberg, über den wir zugleich Neues erfahren, war nicht mehr dort), sondern kehrte in die Heimat zurück, um dort eine Anstellung zu finden. Dies mißglückte, und jetzt erst wandte sich der Dichter nach Straßburg. Von 1597 ließ er sich dort dauernd nieder, heiratete am 29. April 1600 eine arme Witwe und erhielt infolgedessen am 23. Dezember desselben Jahres das Straßburger Bürgerrecht. Wie der Vater ward auch er in die Singschule aufgenommen (am 1. Juni 1601), konnte aber infolge seines strengen Flacianismus keine Anstellung finden und blieb Korrektor, vermutlich in der berühmten Jobinschen Offizin,[1] deren späterer Besitzer Johann Carolus bei seinem dritten Kinde Blandina am 5. Mai 1605 Pate stand. 1611 verließ Spangenberg, unmutig über Straßburg, das ihm kein festes Brot gewähren wollte, die Stadt und ging als Pfarrer nach Buchenbach an der Jagst, wo er 1635 gestorben sein muß. Der 1636 in Buchenbachs Nähe auftauchende Wolfhart Spangenberg, an dem Bossert Anstoß nahm, ist niemand anders als sein Sohn, der als Franz am 28. Juni 1608 getauft ward, sich dann aber stets mit des Vaters Vornamen benennt und am 14. Oktober 1687 hochbetagt als Buchbinder und Straßburger Bürger stirbt.

Das zweite Kapitel beschäftigt sich mit den Übersetzungen Spangenbergs, seiner umfangreichsten dichterischen Tätigkeit. Sie sollten in erster Linie Textbücher für die lateinischen und griechischen Aufführungen sein und waren wohl meist vom Verleger veranlaßt. Daher ist es falsch, die Umarbeitung der lateinischen Vorlage Spangenberg zuzuschreiben, wie man getan hat; vielmehr standen diese Zusätze meist schon in dem lateinischen Bühnenexemplar, das eigens für die Straßburger Vorstellung gedruckt wurde.[2] Aus dem Zweck, als Textbücher zu dienen, ergibt sich weiter, daß die

[1] Schwaller nimmt bei dieser Gelegenheit Schorbachs Vermutung auf, daß Spangenberg auch der Verfasser des *Lalebuches* und der *Neuen Zeitungen* sei. Gegen v. Balders Behauptung weist er noch einmal darauf hin, daß Spangenbergs Wortschatz und Reimtechnik stark oberdeutsch, elsässisch gefärbt ist mit schwachem mitteldeutschem Einschlag. Eine eingehende Untersuchung dieser Frage dürfte wohl am Platze sein.

[2] Nur die *Alcestis* glaubt Schwaller davon ausnehmen zu dürfen. Er meint, sie sei vor 1603 einmal als *drama classicum* griechisch aufgeführt worden; daraufhin habe Spangenberg 'das Stück nach und nach ganz verdeutscht, und zwar nach der lateinischen Version, wohl weil ihm das Lateinische besser lag'. 1604 erschien diese Übersetzung und wurde wahrscheinlich privatim aufgeführt. Die Zusätze würden dann in diesem Falle allerdings von Spangenberg selbst stammen. Eine Hypothese, die mir bedenklich erscheint!

Dramen größtenteils nur Buch- und Lesedramen blieben. Mit dem Einstudieren der Stücke hatte Spangenberg ebenfalls nichts zu tun; das war die Aufgabe der Gymnasiallehrer. Überhaupt hatte Spangenberg nichts mit dem offiziellen Theaterbetrieb zu tun, ja, er wurde geradezu von den Gymnasiarchen ignoriert.

In chronologischer Reihenfolge bespricht dann Schwaller die Übersetzungen; mein Referat soll ihm auf gleichem Pfade folgen. Elf Übersetzungen antiker Dramen werden Spangenberg zugewiesen: 1. *Hercules furens* (lat. Text von 1599); von Spangenbergs Arbeit nur Bruchstücke erhalten. 2. *Lucretia* (lat. Text von 1599); die *Teutschen Argumenta* aus demselben Jahre sind wohl mit Recht als Spangenbergs Eigentum erkannt. 3. *Jeremia* (1603), die bisher als älteste angenommene Übertragung. 4. *Alcestis* (1604); besonders gelobt wegen der naturwahren Kinderszenen von rührender Naivität, welche aber, wie Schwaller treffend bemerkt hat, den betreffenden Partien aus den zahlreichen Susannendramen nachgebildet, aber keine Originalidee Spangenbergs sind (das gleiche gilt von den Kinderszenen in der *Conflagratio Sodomae*, die von Jacob Ayrer und Heinrich Julius von Braunschweig beeinflußt sind). 5. *Simson* (1604), nur im Titel erhalten, nach dem Lateinischen des Andreas Wunstius gearbeitet. 6. *Hecuba* (1605), von Spangenberg genau nach dem erhaltenen Straßburger Bühnenexemplar von 1605 übersetzt. 7. *Saul* (1606), in einem schlechten Druck überliefert. Die lateinische Vorlage ist noch nicht ermittelt. Stachels Hypothese, Spangenberg habe als Vorbild den *Saulus rex* und *Saulus Gelbaeus* von Theodor Rhodius benutzt, ist hinfällig, da Rhodius seine Dramen erst nach 1615 schrieb, und zwar umgekehrt nach Spangenbergschem Muster. Durch handschriftliche Funde kann Schwaller dies noch erhärten. Schwaller denkt, einer Anregung v. Weilens folgend, an den Landgrafen Moritz von Hessen als Verfasser des lateinischen Originals; er hat nach einem handschriftlich erhaltenen Verzeichnis einen *Saul* verfaßt, der allerdings bisher noch nicht aufgefunden werden konnte, und Schwaller sucht seine Hypothese noch einleuchtender zu gestalten durch den Hinweis, daß der Landgraf selbst 1605 in Straßburg weilte und auch seine berühmte Truppe im gleichen Jahre dort spielte; dabei könnten sie auch sein Drama aufgeführt haben. Entgangen ist Schwaller aber, daß der Harlemer Rektor Cornelius Schonaeus seinem oft aufgelegten *Terentius Christianus utpote comoediis sacris transformatus* (zuerst Köln 1591, bis 1600 sechs Ausgaben) auch einen *Saulus* einverleibt hat, der am 17. Februar 1583 in Annaberg aufgeführt ward (Gottscheds Beyträge 8, S. 477). Mir fehlt augenblicklich die Möglichkeit zum Vergleich; doch möchte ich fürs erste darauf aufmerksam gemacht haben. Da seine Stücke, laut Goedeke II², S. 143, 'weil darin alle amore ausgeschlossen waren, in den Schulen viel gebraucht, auch dargestellt wurden', wäre es wohl möglich, daß Spangenberg bei ihm sein Vorbild gefunden hätte. 8. *Conflagratio Sodomae* (1607); Spangenbergs flotte Übersetzung ist besonders in den possenhaften und genrehaften Szenen, 'in Fischartschem Stil ausgemalt', ausgezeichnet gelungen. Teufelsszenen finden sich auch hier wie im *Saul*, nur drastischer und grotesker; anschaulich geschildert und trefflich übertragen sind die Depositionsszenen. Spangenbergs Übertragung fand zehn Jahre später einen Plagiator in dem Ulmer Schulmeister und ehemaligen Straßburger Gymnasiasten Johannes Konrad Merkh, der des Saurius Stück 1617 für eine Aufführung am Ulmer Gymnasium mit zum Teil wörtlichem Anschluß an den Vorgänger verdeutschte. 9. *Amphitruo* (1607), ein beliebtes Thema des Straßburger Theaters; leider ist Spangenbergs Verdeutschung bis jetzt nicht wieder aufgefunden. 10. *Aiax Lorarius* (1608), von Spangenberg mit allen Zusätzen der Straßburger Bühne getreu übersetzt; besonders fällt die allegorische Figur der 'Betrieglichkeit' auf, welche die Rolle des Teufels übernommen hat. 11. *Balsasar* (1609); hier tritt evident Spangenbergs fast

sklavischer Anschluß an das Original hervor, da die lateinische Ausgabe von 1609, die er benutzte, mit seinem deutschen Text genau übereinstimmt, während die späteren lateinischen Editionen von 1615 und 1616 zwei kleinere Zusätze auslassen. Eine Aufführung ist nur nach den Titeln zu erschließen, die Ratsprotokolle sowie Moscheroschs Kalender schweigen darüber.

Nach solcher Einzelbesprechung der Übersetzungen, die mit reichen Nachweisen zur neulateinischen Literatur und zur Stoffgeschichte durchsetzt ist und für die Belesenheit und Umsicht des Verfassers zeugt, wird die Übersetzungstechnik Spangenbergs behandelt. Wie schon betont, hält er sich im großen und ganzen an seine Vorlage. Doch bemühte er sich, die fremden Stoffe einzudeutschen, sie seinen Landsleuten mundgerecht zu machen. Dabei ging er oft recht originell vor, und das Lob kann ihm nicht versagt werden, daß er mit großem Geschick verfuhr. Vor allem wandte er in starker Menge deutsche Sprichwörter und Redensarten an, die antike Mythologie wird durch Ausdrücke aus der christlichen Lehre, der deutschen Mythologie oder altdeutschen Dichtung (z. B. 'König Artus' Tafelrunde') ersetzt. Sehr amüsant sind die Deutungen der fremden Namen, die vielleicht, was Schwaller mehr hätte betonen sollen, unter Albrecht von Eybs Ägide durchgeführt wurden; gleichen Zweck verfolgte die Einsetzung deutscher Titel, wo es angängig war (*praetor* > 'Schultz', *vestalis virgo* > 'ein heydnisch Nonn', die *milites* werden zu Landsknechten und tragen Lanzen und Spieße, aber auch 'Helleparten', schießen mit Gewehren [im *Saul*!] u. ä.). Wortspielereien und Wortverdrehungen liebt Spangenberg, wie in den Tierepen, so auch hier häufig anzubringen, und Fischarts Einfluß tritt deutlich in derartigen Szenen zutage. Überhaupt ist Spangenberg ein Freund des Volkshumors und der Volkskomik, und in Sprache[1] wie Situationen wendet er sie gern an. Der Sitte der Zeit gemäß ergeht er sich auch in Akrostichen (nur hätte Schwaller nicht sagen dürfen, um 'den Text recht anschaulich zu machen'). Nach Straßburg versetzt er seine Leser und läßt die antiken, uncharakteristischen Örtlichkeiten beiseite; kräftiges Kolorit erhalten so die Szenen, welche in den Herbergen 'bey dem Pflug', 'beym Rappen', 'im Pastetenhaus' oder gar 'im Kuppelhof' spielten; der biedere Straßburger Bürger schmunzelte sicherlich bei der Lektüre und fühlte sich angeheimelt. Ebenso trug Spangenberg dem Lokalpatriotismus Rechnung in Anspielung auf Zeitereignisse, besonders Vorgänge in der Stadt. Auch hier hätte auf Eybs Vorbild verwiesen werden müssen. Einen ausgesprochen didaktischen Zweck verfolgte er mit seinen Übersetzungen; wie schon die langen Titel, welche Spangenberg überhaupt liebte, erkennen lassen, wollte er moralisch auf seine Mitbürger einwirken, sie bessern, aber auch vor Türken und Juden warnen. Schließlich geht Schwaller noch auf die Metrik ein, welche bei Spangenberg recht im argen liegt. Das rhythmische Gefühl ist ihm sehr schwach ausgebildet, er leidet an Reimnot, und holperige Verse sind nicht selten.

Das dritte Kapitel befaßt sich mit den sogenannten 'freien', d. h. Originalstücken Spangenbergs, von denen bis jetzt sechs bekannt sind: 1. *Vom Menschen, der unter die Mörder gefallen*, die bekannte Parabel vom Barmherzigen Samariter, nach einem Text seines Vaters bearbeitet und von den Meistersingern am 29. August 1602 aufgeführt; Text noch verschollen. Letz-

[1] Es verdient, da auch Lowack es übersehen hat, hervorgehoben zu werden, daß Spangenberg einmal statt eines griechischen Spruches im lateinischen Original (*Jeremias* III, 1) den Eleazar niederdeutsch reden läßt; von seiner mansfeldischen Heimat her war ihm der Dialekt vertraut. Offenbar beruht diese Anwendung der Mundart auf dem Einfluß des Herzogs Heinrich Julius von Braunschweig, bei welchem die lustige Person meist Niederdeutsch spricht.

teres ist auch der Fall mit 2. *Die Singschul* (gedruckt erst Nürnberg 1630). 3. *Geist und Fleisch* (gedruckt Straßburg 1608), ein Märtyrerdrama, ebenfalls für die Meistersinger bestimmt. Wohltuend berührt, daß Spangenberg keine zeitgenössische Polemik irgendwelcher Art darin aufgenommen hat; allen konfessionellen Tendenzen und Streitigkeiten geht er aus dem Wege und stellt dafür den einfachen Gegensatz von Christ und Heide auf. Ganz vorzüglich ist in diesem ersten Charakterlustspiel die Kontrastierung der scharf gezeichneten Personen, die Straffheit der Handlung, der dramatische Aufbau. 4. *Mammons Sold* (gedruckt Nürnberg 1613) nimmt das alte Totentanz-Motiv [1] auf (Schwaller gibt interessante urkundliche Belege zu Straßburger Totentanz-Dramen), in origineller und dichterisch schöner Ausschmückung; ich stimme auch Schwaller bei, wenn er für die Verkleidung des Todes als Schütze, der mit den Pfeilen seine Opfer erlegt, an heidnisch-antike Vorstellungen denkt. 5. *Glückswechsel* (gedruckt Nürnberg 1613), eine Posse voll köstlichen Humors, in welcher die dumme Einfalt, der Bauer, über die beiden schlauen Betrüger, den Landsknecht und den Pfaffen, wie über deren Helfershelferin 'Agnesle die Kriegershure' schließlich triumphiert. Eine dramatische Illustrierung der Sprichwörter 'Schuster, bleib bei deinem Leisten!' und 'Wer andern eine Grube gräbt, fällt selbst hinein!' könnte man das Stück nennen; die moralische Tendenz tritt deutlich zutage. 6. *Wie gewunnen, so zerrunnen* (gedruckt Nürnberg 1631) behandelt ein gleiches Thema: Der arme Bauer, der geprellt werden soll um Hab und Gut, kommt unverhofft zu Geld. Ein alter Schwankvorwurf 'vom ehrlichen Finder und unehrlichen Verlierer' ist in didaktischer Absicht ausgebeutet worden. Letztere wird dem Zuschauer noch einmal dick unterstrichen in dem angehängten versifizierten Nachspiel, wo Spangenbergs Originalität sich in Form und Erfindung auf das glücklichste präsentiert.

Trotz den typischen und konventionellen Gestalten darf man doch Spangenbergs Dramen nicht unselbständig nennen. Im Gegenteil; in der Verarbeitung aller möglichen Stoffe und Motive aus der Literatur und dem täglichen Leben offenbart er eine prächtige Frische und Eigenart; besonders wirksam verwendet er allegorische Figuren. Die Situationen sind oft von überwältigender Komik und zeugen von scharfer Beobachtung des Volkslebens. Reich sind seine Stücke an Sprichwörtern und volkskundlichen Elementen; eine systematische Durcharbeitung auf diese Punkte hin dürfte schöne Ausbeute liefern.

Schwaller hat das umfassende Material geschickt verarbeitet und ein lebendiges Bild des Dramatikers Spangenberg gegeben, das in wenigen Umrissen oben nachzuzeichnen versucht ward. Hoffentlich tritt nun bald Behrend mit den Meistergesängen hervor und liefert uns als Ergänzung den Lyriker Spangenberg.

Hannover. Wolfgang Stammler.

Annette von Droste-Hülshoff. Neues aus ihrer Jugendzeit.

Im Besitz der Frau Sanitätsrat Dr. Brandes in Hannover befindet sich ein ungedrucktes Briefbruchstück Annettes, das die Adressatin, Therese von Wolff-Metternich, die Kusine der Dichterin, in hohem Alter einst

[1] Vgl. dazu jetzt noch die tiefgreifende Abhandlung von Anton Dürrwächter: *Die Totentanzforschung* in der *Festschrift, Georg von Hertling zum 70. Geburtstage am 31. August 1913 dargebracht von der Görres-Gesellschaft zur Pflege der Wissenschaft im katholischen Deutschland* (Kempten und München 1914; auch separat), dem indes die elsässischen Totentänze nicht bekannt zu sein scheinen.

dem Schwiegervater der jetzigen Besitzerin, Obermedizinalrat Dr. Brandes,[1] geschenkt hat. Der Torso stammt aus dem Jahre 1821 und ergänzt ein von Kreiten[2] veröffentlichtes Brieffragment vom 22. September dieses Jahres, das an Annettes Tante Dorothea von Wolff-Metternich gerichtet ist. Das von mir gefundene Schreiben ist inhaltlich an sich ebensowenig bedeutsam wie das von Kreiten herausgegebene, da die Dichterin auch hier nur von ihrem alltäglichen Leben erzählt, das freilich der Adressatin nicht gleichgültig war: diese interessierte sich vielmehr für alles, was sich in Hülshoff zutrug, da sie gerade damals ein Jahr bei den Verwandten zugebracht hatte. Aber auch wir freuen uns, daß das engbeschriebene Oktavblättchen vom nahen Flammentode gerettet worden ist, da wir aus jener Zeit über Annettes Leben fast nichts[3] wissen. Die ausgebrannten Stellen habe ich zu ergänzen versucht:

Hülshoff, d. 26. August.

Ich schreibe Dir, liebstes Thereschen, eigentlich bl[oß weil] ich es Dir in [meinem] vorigen Briefe angesagt habe, damit Du Dich nicht [beun]-ruhigst, we[nn nichts] ankömmt, denn eigentlich hatte ich mich versehen in meiner Angabe [und hätte] Dir erst am folgenden Sonntage schreiben müßen, jetzt aber wollen [wir diese] Ordnung fortsetzen, und Du schreibst mir, Sonntag am Zweyten, und ich [dann] wieder am Neunten, den Sonntag drauf. — Wir leben hier so still fort, und [es] geht sehr wenig vor. — Phine Droste[4] wird nicht kommen, weil ihre Mutter nach Bonn gereißt ist, um für ihre Augen den Profeßor Walter zu gebrauchen, sie muß also ihrem Vater Gesellschaft leisten und H a u s h a l t e n, — was sagst Du zu Letzterem? — ich glaube indeß, daß sie es wirklich zu thun meint. — Onkel Max[5] hat mir wieder ein ganz dickes s e l b s t v e r f a ß t e s und obendrein e i g e n h ä n d i g f ü r m i c h a b g e s c h r i e b e n e s Werk über den Generalbaß geschenkt. — Sag um Gottes willen, was soll ich für ihn wieder thun! — ich hoffe hierbey, und das ist mein bester Trost, auf meine zukünftige Kunst im Sammetmahlen, ich denke, wenn ich mich ein paar Wochen tüchtig übe, es doch so weit gebracht zu haben, daß ich so einen Tabacksbeutel ganz reputirlich zusammenschmiere, — das ist im Augenblick fertig, und wird für mehr geachtet, als ein mühsam in Perlen Gestrickter oder Gestickter; — Ich würde Dir auch rathen der Grosmutter etwas in der Art zu verfertigen, wo möglich so lange Jenny[6] da ist, es könnten Dir doch sonst jetzt noch sehr leicht Fehler in dem Umriß oder der Farbengebung unterlaufen, wo Du Dir nicht zu helfen wüßtest, und Dein lieber Vater würde Dir, trotz seiner Geschicklichkeit im Mahlen, doch hierin wegen der vielen Kleinigkeiten, die n u r beym Sammetmahlen vorkommen, z. B. dem Auslaufen, dem Pappen — nicht gehörig hier beystehen können. — Wenn ich Grosmutter schreibe, so meine ich die zu Hamm,[7] die zu Bökendorf[8] k e n n t und h a t schon Vieles in der Art und achtet auch dergleichen Talente, wie es scheint, nicht sonderlich. — Desto mehr die Andre, der das Geschenk selbst bey weiten nicht so viel Freude machen würde, als Deine Geschicklichkeit, die sie freylich

[1] Brandes erwarb sich auch literarische Verdienste, vor allem durch seine Leopardi-Übersetzung.

[2] A. E. Freiin von Droste-Hülshoff. 2. Aufl. (1900) S. 120.

[3] Hüffer, 'Annette von Droste-Hülshoff und ihre Werke'. 3. Ausgabe, bearbeitet von Hermann Cardauns (Gotha 1911), S. 66.

[4] Tochter ihres Onkels Ernst von Droste auf Stapel.

[5] Maximilian Friedrich von Droste, s. Hüffer a. a. O. S. 11.

[6] Annettes Schwester.

[7] Die zweite Gemahlin ihres Großvaters väterlicherseits?

[8] Frau von Haxthausen, Annettes Großmutter mütterlicherseits.

viel zu hoch anschlagen würde, aber das ist der alten Frau wohl zu gönnen, es wird ihr doch ungeheure Freude machen, — wenn dort in eurer Gegend gute Papparbeit gemacht würde, so kämst Du am wohlfeilsten und dabey sehr elegant davon, mit einem Pappkästchen, worauf das Gemahlte unter Glas liegt. — wenn das anginge, so wollte ich Dir mit der ersten besten Gelegenheit, deren ich schon Eine auskundschaften will, von dem schönen Papier, was Du wohl kennst, schicken; ich habe noch davon, und Du wirst dort schwerlich so Hübsches auftreiben. — Ueber die Post aber würde es bey seiner ... zu theuer werden. Am vorigen Mittwoch war ich bey Burgemeisters, der Bürgermeister ... waren [zu] Hause, — ich trank Thee, und wir Frauen ... vertrieben uns die Zeit wirklich ganz behaglich. — am folgenden Tage kamen sie wieder, — Jenny und Nittel am Morgen, und Lisette holte [sie] am Nachmittage wieder ab —, das edle Brautpaar war im höchsten Grade beklemmt und einsilbig, ich gab mir alle Mühe sie aufzuthauen, sie mußten brav Obst schütteln (Nittel nämlich), bey Tisch selber vorlegen et cet. alles um sie Etwas freyer zu machen, es gelang mir endlich, und der Tag ging ziemlich angenehm vorüber, — (Tony und Elise waren mit Papa zu Münster) denn Nachmittag wurde von Vorleßen geredet, und Jenny äußerte sich, es würde sie freuen, wenn vorgelesen würde. Ich wollte Nittel dazu kriegen, aber er war zu blöde, und es blieb auf mir sitzen, — Jenny wünschte eine Kalendergeschichte, — Elise hatte Jennys Zimmer verschlossen, und ich konnte nur zu einem höchst elenden Kalender gelangen, ich fing eine Geschichte an, die ich noch für erträglich hielt, aber je weiter ich kam, je mehr schämte ich mich des wenigen Guten, was ich davon gesagt hatte, ich hätte gern aufgehört, aber das Brautpaar hörte mit der größten Spannung zu, und war, als ich geendet hatte, entzückt von der herrlichen Dichtung. — Es war die elendeste Geistergeschichte, die mir seit lange zu Augen gekommen, — überhaupt ist mir seit gestern, N. so oft besprochene Liebe zu Jenny völlig klar, er ist wirklich um wenig oder Nichts mehr als Sie, und wir haben uns durch das Ausländische und den Studententon anführen lassen, — Eine Nachricht, die Mama sehr frappiren wird, aber Dich nicht sonderlich intereßiren kann, ist, daß die Therese aus Bökendorf, die Mama erzogen hatte, Du weißt es wohl, die mit dem kranken Kinde mit dem Wasserkopfe hier war, ist vorgestern am Miserere gestorben, ich weiß selbst nicht so recht Bescheid von der Sache, ihr Mann hat es nämlich gestern angesagt, wie ich nicht gegenwärtig war, und Papa hat nicht viel nachgefragt. — Mein ... Pferd hat, ebenfalls vorgestern, den Kutscher gewaltig geschlagen, er ist gestürzt, und hat sich auf einem behauenen Steine die ganze Backen, queer über, bis auf den Knochen, durchschnitten, ich schickte sogleich zum Docktor, und zwar, da .. nicht zu Hause war, keineswegs zum edlen Liebling Grosmann,' — —

Hier bricht der Brief ab, den zweiten Bogen will Therese von Wolff-Metternich einem anderen Sammler geschenkt haben. Vielleicht dient dieser Hinweis zur Auffindung. Am Rande des ersten Bogens, über den ersten Zeilen finden sich nur noch die als Nachschrift hinzugefügten Worte:

'Was ich Dir da von dem Sammtmahlen für Deine Grosmutter geschrieben habe, das ist nur so ein Einfall, vielleicht finden es Deine Eltern so äußerst überflüßig, daß es ihnen unangenehm wäre'

Frau Sanitätsrat Brandes besitzt ferner von Annettes Hand eine Abschrift des Eduard Felsberg in dem 'Bertha'-Torso (II, 4) in den Mund gelegten Liedes 'Eh' am Himmel der Nachtstern blinkt'; die Dichterin soll es in den Jahren 1821—22 der Kusine Therese von Wolff-Metternich vorgelesen haben und von dieser dann um das Original gebeten worden sein, worauf sie es für Therese abgeschrieben, alle Fragen nach seiner Bedeutung aber abgelehnt habe. In der Fassung, in der das Lied bisher gedruckt wurde,

hat es in Strophe 1—6 das Reimschema: ababccdd, nur in der letzten Strophe findet sich unbegründet die Abweichung: abbcacdd. In der mir vorliegenden handschriftlichen Redaktion ist in der letzten Strophe dasselbe Reimschema bewahrt wie in den ersten sechs, so daß diese lautet:

'Drum bergen so tief wir das bange Glück,
In unsrer pochenden Brust,
Und hüten's vor jeglichem fremden Blick,
Es pflegend mit süßer, mit trauriger Lust,
Und fühlen tief die glühenden Wunden,
Und Sehnsucht nach vergangenen Stunden,
Und doch so tief, so heiß im Herzen,
Was wären wir ohne die süßen Schmerzen?'

Zweifellos ist diese Fassung die ursprüngliche und allein richtige, und die andere entstand nur durch ein Versehen des Setzers. Da der Sinn durch die Umstellung der Verse nicht verändert wurde, las man bisher über den Fehler hinweg.

Zur Erklärung des Liedes wußte Therese von Wolff-Metternich nichts zu sagen; nur betonte auch sie in einem Briefe an den Obermedizinalrat Brandes gleich den Biographen Schücking und Hüffer, was von anderer Seite bestritten wird, daß Annette die Liebe kannte und daß alle, die ihr näher standen, der Meinung waren, sie habe in einer Herzensangelegenheit eine bittere Enttäuschung erlebt. Für den Namen Eduard besaß Annette — so erfahren wir weiter — eine besondere Vorliebe. Ihre Verwandte leitet sie aus ihrer starken Neigung für die altschottische 'Edward'[1]-Ballade her. Die Dichterin habe zu ihr eine tief melancholische Weise komponiert und diese oft gesungen. Bertha Badt, die in ihrer Arbeit über Annettes Verhältnis zur englischen Literatur (Leipzig, Quelle & Meyer, 1909) den Einfluß der 'Edward'-Ballade auf 'Der Mutter Wiederkehr' feststellt, scheint diese Tatsache nicht bekannt gewesen zu sein.

Hannover-Waldhausen. Werner Deetjen.

Pfeiffer, Die Lyrik der Annette von Droste-Hülshoff. Berlin, R. Trenkel, 1914.

Eine umfangreiche und wichtige Aufgabe: freilich mit unzulänglichen Mitteln unternommen und verständig, aber ohne erhebliche Förderung zu Ende geführt. Über die Lyrik der Annette von Droste ist noch viel zu sagen; einmal über ihren Gesamtcharakter, dessen Erkenntnis erst allmählich aus der Szylla einseitig katholisierender Anschauung wie aus der Charybdis allzu subjektiver Ausdeutung emporzutauchen beginnt; dann aber besonders über die einzelnen Gedichte, deren Entstehungszeit und Entstehungsart (Quellen, Beeinflussungen etc.) nicht selten noch ganz im Dunkel liegen. Pfeiffer hat diese Schwierigkeiten wohl erkannt. Er sucht darum im ersten Teil seiner Arbeit die lyrische Entwicklung der Dichterin im Rahmen ihres Lebens zu zeichnen. Auch gibt er dort eine brauchbare Zusammenstellung von brieflichen und sonstigen Zeugnissen für die Entstehung mancher Gedichte; aber neue und sichere Ergebnisse auf diesem Gebiete kann er wie seine Vorgänger in vielen Fällen darum nicht erlangen, weil ihm die Kenntnis der bisher noch in keiner Droste-Ausgabe (außer einigen unvollständigen Notizen bei Kreiten und den sehr dankenswerten, leider

[1] Auch diese Namensform findet sich im 'Bertha'-Torso.

durch den Tod verkürzten Forschungen Eschmanns) zu Rate gezogenen Handschriften, besonders der fast ohne Ausnahme im Meersburger Nachlaß erhaltenen Gedichtentwürfe fehlt. Erst die demnächst bei G. Müller in München erscheinende große Droste-Ausgabe, in welcher die Handschriften in möglichster Vollständigkeit nutzbar gemacht worden sind, wird eine festere Grundlage für derartige Arbeiten bilden. — Nicht viel Neues bringt Pfeiffers Versuch, zugleich die literarischen Bedingtheiten von Annettes Gedichten nachzuweisen Die Abhängigkeit von Matthisson und Hölty in den ersten Versuchen des Kindes wird ausführlich dargelegt; dagegen vermißt man in der Quellenbestimmung des 'Hospizes' einen Hinweis auf Schwerings interessante Funde im 'Westfälischen Merkur'. Von der Anlehnung der Säntislieder an Heines Nordseebilder wird, so scheint mir, der Verfasser nicht so leicht jemanden überzeugen. — Im zweiten Teil beschäftigt sich Pfeiffer mit Annettes Motiven und den Ausdrucksweisen ihrer Lyrik in der Art, daß er seitenlang, meist wörtlich, die Arbeiten seiner Vorgänger zitiert, gewöhnlich mit einigen anerkennenden Worten. Höchstens daß er sich einmal dazu aufrafft, den schon längst ästhetisch totgeschlagenen Kreiten noch einmal zu erschlagen. Seine Studien zu Annettes Sprache leben von Linnartz, seine Forschungen über ihre Balladentechnik von Lucas. Am meisten übel muß man ihm nehmen, daß er ihr Naturerleben, das vielfarbig schillernde, entwicklungsreiche, faustisch schmerzliche, mit einigen oberflächlichen Worten abtut. Und es kann uns nur unvollkommen für diese Mängel seiner Arbeit entschädigen, wenn er, aus vollem Halse lobend, den Gedichten seiner Heldin die nicht eben ziervollen Beiwörter 'famos' (S. 87) und 'einzigartig' (S. 103) zuerkennt.

Bertha Badt.

Herm. Anders Krüger, Der junge Raabe. Jugendjahre und Erstlingswerke. Nebst einer Bibliographie der Werke Raabes und der Raabeliteratur. Leipzig, Xenien-Verlag, 1911. 189 S. 8⁰.

H. A. Krüger, der schon 1893 über Wilhelm Raabe in den 'Grenzboten' geschrieben hat, empfing vom Dichter und seinem Bruder, dem Juristen Heinrich, eine Fülle von biographischen Notizen, die für die Jugendgeschichte des im Alter Gefeierten von großer Bedeutung sind. Er gibt eine ausführliche Familiengeschichte der Raabes, die in mütterlicher Linie sogar vom Grammatiker Schottelius abstammen, im übrigen nach ihren Berufen und Lebensgewohnheiten als Schulmeister, Postmeister und humorvolle Festredner sich mit den sonderbaren Holzmindener Schulmeistern und dem alten Nachbar, 'der noch einen veritablen Zopf trug', zu einer Gruppe vereinigen, wie man sie am Anfange dieser Biographie erwartet. Man hat sogleich das Milieu beisammen, aus dem Raabes Kunst herauswuchs, freilich auf Grund von Mitteilungen des Dichters. Es fehlt also das, was er nicht sah, und es fehlt bisweilen auch die kritische Beleuchtung. Man bekommt kein Bild davon, wie das Jahr 1848 auf Raabe gewirkt hat. Daß er in Magdeburg Feuerbach las und Festungsgefangene spazierengehen sah, besagt wenig genug. Jedenfalls war er mit den Gedanken des Wirklichkeitsphilosophen nicht so vertraut wie Gottfried Keller. Die Jean-Paul-Lektüre reduziert Krüger etwas künstlich auf ein Minimum. Auch hier redet wohl der Dichter selbst, der schon 1859 einem Freunde schrieb: 'Von Jean Paul habe ich weniger gelesen, als man denken sollte.' Es verdroß ihn, daß ihm gleich die ersten Rezensenten dieses Vorbild vorhielten. Aber er hatte durch seine vielen Erwähnungen Jean Pauls selbst dieses Schicksal heraufbeschworen. Aus Raabes Zitaten, nicht aus einer wirklichen Ver-

gleichung stammt die seitdem oft wiederholte Zusammenstellung der beiden Humoristen. Keineswegs aber ist sie mit dem Nachweis der Quelle erledigt. Mag Raabe im wesentlichen nur den 'Katzenberger' in sich aufgenommen haben — obwohl er mehrere andere Werke nennt, auch Einzelheiten aus ihnen anführt —, so zeigt doch gerade der 'Katzenberger' trotz seiner Kürze alle Hauptzüge der poetischen Technik Jean Pauls und führt unmittelbar in sein Gemütsleben ein. Darauf kommt es an, nicht auf die Masse des Gelesenen. Daß Raabe auch von Thackeray viel gelernt hat, macht Krüger sehr wahrscheinlich. Ebenso glaubt man ihm gern, daß sich Raabe seinen Pessimismus nicht vorzugsweise von Schopenhauer geholt hat. Nur sollte dieses Resultat Krügers nicht von populären Raabe-Schriftstellern — meine Rezension kommt etwas spät — in dem Sinne weitergegeben werden, als ob der Dichter damit von einem furchtbaren Vorwurfe befreit worden sei. Ob Raabes Pessimismus seine besondere Färbung von Heine oder von Schopenhauer empfing, ist eine Frage, die mit sittlichen Erwägungen überhaupt gar nichts zu tun hat.

Im zweiten Teil seiner Arbeit gibt Krüger Entstehungsgeschichten und Analysen. In der 'Chronik der Sperlingsgasse' findet er schwache Einwirkungen Thackerays, Dickens', Jean Pauls und Freiligraths, sehr stark dagegen den Einfluß von Andersens 'Bilderbuch ohne Bilder'. Das letztere ist sicher richtig und wird im einzelnen gut belegt, aber für den Vielleser Raabe ist eine solche Ausbeute doch recht mager. Hier hat Krüger vieles überhört, sogar den von Hebbel bereits bemerkten Anschluß an die Phantastik E. Th. A. Hoffmanns, weniger in den nur im Titel anklingenden 'Strobeliana' als in den eingefügten Märchen. Die Verherrlichung der toten Marie aber weist deutlich auf Heinrich Heines 'Reisebilder' zurück, ebenso verschiedene gut pointierte Witze, z. B.: 'Der Domprediger hielt eine Rede, die "verehrter Greis" anfing und ähnlich endete.' Sodann sind die jungdeutschen Töne, die verschiedentlich laut werden, nicht mit dem Hinweis auf die Satire gegen die Tendenzdichtung, die an einer Stelle derb genug abgefertigt wird, zu erledigen. Daß Raabe mit dieser Zeitströmung hier noch ringt, in sie hineingerät, aber herausstrebt, das ist auf der einen Seite ein fesselndes Schauspiel, auf der anderen im Jahre 1855 nur natürlich. Aber vergebens habe ich hier den Namen Gutzkow gesucht; er wird nur anläßlich des Dresdener Besuches Raabes genannt. Schließlich scheint mir in den sentimentalen Naturschilderungen aus der 'waldumgebenen friedlichen Heimat' sogar Kochs 'Prinz Rosa-Stramin' nachzuwirken. In dieser Weise ist das von Krüger doch nur schwach skizzierte Bild der literarischen Einwirkungen zu ergänzen. Bei eingehender Betrachtung wird sich noch viel mehr finden. Wer die 'Chronik' als Literarhistoriker liest, fühlt ganz unmittelbar, daß hier viele durcheinander sprechen. Vielleicht beruht gerade darauf die Beliebtheit des Buches, das viele schätzen, die sich im übrigen mit der 'Winkelsehnsucht' Raabes durchaus nicht einig fühlen. Jedenfalls finde ich es sonderbar, zunächst mit Behagen die Lesewut Raabes zu charakterisieren und dann beinahe gereizt die Unabhängigkeit seines Erstlingswerkes zu verteidigen.

'Ein Frühling' wird von Krüger nach der ersten Fassung analysiert: die zweite ist eine verunglückte, weil auf halbem Wege stehengebliebene Umarbeitung. Sie ist nicht reifer, sondern nur banaler: 'Die liebe Vernunft spielt in ihr eine verhängnisvolle Rolle.' Raabes erste historische Novelle, 'Der Student von Wittenberg', erfährt eine sehr glückliche Beleuchtung durch ungefähr gleichzeitige und nahezu gleichlautende Aussprüche von Hermann Kurz, Scheffel und Riehl über das Wesen der kulturgeschichtlichen Novellistik. Wie die genannten Dichter, stellt auch Raabe erfundene Personen in den Vordergrund einer historischen Szenerie. Ganz gelingt ihm das freilich erst im 'Lorenz Scheibenhart'. Den Humor des

Journalistendaseins sucht er, vielleicht durch Freytags Lustspiel, sicher durch Thackerays 'Pendennis' angeregt, in den größtenteils 1858 geschriebenen 'Kindern von Finkenrode' zur Darstellung zu bringen. Zugleich verläßt er in ihnen den Schauplatz der Großstadt und kehrt in die ihm von Jugend auf vertraute Welt der Kleinstadt zurück. Die derb realistischen Motive überwiegen jetzt bei weitem die romantischen; die Charakteristik ist glänzend.

An diese Analysen schließt sich eine ungemein reichhaltige Bibliographie, die auf Grund von Angaben des Dichters überall die Entstehungsgeschichte berücksichtigt. Nach alledem handelt es sich um ein Werk, von dem jeder Notiz nehmen muß, der sich mit Raabe beschäftigt. Vermutlich wird es eine Flut von Arbeiten über die einzelnen Erzählungen hervorrufen. Die meisten glauben sich ja ohne weiteres berufen, über ein Werk zu schreiben, sobald sie wissen, daß es 'vom 6. November 1862 bis zum 3. Dezember 1863' entstanden ist. Hoffen wir, daß nur solche Leute an die Arbeit gehen, die mit den Jahreszahlen bereits Begriffe verbinden! Üblich ist das leider nicht.

Leipzig. Rob. Riemann.

Metoula-Sprachführer: Dänisch, Norwegisch und Schwedisch. Berlin, Langenscheidtsche Verlagsbuchhandlung. Jeder Band M. 0,80.

Dem unermüdlichen Verlage ist es ein erneutes Mal gelungen, eine neue Sache mit solcher Sicherheit zu lancieren, daß die zu überwindenden Schwierigkeiten schon halbwegs beim Ansturm erledigt sind.

Sprachführer gab es dutzendweise mit und ohne System. Sprachführer gab es so viele, besonders seit der wachsenden Zahl der Reisebücher, daß man sie satt hatte, indem der allgemeine Eindruck der war, daß sie alle gleich schlecht waren. Ja, selbst oder vielleicht gerade Pädagogen, die persönlich einen 'gesündigt' hatten, waren in neuerer Zeit auf dem Standpunkt angelangt, daß alle Sprachführer unmöglich sind. Unmöglich, weil im entscheidenden Moment das fehlt, was man sucht, unmöglich noch einmal, weil sie alle ohne Ausnahme zu weitläufig sind. Man könnte hinzufügen: auch aus dem Grunde, weil sie sehr viel beigetragen haben zu der souveränen Verachtung, womit heute Tausende sich über die unnütze Erlernung einer Sprache äußern: 'Wir sind mit dem kleinen Cohn glänzend durchgekommen. Alles stand darin.' Oh, diese Sprachführer haben vieles verdorben, so viel, daß man mit der Laterne suchen muß den Vereinzelten, der noch vor der Sprache Respekt hat!

Skepsis ist wohl wenn irgendwo auf ihrem Platze, wenn von neuen Sprachführern die Rede ist. Der einigermaßen auf diesem Gebiete Bewanderte weiß auch, daß die Bedenken nicht mit der Größe schwinden, im Gegenteil: das kleinste Buch dürfte das beste sein. —

Die Metoulabücher sind nun nicht klein, wenn auch das Format so ist und auch noch angenehm, über 150 Seiten in Kleindruck, und weisen schon beim ersten Anblick einen staunenswerten Reichtum von Angaben auf.

Die vielfachen Erfahrungen des Verlages auf dem sprachlichen Gebiete sind nun zunächst augenfällig, nicht ein Verfasser steht hinter dem Buche, sondern ein Bearbeiter, der das vom Verlage Gewollte herausbringt. Selbstverständlich hängt dies mit dem sehr vernünftigen Gedanken zusammen, daß die verschiedenen Metoulabücher sich ähneln sollen, Gelegenheit bieten zu Vergleichen zwischen Sprachen, die sich nahestehen oder auch gar nichts miteinander zu tun haben. Indem der Bearbeiter nun in dieser Weise im Hintergrunde gehalten wird, sollte man annehmen, daß er etwas Vollkom-

menes auf dem e i n e n Gebiete, das von ihm verlangt wird, auf dem Gebiete der Muttersprache, leisten könnte. Denn abgesehen von allen anderen Mängeln: das war doch die erste Ursache zur Unzufriedenheit mit den alten Sprachführern in all ihren Formen, daß der Verfasser nie die beiden Sprachen gleichmäßig kannte.

Ich habe einige Stichproben gemacht, um zu sehen, wie es hierum steht in den Metoulabüchern. Ein Nordländer, der in Deutschland lebt, wird als volkstümlichstes Gericht die Kartoffelpuffer kennen gelernt haben, die sowohl sehr fein hergestellt werden können als auch sehr, sehr einfach. Und er wird vergleichen: das, was man in Dänemark *Klattekager* (nur aus erübrigter Reisgrütze) nennt, das heißt in Deutschland eben Kartoffelpuffer. Aber natürlich weder im Lexikon noch im Führer steht eins von den Wörtern.

Und da ich bei derlei Sachen nun einmal war, schlug ich nach, was der Bearbeiter wohl für ein Wort dem dänischen *Pandekage* d. h. ein größerer Kuchen aus Mehl und Eiern knusperig gebacken, entsprechend anbringen würde. Natürlich: *Pfannkuchen,* was ja ganz irreführend ist, da hierunter ein runder, gefüllter Konditorkuchen zu verstehen ist.

Der Bearbeiter sitzt in Kopenhagen in der Grönnegade und übersetzt das Material des Verlages!

Mein Erstaunen steigt nun auf ein Höchstmaß, wenn ich weiter sehe, daß der bearbeitende Däne das deutsche 'frische Milch' durch *frisk Mælk* wiedergibt. So viel muß man doch wissen, daß es in Deutschland zwei Ausdrücke für dänisches *Sødmælk* gibt: frische Milch oder volle Milch (Vollmilch; für dänisches *skummet Mælk* Magermilch).

Er weiß nichts davon. Einen Schritt weiter: weiß er, was das engl. *hanger-on*, dän. *Strop* im Deutschen heißt? Unter unzähligen Angaben bei 'Kleider' findet man nichts. Augenscheinlich weiß er nicht, daß neben Strippe 'Anhänger' sehr in Betracht kommt.

Und ebenso schimmert es durch, wie wenig der Bearbeiter von den Sitten und Ausdrücken des Landes kennt, dessen Sprache er angeblich beherrscht. Er weiß nicht, daß man für 'deponieren' sagt 'hinterlegen'. Er glaubt, daß man Wort für Wort übersetzen kann; so nennt er 'Postdirektor' dänisch *Postdirektør,* obgleich gemeint ist *Postmester,* engl. *postmaster.*

Überhaupt ist das ja hier eine sehr überraschende Beobachtung, daß die deutsche Fülle, zustande gebracht vom Verlage, eher zu groß ist als zu klein, aber die Wiedergabe seitens der einheimischen Bearbeiter ist manchmal grotesk. So steht S. 56 unten der Satz: 'Sprechen Sie bitte nicht so schnell'. Dieser Satz muß überall vorkommen. Dänisch heißt er: *tal ikke så hurtigt* oder *lad være at tale så hurtigt [la 'vær å 'thale så horti],* aber hier steht: *vær så venlig at tale mindre hurtigt.* Wer sagt das? Niemand, nicht einmal die gezierteste Lehrerin.

So mit den anderen Bänden.

Damit will ich eigentlich nur gesagt haben, diese kleinen Bücher, die so niedlich aussehen, sind noch viel zu groß und haben so viel dummes Zeug, daß man sich doppelt ärgert, wenn etwas Notwendiges fehlt.

Ja, wenn ich bedenke, daß unter Dank nicht einmal das steht, was ein Nordländer zunächst bemerken muß: daß deutsches 'Danke!' im Dänischen *n e i T a k* heißt, so schüttelt man den Kopf, der bei so viel Ungenügendem doch nicht ruhig bleiben kann.

Die Sprachführer sind wichtig für diejenigen, die sich überzeugen wollen, daß Kohlrabi *Kålrabi* heißt, sonst dürfte es besser sein, für wichtige parallele Ausdrücke die Ohren aufzumachen und nachdenklich zu werden, nachdem man im Lande ist.

Berlin. J o h a n n e s N e u h a u s.

Historische Grammatik der englischen Sprache von Dr. Karl Luick (in etwa zehn Lieferungen zum Preise von je 4 M.). Erster Band. Erste und zweite Lieferung. Leipzig 1914.

This important work, the first two volumes of which have just appeared, will fill a long felt want in English philology. We do not possess any up-to-date work which pursues the history of English from the earliest times to the present day. Sweet's *A History of English Sounds* and Kluge's *Geschichte der englischen Sprache* in Paul's Grundriß, though excellent in their way, are hardly more than epitomes. Kaluza's *Historische Grammatik der englischen Sprache* is a useful and very practical book but leaves much to be desired as to accuracy and completeness.

In the first paragraph (Begriffsbestimmung) Luick gives the following definition to the term Historical Grammar: *sound-changes must be dealt with in strictly chronological order; the discussion must not be confined to one single period; but deal with the development of the sounds right through from the earliest period in the life of the language.* Luick points out that these conditions are not fulfilled by any existing historical grammar. The task he allots to his predecessors is a very humble one, at least in comparison to that of his own *Historische Grammatik.* He says (§ 4 Anm): 'Daneben behalten die beschreibenden Grammatiken einzelner Stadien der Sprachentwicklung ihren selbständigen Wert zur Vermittlung bestimmter Sprachkenntnisse und als Nachschlagewerke, während das Ziel der historischen Grammatik darin besteht, einen Einblick in den Werdegang einer Sprache zu geben. In ihnen hat auch die oben abgelehnte schematische Darstellungsweise, wenigstens innerhalb gewisser Grenzen, Berechtigung.'

The arguments Luick adduces do not convince me that a grammar which deals only with one fixed period under no circumstances deserves the name of Historical Grammar. If a writer is well acquainted with the methods and results of the historical study of English in general, I fail to see why he could not eventually confine himself to the treatment of one given period, or what objection there could be to giving the name of *Historical Grammar* to a work of this kind. Thus Bülbring's *Altenglisches Elementarbuch* and Jespersen's *A Modern English Grammar on Historical Principles* can hardly be styled merely descriptive works.[1]

When we consider that scores of books, essays and papers on the history of the English language are published every year in nearly every part of the world, it almost seems as if it could not be in the power of one single man to deal with the subject in its entirety. If anyone could be equal to this gigantic task, it would be Prof. Luick from whose diligent pen we have so many excellent investigations into the different phases of the life of the English language. Although it is an indisputable advantage to have, so to speak, a bird's eye view of the whole subject, yet I cannot help thinking that there must be several shortcomings in those parts of the author's work which are not based on his own conclusions. In an historical treatment of the development of sounds during one given period it is possible to subject the whole, or the greater part, of the material to a detailed and individual examination, and thus avoid errors which may find their way into a work laid on a larger basis. Thus works of the former kind seem to me to have more *raison d'être* and a wider scope than Luick assigns to them.

---

[1] Is not Luick's brief characteristic of the latter work as 'eigenartig aber zum Teil einseitig' somewhat narrow? A wholly different view is presented by Franz in his article *Neuere und neueste historische Grammatiken des Neuenglischen* in GRM 2. 649.

Prof. Luick's *Historische Grammatik der Englischen Sprache aims at giving a critical and, as far as possible, complete survey of previous researches on the subject and also add to them by new thoughts. Views differing from the author's will also be considered. References will be given to and account taken of all previous literature of real importance on the subject, and in particular to works containing collections of material.*

The Introduction comprises the following chapters: 1. *Begriffsbestimmungen. Stand der Forschung.* 2. *Grundzüge der äußeren Geschichte des Englischen.* 3. *Zeitliche und örtliche Gliederung des Englischen.* 4. *Die Schichten des englischen Wortschatzes.* 5. *Schrift und Schreibung.*

All these chapters are extremely well worked out, they are alike distinguished by accuracy, completeness, and instructiveness.

In §§ 35—38 dealing with 'Örtliche Gliederung des Englischen', Luick assumes, on the evidence of the phonology of several early (14th cent.) Northern texts, the existence of an early literary standard based on the London dialect. The *Cely Papers* do not however belong to the 14th cent. (as stated in § 35), but to the end of the 15th cent. For additional proofs in corroboration of Luick's views, see my book *English Vowels* pp. 41—51, and an article in Anglia 1914 (esp. pp. 408—12), entitled *Northern English or London English as Standard Pronunciation.*[1] A statement by Caxton (quoted by Luick § 27 Anm. 1) is no proof that the speech of *educated people* varied, according to different localities, though we know from other sources that this was the case.

In his account of the French element in English, Luick makes one or two statements which are not well founded. Thus the theory that the Anglo-French dialect was superseded by Central French at the time of the accession of the Plantagenets (§ 47 p. 69) is hardly correct. We have reasons to believe that *one* — comparatively homogeneous — dialect, i.e. *Anglo-French*, was spoken in England from the Conquest to the end of the 15th cent., after which date French ceased to exist as an *independent* spoken *dialect* on the other side of the Channel. Cf. Vising, *Franska språket i England* II, and Morsbach, Anglia Beiblatt 1897. Luick is mistaken when he looks upon *cha* instead of *ca* as a safe criterion of loan from *Central* French. In Norman French such forms as *charite(th)* and *carite(th)* were equally usual: one represented the pronunciation in the North of Normandy, the other in the South. Cf. Beetz, *C und Ch vor lateinischem A*, pp. 66 ff. — On the authority of Jespersen (Growth 93) Luick (§ 47) states that by far the greatest number of French loan-words taken over from the spoken language were introduced after the year 1250. Jespersen's calculations, which are based on the earliest quotations in NED, are not unassailable. It goes without saying that the first appearance of a word in the English literature does not always coincide with its first appearance in NED. Moreover many French loan-words may have been in oral use long before they were recorded in the literature. Several phonetic criteria (e. g. the general retention of *s* before *c*, *p*, *t*, as in *beast*, *hospital*, *forest*; the retention of the *ei*- and *ai*- diphthongs in *veil*, *freil* etc., and of *th* in *faith*, *dainteth*, *bounteth*, *cariteth* etc.) speak in favour of an early adoption. In Grundriß² p. 936 Behrens calls attention to an

[1] It gives me much pleasure to see that Luick (see § 40) endorses the view that the best kind of English is that spoken by educated Londoners. I take this opportunity of also drawing attention to Jespersen's interesting account of the subject in *Phonetische Grundfragen* 1904, and in *Fonetik* 1897—99, pp. 100 ff.; the statements of some *modern* English phoneticians of rank quoted by Jespersen are additional witnesses to the superiority of the speech of the educated classes in the capital, a fact which — until quite recently — has not even been seriously contested.

interesting statement *dating from the 12th cent.* according to which it was usual for the English even at this early date to introduce French words into their speech *'in order to give themselves an air of refinement'*. Now it is barely possible that such words took deeper root in the language than is supposed by Jespersen (l. c.). We must not forget that there are very few English texts of as early a date as the 12th cent. The scarcity of French loan-words in Laȝamon's *Brut* and the *Orrmulum* may be due either to the authors' aversion to the language of the conquerors[1] or to a very limited knowledge of French, a fact which can be easily accounted for when we bear in mind that the authors lived at a great distance from the capital and therefore could not be well acquainted with the usage of London and the court. Anyhow it is worth pointing out that the *names* in the *Orrmulum* exhibit very strong traces of French Influence. Cf. Reichmann, *Die Eigennamen in Ormulum*. From what has been said it is also evident that I do not share Luick's opinion (§ 13, p. 21) that French and English were kept strictly apart ('scharf getrennt') in the 12th cent.

A detailed account of the history of English spelling still remains to be written. Luick's short survey of the subject (pp. 75—92) is so much the more valuable, as this branch of English philology has been much neglected in most previous works. As I have often had occasion to deal with questions concerning English spelling I will take this opportunity of making a few corrections and additions to Luick's survey. In § 57 the signs *sh* and *sch* are very ingeniously explained as having originated through the addition of a diacritic *h* to *s* and *sc*, after the manner of the French spelling, which distinguished between the sounds (s) and (tʃ) by writing *c* for the former and *ch* for the latter. It may be worth pointing out that in several *early* English and Anglo-French texts *ch* was used as a symbol not only for (tʃ) but also for (k), not only in learned words but also in native words. See Zachrisson, *Anglo-Norman Influence*, p. 35 f., 157 ff. — To § 54 Anm. 1. In early Anglo-French *st* was probably *identical* with OE *ht*, or very nearly so, to judge from certain rules in *Orthographia Gallica* (p. 8, p. 49) according to which 's should have the sound of *h* when joined to *t*' and '*est, plest* should be pronounced *eght, pleght*'. Cf. also such Anglo-French spellings as *mushter oshtel*. — As to the origin of *ei* as a symbol for the long *e*-sound, see Zachrisson, *English Vowels*, p. 64 f. — From the passage in § 62, p. 91, 'man reservierte die Schreibungen *ee, oo* für die Lautungen [ī, ū]', one might easily conclude that in the 16th cent. texts *ee* and *oo* were written *exclusively* for ME close ẹ̄ and ọ̄, which is not the case. For instances of *ee* and *oo* used as symbols for long *open* ME ę̄ and ǭ, see e. g. Grünzinger, *Die Schriftsprache in den Werken des Sir Thomas More* (printed in 1557), pp. 47, 64, Diehl, *Englische Schreibung im Zeitalter Shakespeares* (Anglia 29, pp. 164, 170). Writers on early NE pronunciation therefore must *not* regard 16th and 17th cent. spellings with *ee, oo* as any *safe* criterion of the quality of the vowel. Invertedly, *ea* is occasionally written for ẹ̄ both in the 15th cent. and later. In London documents I have noted *deam* (Rymer's Foedera V, 2. 97) where the open quality possibly may be due to some sort of analogy. Safe instances are noted by Neumann (*Paston Letters*) p. 32, Grünzinger p. 39, Diehl p. 162. Tyndale (1526) is not the first authority for the spelling *oa* (for ME ǭ), as Luick seems inclined to think (§ 62 Anm. 1). In London documents I have noted the spelling *oathes* from the year 1483 (Rot. Parl. VI 238). For a few additional examples from the *Paston Letters*, see Neumann p. 57.

---

[1] Laȝamon is the only authority for the *English* forms of several place-names in *-cester* (the transformation of *chester* into *cester* is due to French influence). See Zachrisson, *Anglo-Norman Influence*, p. 29.

Under the various paragraphs are references to the current literature on each subject concerned. Here we can find at a glance what would take hours or days to collect from all manner of sources. As these bibliographical lists aim at completeness (cf. above p. 2), it will perhaps not be out of place to mention a few additional works, which either have escaped the author's attention, or had appeared after the *Grammatik* had gone to press. Firstly we should name some of Prof. Luick's own learned books and papers, which he has not mentioned, e. g.

Untersuchungen zur englischen Lautgeschichte 1896, *Studien zur englischen Lautgeschichte* 1903 and various papers in Anglia XIV 268 ff., XVI 451 ff., XX 335 ff., XXX 1 ff. etc. etc.

Other works which may deserve mention are as follows:

In § 5 (works of a general character): H. C. Wyld, *The Historical Study of the Mother Tongue*, London 1907 (popular, but up to date and instructive); Greenough and Kitteredge, *Words and their Ways in English peech* (illustrates excellently different sides of the English vocabulary), London 1902; W. Horn, *Untersuchungen zur neuenglischen Lautgeschichte*, 1905. Quellen und Forschungen 98. — R. E. Zachrisson, *Pronunciation of English Vowels*, 1400—1700 (chiefly in stressed uninfluenced position), Göteborg 1913.[1]

In § 13 (Normans in England): Pauli in Hist. Zeitschr. hg. v. Sybel 1877. — J. Vising, *Franska språket i England*, Göteborg 1900—1902.

In § 27 Anm. 2 (texts from the transitional per. between OE and ME): *Laws of Canute* (ms c. 1120); cf. L. Wroblewski, Diss., Berlin 1901. — *Textus Roffensis* (ms 1130—50); cf. W. Görneman, Diss., Berlin 1901. — *Herbarium Apuleii* (ms c. 1150); cf. Berberich in Angl. Forsch. 5. — *Abingdon Chartulary* (ms 1200); cf. F. Langer, Diss., Berlin 1904, and last but not least *Domesday Book* 1086 (mss later), containing numerous forms of *English names* taken *orally*. This vast material has been very little examined.

In § 35 (texts illustrative of early Standard English): W. Segelhorst, *Die Sprache des English Register of Godstow Nunnery (ca. 1450) in ihrem Verhältnis zu Oxford und London*. Diss., Marburg 1908. — E. Dölle, *Zur Sprache Londons vor Chaucer* (Stud. zur engl. Phil., hg. v. Morsbach, 32).

In § 40, Anm. 1, 2 (present spoken English): R. E. Zachrisson, *Stand. Engl. Pron.* (Anglia 1914). — H. Wyld, *Stand. English* (Mod. Lang. Teaching 1913, 1914). — Michaelis-Jones, *A Phonetic Dictionary of the English Lang.* 1913. — A. Schröer, *Neuenglisches Aussprachewörterbuch* 1913.

In § 41 (dialects): W. Skeat, *English Dialects from the eighth cent. to the present day*, 1912. — B. Brilioth, *A Grammar of the dial. of Lorton* (Cumberl.), Diss., Upsala 1913. — E. M. Wright, *Rustic Speech and Folklore* (chiefly popular) 1913. — Förster in Anglia XXIV. — B. Grüning, *Schwund und Zusatz von Konsonanten in den neuengl. Dialekten*, Diss., Straßburg 1904. — F. Franzmeier, *Studien über den Konsonantismus und Vokalismus der neuengl. Dialekte*, Diss., Straßburg 1906.

In § 42 Anm. 1 (orthographical evidence on early English pron.): G. Schoeneberg, *Sprache John Skeltons*, Marburg 1888. — A. Lummert, *Die Orthographie der ersten Folioausgabe Shakespeares*, Halle 1883. — W. Franz, *Orthographie etc. in den Werken Shakespeares*, Heidelberg 1905. — R. E. Zachrisson, *English Vowels*, 1913, pp. 41—91.

In § 42 Anm. 2 (orthoepistic evidence on early Engl. pron.): Ben Jonson, *The English Grammar*, ed. A. Vinton Waite (no good ed.) 1912? — Thomas

[1] Ought not here to have been mentioned certain works which deal exclusively with special sides of the history of English as f. i. E. Koeppel, *Spelling pronunciations*, 1901 (Quellen und Forschungen 89), Smythe-Palmer, *The Folk and their Word-Lore*, 1904 etc.?

Smith, *De recta et emendata linguae anglicae scriptione dialogus*, ed. O. Deibel, 1913 (Neudrucke 8). — A. Eichler, *Schriftbild und Lautwert in Charles Butler's English Grammar etc.* 1913 (Neudrucke 4, 2). — K. L. Kern, *Die englische Lautentwicklung nach Right Spelling (1704) etc.*, Diss., Gießen 1913. — E. Müller, *Englische Lautlehre nach Elphinstone*, 1914 (Anglist. Forsch. 43). — R. E. Zachrisson, *English Vowels*, 1913, pp. 1—40, 92—225, Anglia Beiblatt 1914, *Shakespeare's Uttal*, Upsala 1914 (in Studier utg. av. Nyfilologiska Sällskapet i Stockholm V).

In § 46 (Scandinavian elements in English): E. Björkman, *Nordische Personennamen in England*, 1910, *Zur Englischen Namenkunde*, 1912 (= Studien zur engl. Phil., hg v. Morsbach, 37, 47), *Festermen* (in Stud. zur engl. Phil. 50). — H. Lindkvist, *Middle-English Place-Names of Scandinavian Origin*, Upsala 1912. — Brilioth, *Dialect of Lorton*, pp. 131—167.

In § 47 Anm. 2 (French elements in English): K. Hoevelmann, *Zum Konsonantismus der altfranz. Lehnw.*, Diss., Kiel 1903. — A. Bock, *Das franz. Element in den neuengl. Dial.*, Diss , Münster 1911. — K. Lenz, *Zur Lautlehre der franz. Elem. in der schottischen Dichtkunst* 1500—1550, Diss., Marburg 1913. — R. E. Zachrisson, *Two instances of French influence on English Place-Names* 1914 (Studier utg. av. Nyfilologiska Sällskapet, Stockholm V).

In § 48 (Latin elements in English): R. E. Zachrisson, *Some instances of Latin influence on English place-nomenclature*, Lund 1910. — O. Funke, *Die gelehrten latein. Lehn- und Fremdwörter in der altengl. Lit.*, Halle 1913. — Myers T. Weldon, *The Relations of Latin and English in the age of Milton*, Diss., Univ. of Virginia 1913.

In § 62 (orthographical reform of English): Articles in Maître Phonétique 1913, 1914. — *Simplified Spelling*, London 1913.

The paragraph (42) which deals with the grammatical evidence illustrative of the early English pronunciation is not characterized by the same accuracy and completeness as the others. Some very important English 17th and 18th cent. authorities, e. g. Hodges (1644), Johnston (1764), Elphinstone (1765, 1790), have been omitted, which seems very remarkable when such a poor and third-rate performance as Dyche's Spelling Book (1710) has been mentioned. The list of French authorities should have been headed with James Bellot (1580) who is only indirectly referred to (see Anm. 2) as 'the author of an anonymous publication'. His anonymity was revealed a good many years ago. Cf. e. g. Brotanek, ed. Daines (1908) § 17. Festeau (1675) and Mauger (1679) have been omitted, although their works are of infinitely greater importance than those of Mason (1622) and du Gres (1636), which have been considered worthy of mention. Butler (1633) and Daines (1664)[1] are said to be of value because of their long transcriptions. Butler's spelling hardly deserves the name of phonetic transcription (cf. Zachrisson, *English Vowels*, p. 172); the bulk of the words which have been handed down to us in Bullokar's orthography is probably larger, and Bullokar also spells more phonetically than Butler. Daines has no transcriptions in his *Orthographia*. This is however the case with Mason, though the transcriptions are very faulty and incomplete. See Zachrisson, *English Vowels*, 100—105.

The subject of names and place-names is almost passed over in silence by Luick, although this formerly much neglected branch of English philology is now receiving a good deal of attention. References to literature on English place-names are given by Wyld and Hirst, *Place-Names of Lancashire*, 1911, Lindkvist, *Middle-English Place-Names of Scand. origin*, Björkman, E. St. 44, 249. Among the recent publications may be mentioned W. Skeat, *Place-Names of Suffolk* (Cambr. Antiq. Soc.), J. Sephton, *A Handbook of Lanca-*

[1] This is an error for 1640.

shire Place-Names, 1913; Duignan, Goodall, Baddeley, Mutschmann, Roberts, *Place-Names of Warwickshire* (1912), *S. W. Yorkshire* (1913), *Gloucestershire* (1913), *Nottinghamshire* (1913), *Sussex* (1914), resp.; J. B. Johnston, *Place-Names of England and Wales,* 1915 and the following papers: H. Bradley, *English Place-Names* (Essays and Studies by Members of the English Association, 1910); H. Alexander, *The Particle ing in place-names* (Essays and Studies by Engl. Ass. 1912). Place-names are also dealt with in the following papers which at the same time have a wider scope: A. Brandl, *Zur Geographie der altenglischen Dialekte* (Abhandl. der Kgl. preuß. Akademie der Wissenschaften 1915. Phil.-hist. Klasse Nr. 4); E. Ekwall, *Ortsnamen für engl. Sprachgeschichte* (GRM. V); R. E. Zachrisson, *The French definite article in English Place-Names* (Anglia 1911).

Scholarly works on English personal names are few and far between. A good, though not very critical, hand-book, is C. W. Bardsley, *English Surnames*, 1906. Some recent works are R. Olbrich, *Laut- und Flexionslehre der fremden Eigennamen in den Werken König Alfreds*, Diss., Straßburg 1908; E. Erler, *Die Namensgebung bei Shakespeare*, 1913 (Angl. Arb. hg. von Schücking, 2). Various papers have also been published on the subject, as for instance W. Skeat, *Anglo-Saxon Names in Mod. Surnames* (Tr. of the Ph. Soc. 1907), and Björkman, Archiv 123. Cf. also the list of literature in Björkman's *Nordische Personennamen.*

The Introduction leads us on to *Lautgeschichte* divided into two great parts: I. *Geschichte der Laute* and II. *Geschichte der höheren phonetischen Gebilde des Englischen* (= *Silben, Sprechtakte, Sätze*). The first part distinguishes between *Die Entwicklung der Sonanten* (= *Silbenträger*) and *Die Entwicklung der Konsonanten.*

The two volumes which have appeared deal with the development of *Sonanten* in stressed (pp. 97—266) and unstressed (pp. 267—320) position up to the 11th cent. The author commences with an account of the Indo-Germanic vowel system and the chief changes characteristic of the West Germanic group. In accordance with the plan of the whole work the sounds are not dealt with separately but in strict organic and chronological order.

Luick's *Lautgeschichte* combines some very excellent qualities. It is accurate and instructive, the style is clear and terse, and the examples very well chosen. It is a pleasure to wander through the many labyrinths of Old English sound-history with such an admirable guide. The number of new theories Luick's *Historische Grammatik* contains, even compared with so recent a work as Bülbring's *Elementarbuch*, is remarkable. To enumerate or even to hint at them all would be an impossibility. A few examples will suffice. Thus Luick tries to establish the theory that W. G. *ă* was palatalized in *all* positions. He seems also inclined to subscribe to Bremer's views that the early Germanic change of *u* > *ŏ* is not caused by *a*-mutation but due to a general change of Indo-Germanic *ŭ* > Germanic *ǫ* parallel to that of *ŏ* > *ă*; this Germanic *ǫ̆* subsequently became *ŭ*, under the same conditions as when *ĕ* > *ĭ* — only *u* in the next syllable did not prevent *ŏ* from becoming *ŭ*. Luick often subjects the new theories to a sound and well-balanced criticism, and his reasons for rejecting or adopting them appear mostly to be well founded.

The few remarks or reflections which follow are not meant as a criticism. I merely wish to indicate that many points still remain obscure and uncertain in the history of Old English sound-development.

When discussing early changes Luick occasionally gives force to his arguments by pointing to the general development of *a* > OE *ā̆* > ME *ă* > NE *ǣ̆*; cf. § 164. It should be remembered, however, that we have no *undisputable* proofs that ME *ă* was pronounced (a) in early St. E. Cf. on this point my book *English Vowels* pp. 186 ff. In many other instances

Luick supports his views on the Old English pronunciation by referring us to Middle English or New English sound-changes. Then we must defer eventual criticism until we have heard the author's arguments as to the later development, and scanned the evidence adduced by him.

A very interesting feature in Luick's *Grammatik* is his endeavour to always account phonetically for the early changes and to give the exact value of a certain sound in its various phases of development. Attempts of this kind are both necessary and laudable, but the result is bound to be more or less problematic. It is difficult to fix the exact value even of the sounds of Present English. No definite agreement has been reached as to the state of the Standard English pronunciation in the 16th and 17th cents., although the evidence is very abundant for this period. It goes without saying that the task must be infinitely more difficult, when the case is to fix the sounds in dialects which are more than a thousand years removed from the present time. Thus to mention only one instance, Luick's explanation of the development of West Germanic *ai* into OE *ā* seems to be a mere construction.

I do not doubt that the views maintained by Luick generally represent the best interpretations which can be given to the multitude of forms in the OE MSS. Nevertheless it seems as if the early spellings (many of them derived from MSS which have been copied several times) were sometimes a little more credited than they deserve. Any student who has seen the orthographical chaos which prevails in many *original* letters of as late a date as the 15th and 16th cents., cannot but sadly mistrust the spelling as a guide to pronunciation. It is true, Luick explains several irregular early forms as scribal errors (inverted spellings etc.), but a great many are passed over with the remark that 'they are *probably* of no consequence'. The theories must necessarily be suited to the material at hand, but should the material by new discoveries be increased, many of the theories would undoubtedly have to be readjusted.

Lastly I subjoin a few cursory remarks.

To § 41. An historical investigation into the phonology of vulgar English, which by the bye is one of the many desideranda of English philology, would probably reveal the existence of archaic features to a greater extent than Luick assumes. Here it will suffice to point to such general archaic features as *-in* for *-ing* and '*bile*' for '*boil*' as well as the multitude of isolated forms, which were taught by 18th cent. orthoepists but which are now confined to vulgar speech. — § 110. Luick thinks that OE *ă* before a nasal had become '*o* open *or* mid-back-wide' about 800. But mid-back-wide is a comparatively close *o*-sound, *low*-back-wide would be a more natural transition from *ă*. — § 111. read Bülbring EB § 192 (for 182) Anm. — § 170. The existence of a soundlaw *iu* > *y* > *i* by palatal influence can hardly be proved by the isolated form *scylun* (Cædmon), where *y* possibly may be due to the *analogy* of a rounded form *wyllan* < *willan*. — § 176. *he is thirteén* is an error for *he is thírteén*. — § 204 Anm. 1. Any far-reaching conclusions as to the shortening of a long vowel before two consonants should not be drawn from the form *gŏdspel* < *gōdspel*, which may be due to popular etymology. Cf. Bradley, *Making of English*, p. 117. Preachers have always had an inclination to illustrate their sermons by etymologies made to suit a religious purpose. For some excellent examples see Smythe Palmer, *The Folk and their Word-Lore*, p. 9 f. — § 214 Anm. 1. 2 *read œ* for *oe*. — § 243 Anm. 1. Cannot *-ei*, by the side of *-e*, as a terminal in place-names (Bede) be derived form **aujō* instead of **awi*. If so, *-ei* should not be interpreted as an uncontracted from of *-ē*. — § 244. I fail to see how WS *tȳde* (for **tȳhte*) etc. can be due to the analogy of such presentic forms as *tȳþ* etc., when we have just been told that the true WS form is *tiehþ* (not *tyþ*!) — § 265. For instances of the development *ēa*, *ēo* > *jā*, *jō*, see

Zachrisson, *Anglo-Norman Influence*, p. 65. — § 286 Anm. 3. Luick's assumption that *wor-*, when short, was almost always pronounced *wur-* in ME times, is invalidated by the occurrence of such early NE forms as [word] and [world] (in the phonetic transcriptions of Bullokar and Gill) where the vowel presupposes short ME *o*.

We are much looking forward to the appearance of the remaining parts of Luick's *Historische Grammatik* which promises to be of the greatest service to students of English philology.

Leksand (Dalecarlia). R. E. Zachrisson.

Willy Klein, Der Dialekt von Stokesley in Yorkshire, North Riding. Berlin 1914. (Palæstra CXXIV.) XII, 250 S. M. 8.

Vorliegende Arbeit deckt sich methodisch mit der von J. Sixtus über den Dialekt von Bowness in Westmoreland.[1] Auch hier bilden Werke von Dialektschriftstellern, diesmal die *Rhymes and Sketches to illustrate the Cleveland Dialect* der Mrs. George Markham Tweddell und gelegentlich der *Poems in the North Yorkshire Dialect* des John Castillo, den Ausgangspunkt und grammophonische Aufnahmen einzelner Stücke von ihnen die Grundlage der Untersuchung. Für Klein war die Sachlage dadurch etwas ungünstiger als für Sixtus, da beide Autoren bereits tot sind und er bloß den Sohn der Mrs. Tweddell, Mr. T. C. Tweddell, einen Malermeister in Stokesley, in den Apparat sprechen lassen konnte. Die Schreibungen werden daher nicht immer durch die Aussprache wiedergegeben, die sie darzustellen beabsichtigten, besonders weil sich der Dialekt seit der Abfassung der Werke verändert zu haben scheint; nicht abzuweisen ist auch die Möglichkeit, daß der Sprecher durch die Autorität der nicht selbst geschaffenen Schreibung seine Aussprache beeinflussen läßt, wenn auch zugegeben werden muß, daß eine nicht selbst schriftstellerisch tätige Person den Dialekt vielleicht unbefangener spricht als ein Dialektschriftsteller, der der leichteren Verständlichkeit halber nicht nur in der Schrift, sondern auch in der Rede Formen verschiedener örtlicher Mundarten und halbschriftsprachige Formen mischen kann.

In der Einleitung macht uns der Verf. in etwas umständlicher Weise mit der Geschichte seiner Dialektforschungen vertraut. Man sieht aus ihr freilich stellenweise, daß sich der Verf. über manche Grundfragen der Dialektforschung, so besonders über die mannigfachen, stets verschiedenen Beeinflussungen von Dialekt und Schriftsprache nicht ganz im klaren war. Sonst hätte er nicht, wie auf S. 2, behaupten können, der Dialekt habe sich auf der Farm, wo er wohnte, 'unvermischt von den Eltern auf die Kinder fortgeerbt', während er doch selbst kurz darauf sagt, mit Fremden spräche man dort Schriftenglisch. Für einen Fremden freilich ist es schwer, ja vielleicht unmöglich, den Grad der Einwirkung der Schriftsprache zu erkennen. Er wird manches als Dialekt hinnehmen, was bereits eine wenn auch nur entfernte Annäherung an die Schriftsprache ist. Wenn ich mich z. B. in ein Gespräch mit Tiroler Bauern einlasse, wird ein Norddeutscher, der zuhört, sicher glauben, wir sprechen miteinander Dialekt; und doch bin ich mir fest bewußt, daß ich für die Bauern 'nach der Schrift' rede und daß sie sich unwillkürlich bemühen, nicht nur in den Worten mit mir, sondern auch denen unter sich der Schriftsprache näherzukommen, damit ich sie verstehe. Ganz einwandfreie Dialektaufnahmen sind jedenfalls so lange beinahe ein Ding der Unmöglichkeit, als es nicht gelingt, sie herzustellen, ohne daß der

[1] 'Der Sprachgebrauch des Dialektschriftstellers Frank Robinson zu Bowness in Westmoreland.' Berlin 1912. (Palæstra CXVI.)

Sprechende es merkt. Bis dorthin wird man stets äußerst behutsam sein müssen und die Möglichkeit einer wenn auch nur leichten Annäherung an die Schriftsprache nie außer acht lassen dürfen. Grammophonische Aufnahmen bieten allerdings eine sichere Grundlage, an der sich die Sprechweise einer Person studieren lassen kann. Die mit großem Fleiß und gewiß auch mit Genauigkeit durchgeführte Arbeit Kleins erweitert so durch das Tatsachenmaterial gewiß unsere Kenntnis von englischen Dialekten und ist deshalb sehr begrüßenswert; in der Erklärung der Formen freilich wird man sehr oft anderer Meinung sein können oder müssen als der Verf. Literarhistorisch ist von den beiden Dialektautoren John Castillo, der Methodistenprediger aus der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts, gewiß interessanter; Mrs. Tweddell bleibt mehr im gewohnten Fahrwasser ähnlicher Literatur: moralisierende Stücke, Naturbeschreibungen und humoristische Bilder aus dem Landleben kehren in der englischen Dialektliteratur überall wieder. Leider hat Verf. unterlassen, ihrer ganz offenkundigen Abhängigkeit von der Dialektliteratur Lancashires nachzugehen. Lebte sie doch in den fünfziger Jahren in Bury in Lancashire (ihr Sohn Tom Cole ist 1858 dort geboren), also gerade zur Zeit als Edwin Waughs allbekanntes Gedicht *Come whoam to thi childer an' me* (1856 zuerst gedruckt) in Tausenden von Exemplaren verbreitet wurde, als seine und Ben Brierleys Dorfgeschichten in den Zeitungen von Manchester erschienen und als J. T. Staton das *Bowton Luminary*, eine ganz im Dialekt geschriebene Wochenschrift, herausgab. Das Gedicht *Come stop at Yam te Neet, Bob* (S. 14) verrät schon im Titel den Einfluß von Waughs allbekanntem Meisterwerk; er und die übrigen Autoren aus Lancashire beeinflussen alle Dialektschrifstellerei im nördlichen Mittelland nicht nur in Form und Inhalt, sondern selbst in der Dialektschreibung (z. B. durch die Zeichen *eea* und *ooa* für die Diphthonge *iiə* und *uuə*). Ein Ausblick auf die Schreibung der Autoren in den benachbarten Dialektgebieten hätte auch in der Leselehre sehr gut Platz gefunden und dieses Kapitel erst so recht wertvoll gestaltet, da ja aus Entlehnungen nicht recht passender Schreibungen oder fremder Dialektformen in der leichter zu beobachtenden modernen Zeit Rückschlüsse auf die Möglichkeit ähnlicher Vorgänge in mittelenglischer Zeit statthaft gemacht worden wären.

Die historische Lautlehre bringt dank der zahlreichen Belege aus dem Mittelenglischen viele wertvolle Aufschlüsse. Besonders gut gelungen ist der Abschnitt über die Quantität vor dehnenden Konsonantenverbindungen (§ 133) und der über Kürzungen (§ 144—148). Diese werden als grundlegend anzusehen sein. Zu bedenken wäre freilich, ob die Vergleiche mit Nachbardialekten, die in ein äußerst unübersichtliches Schlußkapitel verwiesen wurden, nicht besser in dem über Lautgeschichte Platz gefunden hätten. Aus Vergleichen läßt sich manches für Geschichte lernen; manche Erklärungen hätten eine sicherere Grundlage gefunden. Im einzelnen wäre zu bemerken: In § 131 spricht Verf. von einer beginnenden Kürzung, die die Diphthonge [*iiᵊ*] > [*ii*], [*eeᵊ*] > [*ææ*], [*ooᵊ*] > [*ɔɔ*], [*uuᵊ*] > [*oo*] wandelt. Diese besonders auch wegen der Veränderung der Lautqualität sehr auffällige Erscheinung ließe sich meines Erachtens leichter als Annäherung an die Aussprache der Schriftsprache (der nordenglischen natürlich, nicht der Londoner) erklären. Daß die Ergebnisse nicht genau die Laute der Schriftsprache sind, ist von keiner Bedeutung: in dem Bestreben, der Schriftsprache näherzukommen, braucht man ja nicht das Richtige zu treffen. Auch die Übertragung auf Wörter, die in der Schriftsprache ganz anders lauten, ist möglich; man spricht eben [t*ii*k] für [t*iiᵊ*k] = *took*, weil sonst oft dialektischem *iiᵊ* (z. B. aus me. *ę̄*) feineres *ii* entspricht. — In der Verbindung Vokal gefolgt von gedecktem r lassen sich in Stokesley viererlei Entwicklungsergebnisse unterscheiden (§ 141 und öfter, bei der Behandlung der einzelnen Vokale): 1. r bleibt in der Form r̩ erhalten, hauptsächlich in der Verbin-

dung *u̯r* (< ir, er, or); 2. r fällt (wird assimiliert) vor Dental, der Vokal bleibt kurz (gewöhnlich als *o* < ir, er, or, ur, gelegentlich als *e* < ir, er); 3. r fällt unter Dehnung des Vokals wie in der Schriftsprache; 4. r fällt unter Dehnung des Vokals, der aber noch die Entwicklung der entsprechenden me. langen Vokale mitmacht. Für diese beiden Fälle gebraucht Verf. den Ausdruck 'Ersatzdehnung', er nimmt daher für die unter 4 einen sehr frühen r-Ausfall an, den er des weiteren nicht beweisen kann und der für Nordengland, wo sich sonst r lange erhielt, recht unwahrscheinlich ist. Es wird wohl besser sein, an frühne. Dehnungsmöglichkeit vor gedecktem r zu denken. — [halⁱdə] für *holiday* (S. 98) hat nach Verf. etwa gleichzeitig mit der Schriftsprache Kürzung erfahren. Die Form mit *a* findet sich aber auch in Dialekten, die ae. *â* zu *ǫ* verdumpfen; die Kurzform muß daher dialektisch bereits vor dem Beginn der Verdumpfung bestanden haben. — [prentⁱs] mit *e* (S. 107) gegen me. *printiz* im *Cursor Mundi* kann natürlich aus der Schriftsprache stammen. — Unter den zahlreichen Entsprechungen von *o* vor gedecktem r (§ 158) scheinen die *uuə*-, *aa*-, *u̯r*- und *o*- (vor Dental) Formen die dialektische Entwicklung darzustellen; deutlich der Schriftsprache entlehnt sind die Formen mit *oo* (was Verf. nicht bemerkt), die noch dazu in frz. Lehnwörtern und oft neben besser dialektischen *uuə*-Formen stehen. [fɔɔməl] endlich (S. 119), das nach den Ergebnissen der Leselehre aus einer Schreibung Castillos abgeleitet ist, ist vielleicht überhaupt nicht dialektisch und bloß eine absonderlich wirken sollende Schreibung, wie solche bei Dialektschriftstellern ja vorkommen. — Bei der normalen Entwicklung des me. ī (§ 163) hat der Verf. übersehen, daß *aa* die Inlaut-, *aaⁱ* die Auslautform ist, während *əⁱ* und *aⁱ* der Schriftsprache entstammen, was ihr Vorkommen in Wörtern wie [kəⁱ] = *cows* und [dəⁱk] = *ditch* nicht ausschließt, wie er behauptet, da sie ja übertragen sein können. Die aus der Schreibung *deleet* bei Castillo erschlossene Form [dⁱleⁱt] hätte nicht die lange Würdigung verdient, die Verf. ihr S. 126 zuerkennt. Es ist wohl überhaupt keine dialektische Wortform, sondern voraussichtlich eine ganz mechanische Übertragung der (berechtigten) Schreibung *leet* für *light* auf das ebenso geschriebene Wort der Schriftsprache. — Bei den Entsprechungen der me. langen *ē* verschiedener Qualität (§ 165 f.) scheint der Einfluß der Schriftsprache viel zerstört zu haben. Me. *ẹ̄* ergibt regulär dialektisch *eⁱ*, me. *ę̄ iə*, beiden steht in der Schriftsprache ii gegenüber; so erklärt sich, daß man *eⁱ* und *iə* im Dialekt gelegentlich falsch verwendete; *iə*, das der Schriftsprache näher steht, erlangt hierbei die Überhand. — Sehr auffallend ist, daß me. ā und me. ai *iə* und *eə* nebeneinander ergeben, und zwar so, daß bei ā die *iə*-Formen (§ 177 f.), bei ai die *eə*-Formen (§ 188 f.) überwiegen. Verf. stellt dies ohne Erklärungsversuch fest. Eine genaue Sichtung der Fälle scheint nun doch zu ergeben, daß a und ai als *iə* und *eə* geschieden waren, daß aber mannigfache Umstände, nicht zumindest auch der Zusammenfall beider Laute in der Schriftsprache (soweit es sich nicht um ae. â handelt), verändernd eingegriffen haben. Zu beachten ist ferner, daß im Prät. der starken Verben (ı-Reihe), wo *eə* besonders häufig ist, ae. â an ei entsprach; daß bei Wörtern wie [feədə] = *father*, [reədə] = *rather* u. ä. die schwankende Quantität auch in der Schriftsprache zum Ausdruck kommt; daß bei französischen Lehnwörtern, die *eə* für a haben, der Lautwert der Schriftsprache mitbestimmend gewesen sein kann, während sich einige *iə*-Fälle für ai dadurch erklären, daß afrz. ei im Agn. oft, besonders vor n und s, *ę* ergab und daß hier die Schriftsprache oft schwankte, und daß in ähnlicher Weise auch in heimischen Wörtern wie *again* und *rain* Formen mit *ę̄* für den Dialekt maßgebend geworden sein können. — Die *oo*, *ooə* und *ɔɔ*-Formen für me. *ǫ* (§ 180) statt der augenscheinlich allein rein dialektischen *uuə* sind wohl Anlehnungen an die Schriftsprache, die in Nordengland in diesen Wörtern *oo* spricht, nicht *oᵘ*, wie Verf. S. 141 sagt. Die Formen mit əᵘ können daher

keine Weiterentwicklungen aus der Schriftsprache sein, sondern sind wohl in bewußter Nahahmung des Cockney als 'überschriftsprachliche' Formen anzusprechen. Daß auch der Ortsname Stokesley [stə"zlə] lautet, zeigt nur, wie wenig sich Eigennamen in den Rahmen der sonst geltenden Lautgesetze einfügen. — Die Formen mit *iᵘ* für me. eu, ū (§ 192) lehnen sich ebenfalls an die Schriftsprache an; rein dialektisch fällt me. eu, ū, wie in dieser Gegend zu erwarten ist, mit me. *ǭ* in einem ū-Laut zusammen, der heute als *iə* erscheint. — Daß *i* für *ə* der Schriftsprache in unbetonten Silben (§ 204, 4) durch einen höheren Stimmton auf der Nebentonsilbe als auf der Haupttonsilbe bedingt ist, ist gut bemerkt. Es ist nur schade, daß dem Stimmton, der ja in Nordengland häufig von der südenglischen Schriftsprache abweicht, nicht mehr Beachtung geschenkt wurde. Auf grammophonischen Aufnahmen pflegt er sich sehr gut erkennen zu lassen, besser als manche Unterschiede in der Lautqualität. Gelegenheit und Material war so geboten, und ein Eingehen auf ihn hätte den Wert der Studie nicht nur an und für sich erhöht, sondern wohl auch manche andere phonetische Fragen erklärt. — Ob endlich die vom Verf. bemerkte gelegentliche Aussprache des h nicht denn doch bloße Sucht ist, fein zu sprechen, mag dahingestellt bleiben.

Innsbruck. Karl Brunner.

Hermann Eitle, Die Satzverknüpfung bei Chaucer. (Anglistische Forschungen, Heft 44.) Heidelberg 1914. XVIII, 214 S. M. 5,80.

Das lange vernachlässigte Gebiet der mittelenglischen Syntax erhält durch Eitles mit großem Fleiß gesammelte und übersichtlich mit verständnisvoller Sachkenntnis geordnete Arbeit eine grundlegende Teildarstellung. In den zwei großen Unterabteilungen der unterordnenden und beiordnenden Satzverknüpfung behandelt er bei den einzelnen Satzarten zuerst die Konjunktionen, dann den Modus, immer historisch aufs Altenglische zurückblickend und gewöhnlich auf die Weiterentwicklung ins Neuenglische hinweisend. Auf die Satzstellung geht er nur einmal ein, bei den mit *til* eingeleiteten, die Zeitdauer begrenzenden Nebensätzen, weil hier bei Chaucer entgegen älterem Gebrauch gelegentlich Voranstellung vorkommt. In einem Anhang stellt Verf. seine Ergebnisse kurz zusammen und gibt die durch seine Arbeit erhaltenen Verbesserungen von Mätzners Grammatik und Ergänzungen des NED besonders an.

In der Regel ist ja die Überlieferung mittelenglischer Denkmäler nicht gut genug, um derartigen Untersuchungen eine genügende Grundlage zu bieten. Chaucers Texte stehen immerhin ziemlich sicher; trotzdem zeigen die verschiedenen Hss. kleinere und größere Abweichungen, die Verf. sorgfältig vermerkt. Von seiner Arbeit ausgehend, wird so die mittelenglische Textkritik Wertvolles lernen und manches beisteuern können; allmählich wird man dann, besonders wenn einmal die altenglische Originalprosa in dieser Hinsicht untersucht ist, zu einer historischen englischen Syntax vorschreiten können.

In einer sonst so gut durchgeführten Arbeit ist auffällig, daß in § 33, 4 zwischen *whiles* und *whyles* derart geschieden wird, daß den beiden selbstverständlich gleichbedeutenden Schreibungen eigene Unterabteilungen zugewiesen werden. Überhaupt ist stellenweise der Schreibung der Konjunktionen zu große Bedeutung beigemessen, wenn auch die Wichtigkeit der Angabe der Verschiedenheiten der Vollständigkeit halber durchaus nicht bestritten werden soll.

Innsbruck. Karl Brunner.

Walter Maier, Christopher Anstey und der New Bath Guide. Ein Beitrag zur Entwicklung der englischen Satire im 18. Jahrhundert. (Anglistische Forschungen, Bd. 39.) Heidelberg 1914.

An Maiers Buch interessiert das Stoffliche weit mehr als das Methodische, das 'was' steht bedeutend über dem 'wie'. Was er bringt, sind zum großen Teil kultur- und sittengeschichtliche Werte: die Darstellung der englischen Gesellschaftskultur und -moral um die Mitte des 18. Jahrhunderts, zur Konzentration gesteigert im Treiben der Badegäste von Bath, das gerade zu der Zeit in der Blüte seiner Entwicklung stand. Literarisch neu ist der Hinweis auf die Spiegelung dieser Welt in einem dem Umfange nach recht kleinen Werke, eben dem 'New Bath Guide', den 15 Versbriefen Christopher Ansteys.

Man muß Maiers Charakteristik Ansteys zusammendrängen, um zu einem scharf umrissenen Bild seiner Persönlichkeit zu gelangen. Er war ein Dilettant, dem im Verlaufe seines achtzigjährigen Lebens — er starb erst 1805 — nur das einzige Werk gelang. Was er sonst versuchte, blieb belanglose Gelegenheitsdichtung oder bestenfalls in Stoff, Stil und Manier schwache Kopie seines Hauptwerkes. Er war der Typus des gelehrten 'Country-squire', der, ohne äußere Sorgen und ohne Beruf, fast beispiellos viel Zeit und Ruhe hatte, sich seinen literarischen Neigungen zu widmen, seinen lateinischen Klassikern — davon zeugen seine geschickten lateinischen Versifikationen — und seiner eigenen Produktion, die ihn zum gefeierten Lokalpoeten und Helden von Lady Millers literarischem Dilettantensalon machte.

Von einem so geschützten Posten aus beobachtete er Bath, das er erst zu seinem zeitweiligen, später ständigen Wohnort gemacht hatte. Aus diesen persönlichen Grundlagen erwächst der 'Bath Guide' als die Darstellung des persönlich unbeteiligten, scharfblickenden Zuschauers, der in heiterer, gutmütig überlegener Ironie seine Beobachtungen macht, mit wenig Übertreibung und fast ohne Härte. Die Korrespondenten seiner Briefe, die ländliche Familie, in ungewohnt eleganter Umgebung, ihren Anhang, die Spieler, Beaux und Hochstapler, sah er täglich in seiner unmittelbaren Nähe. Der Wert seines Werkes liegt in der lebendigen Darstellung des lebendig Geschauten durch das Medium seiner Gestalten. Diese hatten aber auch eine literarische Vergangenheit, ein Umstand, den Maier zu wenig berücksichtigt. Sim, Prue, Jenny und Tabby hatten als Typen längst ihren festen Stand, vor allem in der Komödie, wo auch die charakterisierende Namengebung fester Bestandteil der Technik war. In Congreves Love for Love erscheint schon 1695 'Miss Prue a silly awkward Country-girl'.

Maiers Behandlung seines Stoffes geht altbewährte Wege. Den größten Raum nimmt die Besprechung des 'Bath Guide' für sich ein, die Charakterisierung seines Inhalts, die Analyse seiner Form, die Darlegung der Mittel Ansteyscher Satire, in sorgfältiger, durchaus gebräuchlicher Weise, der man eine schärfere Fassung der Hauptmomente wünschen möchte. Außerdem geht er auf die Verwandtschaft mit der in Bath blühenden lokalen 'waterpoesy' näher ein und bespricht im einzelnen den unverhältnismäßig großen Erfolg, die zahlreichen direkten Nachahmungen, den Einfluß auf Smolletts Humphry Clinker und die wahrscheinliche Einwirkung auf Goldsmiths 'Retaliation' und 'Haunch of Venison'.

Was man vermißt, ist das Einstellen des Wesens dieser Satire in einen größeren Zusammenhang. Maier betont wohl das Entscheidende an Ansteys Art, das Wiederaufleben des 'familiar style'. Aber gerade dieser 'familiar

style', den Dryden[1] im Anschluß an Heinsius' Definition der Satire 'It is a kind of poetry ... consisting in a low familiar way of speech' verurteilt, ist eins der Grundelemente der bodenständigen englischen Satire und konnte nur unter ganz bestimmten Voraussetzungen zu gewissen Zeiten Abbiegungen erfahren, wie eben in der Epoche Drydens und später Popes durch die französisch klassizierende Strömung und vorher der Gelehrtensatire der Renaissance. Die Entwicklung dieser Linie, in deren Verlauf, zwischen Prior, Moore und Praed, Maier den 'Bath Guide' nur beiläufig einstellt, wäre zu verfolgen, und mit der Prüfung ihrer Elemente, der Klarlegung von deren Wechsel und Übergängen wäre dann die Arbeit geleistet, deren Anfang das vorliegende Buch bedeutet.

Prag. M. Fischer.

Ernst Dannheißer, England past and present (history — geography — customs — art — literature — poetry). Englisches Lese- und Realienbuch für höhere Schulen. Cöthen, O. Schulze, 1914. VIII, 339 S. M. 3,60.

Das vorliegende Buch ist eine Anthologie aus Prosaschriftstellern und Dichtern in Verbindung mit einem Abriß der Literaturgeschichte Englands und Amerikas. Am schwächsten — um das vorwegzunehmen — ist dieser mittlere, literarhistorische Teil ausgefallen. Was hier namentlich mit Bezug auf die ältere Zeit an Irrtümern und Mißverständnissen der benutzten Autoren begegnet, sollte man nicht für möglich halten. Das Beowulf-Epos wird (S. 221) als *the Lay of B.* bezeichnet. Sein Gegenstand ist *the expedition of Prince B. from Suffolk to Durham* (!). Daß es sich hier nicht um ein zufälliges Versehen oder einen Druckfehler handelt, beweist die Anmerkung S. 336. — Langlands *Piers Plowman* soll ein *song* sein; als Jahr des Erscheinens (oder der Abfassung?) wird 1360 angegeben. Es ist *our* (!) *earliest poetical work ... that may still be read with pleasure*, was man also vom Beowulf nicht sagen dürfte. — Daß in Chaucers Werken seit 1384 *all trace of foreign influence dies away*, ist mindestens übertrieben. In *Sir Thopaz* (!) verspottet Ch., wie S. 222 behauptet wird, *the wearisome idleness of the French romance;* bisher glaubte man, er ziele auf die hohlen Künsteleien einheimischer Bänkelsängerverse. — Mores *Utopia* gehört weder vor Caxton und die Eroberung Konstantinopels noch in den Abschnitt *Elizabethan literature.* — Daß Mysterien und Mirakelspiele zwei gesonderte Gattungen des alten Dramas sind, scheint dem Gewährsmann des Verf. ebenso unbekannt zu sein wie die Tatsache, daß die Moralitäten im Gegensatz zum geistlichen Drama überwiegend von Berufsschauspielern aufgeführt wurden. In welchem englischen Mirakelspiel kommen übrigens Gnade, Gerechtigkeit, Wahrheit als redende Personen vor? Die Herleitung der Moralitäten aus den Mirakelspielen ist eine längst aufgegebene Hypothese. — Unrichtig sind ferner die Behauptungen, wir wüßten von Shakespeares Leben weniger als von dem Marlowes (dessen verhängnisvoller *brawl* dreimal, mit und ohne Verallgemeinerung, heraufbeschworen wird), wir vermöchten nicht ein Wort seiner dramatischen Schöpfungen als seine eigene persönliche Überzeugung zu bezeichnen, und es sei schwer zu sagen, ob der Dichter überhaupt irgendwelchen religiösen Glauben gehabt habe (stünde *creed* statt *belief,* möcht's leidlich scheinen). — Nicht minder vorschnell ist das Urteil über Ben Jonson, die Gestalten seiner sozialen Lustspiele seien *abstractions and not characters.* — Ob Miltons *Arcades* wirklich unsterblich sind, darf man bezweifeln, wenigstens wenn

[1] Essay on Satire Scott-Saintsbury edition, Bd. XIII, p. 107.

unter Unsterblichkeit etwas anderes verstanden wird als das papierne Dasein in Literaturgeschichten. — Von Bunyans Hauptwerk wird gesagt, seine Form sei *almost epic*, ohne daß der dunkle Ausdruck irgendwie erläutert wird. — Der Byron gewidmete Abschnitt ist ein gutes Beispiel für die Art von Literaturgeschichte, wie sie nicht sein sollte: es wird dem Lernenden (und für solche ist doch das Buch in erster Linie bestimmt) zwar nachdrücklich eingeprägt, des Dichters einzige Leistungen von bleibendem Wert seien *Beppo* und *Don Juan*; aber nirgend, auch nicht in der Anmerkung, erfährt er ein Sterbenswörtchen davon, daß es sich dabei um komisch-satirische Epen handelt. — Doch genug von solchen Proben! Es sei nicht verschwiegen, daß neben vielem Verfehlten sich auch manche wohlgelungene Skizze findet. Es überwiegt aber der bedauerliche Eindruck kritiklosen Exzerpierens oft veralteter Literaturgeschichten, obwohl man bei dem Fehlen einer genaueren Angabe über den oder die Verfasser (S. VII) zu der Annahme berechtigt ist, es handle sich um eine relativ selbständige Leistung des Herausgebers. — Eine solche liegt aber zweifellos vor in den 14 Seiten Anmerkungen, die den Band beschließen. Und auch hier ist manches nicht einwandfrei, wie einige den beiden letzten Seiten entnommene Belege dartun mögen. So wird z. B. der Roman des Cervantes ohne Grund in der französischen Form, als *Don Quichotte*, aufgeführt. Ist Dumas' 'Graf von Monte Christo' wirklich die 'Fortsetzung' der *Trois Mousquetaires*? Das me. *Loy* (= Eligius) wird als 'Ludwig' gedeutet. Robin Hood soll der Typus des 'schottischen' Geächteten sein. Spensers *giust* erscheint als *guist* (auch im Text); bei *earn* vermißt man den naheliegenden Hinweis auf *yearn*; *lad* wird mit ne. *lead* gleichgesetzt statt mit *led*. Bei Burns fehlt *fa'* = *get*, und *maunu* (= *must not, cannot*) wird für *must* gehalten. — Nach solchen notwendigen Ausstellungen ist es doppelt erfreulich, den Blick auf den Hauptteil des Buches zu richten, die Auswahl von Prosa- und Poesieproben, durch die dem Schüler das Verständnis englischer Geschichte, Kunst und Literatur unmittelbar erschlossen werden soll. Hierfür gebührt dem Verf. volle Anerkennung. Mit sicherem pädagogischem Takt hat er es verstanden, die beiden drohenden Klippen eines jeden solchen Unternehmens zu vermeiden: weder ist die Auslese so einseitig, daß wesentliche Linien der Gesamtentwicklung fehlen, noch sind die Proben selbst so kleine Splitter, daß sie von dem einzelnen Werk keine angemessene Vorstellung geben könnten (natürlich mit einer unvermeidlichen Ausnahme: Shakespeare). Die Abschnitte z. B. über Lord Clive und Warren Hastings und die Auszüge aus Seeleys *Expansion of England* sind Muster geschmackvoller Epitomisierung: nicht nur alle bedeutenden Gedanken, sondern auch die wichtigsten Eigentümlichkeiten des Stils sind trotz der Kürzung bewahrt geblieben. Und weil dieser Teil der Arbeit, ohne Zweifel der schwierigste und wesentlichste, dem Verf. so gut gelungen ist, darf man über die sonstigen Unvollkommenheiten, von denen hier einige zusammengestellt werden mußten, in der Überzeugung hinweggehen, daß sie mit einer neuen Auflage verschwinden werden, und daß dann ein durchaus brauchbares Hilfsmittel für den englischen Unterricht auf der Mittel- und Oberstufe vorliegen wird. — Als Beitrag zu dieser Umarbeitung seien noch folgende Bemerkungen gestattet. Es wäre wünschenswert, wenn die verschiedenen Teile des Buches in innigere Beziehung zueinander gesetzt würden, als das bisher der Fall ist. So bleiben z. B. bei Dickens (S. 245 f.) die *Sketches* unerwähnt, obgleich Nr. 26 daraus entnommen ist. Die Prosaschilderung des Angriffs der Leichten Brigade bei Balaklava (S. 51) wäre eine vortreffliche Erläuterung zu Tennysons berühmtem Gedicht, das man ungern unter den Gedichten vermißt. Anderseits könnte S. 272 Z. 24 eine kurze Anmerkung 'vgl. S. 40' die Aufmerksamkeit darauf lenken, daß Wolfe mit diesen schwermütigen Versen auf den Lippen in den Tod gegangen ist. Ebenso wäre S. 249 (Beecher-Stowe) zu verweisen

auf S. 53 f. — Der erste Absatz von Nr. 16 ist in eckige Klammern zu schließen als Zeichen dafür, daß diese Sätze sich nicht wörtlich so bei Macaulay finden. — Nr. 26, 27 und 28 könnten als humoristische Stücke eine gesonderte Gruppe bilden, entweder allein in Sect. I oder mit Nr. 77 zusammen hinter Sect. III. Jedenfalls sind die Titel von 27 und 28 als irreführend zu ändern. — Einigen Probestücken ist außer dem Verfassernamen auch das Jahr des Erscheinens und der Titel des Werkes angefügt. Das ist gewiß wünschenswert; nur müßte die Regelung einheitlich geschehen, und irrige Angaben — z. B. bei Nr. 26: 1834 statt 1835—36, oder bei Nr. 29: 1843 st. 1841 (weitere Fälle s. u.) — wären zu verbessern. — Die Quellenangabe S. 221 ist ein seltsames Gemisch von Deutsch und Englisch; besser bliebe sie an dieser Stelle wohl ganz fort. — Es wirkt befremdend, wenn in einem deutschen Schulbuch der Abriß der Geschichte einer nichtdeutschen Literatur von Ausdrücken wimmelt, die nur im Munde dieses fremden Volkes Sinn und Berechtigung haben, es sei denn, daß der ausländische Autor als solcher deutlich erkennbar ist. Also entweder bleibe es bei *our earliest poetical work* (S. 221), *our national disposition* (222), *our English love of … fighting* (230) usf.; dann möge unter jedem Abschnitt der Name des Verfassers angegeben werden, ganz wie im 1. Teil des Buches. Oder der Verf. arbeite mit Beschränkung auf eine ganz summarische Quellenangabe diese Abschnitte seinerseits um; dann würde der ganze Teil aus einem Guß werden, und die Schüler hätten einen dem Stande der Forschung angepaßten Leitfaden in gutem Englisch. — Zu Schluß einige Druckbesserungen (von minder wichtigen Satzzeichen abgesehen): S. 65, Z 10: *all doubt.* — 73, 9: *Marc Twain.* — 74, 2: *director of* und streiche das hyphen. — 78, 14: Gedankenstrich zw. *good-will* und *The.* — 79, 16: *Spaemen.* — 98, 16: *sits in.* — 131, 1 v. u.: 1818—19 statt 1820. — 144, 21 v. u.: Komma vor *Smithfield.* — 221, 14: *measure.* — 236, 9 v. u.: *lucubrations.* — 247, 14 v. u.: keinen Sperrdruck. — 248, 4 f. v. u.: *art, life, literature.* — Die Verwendung des Kursivdrucks für Namen und Titel ist bis S. 250 einheitlich durchzuführen. — 253, 4: lies *oath was … Seinte.* — Z. 6: *sang.* — Z. 7: *semely* (vgl. Z. 20) st. *sweetely.* — Z. 10: Anm. zu *unknow* fehlt. — Z. 15: *Thát*; der Auftakt fehlt. — Z. 18: *farthing.* — Z. 23: *counterfeite.* — Z. 24: *estatlich.* — 258, 14 v. u.: *giusts.* — 259, 6 v. u.: *Faerie.* — 260, 5: *'Gainst.* — Z. 16 v. u.: *all-triumphant.* — 272, 6: *straw-built.* — 282, 9 v. u.: *winged.* — 10 v. u.: streiche Komma am Zeilenende. — 20 v. u.: *cannot.* — 283 Nr. 24, Titel: *Bruce's address to his army at Bannockburn.* — Z. 8 v. u.: *traitor-knave.* — 9 v. u.: *slaverie.* — 11 v. u.: *front o' battle.* — 13 v. u.: *victorie.* — 16 v. u.: setze Komma am Zeilenende. — 284, 2: *your sons.* — 8: *die.* — 12: *hings … an' a' that?* (Dies *an'* stets so!). — 20: *hoddin grey.* — 1 v. u.: *Guid faith, he.* — 4 v. u.: *A prince can.* — 9 v. u.: *a cuif.* — 12 v. u.: *a lord,.* — 285, 8: *May bear.* — 10: *comin'.* — 8 v. u.: *Of stagnant w.:* Komma am Zeilenende. — 4 v. u.: *Oh! raise.* — 287, 11 v. u.: *wildly shook;* — 288, 15 u. 16 aneinanderrücken; dagegen 1 u. 2 v. u. trennen. — 289, 5: *speed, Malise, speed!* — 329, zu 78: setze hinter 'ergründen': 'erspähen'. — 331, zu 117: *Uncle Sam* ist irrig und unvollständig erklärt; zu 121: u = gr. v, y. — 332, zu 137: *Volunteers* st. *Volunteer*; zu 144: *Wollaton Hall* st. *W. House*, setze hinzu: 'bei Nottingham'; zu 157: 1769 st. 1767. — 333, zu 161: 'Simon von Montfort' st. 'S. of M.'. — 334, zu 176 u. 177: streiche einmal den Titel; zu 185: gleiche aus 'der Test Act' u. 'die Corporation Act'. — 335, zu 194, Carlyle: 'zu erschließen versucht' st. 'erschlossen'. — 336, zu 217: '*MSS.*' st. 'M. S. S.'. — 339, zu 318: 'baumeln' st. 'gehängt werden'; zu 319: 'New Hampshire' st. 'Newhampsh.' — Der Titel der S. 180 genannten Essaysammlung Humes von 1741 lautet richtiger: *Moral and political essays.* — Darwins Hauptwerk ist 1859 erschienen, dagegen *The descent of man* (S. 185) erst 1871. — Für Spencers *First principles* ist

(S. 190) 1866 st. 1862 angegeben, für Carlyles *Heroes* (S. 194) 1840 st. 1841, für Emersons *Representative men* 1841 st. 1850 (die Vorlesungen 1845/46), für Macaulays *Goldsmith* (S. 203) 1843 st. 1856.

Charlottenburg. Richard Röhmer.

Reinhold Schönig, Romanisches vorkonsonantisches L in den heutigen französischen Mundarten. (Beihefte zur Zeitschrift für romanische Philologie, Heft 45.) Halle, Niemeyer, 1913. XI, 149 S. M. 5,60.

Diese Studie soll die Schicksale des *l* vor Konsonanten (Beispiel: *calidus*, *calx*) in den französischen Mundarten darstellen. Sie schließt sich in der Anlage an die 1889 erschienene Freiburger (i. B.) Dissertation von J. Haas (*Zur Geschichte des l vor folgendem Konsonanten im Nordfranzösischen*) an und führt diese gewissermaßen bis in unsere Zeit fort. Als Hauptquelle dient dem Verfasser natürlich der *Atlas linguistique*, der es nun ermöglicht, mit einem Blick wie die lexikologischen und morphologischen, so auch die lautlichen Verhältnisse Frankreichs zu übersehen. Er hat es aber auch nicht unterlassen, für jede der neun Dialektgruppen, in die er Nordfrankreich teilt, noch einige spezielle Arbeiten herbeizuziehen. Eine Berücksichtigung alles vorhandenen Materials war bei dessen Fülle und bei der oft so unklaren Orthographie der Dialektwörterbücher nicht nur unmöglich, sondern auch überflüssig. Allerdings kann man sich fragen, ob die von Sch. getroffene Auswahl immer eine glückliche war. So fehlt z. B. Jorets für phonetische Studien doch sehr geeignetes Wörterbuch des Bessin, ebenso das von Verrier-Onillon, Zéliqzons lothringische Mundarten. Ganz ungenügend ist die Champagne vertreten, für die weder Baudouins 'Wörterbuch der Forêt de Clairvaux' noch Guénards Studie über die Mundart von Courtisols[1] benutzt wurden. Doch ist ja jede solche Auswahl notwendig subjektiv, und man wird daher dem Verf. daraus keinen großen Vorwurf machen können.[2]

Ganz unglücklich ist nun aber die Art, wie Sch. das so gesammelte Material verwertet. Der *Atlas linguistique* ermöglicht uns zum erstenmal eine synthetische, übersichtliche Behandlung solcher Probleme. Die Karte chaud z. B. gibt mir schon ein gutes, wenn auch noch unvollständiges Bild von der Gestaltung der Lautverbindung $a + l$. Wer deren Geschichte ganz verfolgen will, muß andere Karten, wie gauche, paume, mit jener vergleichen, so allmählich das allgemein Gültige herausschälen und dies dann wiederum in einem Kartenbilde darstellen. Eine Reihe von Karten werden so gewissermaßen 'zusammengesehen' und deren Anschaulichkeit dadurch noch erhöht.[3] Statt dessen zerreißt Sch. das ganze Gebiet in neun Teile. Natür-

[1] Courtisols wird von Sch. zur Champagne gerechnet. Einen anderen Standpunkt vertritt H. Urtel, *RDR* 2, 133.

[2] Schwerwiegender ist schon, daß Sch. die kurzen, aber inhaltsreichen Bemerkungen Gilliérons zum Suffix *-ellus* in der Normandie, *Romania* 12, 400 f. und die Darlegung der Verhältnisse im Dialekt von Roubaix bei Viez, *Le parler populaire de Roubaix* p. 41 ff., 70 ff. entgangen sind.

[3] Wie solche Karten etwa herzustellen sind, hat hier kürzlich Jaberg (Bd. 132 p. 223) auseinandergesetzt. Allerdings muß man sich hüten, die von ihm vorgeschlagene Methode ganz schematisch anzuwenden. Ein prächtiges Muster zu einer kartographischen Illustration seiner Arbeit hätte Sch. ja auch in Morfs Schrift *Zur sprachlichen Gliederung Frankreichs* gefunden. Doch scheint er, wie wir noch sehen werden, diese überhaupt nicht zu kennen.

lich erwartet dann der Leser, am Schluß eine Zusammenfassung zu finden. Aber diese sowohl als auch die Karten fehlen vollständig. Des Hauptvorteils, den uns der Atlas gebracht hat, alle sprachlichen Erscheinungen in ihrem geographischen Zusammenhang erblicken zu können, begibt sich also Sch. von vornherein. Eine solche Darstellung, wie er sie uns bietet, hätte wahrlich nicht auf den Atlas zu warten brauchen. Innerhalb des Rahmens der einzelnen Provinzen gibt uns Sch. eine öde Aufzählung der Resultate der von ihm behandelten Lautverbindungen. Mehr als die Hälfte seines Buches besteht aus sterilen Tabellen, bei denen sich der Leser nur dann etwas vorstellen kann, wenn er zur Karte greift und mühsam Punkt um Punkt und Wort um Wort darin einträgt. Tatsächlich ist es für ihn viel einfacher, sich an den Atlas direkt zu wenden; das gewünschte Bild wird bedeutend rascher vor seinem Auge entstehen. Die Beigabe von zehn oder zwölf Karten hätte alle diese Tabellen überflüssig gemacht. Leider verschwinden unter diesem Wust auch die paar glücklichen Bemerkungen und Einfälle, die zeigen, daß Sch. ganz Gutes hätte leisten können, wenn er sein Material besser zu verarbeiten und darzustellen gewußt hätte.

Von den verschiedenen Faktoren, die bei der Entwicklung der Laute eine bestimmende Rolle spielen, vernachlässigt Sch. oft die allerwichtigsten. So stellt er Wörter wie *bateau*, *rideau*, *saucisse*, *fauteuil*, die wohl von gewissen Zentren aus sich verbreitet haben und kaum überall alteinheimisch sind, in eine Linie mit allen anderen und zieht sie genau gleich heran wie diese. Dagegen werden Wörter wie *fouteau* (auf der Karte hêtre) und *coudre* (Karte noisetier) beiseite gelassen, obschon gerade sie den Lautstand der Mundart verhältnismäßig noch am getreuesten wiedergeben, da ihnen kein genau entsprechendes schriftsprachliches Wort gegenübersteht, das sie direkt beeinflussen könnte. Von einer vorangehenden kritischen Sichtung des Materials vom wortgeschichtlichen Standpunkt aus, wie sie für solche lautliche Studien unerläßlich ist, findet man also keine Spur. Daher steht auch Sch. vollständig hilflos vor einem Worte wie *poumon*, das in den meisten nordfranzösischen Dialekten in der Form *pomõ* auftritt, einer Form, die nicht auf pulmone zurückgehen kann. Ein sorgfältiges Durchstöbern der Atlaskarte und Zauners Arbeit über die Namen der Körperteile (*Rom. Forsch.* 14, 491) hätten ihm gezeigt, daß fast alle Mundarten Frankreichs und Oberitaliens eine Grundform *palmone[1] verlangen, daß also die Karte poumon in der Lautgruppe $a + l$ zu behandeln war und daß die wenigen Formen mit *-u-* schriftsprachlichem, d. h. wohl hier gelehrtem Einfluß zu verdanken sind.

Aus den vielen Detailbemerkungen, die sich einem bei der Lektüre aufdrängen, wähle ich nur einige aus: In den S. 6 aufgezählten normannischen Formen für *quel*, wie *kyil* etc. ist wohl eher die Wirkung der bekannten zweiten Palatalisierung als die Diphthongierung von e ($< a$) zu sehen, vgl. dazu die Karten cul, caisse, queue, cuisine etc. — Den Lautwandel $l +$ kons. $> r$ beachtet Sch. viel zu wenig. Er spricht allerdings nicht nur S. 49 davon,

[1] Zauner will l. c. diese Form durch Anlehnung an palma 'die Palme' erklären. Mir scheint hier eher palma 'die flache Hand' eine Rolle gespielt zu haben, das sicherlich im Volke lebendiger war; die Form der ausgebreiteten Hand bot wohl ebenso viel Anhaltspunkte zu einem Vergleich mit der Lunge wie das fächerförmige Palmenblatt. Die vielen volkstümlichen Bezeichnungen der Lunge, wie *corée*, *mou* etc., sowie die Tatsache, daß besonders Lehnwörter von der ersten Zeit ihrer Aufnahme bis zu ihrem Erstarken sehr leicht volksetymologischen Einflüssen unterliegen, weisen darauf hin, daß pulmone erst verhältnismäßig spät aus der Medizinersprache ins Volk gedrungen und vielleicht nirgend in der Romania erbwörtlich ist.

wie man nach seinem Register glauben könnte, sondern auch S. 28 und S. 113. Aber nirgend erörtert er den Charakter dieses sprunghaften Lautwandels, noch sucht er ihn durch Beispiele außerhalb des Atlas zu erhellen; ja, er übersieht sogar die Karte almanach, die hauptsächlich diese Erscheinung aufweist. — Es scheint sich fast durchweg um im späteren Mittelalter oder gar erst in neuester Zeit aufgenommene Wörter zu handeln.[1] Neben *armana* 'Almanach' (fast überall) treffen wir in den Dialektwörterbüchern u. a. *carcul* 'calcul' (Maine, Flandre), *carculer* (Flandre), *Berge* 'Belge'[2] (Mons), *farbalas* 'falbalas' (Lille), *arkòr* 'alcôve' (St. Pol), *cristère* 'clystère' (Lille), *arcole, orcole* 'alcool' (Maine) etc. — Die Abgrenzung der Dialekte hätte Sch. mit größerer Sorgfalt vornehmen sollen. Ein einziger Blick in Morfs *Zur sprachlichen Gliederung Frankreichs*, Berlin 1911, hätte ihn darüber belehrt, daß er vom Dep. Aisne zwei und von Belgien einen Punkt zu viel zum Pikardischen gerechnet hat. — Auch in Kleinigkeiten zeigt sich, daß Sch. keine klare Vorstellung vom sprachlichen Leben hat. So behandelt er die labialen Vokale in der merkwürdigen Reihenfolge: *a, ǫ, ọ, u*. Gelegentlich passiert es ihm, daß er eine tautologische Beschreibung für eine Erklärung nimmt, so wenn er S. 2 sagt: 'Der in den Auslaut tretende Vokal ı, ı bleibt derselbe, außer; Punkt Ma 386, *wo infolge einer etwas offeneren Aussprache der Laut* e *entsteht*.'[3] — Überhaupt ist die Arbeit formell gar nicht einwandfrei. Die an und für sich lobenswerte Absicht, sich kurz auszudrücken, kann denn doch Sätze nicht entschuldigen wie 'St. Hubert … belegt mit *ē* für *ellus*' (S. 87); '*sauge* und *fauvette* belegen fast überall mit Vokal *a*' (S. 91); oder gar folgendes Satzungetüm: 'Auch das Chanson des 17. Jahrhunderts aus der Gegend von St. Pol transkribiert pourceaux mit *pourchaus*, lautet dagegen heute *purfeõu* und *purjėw*.'

Lassen sich die bisher gerügten Fehler als Mängel einer Erstlingsarbeit schließlich noch verstehen, so ist es dagegen gerade in einer solchen aufs schärfste zu tadeln, daß die Angaben sehr unzuverlässig sind. Für die Kontrolle des Materials habe ich mich auf einige Stichproben beschränken müssen; eine genaue Nachprüfung hätte mehr als eine Woche in Anspruch genommen und würde sich angesichts des oben Gesagten gar nicht der Mühe lohnen. Was aber diese Stichproben zutage gefördert haben, ist wenig erfreulich. Daß beim Ausschreiben einer solchen Unmenge von Formen übrigens sehr viele Fehler entstehen müssen, ist klar. So zählt Sch., der sonst die Quantitäten sorgfältig auseinanderhält, für P 363 in der Kategorie *a* + *l* 11 *ǒ́*, während meine Zählung 7 *ǒ* und 4 *ṓ* ergeben hat; P 358 hat in *chaud* den Vokal *ǒ̀*, nicht *ǒ́*; P 370 bietet zweimal den Vokal *ā́u*, einmal *ā̀u*; S. 6 läßt er bei der Aufzählung der Resultate von qualis in der Normandie regelmäßig das finale *-l* außer acht, was den Leser einer Abhandlung über die Schicksale von *l* + Kons. doch ganz irreführt. S. 16 ist bei *o* + *l* in der Normandie das gewöhnliche Resultat *u* nicht einmal erwähnt; Dottin, 'Gloss. du Bas-Maine' gibt nicht *bülyáo*, sondern *bulyáo*, nicht *falymjá*, sondern *falymjáo*, nicht *kudjáo*, sondern *kudžáo*, nicht *žrau*, sondern *žra*, nicht *ferfá*, sondern *ferfáj* oder *ferfè*; P 359, 349 usw. (S. 31) haben nicht *mœ́d*, sondern *mœ́d*; P 419 nicht *mā̀dr*, sondern *mŭ̀d*; im Dép Pas-de-Calais zähle ich nicht sechs *mŭ̀r*, sondern nur drei; S. 143 zählt Sch. eine Reihe von Punkten auf, die für moudre die Form *mǒ̀dr* bieten; in Wirklichkeit weist moudre überall den Vokal *ŭ̀* oder *ŭ̀* auf; P 4 hat nicht *kūpé*, sondern

[1] Man braucht nur die Karte érésipèle zur Hand zu nehmen, um zu sehen, was für Umbildungen und volksetymologischen Umgestaltungen so ein Wort unterworfen ist.

[2] Dieser Volksname ist bekanntlich erst durch die Revolution wieder eingeführt worden.

[3] Diese Worte sind von mir kursiv gedruckt.

kǫpé; P 906 liegt nicht im Dép. Nièvre usw. Leider ist das Buch auch durch viele Druckfehler verunstaltet, die auch die Benutzung erschweren; so muß man S. 12 lesen: Ca 343 statt Ca 443, *chaux* statt *chause*, Ca 367 statt Ca 376; S. 13: *paume* statt *pauve*; S. 21: *myœ* 362 statt 62; S. 22: *gel* 230 statt 30); bei Zitaten aus Dottin sollte auf die mit römischen Ziffern paginierte Einleitung nicht mit arabischen Ziffern verwiesen werden, da das den Leser irreführt; so spricht Dottin nicht S. 61, sondern S. LXVII von der Entwicklung des Suffixes *-ellus*; S. 28 Z. 2 v. u. lies Ll statt lL; S. 30 Z. 7 v. u. 463 statt 643; S. 31 Z. 13 v. u. 392 statt 90; S. 58 Z. 15 v. u. 253 statt 353 usw. —

Trotz des großen Sammelfleißes des Verf. und trotz einiger wertvoller Einzelbemerkungen hat das Buch weder als zusammenfassende Studie großen Wert noch als Materialsammlung; denn das Material des Atlas schöpft, wer sich um die Frage interessiert, besser direkt aus den Karten, und der aus den Dialektbeschreibungen zusammengetragene Teil bedarf vor dem Benutzen einer sorgfältigen Überprüfung.

Wettingen bei Zürich. W. v. Wartburg.

Hugo Theodor, Die komischen Elemente der altfranzösischen *chansons de geste*. (Beihefte zur Zeitschrift für romanische Philologie, Heft 48.) Halle, Niemeyer, 1913, XI, 156 S. M. 5,60.

Das älteste komische Motiv der *chansons de geste* ist die Verräterkomik. Ohne daß sich der Verräter zum komischen Typus auswüchse, gibt man ihn manchmal verächtlich dem Gelächter preis. So ergeht es schon Ganelon im *Rolandslied*, als die Küchenjungen ihn verprügeln und seinen Bart raufen, und Tedbalt in der drastischen Fluchtepisode der *Chançun de Guillelme.*

Ein komischer Typus, dessen Entwicklung sich verfolgen läßt, ist der der Heiden. In dem Bestreben, die Gefährlichkeit des heidnischen Gegners sinnfällig zu machen, stellte man sie zunächst als schreckenerregend häßlich dar, als Riesen mit struppigem Haar und — unter Verwertung der Vorstellung vom Teufel — mit feuersprühenden Augen (*Roland, Couronnement Louis*). Die ma. Beschreibungen von den monströsen Menschen des Orients unterstützten die Phantasie der Dichter bei der grotesken Verzerrung tierischer und menschlicher Züge. Im *Rainouart*, dem 2. Teil der *Chançun de Guillelme*, erhöhen die grotesken Züge noch den Schrecken (Tabur); im *Fierabras* aber erregen sie durch ihre Ungeheuerlichkeit schon Lachen (Agolafre). Die Höhe der Entwicklung stellt Escopart in *Beuve d'Hamtone* dar. Je mehr der ursprüngliche Geist des Glaubenskampfes vor einer mehr abenteuerlichen Auffassung zurücktritt, um so mehr wird der Heide zum täppischen Tölpel, der dem Christen zum Spott dient. Durch die drastische Übertreibung ihrer greulichen Gestalt und Art wirken auch die in *Aliscans, Fierabras* und *Anséis de Carthage* kämpfenden Riesinnen komisch.

In Escopart vereinigt sich die Entwicklung zweier Typen: er ist komischer Heide und komischer *vilain.* Prototyp des *vilain* ist Rainouart, der keulenbewaffnete Herkules der *chansons de geste.* Erst *Aliscans* hat die komische Seite der Dümmlingsrolle übermäßig ausgebeutet. Der Gegensatz zum Ritter zeigt sich äußerlich in der zerlumpten Kleidung und der schmutzigen Gestalt (Rainouart, Rigaut im *Lothringerepos*). Die Häßlichkeit infolge körperlicher Vernachlässigung ist auf die Spitze getrieben in den Tafurs der Kreuzzugsepen, jener verwilderten Gefolgschaft Peters des Einsiedlers. Übermenschliche Kraft im Dienst eines undisziplinierten Willens und ein Gegensatz zur ritterlichen Kultur, der meist lächerlich wirkt,

aber manchmal auch einer sozial-satirischen Tendenz dient (Varocher in *Macaire*), bilden das Wesen der Vilainkomik. Satirisch sind die Äußerungen über die Plumpheit und das Schimpfen der Deutschen (*Aymeri de Narbonne*) und die Feigheit, den Geiz, die Frechheit und auch die Sprache der Lombarden (*Enf. Vivien*, *Aiol*, *Narbonnais*).

In das Gebiet der possenhaften Komik gehört das Überlistungsmotiv. Es kann sich um eine Überlistung des Gegners durch Verkleidung handeln oder um eine durch Zauberei bewirkte durch Verwandlung. Das älteste Beispiel einer Kriegslist der ersteren Art ist der *Charroi de Nimes*. In der *Chevalerie Ogier* wird Karl durch eine Scheinbesatzung aus Holzpuppen in Ritterrüstung getäuscht und genarrt. Fast regelmäßig werden die *portiers* überlistet, so daß sie nahezu ein komischer Typus werden. Die bekanntesten Helden der Überlistung durch Zauberei sind Maugis und Auberon. Die Ausbreitung des Zaubermotivs geht auf den Einfluß der Artusepik zurück. Die *chansons de geste* entnehmen dieser Quelle noch andere Anregungen: die Liebe und den naiven Helden. Die Liebe ist auch vorher besungen worden; aber mit dem Eindringen des bretonischen Einflusses versuchen die *chansons de geste*-Dichter die Behandlung der Liebesfrage der Manier des höfischen Epos anzunähern. Sie können es nicht, und ihre Frauen wirken in ihrer lüsternen Koketterie abstoßend lächerlich. Dem naiven Helden geht es nicht besser. Das Perceval-Motiv dient in den *chansons de geste* nur komischen Zwecken (*Chevalier au cygne*, *Doon de Mayence*, *Aiol*).

In das Gebiet des Witzes gehören die meisten komischen Äußerungen, die sich auf die Geistlichen beziehen. Das *Moniage Guillaume* bringt zuerst eine komische Mönchsrolle auf; aber es handelt sich hier um harmlosen Humor. Später muß die Tracht der Geistlichen und ihre Predigt zu derben ironischen Vergleichen herhalten. Der Glaube selbst ist nicht verspottet worden; doch über die Götter der Heiden machte man sich lustig.

Bei der unsicheren chronologischen Grundlage, auf die die Arbeit sich aufbaut, mußte der Verfasser von vornherein auf ein exaktes entwicklungsgeschichtliches Resultat verzichten. Eine konsequent fortschreitende Entwicklung läßt sich erst mit Beginn der Dekadenzperiode konstatieren. Von der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts an nehmen wir ein jähes Anschwellen der Komik wahr bis hin zu — *Baudouin de Sebourc*. Vorher geht die Linie unregelmäßig auf und ab. Eine andere Datierung von *Garin le Loherain* auf Grund der Arbeit von F. Lot hätte ein anderes Bild für die Zeit um 1200 ergeben, wie auch der Anfang der Entwicklung anders aussieht für den, der in *Vivien* und *Rainouart* eine gleich alte Einheit sieht. *Baudouin de Sebourc* hätte ich als den Abschluß der Entwicklung lieber am Schluß der Arbeit selbst als im Anhang gefunden. Der Weg von dem humorvollen Lachen über die Ritter, von den harmlosen Scherzen über die Geistlichen in der Blütezeit der *chansons de geste* und endlich von der schon roh sinnlichen Behandlung der Liebe in ihrer Spätzeit bis hin zur Parodie des Rittertums, zur gemeinen Satire über den Klerus und zur geschmacklos laszіven Behandlung der Frau läge dann mehr als ein Ganzes vor uns.

Auch wäre an dieser Stelle ein Hinweis auf die Entwicklung der Komik in Italien wünschenswert gewesen.

Der Verfasser hat auch die *Karlsreise* aus dem Rahmen seiner Arbeit ausgeschaltet, weil er sie nicht als *chanson de geste* gelten lassen will. Wenn auch die Arbeit Coulets bestimmend für ihn war, so wäre eine Rechtfertigung der eigenen Stellungnahme doch erwünscht gewesen, weil er nämlich zwar in der Beurteilung der *Karlsreise* Coulet folgt, aber im Gegensatz zu ihm *Aiol* als *chanson de geste* gelten läßt. — Eine Untersuchung, ob ein Gedicht wie die *Karlsreise* oder wie *Baudouin de Sebourc* eine *chanson de geste* sei oder nicht, halte ich für müßig. Der Inhalt muß nicht kriegerisch

sein, wie der Verfasser meint, — *Berte aux grands pieds* wäre sonst keine *chanson de geste*. Das Maßgebende ist die Form. — Für Coulet war in der Hauptsache der Glaube an eine prinzipielle Trennung des religiösen und des profanen Dichtungsgebietes entscheidend, also ein Grund, der durch die Resultate der Bédierschen Forschung hinfällig geworden ist.

Die Beobachtung, daß die beliebten *chansons de geste*-Helden schon so früh — in der ersten Hälfte des 12. Jahrhunderts — auch in komische Situationen geführt werden, hätte die Entwicklungsgeschichte der Komik um ein interessantes Moment bereichert. Darum ist die Ausschaltung zu bedauern.

Zum Schluß eine methodische Bemerkung. Der Verfasser hat mehrere Dispositionen nebeneinander verarbeitet. Dadurch wurde er zu einer Fülle von Wiederholungen gezwungen, die den Genuß der sonst so dankenswerten Arbeit, die einen interessanten Einblick in das Schaffen der *chansons de geste*-Dichter gewährt, beeinträchtigen.

Berlin. Dr. Else Sternberg.

Ferdinand Gohin, La langue française. Paris, Didier, 1913.

Herr Gohin, docteur ès lettres und Gymnasiallehrer in Paris, der seine Berechtigung, über die französische Sprache zu schreiben, durch sein schönes Buch: *Les transformations de la langue française pendant la deuxième moitié du XVIIIe siècle* nachgewiesen hat, hat dieses Mal etwas leichtere Ware geliefert, indem er das Lob seiner Muttersprache sang, wofür er sich einen *prix d'éloquence* von der Académie holte; seine Devise ist das hübsche Wort von Bouhours: *La langue française est ma grande passion* — das alles zeigt uns, daß wir es hier nicht mit einem wissenschaftlichen Werk zu tun haben, daß es nicht in erster Linie der Verstand ist, sondern Herz und Patriotismus, die dieses Büchelchen erzeugt haben. Verstärkt wird dieser Eindruck noch, wenn wir in dem Vorwort lesen, daß die Broschüre für solche geschrieben ist, die lernen wollen, denen denn auch dementsprechende gute Ratschläge gegeben werden, die zum Teil auch uns nützlich sein können, wie z. B. der, nicht nur mit dem Auge, sondern auch mit dem Ohre zu lesen — und, möchten wir hinzusetzen, zu schreiben, wie auch in unsere Prosa, soweit sie Anspruch darauf erhebt, anständig zu sein, etwas mehr künstlerische Form zu bringen. Indem der Verf. dann einen flüchtigen Blick auf die Geschichte der französischen Sprache wirft, kommt er auf ihre inneren und äußeren Feinde zu sprechen, auf die *crise du français*. Wir werden nicht mit dem Autor rechten, wenn er, und noch dazu in einer Lobrede, seine Muttersprache für die schönste hält, worin er ja subjektiv sicher recht hat; mißlicher ist es schon, wenn er sie für die älteste Schriftsprache Europas hält, was bei solchen, die lernen wollen, denn doch ganz verkehrte Anschauungen erzeugen muß. Schade ist auch, daß er in einer Arbeit, die für ein großes Publikum berechnet ist, nicht versucht hat, für allgemein interessierende Fragen, wie 'Krankheit einer Sprache', womit er operiert, durch linguistische Darlegungen Verständnis zu erwecken und für solche Dinge Freunde zu gewinnen. Auch wird mehr als ein naiver Leser mit Verwunderung sehen, daß im Altfranzösischen *'l'agréable balancement de l'accent se faisait encore sentir dans les formes verbales'* und wird sich fragen, ob denn das nicht auch heute noch unendlich häufig ist. Und muß nicht selbst der gläubigste Leser ungläubig den Kopf schütteln, wenn er hört: *'Mais dans notre langue moderne il n'y a pas lieu de distinguer la langue du peuple et celle des écrivains: c'est le même fonds, le même dictionnaire et la même grammaire. On peut parler la langue des meilleurs écrivains sans être ridicule ni paraître pédant.'* Alles das wirkt um so

auffälliger, da Verf. selbst einige Seiten vorher von den Verwüstungen, die innere Feinde in der Sprache anrichten, gesprochen hat. Wenn solche Übertreibungen nun jeder Franzose, der nachdenken gelernt hat, richtigstellen kann, ist es wieder unangenehmer, wenn er Schiefes und Falsches hört auf einem Gebiete, wo er das nicht kann, so z. B. hört, daß das Französische im Gegensatz zu anderen Sprachen, die Anleihen haben machen müssen, sich ganz rein erhalten habe: *'le français ... a grandi ... à l'abri de tout contact étranger.'* Auch die stärkste Liebe darf nicht blind gegen Tatsachen machen. Gern folgen wir unserem Liebhaber, wenn er den Reichtum der Geliebten preist, ihre Klarheit — freilich wären wir dankbar gewesen, wenn er uns belehrt hätte, worin diese Klarheit im Gegensatz zu anderen Sprachen besteht und wie sie erworben worden ist. Man vgl. z. B. das Ausschalten der in der gesprochenen deutschen Sprache so musikalisch wirkenden differenzierenden Betonungen in Sätzen wie: 'René hat es gesagt' und ihren Ersatz durch geschrieben ebenso wie gehört wirkende syntaktische Fügungen: *René l'a dit — René, lui, l'a dit — C'est René qui l'a dit — Il l'a dit, René.*

In einem dritten lesenswerten Kapitel tritt er mit Recht dafür ein, daß auch die französische Sprache dichterisch sei und Kunstwerte habe, die freilich von denen anderer Sprachen spezifisch verschieden seien; mit einzelnen Beispielen werden diese Behauptungen belegt.

Alles in allem: ein Buch, das einen anregen kann, über mancherlei Eigenart französischer Denk- und Ausdrucksweise und ihr historisches Werden nachzudenken. Und wenn jemand dem Gegenstand seiner *'grande passion'* mehr Schönes nachsagt als wir an ihm finden können, wollen wir ihm seine Liebe lassen, auch wenn unser eigenes Urteil anders lautet; *grande passion* für die Sache ist jedenfalls hohe Philologentugend, und die können wir von unserem Autor lernen.

Berlin-Tempelhof. Karl Schmidt.

Erhard Lommatzsch, Gautier de Coincy als Satiriker. Halle, Niemeyer, 1913. X, 123 S. M. 4.

Die vorliegende Schrift L.s hat sich zur Aufgabe gestellt, die Satire bei Gautier de Coincy darzustellen, die sich besonders in den Epilogen und Prologen seiner Marienmirakel, aber auch sonst in größeren oder kleineren Exkursen seiner Legendendichtungen finden. L. tut dies, indem er die hierhergehörigen Stellen aus den Werken unseres Dichters heraushebt und nach den verschiedenen Ständen, denen die Kritik gilt, übersichtlich zusammenordnet, um am Schluß jedes der so sich ergebenden Kapitel Parallelen aus anderen satirischen Dichtungen der altfranzösischen Zeit über die gleichen oder ähnliche Themata beizubringen. Man wird danach L.s Behauptung, daß Gautier in der Geschichte der satirischen Dichtung seiner Zeit einen Platz zu beanspruchen hat, als gerechtfertigt ansehen müssen. Im einzelnen wird man vielleicht die Darstellung oft etwas unnötig breit finden, da L. den Wortlaut der Originalstellen vielfach mit einer frei umschreibenden Wiedergabe des Sinnes in deutscher Sprache begleitet; man hätte statt dessen lieber Bemerkungen zur Geschichte der einzelnen satirischen Vorwürfe gehabt, eine Vertiefung, die eine bessere literarhistorische Beurteilung Gautiers ermöglicht, allerdings auch viel eingehendere Arbeit erfordert haben würde, als das von L. gewählte, enger begrenzte Thema. Mit dessen Behandlung wollte der Verf. in der Hauptsache wohl ein *specimen eruditionis* geben, und in der Tat verraten die von ihm beigebrachten Parallelstellen eine ausgebreitete Belesenheit auf dem Gebiete der altfranzösischen Literatur. Nebenher werden noch einige andere dankenswerte Forschungsresultate mit-

geteilt, wie der auf S. 62—64 und 85 gegebene Nachweis, daß Gautier die *Bible* des Guiot von Provins hier und da als Quelle benutzt hat, oder die S. 86 Anm. 1 und S. 88 Anm. 1 angedeutete Benutzung Gautiers durch Matheolus.

An Einzelheiten möchte ich noch folgende Punkte berühren.

S. 13, 15 usw. gebraucht L. das Wort *Trouvère* in seiner altfranzösischen Bedeutung ('Dichter' überhaupt); sonst wird jetzt, soviel ich sehe, dieses Wort meist in dem engeren Sinne etwa von 'lyrischer Kunstdichter' (also das nordfranzösische Gegenstück zu prov. *trobador*) verwendet,[1] eine Bedeutung, die mir für die wissenschaftliche Terminologie der Gegenwart zweckmäßiger zu sein scheint.

S. 28 Anm. 1 gebraucht L. den Ausdruck 'Sodomie' in unrichtigem Sinne; es handelt sich an jener Stelle um homosexuelle Verfehlungen, auf deren Kritik durch Gautier bereits Mantegazza, 'Studien über die Geschlechtsverhältnisse', 1888,[2] S. 108 hingewiesen hat.

S. 104, in Vers 3 der ersten daselbst abgedruckten Gautier-Stelle, wäre nicht nötig gewesen, das *s* des Akkusativs *riens* einzuklammern, da diese Form auch sonst vorkommt; vgl. z. B. Aucassin 6, 9 und 40, 43.

Die von L. auf S. 104—107 behandelten Schmähungen gegen die Juden dürften ein besonders dankbares Thema für eine historische Betrachtung sein; L. gibt hier nur wenig Parallelen und meist aus zweiter Hand. Ich möchte darauf hinweisen, daß auch folgende beiden literarischen Texte heftige Ausfälle gegen die Juden bringen: Matfre Ermengaus *Breviari d'amor*[3] und die *Venjance nostre seigneur*.[4]

Göttingen. Walther Suchier.

Die Lieder Raouls von Soissons. herausgegeben von Emil Winkler. Halle, Niemeyer, 1914. VII, 95 S. M. 3.

Ein junger Österreicher aus der Schule Meyer-Lübkes hat es unternommen, die im ganzen nicht uninteressante poetische Hinterlassenschaft Raouls von Soissons in einer kritischen Ausgabe zugänglich zu machen. Er weist ihm zwölf Gedichte zu (darunter auch sämtliche, die unter dem Namen Tierris von Soissons von zwei Handschriften überliefert werden), und bietet im Anhang ein mit Thiebaut gewechseltes *Jeu-parti* sowie vier Raoul abzusprechende, ihm aber teilweise zugeschriebene Gedichte. Die sachliche, frische und entschlossene Art, mit der der Verfasser an seine Arbeit geht, berührt von vornherein angenehm. Er ist alles andere eher als weitschweifig; zuweilen könnte man ihm sogar den Vorwurf der allzu großen Knappheit machen, so in den Anmerkungen. Wohl auf französische Anregungen hin hat er entschlossen den üblichen Ballast der Sprach- und Reimuntersuchungen über Bord geworfen und nur das Allerwichtigste in den Anmerkungen zur Sprache gebracht. Ich glaube, daß man dies Verfahren durchaus billigen kann, vorausgesetzt, daß der Herausgeber sich nicht von vornherein der Arbeit enthoben fühlt, persönlich alles um so genauer durchzuprüfen. Daß namentlich in Erstlingsarbeiten auf dem Gebiete der Textausgaben viel unnützer Stoff immer wieder weitergeschleppt wird, ist

[1] Vgl. z. B. Gröber im 'Grundriß' II, 1 S. 652, 664, 669, 680.
[2] Eine neuere Ausgabe (4. Aufl. 1903) ist mir zurzeit nicht zugänglich.
[3] Vgl. 'Histoire littéraire de la France' Bd. XXXII, S. 30—32.
[4] Vgl. 'Zeitschrift für romanische Philologie' XXIV (1900), S. 169 (V. 10) und 170 (V. 22).

ja eine oft gerügte Erscheinung. Aber anderseits darf man in Anmerkungen nicht zu lakonisch sein. Erstens sind solche Ausgaben ja nicht immer bloß für die engsten Fachkreise bestimmt, sondern auch für Forscher, die mit ganz anderen Absichten und von ganz anderen Arbeitsgebieten her an die altfranzösische Lyrik herantreten und die für kleine Hilfen dankbar sind, und zweitens kommen selbst für den Fachmann und oft bei anscheinend leichten Texten Momente, wo er die Ansicht des Herausgebers über diesen oder jenen Punkt wissen möchte, sei es, um etwas zu lernen, sei es, um nicht ungerechtfertigte Angriffe zu unternehmen. Ich glaube, daß der Herausgeber, weil er sich von vornherein zu große Knappheit auferlegte und etwas gering von der inhaltlichen Interpretation dachte, manche interessante, wenn auch nicht schwerwiegende Einzelheit übersah. Davon später. Für die biographische Einleitung hat W. mit großem Fleiß historische Quellen studiert und ein paar neue Funde gemacht, namentlich was die genealogischen Verhältnisse der Familie Raouls, die (finanziellen) Beziehungen zu Thiebaut von Navarra und die Teilnahme am Kreuzzug anlangt. Das Lebens- und Charakterbild, das sich auf diesen Grundlagen erhebt, ist frisch und anschaulich gezeichnet. Von einschneidender Bedeutung ist es, daß die Persönlichkeit Tierris von Soissons einfach als nicht existierend gestrichen wird. Das hatten schon P. Paris und Gröber vorgeschlagen, und W. folgt ihnen vielleicht mit Recht. Ganz ohne Bedenken kann ich jedoch die Beweisführung nicht hinnehmen, und da es sich um einen nicht unwesentlichen Punkt handelt, möchte ich etwas ausführlicher darauf eingehen. Gegen die Existenz Tierris sprechen drei schwerwiegende Gründe: 1. Er ist historisch nicht nachweisbar, wenigstens nicht unter den Mitgliedern der gräflichen Familie. 2. Nur zwei eng zusammengehörige Handschriften bringen seinen Namen. 3. Es ist wahrscheinlich, daß N. irrtümlich den Namen Tierri setzt; für ein Gedicht läßt sich das unumstößlich nachweisen. Demgegenüber muß darauf hingewiesen werden, daß die Existenz oder Nichtexistenz historischer Dokumente doch zu oft von der Laune des Zufalls abhängt, als daß darauf ein bündiger Beweis gegründet werden könnte. Tierri brauchte nicht der Grafenfamilie anzugehören, da sein Titel *messire* beim Vorhandensein eines messire Raous allerdings sehr leicht auf eine Verwechslung zurückgehen könnte. Daß eine Handschrift irrtümlicherweise konsequent Tierri schreiben sollte, ist nicht so ohne weiteres plausibel; denn wohlgemerkt, es handelt sich um Namen, die paläographisch nicht zu verwechseln sind, und um Vornamen. An der Hand von Raynauds Bibliographie habe ich festgestellt, daß nur in verschwindend geringem Maße Verwechslungen von Vornamen begegnen; die vorkommenden Fälle sind paläographisch leicht erklärbar (interessant statt Raoul einmal Ferri de Ferrières) und treten meistens nur in je einem Gedicht auf. Das alles sind nur negative Erwägungen; versuchen wir, von den Texten selbst aus an die Frage heranzutreten. W. scheidet Anhang Nr. 15 (Raynaud 1204) aus, weil das (nicht unbedingt sichere) Geleit an Raoul de Soissons gerichtet ist und Raoul an sich selbst ein Gedicht nicht senden konnte. Die Überlieferungsverhältnisse sind nicht ganz einwandfrei: eine Hs. (X) gibt als Verfasser Tierri, eine andere bringt es vereinzelt und anonym (so aber auch Nr. 12, das unbedingt echt), eine dritte anonym, aber dicht hinter dem ebenfalls anonym überlieferten Nr. 2, das Herausgeber als echt ansieht (nota bene: zwei Hss. mit Tierri gegen eine anonyme). Wäre man nicht voreingenommen, müßte man zugeben, daß Nr. 15 schlecht und recht einem Soissons, mag er nun Tierri oder Raoul geheißen haben, zuzusprechen ist. Raoul scheidet aus auf Grund des (freilich nicht ganz sicheren) Geleits, bleibt also Tierri. Das in Frage stehende Geleit nennt als Empfänger neben Raoul einen Archier; an anscheinend dieselbe Persönlichkeit ist Nr. 8 gerichtet, das von den beiden besseren Hss. unter Tierri, von der dritten anonym

überliefert ist. Unter gewöhnlichen Verhältnissen würde das jeden Zweifel an der Identität des Verfassernamens ausschließen. Endlich weise ich noch darauf hin, daß, wie in Nr. 15 so auch in Nr. 11 die beiden Liebeshelden Paris und Tristan genannt sind, gewiß kein schwerwiegendes Moment, aber ein Umstand, der doch zu denken gibt, wenn man sieht, daß von den drei Handschriften ebenso wie in 15 keine den Namen Raoul gibt. So ist also der Tatbestand folgender: Wenigstens drei Gedichte, die sachlich miteinander in gewisser Hinsicht verknüpft scheinen (8, 11, 15), sind, wenn überhaupt mit Verfassernamen, so unter dem Tierris überliefert. Eins von diesen Gedichten (15) ist Raoul mit Sicherheit abzusprechen, könnte aber in jeder Beziehung befriedigend erklärt werden, wenn man die Existenz eines Tierri annimmt. Sieht man in dem Raoul des Geleites von 15 den alten Grafen, so ist sogar die Anspielung auf den Kreuzzug von 1202 (s. Winkler p. 25) verständlicher, der etwaige Verfasser Tierri würde zeitlich höher hinaufzurücken sein als der jüngere Dichter Raoul, und damit wären vielleicht auch die Bedingungen für seine historische Nachweisbarkeit andere. Wie dem auch sein mag, jedenfalls scheint mir die Beweisführung des Herausgebers nicht unanfechtbar. Ob mit der Beibehaltung Tierris viel gewonnen ist, das ist eine andere Frage. Was etwa ihm, was Raoul zuzuschreiben wäre, würde sich kaum vollständig entwirren lassen; aber Pflicht eines Herausgebers ist es, keine Möglichkeit unberücksichtigt zu lassen und alle Kombinationsmöglichkeiten durchzuprüfen.

Ich komme zur Herstellung der Texte selbst. Herausgeber hat bei jedem Gedicht die jeweilig beste Handschrift reproduziert. Änderungen wurden nur vorgenommen, wenn offenbare Fehler vorlagen. Da in den meisten Fällen Handschriften mit der Orthographie der *κοινή* in Frage kamen, brauchten nur in einem Falle (Nr. 6) orthographische Änderungen vorgenommen zu werden, indem allzu extreme lothringische Formen beseitigt wurden. Die Wahl der Handschriften ist, soweit ich sehe, in allen Fällen zu billigen, so daß man mit dem hergestellten Text wohl zufrieden sein kann. Hier einige Einzelheiten, die mir bei der Lektüre aufgestoßen sind: 1, 15: Der Akkusativ *Amors loiaus ne franche* verdiente wohl eine Anmerkung. Handelt es sich um Singular oder Plural, Reimzwang, syntaktische Erscheinung oder einfache Fehler? — V. 19 f.: Ich verstehe: 'Aber wenn ich mich von ihr entfernen will (*ost* = 1. P. Präs.), macht sie mich (wieder) zuversichtlicher; und ich glaubte tatsächlich, ganz und gar vertrauen zu können ...' — V. 30: Da Str. V nur in einer Handschrift, so könnte vielleicht *eus* (statt *ceus*) = 'sich zu trösten' vorzuziehen sein. — V. 33 f.: Hat Herausgeber gesehen, daß es sich hier nicht bloß um eine Minnehyperbel, sondern tatsächlich um den Tod einer Dame zu handeln scheint? — 2, 25: Der asymmetrische Ausdruck *fait vermeille ou palir* der zugrunde gelegten Handschrift brauchte nicht verworfen zu werden. — 5, 21: Reimschema verlangt *ricour*. — 6, 2: Was heißt *chanter por autrui*? — V. 24: Warum nicht *desevrés*? — 7, 49 ff.: Wenn *seit* stehenblieb, konnte ebensogut *s'an, foïr*, Relativum *que* bleiben. — 8, 33: Ob hinter dem *Aneguie* der beiden besseren Handschriften nicht doch etwas Selteneres als das banale *Hongrie* stecken könnte? — V. 50 lies *söust*. — 13, 37: *alumer* ist zur Genüge erklärt durch V. 4 und 66. — V. 52: Da alle Handschriften *embracié* geben, ist dies beizubehalten. Reime von *ier* : *ié* sind im 13. Jahrhundert nichts Seltenes; vgl. auch 5, 42 f. — 15, 8: *monteplie* ist nicht zu beanstanden. — V. 13: Es ist doch wohl *veoir* zu setzen.

Alles in allem erweckt die besonnene, zuverlässige und in der Darstellung gewandte Arbeit einen günstigen Eindruck. Sie sei mit um so größerer Anerkennung begrüßt, als die Beiträge zur altfranzösischen Lyrikforschung noch immer nicht allzu häufig sind.

Königsberg i. Pr. Fr. Lubinski.

Bogdan Krieger, Friedrich der Große und seine Bücher. Berlin u. Leipzig, Giesecke & Devrient, 1914. 181 S. 4°. In Leinw. geb. M. 12.

Meinem Bericht in der 'Deutschen Literaturzeitung' (1914, Nr. 31) über diese eigenartige und wichtige Quelle zur Geschichte Friedrichs des Großen möchte ich hier noch einiges zufügen. Das Buch behandelt 1. den König als Leser und Bücherfreund, 2. seine Bibliotheken, 3. die literarischen Agenten und Korrespondenten in Paris, 4. die Vorleser. Das 5. Kapitel enthält den Gesamtkatalog der Bibliotheken des Königs, den der Verf., der Hausbibliothekar des Kaisers, in mühevoller Arbeit zum erstenmal zusammengestellt hat. Er hat Friedrichs sieben Bibliotheken, soweit möglich, rekonstruiert und katalogisiert und uns hiermit einen charakteristischen Überblick über die literarischen Interessen des Königs gegeben, der auch bibliographisch sehr wertvoll ist. Selbstverständlich sind die Bücher fast alle französisch. Den vierten Teil bildet im Katalog die französische schöne Literatur, und fast die Hälfte hiervon sind Voltaire-Ausgaben, darunter solche, die selbst Bengesco nicht kennt, wie auch einige Abschriften von Werken Voltaires und einige eigenhändige Bemerkungen von ihm zum *Siècle de Louis XIV*.

Was der Verf. über die Agenten und Vorleser sagt, deren Leben und Beziehungen zum König er darstellt, ist das Vollständigste, was über diese Beziehungen existiert, da es sich nicht nur auf die besten seitherigen Publikationen aufbaut, sondern auch viel neues archivalisches Material benutzt.

Thieriot war literarischer Agent von 1736—1748 und von 1766 bis zu seinem Tode 1772. Friedrichs Briefe an ihn 1736—1745 hat 1912 Emil Jacobs herausgegeben. Seine Briefe an den König und Jordans Briefe an Thieriot, die ich in Kopien dem Verf. zur Verfügung stellen konnte, lieferten Ergänzungen besonders hinsichtlich der Bücherbestellungen und der säumigen Zahlung des Königs. Krieger sellt fest, daß Voltaire jahraus, jahrein seinen Freund versichert, etwas für ihn tun zu wollen, aber tatsächlich so gut wie nichts tut. Er stellt ferner fest, daß die gelieferten Bücher zwar gleich bezahlt wurden, daß Thieriot aber sein Jahrgehalt von 1200 Fr. für zwölfjährige Dienste erst nach seiner Entlassung 1749 erhalten hat, ein Rätsel, das auch der Verf. nicht genügend lösen kann. Über Friedrichs Eingreifen in den Streit Voltaire-Desfontaines erhielten wir schon durch seine Briefe an Thieriot neue Aufschlüsse, die Krieger nun zu einer ausführlichen Darstellung verwertet. Friedrich forderte Voltaire zur Verachtung seiner Gegner und zur Mäßigung auf und wusch Thieriot den Kopf wegen seines zweideutigen Verhaltens.

Thieriots Nachfolger 1748 war d'Arnaud, dessen Briefe an Friedrich und an andere noch 1868 vorhanden waren, aber seitdem verschwunden sind. Er wurde bekanntlich 1750 nach Berlin berufen, da Voltaire zögerte. Friedrichs Gedicht an ihn soll, nach Marmontel, wie bekannt, Voltaire zum Entschluß für Berlin bestimmt haben. Auch Krieger glaubt an einen solchen Einfluß, wenn auch nicht an einen plötzlich entscheidenden, und verlegt die oft erzählte Szene, in der Voltaire bei den Versen von seiner Abend- und d'Arnauds Morgenröte aus dem Bette springt, in die Mitte des Mai. Mir scheint nach Collés Mitteilung bei Desnoiresterres III, 417 das Datum der Szene der 23. Juni zu sein, also der Ehvorabend der Abreise Voltaires. Dann wäre Voltaires Zornesausbruch *Quel diable de Marc-Antoine* etc. vom 26. Juni aus Compiègne unmittelbar danach erfolgt, wie es am natürlichsten ist. Sein Entschluß stand ja doch auch seit dem 8. Mai fest. (Vgl. den 'Sitzungsbericht der Gesellschaft für das Studium der neueren Sprachen' vom 11. November 1913.)

D'Arnaud wurde nun in Berlin bekanntlich von Voltaire sofort hinausgebissen. Die Einzelheiten erzählt uns Krieger in großer Vollständigkeit.

Auch daß Fréron d'Arnauds Nachfolger als Korrespondent wurde, duldete Voltaire nicht. Den Abbé Raynal wollte der König nicht. Er wählte den Dramatiker Morand, über dessen kurze Tätigkeit jedoch nichts bekannt ist, da er bald entlassen wurde. Der König verzichtete nun auf einen literarischen Agenten in Paris bis 1763.

Da nahm er endlich, nach vielen vergeblichen Bitten, Grimms bekannte *Correspondance littéraire* an, aber schon 1766 bat er um Einstellung der Sendung. Grimm war ihm zu zudringlich und schmeichlerisch, seine Blätter nicht nach seinem Geschmack. Grimms Besuch in Potsdam 1769 änderte Friedrichs Gesinnung und veranlaßte einen wenn auch nur lückenhaft erhaltenen Briefwechsel bis zum Tode des Königs, auf den Krieger näher eingeht und der manches Interessante enthält. (Vgl. hier Wohlfeil Bd. 128, S. 329.) — Bei Grimms Entlassung war nun Thieriot wieder als Pariser Agent eingetreten, und er blieb es bis zu seinem von Friedrich sarkastisch besungenen Tode, 1772, ohne sich — mit Voltaires Billigung — für den König ernstlich zu bemühen, und deshalb auch ohne den König zu befriedigen. Nachher lehnte dieser jeden Versuch ab, ihm einen neuen Agenten aufzunötigen. Er wollte weder von solchen, noch von der französischen Literatur, außer Voltaire, hinfort etwas wissen.

Auch mit seinen Vorlesern hatte er nicht immer Glück. Der erste, der diese Stelle amtlich bekleidete — für La Mettrie trifft die Bezeichnung, nach Krieger, nicht zu —, war Darget, der frühere Sekretär des Gesandten Valory, der Held des 'Palladion' und anderer kleinerer Gedichte des Königs. Er war 1746 in Friedrichs Dienste getreten und blieb darin bis zum März 1752, wo er Urlaub nahm und nicht wieder zurückkehrte. Ich habe in meinem Aufsatz 'Die Verräter des Dichters von Sanssouci', 'Zeitschr. f. frz. u. engl. Unterricht' XI, 8 ff., alle Verdachtsmomente zusammengestellt, die Darget bei der unbefugten Pariser Ausgabe von Friedrichs Gedichten 1760 als mitbeteiligt erscheinen lassen. Krieger sucht mich ausführlich zu widerlegen, indem er alle meine Gründe zu entkräften sich bestrebt. Aber er muß selbst zugeben, daß Darget die ihm geschenkten Bände, trotz des Königs Mahnung zur Zurückgabe, 'wahrscheinlich behielt', und er kann auch nicht die Tatsache bestreiten, daß Darget das 'Palladion' unerlaubterweise mitgenommen hatte, das dann nach seinem Tode nach seinem Exemplar zuerst ans Licht kam. Ich bleibe also bei meiner Ansicht aus diesen und vielen anderen Gründen, die ich früher angegeben habe.

An de Prades' politischem Verrat besteht schon lange kein Zweifel mehr, wie u. a. die bekannten Schriften von Gundlach dargelegt haben. Auf Grund dieser und anderer Quellen behandelt Krieger seine Beziehungen zum König 1752—1757 ausführlich und geht auch noch auf de Prades' letzte Jahre ein. —

Erfreulich ist das schöne Verhältnis Friedrichs zu dem treuen, sympathischen Catt 1757—1781, dessen Memoiren und Tagebücher bekanntlich Koser 1884 herausgab. Leider endete auch dies mehr als zwanzigjährige ideale Verhältnis mit einem Zerwürfnis, zu dem Krieger, wie zu allen seinen Darstellungen, wieder reichliches neues Material, besonders aus dem Hausarchiv und der Göritz-Lübeck-Stiftung des Märkischen Museums heranziehen konnte. Aber trotz der Briefe der an Catts Unschuld glaubenden braunschweigischen Schwester des Königs und anderer Zeugnisse konnte die unordentliche Ordensverleihung an den Grafen Massini nicht völlig aufgeklärt werden, um derentwillen angeblich seit 1781 Catt nicht mehr von seinem König empfangen wurde.

Kriegers sehr wertvolles Buch darf von keinem übersehen werden, der sich mit Friedrichs literarischer Tätigkeit beschäftigt, und sein Gesamtkatalog muß auch darüber hinaus ein vielfaches Interesse erwecken.

Berlin-Steglitz. W. Mangold.

Martin Beutler, Der Wortschatz in Edmond Rostands Dramen. Eine stilistische Untersuchung. Halle, Niemeyer, 1914. 85 S.

Die hübsche Aufgabe, dem schillernden französischen Wortraketenwerfer Rostand in seine Offizin zu gucken und sein Sprachmaterial wissenschaftlich zu mustern, hat der Verf. im ganzen gut gelöst. In sechs Kapiteln (I. Archaismen, II. Umgangssprachliches und Mundartliches, III. Fremdwörtliches, IV. Neologismen, V. Rostands Neuschöpfungen, VI. Wortspiel und Wortwahl) lernen wir die einzelnen Maltöpfe kennen, aus denen Rostand seine kecken Pinselfarben holt. Bei näherer Untersuchung seiner Palette überrascht mehr die Geschmeidigkeit und Anpassungsfähigkeit dieses Wortkünstlers als die Totalsumme seiner Farbennuancen: aus Beutlers Untersuchung geht nämlich hervor, daß Rostand nicht ein so vielseitiger Sprachbeherrscher ist wie etwa Rabelais, sondern für jedes seiner Stücke hat Rostand gewissermaßen eine neue Sondersprache künstlich erlernt, man könnte fast zu jedem Kapitel (abgesehen vom VI., das wohl aus allen Werken Rostands schöpft) als Untertitel ein bis zwei Stücke setzen: Archaismen — Princesse Lointaine, Cyrano; Fremdwörter — Chantecler, Neologismen — Les Romanesques, Chantecler. Beutler ist nicht bei einseitiger Bewunderung seines Dichters stehengeblieben, sondern hat, vielleicht zu sehr vom Standpunkt des Deutschen, den die romanische formale Kunst befremdet, oft, so anläßlich der wirklich geschmacklosen Wortspiele des *Chantecler*, absprechende Urteile geäußert.

Was dem Verfasser der Broschüre vollkommen fehlt, ist nicht nur das Einfühlungsvermögen in die französische Theaterästhetik, die von der unseren so sehr verschieden ist, sondern auch die Kenntnis der stilistischen Traditionen in Frankreich, die manches, was Beutler als Eigentum oder Eigenart Rostands verzeichnet, als echt gallische Stiltendenzen, ja in vielen Fällen als bloße Reminiszenzen an Rabelais, Molière, Balzac (vgl. das Wortspiel mit *salade* 62, *décoquebiner* 53) etc. erweisen würde. Ich gehöre nicht zu den Kritikern, die in einer fremden Arbeit vor allem sich zitiert finden wollen — aber in diesem Falle hätte tatsächlich der Verf. in dem Anhang zu des Rezensenten *Wortbildung als stilistisches Mittel*, der u. a. von den Wortbildungen im *Chantecler* handelt, über einige historische Zusammenhänge aufgeklärt werden können. Überhaupt hätte die ganze Arbeit mehr literar- als sprachhistorisch angelegt werden sollen, d. h. der Verf. hätte die Arbeitsweise Rostands mit der Victor Hugos, Molières, Rabelais' vergleichen, nicht den einzelnen bei Rostand vorkommenden Wörtern historisch nachspüren sollen: was sollen uns z. B. die Etymologie von *calins* (S 21), das gar mit dem berüchtigten pejorativen *ca-* zusammengebracht wird, von *ébouriffé* (S. 38—39), von *folk-lore* (S. 41) oder gar die langen Exzerpte aus Nyrop über *septante* (S. 14) und über Superlative auf *-issime* (S. 50)? Warum uns (S. 44) erzählen, daß 'das *k* des deutschen Zickzack, dem *zigzag* entstammt', 'im Französischen in der ersten Silbe, anscheinend unter dem Einfluß des folgenden stimmhaften Lautes, selbst stimmhaft geworden' ist und 'dann den Schlußkonsonanten ebenfalls beeinflußt' hat? Lesen wir eine phonetische oder eine stilistische Untersuchung? Ich weiß wohl, daß erst ein reiferer Arbeiter sich von dem in der Vorlesung Gehörten emanzipiert, aber wann wird die Stilistik überhaupt sich von historischer (wohlgemerkt: sprachhistorischer, nicht etwa stilhistorischer) Belastung emanzipieren? Wann wird man die Autorstellen selbst auf ihren stilistischen Gehalt prüfen statt aus Littré, Dictionnaire général, Sachs-Villatte allerlei Lexikonweisheit zu schöpfen, die durch endlose Zitate aus Nyrop schmackhafter, kuriositätenhafter gemacht werden? Es genügt z. B. nicht, mit Nyrop bei dem *ois*-Suffix in *Ce turquois ne peut vous comprendre* den 'emploi pléonastique' zu konstatieren: Die auffällige Bildung soll eine womöglich noch unverständ-

lichere Sprache veranschaulichen, als das einfache *ture* zu bezeichnen vermöchte. Es genügt nicht, S. 34 Rostand zu schulmeistern, weil er *L'Ha-Schaab* (aus hebr. *ha-schaab* 'der Erlöser'), gewissermaßen mit doppeltem Artikel, geschrieben hat: schon die Schreibung mit Bindestrich zeigt, daß Rostand richtig zerlegt. Ein komischer Effekt ist gewollt, wie etwa wenn *der l'Amour* einem deutsch radebrechenden Franzosen in den Mund gelegt wird. Es genügt nicht, S. 45 ein *oiselle* bei Rostand und einem von Nyrop II, 275 angeführten Schriftsteller als Fem. von *oiseau* einfach mit dem *oiselle* in Rabelais' Kalauer (V, 7) *si les autres sont dams oiseaux, elle me semble dame oiselle* (nicht *elle me semble oiselle*, wie Verf. zitiert!) zusammenzustellen: wir haben hier nicht ein Wort, das 'seit dem 16. Jahrhundert belegt ist', mein lieber von Historismus angekränkelter Freund, sondern eine Augenblicksbildung, die in ihrer Genesis (*dame oiselle* aus *damoiselle* mußte sich nach einem in *dam oiseau* zerlegten *damoiseau* von selbst einstellen, das *oiselle* ist also nur in *damoiselle* hineingedeutet) von dem modernen movierten Feminin verschieden ist. Es ist nicht schon eine Leistung, die Onomatopöien bei Rostand zusammenzustellen, man müßte untersuchen, ob Rostand in seinen Lautübersetzungen von Geräuschen originell oder von einer Tradition abhängig ist, ob er nur die Dynamik der Geräusche übertreibend wiedergibt oder sie in ihrer Eigenart hört: das S. 29 für das Summen der Bienen und Hummeln erwähnte *frrt!* gebraucht z. B. Daudet für plötzliches Verschwinden von Kaninchen ('husch') in *Contes de mon moulin*.

Eine stilistische Betrachtung sollte vor allem in gutem Stil geschrieben werden — aber was soll man von klugschwätzerischen Moralraisonnements halten wie dem folgenden? (S. 10): 'Man kann ja schließlich auch annehmen, und diese Vermutung werden wir noch durch viele Beispiele bestätigt sehen, daß Rostand in voller Kenntnis dessen [der Unverständlichkeit der Archaismen] zu diesen Ausdrücken gegriffen hat, um sich gerade dadurch einen gewissen Anschein zu geben und um seine Eigenart auf diese Weise besonders zu betonen, denn um ein Lokalkolorit zu schaffen, bedarf es gewiß in manchen Fällen archaischer Wörter, aber man darf dabei nicht so weit gehen wie Rostand.' Oder man beachte die sonderbare Syntax eines Satzes wie (S. 46) 'von *voie* leitete man *voyou*, pöbelhaft, ab, als Bezeichnung für die, die sich darauf (!) herumtreiben', oder (S. 50): 'Es [das Wort *enfantissime*] wird zwar von dem italienischen Händler Squarciafico gebraucht und soll wohl gerade für diesen bezeichnend sein, aber das ist doch nicht Grund genug, die Anwendung in diesem Stücke unter den angegebenen Umständen zu rechtfertigen. Maßgebend dafür mag wohl gewesen sein, daß *enfantissime* heute den Franzosen durchaus archaisch klingt, und warum er (!) Archaismen in diesen Stücken verwendet, ist ja schon früher dargelegt worden.' Rostand, auf den sich das 'er' bezieht, ist aber zuletzt S. 49 erwähnt. Das Stilmonstrum 'Fremdwörtliches' (wenn schon, warum nicht 'Fremdwortliches'?) wird man oben bemerkt haben. Die Rüge solcher Stilverwahrlosung mag mir nicht als Schulmeisterkleinlichkeit ausgelegt werden — wir müssen uns doch wahrhaftig vor den stilistisch hochkultivierten Franzosen schämen, wenn wir über die Meisterwerke ihrer Literatur in einem Handwerkerdeutsch radebrechen!

Auch des Verf. französisches Sprachgefühl ist noch nicht genügend geschärft: ist *fantaisiste* (S. 42) wirklich 'noch nicht in der Sprache heimisch geworden'? S. 55 erkennt Beutler in der Orthographie *tetter* 'saugen' nicht das gewöhnliche französische Wort *téter*. Die hübsche Wendung [der *Coq de Bagdad* ist] *Très Mille et Une Nuits* (Chantecler III, 132) wird auf folgende schwerfällige Art analysiert: 'es wird mit dieser kurzen Nebeneinanderstellung trefflich die fabelhafte, an die Märchen von 1001 Nacht erinnernde Pracht des Hahnes geschildert; den äußeren Anlaß zu dem Bilde bot sein Name.' Nein, nicht auf den mit diesen Worten bedachten Hahn, sondern

auf den diese Worte sprechenden Pfau kommt es an: in ausgezeichneter indirekter Charakteristik wird diesem Vertreter des Salonsnobismus eine gewisse Verschwendungssucht mit lobenden Epitheta zugeschrieben, dabei aber auch ein Bildungsprunken, das sich in weithergeholten, feine Bildung beweisen sollenden Vergleichen gefällt: anstatt *très chic* muß der Pfau *très Mille et Une nuits* sagen, weil das origineller und sprachlich auffälliger ist (der Typus *il est très homme de bien* wird ja noch als Neuerung empfunden). Beutler hat zu wenig beachtet, daß der *Chantecler* neben einer Gesellschaftssatire auch Satire auf die Sprechweise der modischen Kreise sein will, wie auch aus den Ausfällen über das *on*, über *tu parles* etc. hervorgeht. Ganz mißlungen ist S. 57 die Bemerkung über *cocodrille*, das im *Chantecler* in einer den Stamm von *coq* variierenden Litanei steht: 'Aus der von Rostand so häufig verwendeten Vorsilbe *coco-* und dem Substantiv *drille*, alter Sünder, entstand *cocodrille* mit derselben Bedeutung.' *Drille* bedeutet erstens Bursche, und nur *vieux drille* wird von Sachs-Villatte u. a. mit 'alter Sünder' übersetzt — und zweitens handelt es sich natürlich um das ital. *cocodrillo*, das wegen seines Anklangs an *coq* hier erscheint. Die Wege der Philologen sind oft wunderbar!

Trotz der vielen Mängel des Werkes, die meist an dem Dissertationscharakter liegen, bleibt die Tatsache, daß eine derartig stilistisch-lexikalische Arbeit, eine solche exakte Untersuchung der Sprache eines Dichters, geschrieben wurde, ein rühmenswertes Faktum.

Wien. Leo Spitzer.

Karl Voßler, Italienische Literatur der Gegenwart von der Romantik zum Futurismus. Heidelberg, Winter, 1914. 144 S.

Voßlers farbenprächtige, geistreiche Vorträge über die italienischen Dichter der Neuzeit bilden ein schönes Gegenstück zu Croces Aufsätzen über die zeitgenössischen Schriftsteller seines Vaterlandes, die auch unlängst in zwei Bänden gesammelt erschienen sind. Sie treffen eine Auswahl des Bezeichnendsten aus der Fülle der Erscheinungen und arbeiten die einzelnen Dichterpersönlichkeiten scharf heraus.

Das erste Kapitel ist Manzoni und Leopardi gewidmet, zwei gewaltigen Gegensätzen in Charakter und Lebensauffassung, mit sicheren Strichen gezeichnet, und ihnen folgt im zweiten Kapitel Carducci, welcher der neuzeitigen demokratisch-nationalen Dichtung ihren klassischen, kirchenfeindlichen Stempel aufgedrückt hat. Sein Entwicklungsgang wird sehr lehrreich vorgeführt, und es wird aufgezeigt, warum seine Dichtung, die weit mehr fein ausgebildete, vaterländisch umgrenzte Kunst als allgemein menschlich ergreifendes Erlebnis ist, über die Grenzen Italiens hinaus nicht wirken kann. In Italien selbst hat sie freilich viele Nachahmer gefunden. Das vierte Kapitel nennt einige davon und geißelt den längst vergessenen, zynischen Olindo Guerrini nach Gebühr. Dann geht es zu Fogazzaro über, dem an Manzoni anknüpfenden, die modernistische Weltanschauung vertretenden, philosopisch unklaren und doch uns Deutschen so anheimelnden liebenswürdigen Schwärmer, dem das Meisterwerk *Piccolo mondo antico* (1896) gelang. Seiner Wesensart ist Voßler mit besonderer Liebe und Feinfühligkeit nachgegangen. Von sonstigen Neuromantikern erwähnt das vierte Kapitel einige wenige mit Namen und kurzer Kennzeichnung, um desto eingehender deren der naturwissenschaftlichen Weltanschauung entsprossenen Gegner und Erben, die Veristen, zu betrachten. Der Verismus gewann mit Verga in Italien Heimatrecht, und ihm huldigten außer diesem hier fein gekennzeichneten Meister der Erzählungskunst viele Talente, teils auch in ihren heimischen Dialekten. Von diesen werden der gemütvolle Neapolitaner Salvatore di Gia-

como, dem Voßler 1908 schon ein besonderes Büchlein gewidmet hat, der tiefe Cesare Pascarella und der ältere Belli eingehender besprochen. Mit dem Verismus hängt auch die Schriftstellerei von Ada Negri und Edmondo de Amicis zusammen. Ada Negris revolutionäre Lyrik ist von vornherein allzu phrasenhaft und prahlerisch, und jede neue Sammlung von Gedichten zeigt größere Schwächen und größere Unsicherheit im Standpunkt. Jüngst hat sich die Dichterin ja gar zum Apostel des wilden und blinden Österreichhasses aufgeschwungen, und das mag in ihrem Vaterlande ihrem sinkenden Ruhme neuen Glanz verleihen, in demselben Maße, wie es uns Deutschen abstoßen und in unserem Urteil über sie bestärken wird. Dem liebenswürdigen, herzensguten Edmondo de Amicis als Volkserzieher und Menschen sind einige schöne Seiten gewidmet.

Das fünfte Kapitel behandelt das Widerspiel des Verismus, das Ästhetentum, und namentlich eingehend seine beiden Hauptvertreter Pascoli und D'Annunzio. Beide werden hart, aber gerecht beurteilt. D'Annunzio ist in Deutschland zwar selten überschätzt worden, und verständige Leser haben sich beim Lesen seiner meisten Werke nie eines gewissen Ekels erwehren können. Es ist aber erfreulich, hier ein so treffendes Bild von der Entwicklung des künstlerisch hochveranlagten, aber menschlich so tiefstehenden Mannes von den ersten vielversprechenden Schöpfungen bis zu seinem jetzigen Virtuosentum und Scharlatanismus zu erhalten. Mit Recht wird dem Lüstling tieferes Seelenleben abgesprochen. Die Grundstimmung aller seiner Schöpfungen ist immer die gleiche schrankenlose Sinnlichkeit. Die Verschiedenheit der äußeren Formen seiner Erzeugnisse rührt nur von der jeweilig in der europäischen Literatur herrschenden Mode her: Verismus, Tolstoismus, unverstandenem Nietzschianismus. Als Bühnenschriftsteller hat D'Annunzio ganz versagt, als vaterländischer Dichter ist er einer der schlimmsten Phrasendrescher und hat mit Ada Negri den Deutschenhaß gemein. Deutsches Wesen und deutsche Bildung würden ihm allerdings wohl selbst dann, wenn er sich Mühe gäbe, sie zu verstehen, ein Buch mit sieben Siegeln bleiben. Wenige Worte beißenden Spottes hat Voßler dann noch für die Futuristen, die jüngste Blüte am Baume der Pascoli und D'Annunzio, die sich um Marinetti scharen und einen lächerlichen Panitalianismus predigen. Gewänne dieser Geist wirklich die Oberhand im Lande, so könnte er ihm zum großen Unheil gereichen.

Das sechste und letzte Kapitel aber zeigt, wie das Ästhetentum ein Gutes gehabt hat, die Förderung der Ästhetik und Kunstkritik, und schildert danach den Entwicklungsgang von Benedetto Croce bis zur Gegenwart und sein auf der Ästhetik aufgebautes philosophisches System. Eine kurze Bibliographie schließt den Band ab, der auch hübsch gedruckt ist und nur wenig Druckfehler enthält. Zu dem 'einsamen Sperling' S. 23 vgl. 'Deutsche Literaturzeitung' 1899, Sp. 387.

Halle, 10. März 1915. Berthold Wiese.

N. Serban, Leopardi sentimental. Essai de psychologie leopardienne, suivi du Journal d'amour inédit en français. Paris, Champion, 1913. 247 S. Fr. 3,50.

In diesem dritten Beitrag will der eifrige rumänische Leopardiforscher eine Antwort geben auf die Fragen (S. 10), warum L. so unglücklich gewesen, warum er die Menschen, trotz seines Verlangens nach ihrer Liebe, verschmähte, warum die Natur, die er so meisterhaft beschrieb, seine Leiden nicht zu lindern vermochte, warum die verzweifelte Liebe zu seinem Vaterland sich nicht in die Tat umzusetzen wußte, warum er endlich sich so

sehr abseits von seinen Zeitgenossen hielt, obwohl er sich über seine moralische Einsamkeit beklagte? Beurteile man doch bisher (S. 15) den Dichter von einem bestimmten Gesichtspunkt aus, als Katholik oder Freigeist, als Philosoph oder Literat, als Arzt oder Dichter, als Mann oder Weib, als Italiener oder Ausländer. Überall werde das Gefühl zu wenig berücksichtigt, das der Verf. in einer Einleitung glücklich definiert und von dem er weiter behauptet, daß es schon mit der Kindheit beginne und erblich sei. Dementsprechend werden nun im ersten 'Buche' die sentimentalen Anlagen von L.s Vater im Gegensatz zur gefühllosen Mutter, die erotischen Anwandlungen bei den Geschwistern nachgewiesen, worauf ein Bild von Giacomos erster und letzter Leidenschaft (zu Geltrude Cassi und zu Fanny Targioni-Tozzetti), dazwischen von kleineren Schwärmereien, wie man das nicht ganz zutreffende *Amourettes* wohl auffassen muß, sich entrollt. Das Buch schließt ab mit einer Betrachtung über *Amour et Sentimentalisme*, d. h. über den zweiten als Folge der ersteren. Wie der liebebedürftige Dichter, von den Frauen abgelehnt, in der Erinnerung und im *Vague* mit seinen eigenen Gefühlen gleichsam kokettiert, alles, auch das Studium, den Frauen zu Gefallen zuschneidet, *sexualise*, und sich nur für seine eigene Lebensgeschichte interessiert, das wird hier anschaulich vorgeführt. Im zweiten Teil der Studie erfahren wir einiges über L.s Verhältnis zur Natur, das von vielen zu wenig beachtet, von G. Sergi geradezu unterschätzt worden sei, indem nach ihm der Dichter die Natur gar nicht gesehen, an einer Art *Myopie mentale* gelitten, die ihn hinderte, die äußere Welt zu erfassen. L. habe im Gegenteil die Natur wohl geschaut, aber mehr unbestimmt, mehr dunkel als hell, und seinen eigenen Zustand hineinprojiziert. Mit ihren Geheimnissen habe sie ihn erfüllt und ihn schließlich in l'Infinito sagen lassen: *Così tra questa Immensità s'annega il pensier mio: E il naufragar m'è dolce in questo mare.* Daraus ergibt sich für Serban auch die Ästhetik L.s: sein mangelhaftes Verständnis für die bildenden Künste, besonders für deren Schönheit, denn (S. 123) *une statue ne vaut pas à ses yeux le sourire d'une jeune fille*, die Vorliebe für Musik wegen ihrer Unbestimmtheit, die Tatsache, daß er von keiner seiner Geliebten ein deutliches Bild gegeben, dagegen immer wieder aus der Erinnerung heraus seine Gefühle in Worte gekleidet habe. — Der Philosoph L. bekehrte sich früh zum vollständigen Atheismus und klagte deshalb die Natur an, die ihn selbst so häßlich, mit ihm aber auch die übrigen Menschen unglücklich gemacht habe, die sich nun zusammen gegen die Natur wehren sollten, anstatt daß (Pensieri I) *il mondo è una lega di birbanti contro gli uomini da bene e di vili contro i generosi*, ein Gedanke, dessen Anwendung sich wenigstens heutzutage ganz von selbst ergibt. So sind die Menschen und das Schicksal schuldig, das letztere, indem es uns, trotz der Vergänglichkeit alles Seins, die Sehnsucht nach der Ewigkeit gegeben: wir sehen der Trennung, dem Tode, dem Nichts nach demselben entgegen, und die Angst vor dem letzteren, die *Noia*, bedrückt am meisten den Gefühlsmenschen. Egoismus und Sentimentalität beherrschen L., seine literarische, ästhetische und politische Konversion entstehen erst aus der sentimentalen, und diese fällt mit dem Wiedersehen seiner ersten Geliebten am 18. Juni 1818 zusammen, da L. sich selbst offenbar wird, zum Bewußtsein seines Unwertes den Frauen gegenüber kommt und nur darum das Leben nicht aufgibt, weil es für ihn und andere und für sein Liebebedürfnis zu nötig ist. In einem Appendice begründet Serban noch die schon von anderer Seite erwiesene Ableitung von Consalvo aus L.s letzter Leidenschaft und sucht die sogenannte Zweite Elegie (*Io qui vagando al limitare intorno*, wie das Fragment der Canti beginnt) an einen Prosaentwurf und damit an den Besuch von Geltrude Cassi im Sommer 1818 anzuknüpfen. Der Anhang schließt mit einer französischen Übertragung des 'Diario d'amore', d. h. der psychologisch so interessanten

Schilderung des ersten Besuches von Geltrude im Dezember 1817, dem wir bekanntlich den 'Primo amore' in den Canti verdanken.

Schon 1878 sagte Paul Heyse in seiner Einleitung zu L.s Gedichten und Prosaschriften: 'Niemand wird das Gedicht 'Consalvo', das unter der Maske einer novellistischen Situation die tiefsten Herzensbekenntnisse des Dichters enthält, lesen, ohne den Eindruck zu empfangen, daß der Verzicht auf Frauenliebe die tiefste Wurzel von L.s trostloser Stimmung der Welt gegenüber war', und nachher im Anschluß an 'A se stesso': 'Diese und ähnliche Ergüsse eines leidenschaftlichen Schmerzes ... Wer könnte sie hören, ohne gegen die feierliche Versicherung desselben Unglücklichen mißtrauisch zu werden: seine philosophischen Ansichten seien nicht das Ergebnis seiner persönlichen Leiden! Von diesem allerdings viel bestrittenen Standpunkt aus begrüßen wir gern den Versuch Serbans, L. als Menschen und Philosophen aus seinem Gefühl, und dieses wieder aus der unerwiderten Liebe zu erklären, aber nur indem wir die folgenden Worte des Verf. (S. 143) unterstreichen: *Aussi bien ne voulons-nous point réduire le génie de L. au seul sentiment (ce serait prendre la partie pour le tout) ni expliquer ce caractère compliqué par ce seul moyen.* Auch scheint der Verf. das sentimentale Milieu der Familie L.s zu sehr betont und dessen so meisterlich malenden Pinsel unterschätzt zu haben, wenn er (S. 133) meint: *En effet, il est à noter tout d'abord que L. ne décrit jamais, il ne fait qu'évoquer. Il estompe les contours et ne se soucie point de la couleur* — wobei er sicherlich nicht an die 'Ruhe nach dem Gewitter' und an den 'Sonnabend auf dem Dorfe' gedacht hat.

München. G. Hartmann.

Berichtigung.

In meinem Aufsatz 'Frz. *allons*' soll es überall selbstverständlich *pluralis majestatis* (nicht *plurale majestatis*), *pluralis inclusivus* etc. heißen.

Leo Spitzer.



